KUNSTWART

JAN 191
3
25 7 C

LIBRARY OF UNIV

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Januarheft 1912

Geselligkeit. Vom Herausgeber 1

Psychologie und Leben. Von Hans Herter 5

Lose Blätter: Bartschs „Deutsches Leid", besprochen von Ezard Nidden, und Proben daraus 8

Rundschau: Von der Zeit ▪ Die Bibel als kulturgeschichtliches Denkmal (Artur Bonus) ▪ Vom „Widerlegen" guter Sprichwörter (Karl Spitteler) ▪ Vom Leben in der Geschichte (Hans Böhm) ▪ Heimatkalender (Ullmann) ▪ Ein Offizierdrama (Friedrich Düsel) ▪ Der „Tegernseer Antichrist" ▪ Festspielkoller (Batka) ▪ Operndeutsch (Erich Band) ▪ Das Denkmal-Unglück am Rhein (Avenarius) ▪ Hans Thoma als Kalendermann (Wilhelm Stapel) ▪ Strandkorb-Zukunftsphantasien ▪ Poesie und Gesundheitskaffee ▪ Unbequeme Menschen ▪ Fachleute (Fritz Müller) ▪ „Aus dem Gerichtssaal" (Franz Kalkmann) ▪ Doppelte Moral (Flosculus) ▪ Wintersport als Mode (Lehner) ▪ „Schülerjahre" (Ullmann) ▪ Arbeit am Einzelnen ▪ Unser Wandkalender für 1912 ▪ Zu Neujahr (Gottfried Keller) 31

Bilder u. Noten: Hugo Baar, Stramberg mit Kotouc; P. Leschhorn, Tannen im Nebel; Walter Klemm, Eisläufer; Großstadt; Hans Thoma, März; Jahresregent Mond; im Text: Haus Thoma, Der Stier; Die Jungfrau ▪ Paul Umlauft, Die Fei

XXV | MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY | 7·

Schmelzberg 27 Privatschule.

Reform-Gymnasium Zürich.

Schweizerische pädagogische Reformschule

(auch für Mädchen).

1. Die Schule enthält Gymnasium, Realgymnasium und Industrieschule (Oberrealschule). Sie bereitet für das schweiz., reichsdeutsche und österr. Abitur, ferner für das Polytechnikum in Zürich vor.
2. Für Erwachsene, welche die Abitur nachholen wollen, ist die Organisation der Schule besonders geeignet.

Der Rektor:
Dr. Rudolph Laemmel.

Gartenmöbel

BERZ & SCHWEDE

Entwurf und Ausführung von Park- und Gartenanlagen. Volkstümliche Grabmalkunst. Gartenmöbel.

Zehnte Ausgabe „Gartenbaukunst" illustriert auf gef. Verlangen.

INH: MR. O. BERZ. STUTTGART.

Gartenmöbel

ZUG (zwischen Zürich und Luzern, Gotthardbahn) Schweiz.

Internationales Töchter-Pensionat „Athene"

In herrlicher, gesunder Gegend, inmitten prächtigen Parkes, Spielplätzen, mustergiltig eingerichtete Besitzung, Turnhalle, Bade- und Bootshaus. Wintersport. Moderne Sprachen. Besondere Pflege der französischen und der deutschen Sprache (reines Deutsch). Individueller Unterricht. Künstlicher. Beste Referenzen von dankbaren Eltern. Illustrierte Prospekte durch die Direktion. — Pensionspreis: Fr. 1200.— bis Fr. 1400.— pr. Schuljahr (10 Monate).

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Univ. of California

Fünfundzwanzigster Jahrgang, zweites Viertel
Januar bis März 1912

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.[illegible]/2

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze“ und die „Rundschauaufsätze“ sind nach dem Erscheinen, die „Losen Blätter“, „Vollbilder“ und „Noten“ nach dem Alphabet geordnet.

Größere Aufsätze

Geselligkeit (Avenarius) 7 1
Psychologie und Leben (Herter) 7 5
Friedrich. Zum 24. Januar 1912 (Avenarius) 8 73
Nach den Wahlen (Avenarius) 9 153
Vortragsbildung. Ein Gespräch (von Beaulieu) 9 156
Gunnar Heibergs Dramen (Nidden) 9 159
„Erzieher“ und „Weltmann“ (Erdmann) 10 217
Deutsch-jüdischer Parnaß (Goldstein) 11 281
Was ist uns die Edda? 11 295
Talente. Auch etwas zur Berufswahl (Avenarius) 12 361
Tolstoi und sein Nachlaß (Schumann) 12 364

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Von der Zeit 7 51
Fromme Wünsche 8 119
Sachlichkeit 9 172
Vom Paradox 9 175
Leben und Gespenster 10 238
Von der „Nachwelt“ 11 312
Menschen und Einrichtungen 12 382

Vom Ausland

Sozialer Ästhetismus 11 345

Bildung und Schule

„Schülerjahre“ 7 66
Arbeit am Einzelnen 7 68
Heimatpädagogik 8 147
Auslese- oder Berechtigungsschule? 9 211
Sprachverbildung 9 215
Schulkampf und Verantwortung 10 272
Förderklassen 11 352
„Was sollen unsere Jungen lesen?“ 11 357
Haus und Leben als Erziehungsmächte 11 357
Grundsätzliches über Volksschulgesetzgebung 12 420
Das Dorfkasino 12 426

Gesellschaft

Unbequeme Menschen 7 59
Fachleute 7 61
Politik und Kultur 8 139
Von der byzantinischen Krankheit 8 141
Volkskunst 9 203
Agrarischer Sozialismus 10 262
Vom Wettbewerbe zwischen Staaten 11 337
„Weiter-Stiftungen“ der Nobelpreisträger 12 410
Genie stellenfrei 12 410

Handel und Gewerbe

Poesie und Gesundheitskaffee 7 59
Staatsschulden und Betriebserweiterungen 8 137
Alte Übel in neuer Gestalt 10 260
Zur Dilettanten-Ausbeutung 11 337

Heer und Flotte

Besseres Deutsch im Heer 11 347
Den Schund aus den Kasernen! 12 414

Heimatpflege

Das Dorf auf dem Dache 10 258

Körperpflege

Wintersport als Mode 7 64

243331

Digitized by Google

Pöbelboxen und Boxersport 9 210

Angewandte Kunst

Potsdamer Spaziergang 8 155
Die Reform der Baugewerkschulen 9 192
Zum Dresdner Theaterplatz 10 256
„Der gedeckte Tisch“ 11 334
Nochmals der Dresdner Theaterplatz 12 407
Zu A. E. Brinckmanns „Deutscher Stadtbaukunst in der Vergangenheit“ 12 409
Beispiel und Gegenbeispiel 12 410

Bildende Kunst

Das Denkmal-Unglück am Rhein 7 51
Hans Thoma als Kalendermann 7 55
Warum bilden wir nicht häufiger Plastik ab? 8 154
Heinrich Füßli 9 191
Albert Welti 10 255
Rudolf Münger 11 326
„Die Plastik“ 11 333
Bildnisse des Rembrandtdeutschen 12 397
Eberleins Nationaldenkmal für Santiago 12 401
Zeichnung und Griffelkunst 12 402

Literatur

Vom Leben in der Geschichte 7 56
Heimatkalender 7 59
Halbe als Prosaiker 8 123
Dickens 9 178
Felix Dahn † 9 179
Seegeschichten von Poeck, Seeliger und Frenssen 9 180
Über die Schillerstiftung 9 185
Lyrische Prosa (Reisiger, Strauß, Braun) 10 240
„Tragödie oder Komödie?“ 10 244
Spielerische, künstliche und kunstvolle Prosa (Schäfer, Stössl, Wassermann, Ludwig, von Molo) 11 315
Hermann Bang 11 320
Romandichtung (Gjellerup, Ilg, Ertl, Braum) 12 385

Mann und Weib

Die Landpflegerin 8 144
Zum Thema: Frauenbewegung und Politik 9 207
Soziale Frauenbildung 10 268
Eros 11 347
Frauenleben und Berufsarbeit 12 416
Wann sind Sie geboren, Fräulein? 12 420

Musik

Festspielkoller 7 44
Operndeutsch 7 45
Friedrich als Musiker 8 151
Saison- oder Repertoirebühne? 9 188
Kein Führer zur Gesangliteratur 9 191
„Der Schmuck der Madonna“ 10 252
Die Operette mit Tränensalz 10 254
Bachs Goldbergvariationen 10 255
Eugen d'Alberts „Verschenkte Frau“ 11 325
Musikalische Stunden mit Goethe 11 324
Vom deutschen Liedergesang 12 394
Felix Draesekes „Christus“ 12 397

Naturschutz

Strandkorb-Zukunftsphantasien 7 54
Amerikanischer Vogelschutz 10 258
„Baumlisten“ 11 336

Vom Recht

„Aus dem Gerichtssaal“ 7 62
Nochmals vom „Untertanen“ 9 205
Ein besondres deutsches Jugendgesetz 11 341
Wirkt das Referendum auch konservativ? 12 411
Heilerziehung statt Strafe 12 412

Religiöses Leben

Die Bibel als kulturgeschichtliches Denkmal 7 52 8 121

Von der Sprache

Vom „Widerlegen“ guter Sprichwörter 7 54
Ausspracherei 9 176
Schriftspracherei 11 314

Zu den Tageserörterungen

Doppelte Moral 7 65
Die Wahlversammlung 8 142
Phrasen 9 205
Warum sie für den Sozialdemokraten stimmten 10 265
„Wahlkampf“ 10 265
Was ist „Realpolitik“? 10 267
Zwei Geschlechter von Politikern 11 341
Vom Kaiserhoch 12 413
Nochmals: vom Stimmen für den Sozialdemokraten 12 414

Digitized by Google

Theater

Berliner Theater:

I: (Ein Offiziersdrama [Unruh]) 7 41
II: (Strindbergs „Scheiterhaufen", Greinzens „Thurnbacherin" und allerlei neue Lustspiele [von Halm und Saudek, Bernard, Rößler]) 8 125
III: (Schmidtbonns „Zorn des Achilles" und Bahrs „Tänzchen") 9 184
IV: (Lauffs „Großer König", Neues von Schmidt und Ilgenstein, und Peter Nansen) 10 248
V: (Tolstois „Licht in der Finsternis", Strindbergs „Königin Christine"; Lustspiele, Komödien und Schwänke [Shakespere, Schnitzler, Friedmann-Frederich, Hennequin]) 12 590

Münchner Theater:

I: (Der „Tegernseer Antichrist") 7 45
II: (Wedekinds „Oaha", Bernsteins „Endlich allein!", Kosors „Brand der Leidenschaften" und zwei Ausgrabungen [Lenz, Müller]) 8 127
III: (Max Halbes „Ring des Gauklers") 9 187
IV: (Heyses „schwerste Pflicht") 11 322
V: Schanderls „Nachtrab" 12 592

Wiener Theater:

(Maeterlincks „Blauer Vogel") 10 250

Verfassermasken auf der Bühne 11 321
Altes Ballett und Ausdruckstanz 12 593

Unter uns

Unser Wandkalender für 1912 7 69
Kürzer! 8 149
Gertrud Stamm 9 214
Kleine Ergänzungen 9 215
Karl Fröhlichs „Schattenliliput" 10 277
Die weibliche Handarbeit in Schule und Haus 11 359
Geschenke zur Einsegnung 12 427

Lebende Worte

Zu Neujahr 7 69
Die Triebfedern 8 149
Selbstverwaltung öffentlicher Angelegenheiten 9 215
G. C. Lichtenberg zu den Wahlen 10 278
Angreifen oder eingreifen 11 359
Wach bleiben 12 431

Lose Blätter

Bartsch, Rudolf Hans: Aus dem „Deutschen Leid" 7 8
Aus der Edda (in neuen Verdeutschungen von Leopold Weber) 11 296
Von Friedrich dem Großen und über ihn 8 95
Heiberg, Gunnar: Aus der „Tragödie der Liebe" 9 162
Reisiger, Hans: Die Verlobte 10 228
Tolstoi, Leo: Aus seinen Briefen und den Dichtungen des Nachlasses 12 570

Bilder

Vollbilder: Heft

Baar, Hugo: Stramberg mit Kotouc 7
Friedrichs des Großen Totenmaske 8
Frisch, C.: Bildnis Friedrichs des Großen 8
Füßli, Johann Heinrich: Die Hexe 9
— Allegorie 9
Haider, Karl: Bildnis Langbehns 12
Kampmann, Gustav: Hagelschauer 11
Klemm, Walter: Eisläufer 7
— Großstadt 7
— Hasen im Schnee 10
Leibl, Wilhelm: Bildnis Langbehns 12
— Die Hand Langbehns 12
Leschhorn, Paul: Tannen im Nebel 7
Mannfeld, Bernhard: Gruft Friedrichs des Großen 8

Digitized by Google

	Heft
Menzel, Adolf: Bildnis Friedrichs des Großen	8
— Friedrich der Große am Sarge des Großen Kurfürsten	8
— Begegnung Friedrichs des Großen mit Joseph II.	8
Noske, Hugo: Schönbrunn	10
Pohle, Carla: Radierung	9
Thoma, Hans: März	7
— Jahresregent Mond	7
— Bildnis Langbehns	12
Welti, Albert: Die Einsiedler	10

Illustrationsbeilagen:

Fröhlich, Karl: Zehn Silhouetten zu dem Beitrage: „Schattenliliput“	10
Kiß, August: Das Friedrich-Denkmal in Breslau (in vier Ansichten)	8
Stamm, Gertrud: Neun Silhouetten	9
Sechzehn Abbildungen zu dem Beitrage: „Die Plastik“	11
Vierzehn Abbildungen aus A. E. Brinckmanns „Deutscher Stadtbaukunst“	12

	Heft
Textbilder usw.:	
Braune, Hugo L.: Kampf auf der Heide	12
Cissarz, J. V.: Am Meer	9
Diez, Julius: Rübezahl	9
Gradl, Hermann: Im alten Gäßchen	9
Kampmann, Gustav: Aufgehender Mond	12
Menzel, Adolf: Zwölf Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen	8
— Übersichtsblatt zu der „Begegnung Friedrichs des Großen mit Joseph II.“	8
Münger, Rudolf: Dreizehn Federzeichnungen	11
Slevogt, Max: Sieben auf einen Streich	9
Thoma, Hans: Der Stier (Himmelszeichen)	7
— Die Jungfrau (Himmelszeichen)	7
Drei Handschriftproben Friedrichs des Großen	8
Eine Skizze zu dem Beitrage: „Zum Dresdner Theaterplatz“	10

Noten

	Heft
Altdeutsche Volksballade: Der Brautmörder	12
Friedrich der Große: Parademarsch	8
Hasse, Adolf: Adagio	8
Loewe, Karl: Fridericus Rex	8
Niemann, Walter: Im tiefen Walde	10
— Nordseelandschaft	10
Norwegisches Volkslied: Trutzliedchen	11
Schubert, Franz: Wildbacher Ländler	12
Schwedisches Volkslied: O Wermeland	11
Streicher, Theodor: Fragment aus „Auerbachs Keller“	9
Umlauft, Paul: Die Fei	7

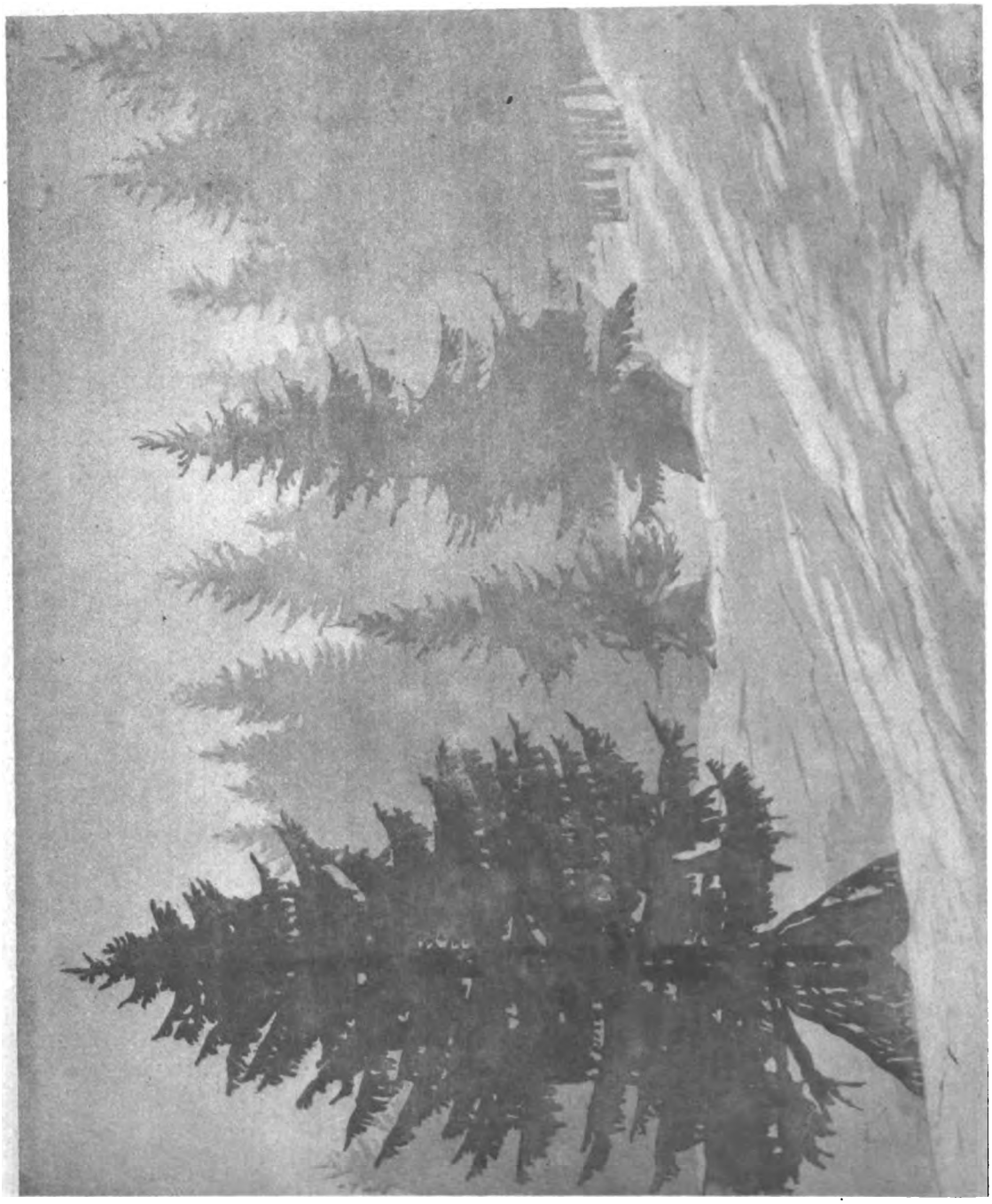
Dem ersten Januarheft ist der Kunstwart-Kalender für 1912 beigegeben worden, der nach einer Originalzeichnung von Rudolf Sieck reproduziert wurde.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA



UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Hugo Baur

Digitized by Google

Univ. of California

Jahrg. 25 Erstes Januarheft 1912 Heft 7

Geselligkeit

Jeder weiß davon, wie der gute Nasreddin einen europäischen Ball besah. Er verwunderte sich. Gefragt, warum: „Weil sie alle mittanzen. Bei uns zu Lande läßt man sich was vortanzen, das ist bequemer.“ Hat er in Europa Schule gemacht? Jetzt läßt man sich auch bei uns in Gesellschaften gegen Bezahlung vortanzen, vorgeigen, vorsingen, vordeklamieren. Herren zum Dekorieren und Damen zum Arrangieren sind gleichfalls gegen bar zu bekommen. Neben dem Chef de cuisine, der Chef kurzweg heißt, weil er der eigentliche Chef der Gesellschaft ist, wird auch von den Nebenpersonen, als Grafen, Literaten, Künstlern alles Nötige gegen Nota geliefert.

Zwar würde ja kaum „wissenschaftlich“ handeln, wer die Kreise als charakteristisch für unsere Zivilisation bespräche, in denen Metternich junior seine freien Stunden verbrachte. Berlin WW schwimmt nur sporadisch wie Fettaugen auf der Zivilisationssuppe Berlin W, die als Ganzes kräftiger ist als ihr Ruf. Die Gesellschaften von Berlin WW sind also fürs Reich nicht typisch, zugegeben. Aber es gibt zweierlei Sorten von Ausnahmemäßigem, von Anormalem. Solches, gegen die Tendenz der Norm und solches, das diese Tendenz übertreibt. Wollen wir bestreiten, daß die Geselligkeit von Berlin WW sich nicht entgegengesetzt, sondern nur übertreibend zu der Geselligkeit unsrer Gesellschaft überhaupt verhält? In kleinen Kreisen werden bewußt Versuche gemacht, wider den Stachel zu lecken. Wo man aber unsre Geselligkeit sich selbst überließ, da entwickelte sie sich überall so: die Hauptmasse der Teilnehmer der eigenen Tätigkeit zu entheben, mit Raum, Beleuchtung, Speise und Trank auch die Unterhaltung fertig zum Genuß zu servieren. Einzelne nur haben für die Unterhaltung zu „sorgen“. Dann ist nur konsequent und ganz in der Ordnung, daß man diese „Sorgenden“ auch bezahlt. Und wenn die Teilnehmer das, weswegen sie kommen, nicht jeder zu seinem Teile mitbringen, so wird der Wirt der beste sein, der's möglichst reich gibt: der Luxus geht also mit dieser Entwickelung Hand in Hand. Das Wesentliche jedoch macht sich über die eigentlichen „Gesellschaften“ hinaus bemerkbar. Nach „unten“ hin: unsre Volksfeste werden in immer höherem Grade Schaustellungen, Vorführungen, die eigentliche Mitwirkung der Teilnehmer, noch keineswegs überall erloschen, tritt zurück. Ebenso, versteht sich, nach „oben“ hin. „Abende“ entwickeln sich auch in Privathäusern, bei denen einige wenige Leute mit Vorträgen usw. mit oder ohne Entschädigung so gut wie allein die Unterhaltung bestreiten. Und unsre meisten literarischen Vereine sind schon seit lange nicht mehr auf eine gemeinsame Pflege der Literatur, sondern darauf gestellt, daß man sich von Namhaften was vorreden läßt. Nur der eigentliche Ball und was dem „Zusammenführen der jungen Leute“ dient, bleibt im Dienste des höheren Zwecks von solchen Wegen abseits.

Wollen wir dieser Geselligkeit Bilder aus der alten gegenüberstellen? Bilder aus der Kulturfeinheit der Jahre vor der französischen

Digitized by Google

Revolution? Bilder aus der Goethezeit? Bilder aus den Biedermeier-Salons und den folgenden bis in die sechziger Jahre hinein? Bilder noch aus der Zeit unmittelbar vor dem großen Kriege? Vielleicht, daß uns allzu schön erschiene, was wir ja doch nicht aus photographischer, sondern aus irgendwie künstlerischer Spiegelung kennen! Besser, wir fragen uns einmal: was kann überhaupt Geselligkeit als solche bieten? Geselligkeit also, die keinem Zweck außerhalb ihrer selbst dient, nicht dem Flirten und nicht dem Bekanntschaftenmachen, nicht der „Abfütterung" und dem „Lancieren", nicht der Karriere und nicht dem Geschäft, nicht dem Zeittotschlagen und nicht der Belehrung — Geselligkeit, nochmals betont: als solche. Geselligkeit als ein zwangloses Beisammensein verschiedener Menschen, die einander auf erfreuliche Weise geben wollen, was sich auf den andern Wegen menschlichen Verkehrs nicht vermitteln läßt.

Ich habe ein Buch gelesen und mir meine Auffassung davon gebildet. Da treff ich einen Freund mit seiner Frau, sie kennen es auch, wir sprechen darüber. Sie beurteilen es anders, als ich. Läse ich zwei Rezensionen Andersdenkender, würde ich gleichfalls zwei abweichende Meinungen hören, vielleicht sachlicher geformte und besser begründete. Aber ich könnte nicht darauf antworten und nochmals antworten hören. Wenn ich das etwa mit vielen zusammen in einem Diskussionsabend täte, so verböte wieder die Rücksicht auf die Zuhörer ein allzu subjektives Erörtern dessen, was mich und was sie bewegt. Gerade dieses Subjektive jedoch hat nicht nur Reize, es hat auch Werte: eben, daß meine zwei nicht wohlüberlegt, sondern nur nach dem Eindruck und aus dem Stegreif ganz unter uns sprechen, gerade, daß sie sich gehen lassen, gibt unsrer Unterhaltung nichts von höherem, aber etwas von anderem, von besonderem Wert. Daß ich das, daß er jenes, daß sie ein andres betont, wirft neue Schlaglichter nicht nur auf die Sache, auch auf uns, und Gebärde, Miene, Blick kommt dazu. Das „Unaussprechliche" ist unter uns, webt unter uns. Es wächst, wenn weitere Menschen dazu treten, so lange sich das Gespinst noch auf alle erstrecken kann. Zwischen der Zahl der Grazien und der Musen, meinten die Alten, — und bewiesen damit, wie hoch in ihrer Geister-Geselligkeit das intim Persönliche Ausdruck und Aufnahme fand. Sollen Werte gepflegt werden, die in austauschbarer Weise vielen eignen, wie bei Tanz und Spiel, kann die Zahl der Teilnehmer wachsen, können sogar mit dem Sichlösen kleinerer Kreise aus den größeren und ihrem Wiederzusammenkommen (zwischen Alter und Jugend etwa) neue Reize erstehn. Der besondre Wert aller Geselligkeit aber liegt doch auch hier beim zwanglosen Mitteilen von Eigentümlichkeiten im Erfahren und Wissen, im Denken und Fühlen, in einem Erleben der verschiedenen Ichs, das uns ergänzt und bereichert, anregt und belebt. Sieht eine Anzahl von Versammelten das Wesentliche der Unterhaltung darin, daß sie sich von Unterhaltern etwas vormachen läßt, so fällt mit der Wechselwirkung von Mensch zu Mensch der eigentliche, der spezifische Wert der Geselligkeit überhaupt weg.

Fehlt es ihr aber an Übung, so verkümmert nicht nur sie, sondern auch der Sinn für sie, die Fähigkeit, sie aufzunehmen und zu pflegen.

Digitized by Google

Es ist wohl kaum zu bestreiten, daß wir auch in einer solchen Entwicklung schon stehn. Wir haben schon viele, denen ganz das Bewußtsein fehlt: besuchst du eine Gesellschaft, so mußt du dich ihr „gesellen", so bist du verpflichtet, zu ihr „beizutragen". Privatunterhaltungen zwischen zwei Tischnachbarn sind bei uns auch in gebildeten Kreisen so wenig selten, daß mitunter das Tischgespräch überhaupt nur aus Einzelunterhaltungen besteht, bei dem allgemeinen gleichzeitigen Reden werden diese zumal unter Alkohol und wachsender „Begessenheit" (wie Kretzer einmal sagt) selbst in guten Kreisen zum Geschrei. Es trägt ja, wer bei einem feinen Gespräche andrer schweigt, auch zur gemeinsamen Unterhaltung mehr bei, als wer dazwischenredet. Wir haben eine Menge erstarrter Formalitäten, mit der Gesellschaftsform aber sieht's übel aus. Übel mit der Kunst, das Wesen der geselligen Stunde zu gestalten. Auch hier ward, wie bei Städtebau und Wohnkunst, die alte Überlieferung zerrissen, und die Neuzeit hat sich noch keine gebildet. Wo sollte sie sich bilden? Wieviel feinere Geselligkeit haben wir denn, die nicht irgendeinen ausgesprochenen oder verschwiegenen Zweck hat, die nur um ihrer selbst willen besucht und deshalb als solche kultiviert, gepflegt wird?

Mitunter kommt einem sogar die Frage: wäre diese ganze sogenannte Geselligkeit möglich, wenn wir noch viele Menschen hätten, die den Wert einer echten und feinen auch nur kennen? Bei Diners und Soupers, bei „Frackgesellschaften" habe ich für mein Teil sie in meinem ganzen Leben nur zwei oder drei Male gefunden. In Wirtschaften von dreißig Fällen vielleicht einmal, durch irgendeinen Zufallsfunken entzündet. Mitunter, wo sie keiner erhoffte: in einem Gasthause auf dem Berge, in einer Kajüte auf der See, zwischen Wildfremden war sie da. Am häufigsten im behaglichen Freundeszimmer, bei bescheiden gedecktem Tisch oder im Plauderwinkel nachher. Aber den schönsten dieser Erholungsstunden danke ich und dankt wohl jeder, der als Genosse sie mitgenoß, je eine Erinnerung, die in dunkeln Stunden wie Goethes Knabe mit der goldenen Schale zu ihm tritt. Das tiefste Bewußtsein, nicht allein zu sein mit dem, was man im Innersten ist, einer zu sein unter andern, von denen man vielleicht tagüber keinen Schatten sieht, dieses fast religiös stärkende Gefühl vermittelt sie. Daneben hundert minder hohe und doch lebenbejahende, lebenkräftigende sonst. Gefühle, wie sie um Kerners Verse auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes schweben, sind nicht an das Du und Du zu zweit gebannt, sie können sich bis zu dem Schillerschen „Seid umschlungen, Millionen" weiten. Und über den Menschenkreis hinaus zu jener seligen Naturfreude, der das Wort zum Gesang, der Schritt zum Tanze wird und die ganz ohne alle Putzgedanken nach Blumen im Haar verlangt.

Der Geist, der unsre Großen einst zu ihren wundersamen Dichtungen der Geselligkeit stimmte, ist heute noch in der Welt, aber mit den Gesellschaften unsrer Gesellschaft hat er nichts zu tun. Gegen die kann sich der Einzelne, sollte der Laie denken, schützen, indem er nicht hingeht, aber dann bedenkt der Laie die „Rücksichten" nicht, die ein Kapitel für sich bedeuten, ein gewichtiges. Also hat der „Rücksichts-

Digitized by Google

volle“ die Wahl: entweder du verzichtest auf wirkliche Geselligkeit oder du suchst dir außerhalb der sogenannten eine zu bilden. Will er dies, so wird er bedenken müssen: für ermüdete, für „abgerackerte“ Leute gibt es sie ebensowenig, wie es für Tagesinvaliden einen wirklichen Genuß am Drama, am Konzert gibt. Man kann auf dem Polsterstuhl im öffentlichen oder privaten Raume sitzen, freilich, aber Genuß hat man hier wie dort nur bei Beteiligung, und die verlangt immerhin ein gewisses Maß von Kraft. Daß einzelne Gehirnteile abgespannt sein und ausruhen können, während die andern rege sind, bessert die Sache. Immerhin: Geselligkeit nur, wenn man vorher etwas ausruhen kann. Soll sie feinster Art sein, in kleinem Kreise nach dem griechischen Rat. Aber mit der Grazienzahl allein, wenn die Teilnehmer einander schon gut kennen; ist mit irgendwem ein erstes Versuchen dabei, dann lieber näher an die Musenzahl. Die Geladenen zueinander zu stimmen, das ist das schwierigste, ist doppelt schwierig, so lange man eine gesellige Kultur beim Einzelnen nicht voraussetzen kann — wie heute. Eine Geselligkeit ist wertlos, die nach der jetzt so beliebten Art stets auf der Oberfläche bleibt, die das Zeigen der eignen Gedanken, des eignen Selbst wohl gar als Taktlosigkeit empfindet. Kommen Vernünftige zusammen, um aneinander vorbeizureden? Nur, wenn der andre *sich* geben darf, gibt er *mir*, was er geben kann. Fehlt es uns auf der einen Seite an Toleranz, die zu verstehen sucht, um dadurch abzugewinnen, was einer bieten kann, so fehlt's auf der andern freilich an dem Bewußtsein oft, daß Geselligkeit nicht vorzugsweise zum Propagieren da, und daß Bekennen und Auftrumpfen zweierlei. Es sind aber nicht die Meinungsverschiedenheiten, die gute Geselligkeit am häufigsten stören. Schlimmer als ein gelegentliches Gegeneinanderpoltern ist bekanntlich die kühle Luft, die Gezwungenheit, das entwürdigende Sichselbstherabdrücken im Reden, um zu reden, das „Konversationsmachen“. So sei ein Gesetz: niemand zu laden, von dem man nicht weiß, daß ihm Interessen mit den andern Gästen gemeinsam sind, die man dann in irgendeiner Weise zur Anregung benutzen kann. „Fachsimpeln“ ist wieder was andres, gerade der Befreiung vom Fachmenschentum kann gute Geselligkeit helfen. Mit den Unwägbarkeiten der Personalsuggestion allerdings kann niemand rechnen, mit jener eigentümlichen Wirkung des einzelnen auf den andern, die tatsächlich dem Ersten dem Zweiten gegenüber mitunter ein fast fremdes geistiges Gesicht wider Willen und meist ohne Bewußtsein der Veränderung aufzwingt. Aber in einem natürlich freien Kreise lösen sich auch wieder solche Personalsuggestionen am leichtesten auf.

Auch die zwischen „hoch“ und „niedrig“. Daß hier alle „Rangunterschiede“ wegzubleiben haben, wird in der besten Geselligkeit ja schon heute dadurch angedeutet, daß man bei solchem Zusammensein auf jede Titulatur verzichtet. Die's noch anders treiben, mögen sich in England und Frankreich erkundigen, als wie operettenhaft man das dort empfindet. Geselligkeit mit einer andern „Rangordnung“, als die sich am Abende selbst aus Red und Gegenrede entwickelt, ist im Wesen tot. Denn das Leben der Geselligkeit nimmt nichts fertig hin, es *wird* in jedem Augenblick.

Digitized by Google

Ein Gesellschaftswesen, gestellt auf Essen, Trinken, Rauchen, Eitelkeitsmarkt und Renommierkunst, daneben aber auf soundso viele „Zwecke", wird als Gastgeber oder Besucher weiterpflegen, wem's Spaß macht — ein Don Quichotte, wer mit einem „Kampf" dagegen Kraft verbraucht. Wir wollen nur angesichts der jetzt erst recht beginnenden Saison kleine Kreise anregen, unter sich häufiger bewußt eine Auslesegeselligkeit zu versuchen, wie sie seit den athenischen Symposien bei den geistig Anspruchsvollen reger oder stiller gelebt hat. Bewußt zu versuchen, die Vorbedingungen für den feingeselligen Austausch der Persönlichkeitswerte herzustellen. Denn die übliche Art von Gesellschaften löst diese Vorbedingungen auf. Sie verkehrt oft geradezu die Werte, indem sie die Causeure und Charmeure als die geistreichen und bedeutenden, die gehaltvollen Menschen aber als die unbeträchtlichen erscheinen läßt. Ein Merkmal der wirklich guten Geselligkeit wäre dies: daß jeder gehaltvolle Mensch dazu gebracht würde, natürlich, frei und gern sich zu erschließen, daß nicht ein ununterbrochenes Schwatzen, sondern ein natürlicher Rhythmus von Gespräch und aufnehmendem Schweigen die Wechselwirkung bezeuge und daß man möglichst wenig von „geselligen Talenten" merke. A

Psychologie und Leben

An unseren Universitäten sind im Durchschnitt wenige philosophische Vorlesungen von so vielen Studierenden besucht wie die größeren psychologischen. Da sind unter den Hörern heutzutage die allerverschiedensten Berufe vertreten: zukünftige Lehrer, Kunstwissenschafter, Historiker, Juristen und die große Zahl derer, die über das Leben schlechthin Aufschluß suchen, sammeln sich bei den Psychologen. Die Gründe dieser weitgreifenden Änderung im Geistesleben der Universitäten lassen sich nicht in einem Satz wiedergeben. Historisch hat der sogenannte „Zusammenbruch der Philosophie" die früher der Philosophie Ergebenen zum guten Teil der Psychologie zugeführt. Und die hoffnungreiche Wissenschaft vom Seelenleben vermaß sich auch alsbald, alle die dunklen Zusammenhänge, welche unser tiefstes Lebensinteresse fesseln, zu erhellen, zugleich aber die strengsten Grundsätze der Naturwissenschaften aufrechtzuerhalten. Die Empirie sollte nirgends überschritten werden, so verhieß man, vergleichende, experimentelle, empirische Methode sollten genügen. Mußte man so nicht dem Lebensrätsel auf die Spur kommen? War denn nicht alles — psychisch? Die Religion nicht ein psychisches Phänomen? Die Kunst etwas anderes als eine Ausgeburt des Seelenlebens? Der Kunstgenuß nicht nur eine Form seelischen Verhaltens? Die Pädagogik eine Wirkung von Seele zu Seele? Die Geschichte eine Verkettung seelischer Erlebnisse oder wenigstens von seelischen Erlebnissen innerlichst bedingt? Man hatte genug von allem Unbeweisbaren, was die Spekulation zutage gebracht, man floh das jenseits der Natur Gelegene, das Metaphysische, und man konnte doch der Beschäftigung mit dem Geist nicht entraten; Wenigen genügte es, Pflanzen und Tiere, Gestein und Elemente, Körper und Körpervorgänge zu erforschen — gerade das Menschliche wollte man erkennen, und die natürliche Naivität der Suchenden ließ sich die Auffassung nicht rauben, daß

Digitized by Google

dies in der Seele beschlossen sei, so sehr eine Zahl von Wissenschaftern die Einheit von Seele und Körper betonen mochte. Ein beispielloser Eifer bemächtigte sich der neuen Wissenschaft. Und erst heute, nach zwanzig, dreißig Jahren rastloser Forschung, stellt sich die Reaktion allmählich ein. Es ist freilich anders gekommen, als man seinerzeit erwartete. Kein Zweifel: wir haben fast unübersehbar viel gelernt. Die Summe von Kenntnissen, welche das Ergebnis dieser Arbeitperiode ist, flößt dem Wissenden höchste Achtung ein. Aber auch das werden wir nicht mehr lange verkennen dürfen: zu den Quellen sind wir nicht gelangt. Eine Anzahl von Wissenschaften löst sich nach und nach von der Psychologie ganz ruhig wieder los. Die Logik, die Religionswissenschaften, die Philosophie, die ihr alle drei nur widerwillig oder scheinbar gefrondet haben. Die Ästhetik scheint ihnen bald folgen zu wollen, wie auch die Pädagogik sich darauf besinnen wird, daß sie zunächst und zuinnerst eine Kunst ist, ein Können, nicht ein Wissen der Seele, und wieviel Einzelstoffe und Einzelwerte sie noch zu betrachten und zu behandeln hat, mit denen die Psychologie sich nicht abgeben kann.

Dennoch könnte die Psychologie eins der wertvollsten Studienfächer sein, eins, das man den Studierenden aller Richtungen dringend anraten müßte. Aber es ist selten so. Denn leider: wir haben das Ergebnis des Seelenstudiums der letzten Jahrzehnte, den Zuwachs von Kenntnissen mit einer Änderung des Zielbewußtseins erkauft. Die Psychologie als Wissenschaft ist heutzutage durchaus Selbstzweck geworden.* Der Professor, Privatdozent, und speziell interessierte Student treibt sie mit hingebendem Eifer, um sein Teilgebiet zu erweitern. Und natürlich gibt es längst nicht mehr eine Psychologie, sondern zahlreiche Psychologien. Tot capita, tot sensus. Praktisch gesprochen: Viele lehren dem äußern Anschein nach die Psychologie nicht mehr, um dem Leben, der Wirklichkeiterkenntnis im Leben zu dienen, sondern um irgendeiner Theorie Anhänger, Geltung, Mitarbeiter zu schaffen. Unsre Psychologie nennt sich vielfach deskriptiv, das heißt, sie behauptet, das seelische Leben zu beschreiben, aber man kann getrost sagen, daß sie meistens das Gegenteil vom Beschreiben und vom Anwenden der Beschreibung durch Vergleichen tut; sie abstrahiert vom seelischen Leben; sie abstrahiert von der Erfahrung, die jedermann gegeben ist, so weit, daß der Unbefangene sich nur mühsam überreden mag, es handle sich in so manchem durchschnittlichen Lehrbuch der Psychologie überhaupt um das Seelenleben. Heftige und teilweise wiederum nicht voll gerechtfertigte Angriffe wie die von Klages oder Husserl bezogen sich darauf; Dilthey suchte die beschreibende Arbeit nach aller Kraft zu fördern. Je weiter sie nun abstrahiert, je allgemeiner die Formeln werden, je blasser die Vorstellungen, die zu den „psychologischen Begriffen“ gehören,

* Ihr Erbe scheint hie und da die Soziologie antreten zu wollen. Sie ist in der Tat die neueste Verheißung für alle die Jungen, welche von der Universität Bildung, nicht Wissenschaft wollen. Ob sie sie erfüllen wird, erscheint aber so lange fraglich, wie sie ihr Lebensrecht durch Prinzipienstreit nicht durch Darstellungen zu beweisen trachten wird.

Digitized by Google

um so erbitterter wird der Streit der zahllosen Meinungen, wie es denn eigentlich mit dem Psychologischen stehe. Da sieht einer im Willensleben das Zentrum, dort einer im Gefühl, einer leugnet das Gefühl, die Arten der Assoziationen werden umstritten, Empirismus und Nativismus stehen sich gegenüber. Die Stellung zur Philosophie wird wieder erörtert, die Logik umstritten, die Frage nach Seele und Körper „systematisch" dargelegt. Und nun denke man sich den unglücklichen Studierenden, der sich in das Chaos wissenschaftlicher Forschung hineinstürzt. Mühsam gelangt er vielleicht dazu, die gröbsten Unterschiede der Abstraktionen zu begreifen. Einige Formeln und Gesetze lernt er auswendig — unkundig ihres Wertes. Seine natürliche Vorstellung vom Seelenleben zerfällt in eine Masse von Bruchstücken eines wissenschaftlichen Gebäudes, dessen Ganzes er nie gesehen, geschweige verstanden hat. Also wendet er sich nach vielleicht jahrelanger Mühe hoffnunglos ab. Wie viele beginnen, Psychologie zu studieren, und wie viele bleiben dabei? Nur die Wenigen, die durch kein anderes Studium abgehalten werden, dringen langsam ein. Die Anderen vergeuden ihre Zeit, wie sie dann sagen: einem Wahn, einer Mode zuliebe.

In solchem Urteil der Enttäuschung liegt natürlich eine Ungerechtigkeit, aber man darf dennoch vor dieser Mode warnen. So lange bis unsre Universitäten sich besinnen, daß diese Form, Wissenschaft darzubieten, Tausenden der Studierenden Steine statt Brot bedeutet, weil es nicht Aufgabe der Lehrenden sein kann und darf, allein der reinen Wissenschaft zu dienen, wo die Mehrzahl ihrer Hörer angewandte Wissenschaft braucht. Die Psychologen haben sich einst auf die Lehrstühle der Philosophen gesetzt. Sie sollten nicht vergessen, daß auch die Philosophen, wollten sie wirken und ihre Pflicht tun, ins Leben hinabsteigen mußten. Die Fichte, Schleiermacher, Erdmann, Hegel, Nietzsche haben lebendig gewirkt und nicht nur gelehrt. Wieviel gäbe es heute für den Psychologen zu wirken im Sinne der Toleranz, der Humanität, der kritischen Vorsicht, der wissenschaftlichen Bescheidenheit — alles auf Grund der Psychologie! Wie leicht wäre es, immer auf Grund der psychologischen Wissenschaft gegen öffentliche Vorurteile zu wirken, auf die Denktätigkeit der Gebildeten Einfluß zu gewinnen und auf die seelische Gesundheitpflege, einzuschreiten gegen Schlagworte und Anmaßungen, Dünkel und Eilfertigkeit. Wie leicht wäre es, und wieviel tausendstimmigen, freudigen Widerhall würde es finden. Die Aufgabe ist natürlich eine andre als die reine Wissenschaft zu verbreiten; man sieht das an der modernen pädagogischen Psychologie, die wohl noch immer den Anforderungen des lebendigen Wesens noch nicht genug angepaßt ist. Sie ist wundervoll und erhebend, wie ein jeder weiß, der den Zauberhauch echter Psychologie einmal ins Leben hat wehen fühlen, wie dies lange in München geschah: noch immer ist es ja diese Wissenschaft, die sozusagen für die Urneigung unsrer Zeitgenossen geschaffen scheint. Wie lange noch? allenthalben erhebt eine teils wissenschaftlich versuchte teils dilettantische „Philosophie" wieder ihr Haupt — auch historisch könnte die Aufgabe der Psychologen von größter Bedeutung werden, wenn sie einigermaßen wenigstens die suchenden und unreifen Kräfte jenen

Digitized by Google

Lockungen zu entziehen verständen. Welche lebendige Kraft wäre da zu entfalten, zu lenken.

Aber unsre Psychologen sind nun einmal Wissenschafter, und das heißt für die Mehrzahl noch immer, daß das Leben für sie nur soweit in Betracht kommt, wie man davon abstrahieren kann. Hans Herter

Lose Blätter

Bartschs „Deutsches Leid"

Wir bitten die Leser, zunächst einmal die nachfolgenden Proben aus Rudolf Hans Bartschs Landschaftroman „Das deutsche Leid" mit Ruhe und soviel Wohlwollen als möglich in sich aufzunehmen, in der Meinung, auch wem dieser Mozartton
fremd klingt, auch dem werden sich allmählich manche Melodien und Harmonien daraus ins Herz schmeicheln. Es schien erlaubt oder geboten, frühere Dichtungen des Steiermärkers ein wenig auf Hohlklang auszuhorchen, und auch an dieser Stelle mußte die Kritik fragen, warum kein Werk von tieferem Klang und edlerer Arbeit auf die suchenden „Zwölf" folgte, sondern nur solche, die trotz Sang und Lust den Anschein von Gelegentlichem, Aberhastetem, Eruptivem nicht verleugneten. Nun aber ist ein Großteil der Hoffnung auf den Zwölf-Steiermärker-Poeten erfüllt worden, und die sich von 1906 oder 1907 her das Vertrauen gewahrt haben, dürfen getrost wieder den Kopf heben. Wir glauben, daß uns die Kritik nichts Neues sagen wird über die Schwächen dieses Dichters, nachdem drei Bücher sie so wundenoffen dargelegt haben; wir glauben vielmehr, sie nun als jene notwendigen Kehrseiten seiner Kräfte zu erkennen, die man vielleicht so wenig hervorheben sollte, wie die Tatsache, daß ein Kreis keine Ecken hat.

Beginnen wir mit kleinen künstlerischen Einzelheiten. Bartsch hat heute wie nur je die in alten Zeiten viel geübte und heute überängstlich gemiedene Vorliebe für das anschaulich schöne Wort als Kunstmittel; es ist ihm recht ein Werkzeug zum Schmeicheln, es soll sich einküssen in das Gemüt des Lesers; und anderseits läd er ihm gern ein blühendes Stück Leben und Gesicht auf, daß es vor dem erstaunten Zuschauenden steht mit einer leibhaftigen Gewalt und so überzeugend wie ein über Nacht aufgebrochener Kastanienblütenbaum im Frühling. Darf ich ein paar solche Sätze hier vorführen, die wie junge kecke Füllen daherspringen? Nicht um einer künftigen Poetik der Tropen und Figuren vorzuarbeiten, sondern um einen Weg zu bahnen, dessen Ende gerade im Herzen dieser Dichtung liegt. „Mit der Mutter waren aufregende Dinge, wie solche von Größe und von Leid nicht zu besprechen. Sie hütete ihn wie einen Blumentopf und erlaubte ihm nirgendhin Wurzeln zu schlagen, als in beschränktester Wohlerzogenheit." Erweckt das die Sinne nicht besser als hundert vorsichtig schildernde Seiten könnten, um dieses vaterlose Kind zu sehn, dessen Lebensdrange eine liebend ängstliche Mutter nicht gewachsen ist, diesen Knaben Welteroberer Erasmus Georg Botzenhardt, der vom Fenster der mütterlichen Kleinstbürgerwohnung nach innen das sanfte Walten einer Sorgenden, nach außen das sorglos brausende Brüllen des Weltgeschehens vor sich hat? Derselbe, Jüngling geworden, gehört

Digitized by Google

noch lange der stillen Stummheit inneren Schauens und zagen Werdens. „Er hatte seine eigne Art verkannt, sich selber das Leben verdämmt, hatte wie ein Geisteskranker vier Jahre seines Daseins kaum gefühlt: raumlos, zeitlos, lebenslos; und war nun zu so unerhörtem Bewußtsein erwacht, daß er glaubte, er träume.“ Einsam als Förster hatte er gelebt; und in einem Frühling war der Südsturm, der Jauk, sein Erwecker geworden; Faust, unser aller größtes Erlebnis unter denen, die der schaffende Geist uns schenkte, war ihm in die Hände gefallen. „Das war gegen alle Natur, gegen alle Bereitungsrezepte des Menschen, ja launenhaft; es war so recht das blinde Schicksal: und nun warf es ihm die große glühende Kohle alles Menschentums, den Durst nach gesteigertem Leben, mit einem Male in die Seele.“ Ich meine, wenn unsre „glühenden Kohlen“ lange erloschen sein werden, mag aus Erinnerungen noch dieses köstliche Bild von Jugend und Werdelust uns als liebe Poetengabe aufsteigen und helfen, diese beiden milde zu verstehen.

Es wäre nun freilich schlimm bestellt um einen Dichter, der in noch so anmutiger Sprache ein schillerndes Nichts vorzubringen hätte. Bartsch hat jedoch diesmal neben unvermindertem Glanz des Vortrags und sichgleichbleibender Grazie der Darstellung auch soviel klaren und fühlbaren Lebensgehalt, daß auch die entfernte Gefahr solchen Mißverhältnisses beschworen ist. Die Dichtung vom „deutschen Leid“ trägt die Unterschreibung „ein Landschaftroman“; also nicht jener große Schmerz hallt durch das Buch, dessen Stimme von Sils-Maria kam und zum Glück auch nicht einer, wie ihn die um die sechs Mannesmänner eine Zeitlang gepachtet zu haben schienen. Sondern ein Stück Urerlebnis tönt aus, Tränen klingen in dieser wunderschönen Stimme, wie sie dem kommen, der mit voller Inbrunst an den Werten und Herrlichkeiten einer Zeit, seiner Jugend, hangt und sie doch im Wandel des raschesten Jahrhunderts schwinden fühlt. Diese Werte und Herrlichkeiten sind für Erasmus Georg Botzenhardt, und sind wohl nicht minder für Rudolf Hans Bartsch das glückhafte Leben im alten Steiermark und die einstige Herrschaft des deutschen Stammes in diesem gesegneten Strich. Nicht die politische Macht, aber das Walten jener deutschen Seele und himmelsichern Kraft, die zu preisen dieser Dichter niemals aufgehört hat. Der Seele des Volkes Goethes und Luthers und Bismarcks. In jenes Land sich einzuleben, so sehr, daß die spätere Ehefrau sagen kann: er hat es mehr geliebt als mich, das war von Jugend auf dieses regen Knaben Begehr. Und sich als Erbe und Hüter dieser Seelenkräfte zu fühlen, war sein stolzestes Selbstbewußtsein. Beides nacherleben zu lassen mit unwiderstehlicher Überredung, das ist die eine Gewalt dieser Dichtung, die den Jungen werden und wachsen und mit ausgebreiteten Flügeln Besitz nehmen läßt von allem Guten und Großen. In mancherlei wundersamen Erlebnissen vollzieht sich dies. Wie der Knabe von Männern, die noch Napoleons Tage sahen, so manche Stimmungen und Meinungen alter Zeit erfährt, wächst er in die Geschichte seines Landes hinein, wie er ihren Tod ahndevoll schaut, umfangen ihn die ersten Gedanken an die großen Notwendigkeiten zeitlich-irdischen Lebens. Kameraden, die gedankenloser und härter sind als er, vermitteln ihm die ersten häßlichen Eindrücke, ein zartes Liebeserlebnis eines greisen Malers weckt ihm Vorgefühle von Sinnenlust und Sinnenweh. Träume und Wirklichkeiten bilden mit starkem

Digitized by Google

Griff die künftige Mannseele. Ein Lehrer führt den Aufhorchenden vor die steinernen und eisernen Denkmäler der Landgeschichte, die Kampf und Trotz gewesen ist. Und der „deutscheste, glücklichste und unglückseligste aller Triebe", der Zug nach dem träumenden, sonnenhaften Süden erwacht in ihm.

Liebe in beglückender aufgeschlossener Hingabe stillt zuerst den „Durst nach gesteigertem Leben" in dem berufslosen, nicht eben hoffnungvollen Jüngling. Dichtung und Musik geben seinem Streben die edelste Absicht zum Ziel. Auf die Frage: „Was willst du werden?" weiß er nichts als: „Ein ganzer Mensch." Nicht ein Berufsausüber, einer mit vorgeschriebenem Weg und vorgedachtem Schritt, sondern ein Lebenssammler und Lebensspender. Und er wird es. Als Musikant gewinnt er sein Brot, gewinnt er viel Freunde und einen Kreis Vertrauender, seiner Bedürftiger; in dem geliebten Land, wo nun der Haß der slawischen Nationen braut gegen sein hochheiliges Deutschtum, bekommt sein Name guten Klang. Ein sinnenfroher, von Bedenklichkeit unangekränkelter Kapellmeister — Himmelmayer, aus den „bittersüßen" freundlichen Lesern bekannt — wird sein Meister und Freund. Zum Wohl der nationalen Sache spielen sie in Konzerten, wirken sie als starke, unverzerrte Männer. Nicht mit Haß und Neid, nur mit Kraft, daneben mit Liebe. Manche tiefen Gedanken nahen sich dem, der „das Außerordentliche sucht". Die gedachten, gefühlten, erbitterten Gegensätze der Rassen zu durchdenken und in ihrem Wirken zu beobachten hat er reichlich Gelegenheit, die er auch leidenschaftlich sucht. Liebe der Frauen durchglüht die Werdemasse, Trennung von der einen, dem stillen, rückhaltlos ihm zugewandten slawischen Volkkinde, Tod der andern, eines feinen, spröden, vor dem halb erst Gebildeten zagen Kindes, zieht ihn durch dunkle Schmerztiefen. Fast abgeschreckt von der Bitternis des Tages wendet er sich dem vermeintlichen Urquell deutscher Kraft und Würde zu, dem Reich. Aber an der Grenze zieht es ihn zurück. Eine zweite Zeit stiller Versunkenheit, des Nur-sich-selbst-hörens reift ihm alle Früchte; in Wien findet er ein gutes, starkes Weib; im geliebten Süden wendet sich mancherlei zum Bessern für die Deutschen; er selbst darf als Lehrer und Jugendleiter den mit so viel Drang erworbenen Glauben an den Reichtum des Geistes und die höchsten Güter der Natur und Kunst in empfängliche Seelen überleiten. Er selbst, der Suchende, ist ein Außerordentlicher. Ohne Bescheidung ist er es nicht geworden. Der Schritt der Zeit ist nicht zu halten, auch der Schaffende wirkt nicht über die Grenze einer kleinen Menschenkraft hinaus. An der Schwelle des Weltbürgertums steht Erasmus Georg nun, nachdem Himmelmayers süßes Kind eine letzte, glührot auflodernde Liebe in dem nicht mehr Jugendlichen geweckt und er sie überwunden hat. —

Ist dies nun der Sinn? Sehen wir den Poeten des entzückendsten Landes mit seinem Helden, dem liebsten Lebendigen, Abschied nehmen von dem Ideenkreis und Blickrund dieser Landschaft? Wir wissen es nicht. Die Dichtung bietet in schwellenden Schalen nicht die Sehnsucht künftiger Tage, sondern das Heil dieser Tage dar. Die Religion, der die Worte gesagt sind: „Die hingerissene, demütig trunkene Liebe zum Wechsel und zum steten Werden, deren Gottesdienst uns im schönsten aller Riten die Natur vorführt. Die selige Einheit von Lebensgier und Todessehnsucht,

Digitized by Google

die man ehedem in Ägypten gekannt." „Die glückvolle Erkenntnis der Weltseele."

Kaum, daß dichterisches Empfinden und Schauen noch weiter um sich greifen kann, als diese „selige Einheit", darum ist jener Abschied vom landschaftlich Gebundenen ohne Bedeutung. Menschtum wird überall sein. Und wenn Bartsch als Gestalter auf der Höhe dieser Dichtung verharrt, dann wird er mit jedem Stoff willkommen sein. Denn die Kraft, die hier am Werk war, und die Verkündung, die er bringt, tun uns beide not.

Wie nun diese Dichtung nicht allein Abbild irgendeines mit historischem verflochtenen seelischen Geschehens ist, sondern sich in den Dienst einer wenn nicht klaren, so doch immerhin fühlbaren Meinung über das Leben und seine Werte stellt, so darf wohl auch über ihre „soziologische" Bedeutung ein Wort gewagt werden. Künstlerisch schon zeigt es sich in ihrem farbenstarken, von innerem Feuer trunkenen Ablauf an, daß keine abwägende, Geschehnisse langsam und vielfältig ausdeutende poetische Kraft sie zeugte. Nicht unpsychologisch ist sie, aber auch nicht psychologisch. Die Erlebnisse sind nicht rein subjektiv und noch weniger im Subjekt durch doppelte oder dreifache Abstraktion um ihren Urgehalt gebracht; erst allmählich, im Laufe eines an Denken und Sinnen reichen Lebens kommt Erasmus Georg dahin. Das anfänglich ihm gegebene ist soziales, geschichtliches, unreflektiertes Erleben — das „deutsche Leid" ist dies: daß es für zahlreiche Gebiete dabei nicht bleiben kann, weil mit Haß, Hader, kämpfender Selbstbehauptung unbedingt die geistige Distanzierung eintritt. Aber die klare, reiche, hingegebene Selbstentfaltung und Selbstdarlebung, die Erasmus Georgs Stärke ausmacht, bleibt ihm erhalten für das ganz Persönliche, für Liebe, Naturgenuß, Kunstgenuß, für seine „Religion". Und vielleicht muß man sagen, daß unsre sonstige Dichtung heute so arm an genießerischen Erlebnissen, an elementaren Wonnen ist, weil sie die Notwendigkeit dieses Verhältnisses verkannt hat. Vielleicht ist die Mahnung, die hier erklingt, diese: lebt nicht für ein nicht gekanntes „Morgen", für erdachte, geistig konstruierte Zukunftverhältnisse, nicht abgeschlossen in einen Kreis von Lebensanschauungen, die weder Leben noch Anschauung haben, lebt nicht so, wenn ihr Kunst, wenn ihr Natur genießt, mit Menschen und eurem Gott lebt nicht so, — sondern, muß es sein, nur da, wo Abstraktion und sie allein zum Ziele führt.

Man wird eine solche Mahnung nicht aus allen Kunstwerken einer Zeit vernehmen mögen. Trotzdem kann man, so scheint mir, ihren Wert doch nicht verkennen. Unzweifelhaft liegt den Deutschen des Reiches von 1911 diese Auffassung ferner, ist sie ihnen schwerer erreichbar als den Steiermärkern derselben Tage. Es ist nicht die Aufgabe einer Dichtung zu sagen: geht hin und lebt dem nach. Nicht kategorisch und nicht ausschließlich spricht sie so. Es ist nicht anders, als ob man durch sie das andre uns fremdere Leben selbst sähe und seinen wärmeren Hauch spürte, um nun aufzumerken und nachdenklich zu fragen: sind wir auf dem rechten Weg? Mehr kann, mehr will die Poesie nicht, aber dieser weite Sinn liegt neben vielem in ihr. Und so wünschen wir diesem Buch nicht nur die begeisterten Leser, die es unzweifelhaft finden wird, sondern auch nachdenkliche, die tiefer suchen, welches Herzens Kind es ist. Reich und erfreuend ist es nach allen Seiten.

Ezard Nidden

Digitized by Google

Aus Bartschs „Deutschem Leid"

[Die nachfolgenden Proben geben einige der charakteristischen Erlebnisse wieder, in denen sich die Entwicklung des jungen Erasmus Georg Botzenhardt vollzieht. Der gewaltige Traum des ersten Stückes etwa kennzeichnet die Gewalt der Heimatstimmung, womit das Kind die Dinge seiner nächsten Umgebung empfindet. Das folgende spiegelt seine Empfindungen gegenüber dem ersten Anblick der Macht des Todes. Das dritte dann spielt sich in der Zeit der „glühenden Kohlen" ab, Liebe ergreift zum erstenmal von dem strahlend schönen und starken Jüngling Besitz. Im vierten sieht man ihn nach Jahresfrist dieselbe Straße ein zweites Mal daherkommen. Wie Naturgenuß und inneres Werden sich in seiner Seele verweben zu reichem Schauen zeigt das folgende und das letzte Stück. Die Unterhaltung am Tisch des Herrn Tavernari mag als Typ der politischen Besprechungen gelten, in welchen Erasmus allmählich seine Meinung bildet.

Das Werk ist im Verlag von Staackmann in Leipzig erschienen, wie alle bekannten Bücher von Bartsch.]

Der Knabe warf sich hin und her. Was sah er nur alles im Finstern! Die Nacht wurde braun und warf ihm grüne Ringe zu. Sie rollte und wurde wie ein runder Wulst, aus dem graue und rote Rauchknollen kamen. Dann rang sich der Wulst zurück und stülpte sich ein. Es war angstvoll und häßlich, denn der kleine Knabe entsann sich eines Pferdes, das Mist fallen ließ. Dann dachte er an den Pfeiler im Treppenhaus, wo es hochhin zur Grafenwohnung ging. Als seine Mutter ein Mädchen war, hatte sie ihn einst in dämmernd trauriger Vesperzeit geöffnet gesehen, und ein flammender Goldschatz lag in einer großen Urne. Mit einem Aufschrei und zugreifenden Händen war sie hingesprungen, da war alles zu Ende und grauer Stein in grauwolkiger Dämmerung stand vor ihr.

Er horchte. Weit hinten zitterten und grollten leise die Maschinen. Da ward ihm schwindlig. Er wußte lange Zeit nichts mehr, als daß sein Herz in ihm riß und zuckte wie ein gebundenes Tier.

Dann sah er den Schloßberg an einem unheimlich hellen Mittage oder es war vielleicht Nacht, aber ein weißes Blenden war über aller Erde. Da war das steirische Horn ein ungeheurer Stier geworden, und der Stier war mit den Vorderbeinen auf die Brüstung der Bastei gesprungen, zwischen Pulverturm und Kanonenschuppen. Er sah herrlich aus und sein dickes, trotziges Haupt und sein stößiger ellenhafter Nacken ragten schwarz gegen den Himmel. Die Augen glühten. Er war übermütig, zornig und frei.

Kaiser Ferdinand hatte es streng verboten, daß das Tier schrie oder gar sänge. Nun aber stand im Mausoleum ein silberner, wunderschwerer Sarg, in dem lag der tote Kaiser in einer schwarzblauen Rüstung und mit gelbem Antlitz. Der kleine Georg sah angstvoll von einem zum andern, was geschehen würde, und der gewaltige Tote schien zu lauern, ob gehalten würde, was er bei Not und Tod verboten.

Da schwoll aus der Brust des Stieres ein wunderbarer Orgelschrei in einer Harmonie, desgleichen der Knabe noch nie vernommen. Sie war

Digitized by Google

zum Jauchzen schrecklich und schön und reich, und die Tränen brachen aus den Augen des kleinen Georg, wie herzbewegend der Ton anschwoll, als ob dreihundert Helden voll Andacht sängen.

Der große Kaiser aber in seiner düster stahlblauen Umschalung wollte sich aufrichten und drohend schauen. Aber ringsum war der glanzvoll silberne Sarg, schön, prächtig und starr.

Dem Knaben zerschrammte sich das Herz vor Entsetzen und dennoch wünschte er unsagbar sehnlich, daß der steirische Stier abermals den wunderbar wilden Lebenston hoch über Berg und Stadt hinausposaunte.

Da schrie der Stier zum anderen Male und zwar den gottgroßen Metallakkord hundertmal verstärkt, also, daß der Knabe vor Wildheit, Angst und Lust beinahe zerbrach.

Der Kaiser aber stemmte die Arme an den Sarg und reckte und drängte entsetzlich mit den Beinen und dem Haupte und den Ellenbogen gegen das reiche, schwere Silbergefängnis, um es zu zersprengen.

Der entsetzte Bub wußte selber kaum, was ihn so wild und froh machte. — Er jauchzte vor Glück und Schadenfreude und jubelte rückhaltlos und mit unglaublicher Stimmkraft zur Höhe empor: „Er kann den Sarg nicht zerbrechen! Er zwingt's nicht mehr! Schrei, Jodl, schrei!!"

Und der herrliche Stier brüllte zum dritten Male den wunderbaren Orgelruf voll Süßigkeit und Schrecken.

Da rollte der Knabe vor Glück und Grauen in eine Tiefe ohnegleichen und erwachte.

Die Mutter hielt ihn in den Armen und sagte: „Jesus, Maria und Joseph, mein Kind. Du schwimmst in Angstschweiß. Was hat dir geträumt? Komm doch zu dir!"

— —

Auf solche und ähnliche Weise bildete sich die ringende Seele des kleinen Georg mit dunklem, schwerblütigem Widerstreben.

Vom Sterben hatte der Knabe viel gehört. Er wußte von den Geheimnissen des kaiserlichen Riesengrabes neben der Domkirche und er sah oft und oft die prunkhaften Begräbnisse hochgestellter Heerführer; denn seine Heimatstadt beherbergte ausruhende Soldaten in Scharen. Die großartige Wucht der langsamen Musik, die überflorten Trommeln, der in Stahl geschiente Rittersmann, der dem Sarge folgte, und die rollenden Gewehrsalven versetzten ihn in einen Taumel von ernstem Glück, das aus sinnlicher Schauenstrunkenheit und einer Art Neid gegen diese Gewaltigen bestand, die mit solch königlichem Stolz, siegreicher Pracht und donnernder Ehre zur Erde hinabfuhren.

Aber das war nur ein Vorhang vor dem Tode. Er sah auch einst einen erbärmlich bettelhaften Leichenzug. Der Sarg wurde von ein paar müden armen Teufeln getragen, schwankte schief und bedrückt zur hellen Stadt hinaus und ein Häuflein elend aussehender Menschen ging dahinter, so wenige, daß es besser gewesen wäre, gänzlich vergessen und verworfen zu sein, als eine dermaßen zerschrumpfte und verkümmerte Teilnahme hinter sich drein zu schleppen.

Das machte ihn traurig. Er fand, daß hinter jedem Menschen die ganze Stadt dreinlaufen müßte und viel Musik und Fahnen, Scharlach und

Digitized by Google

andere Pracht dazu gehöre, um es vergessen zu machen, daß ein Leib, der voll Sehnsucht nach der freien Luft war, in schmutzige, muffige Erde eingegraben würde.

Da er nun in einem Gemisch von Bewunderung und quälendem Mitleid wechselte, indem er dem Sterben der Menschen zusah, ward er reif für den ersten Blick auf das, was auch für ihn dereinst bereitstand.

Er hatte wieder einen Gruß von Herrn Krumm auf den Schloßberg zu tragen. Der steinalte Herr Matthias Kuntner war in der letzten Zeit unsäglich müde gewesen und Georg sollte ihm etwas guten alten Wein zur Stärkung bringen. Es war aber ein Herbsttag gewesen, der mit einigen Windstößen Wolken gebracht hatte, die schlechtes Wetter androhten. Erst gegen Abend vermochten die stürmischen Bitten des Knaben der ängstlichen Mutter die Erlaubnis abzuringen, auf seinen lieben, einsamen Berg, mit den verwildernden, dämmerigen Laubenwegen, mit den alten Bäumen, den Weingärten, Ruinen und Kanonen zu eilen. Die Sonne brach noch einmal hervor und stritt in Herrlichkeit gegen rissige Wolken, so daß die ganze ungeheure Landschaft in das wechselvollste Licht gesetzt war, als der Knabe unter dem Uhrturm anlangte. Dort in dem geschützten Südwinkel fühlte man nicht einmal mehr die einschlafenden Windstöße; breit lag das späte Licht an der alten Bastei und es war, wenn man in die Winkel der gewaltig aufstarrenden Mauern blickte, tiefrot wie im Grund eines goldenen Bechers; so sehr überglühte die schweigend sieghafte Abendsonne Hauswand und Bastei. Oben saß das Wahrzeichen, ein Hund in Stein gehauen und schwarz bemalt, der häßliche schweiflose Köter, der den Soldaten im Jahre Neun durch sein Gebell anschleichende Feinde verriet und hier von ihnen ein robustes, gutgemeintes Denkmal erhalten hatte. Er saß und hütete dieses rote Gold wie einen verzauberten Schatz der Sage. Der alte Matthias Kuntner aber ruhte vor dem Hause in einem breiten Armstuhl und war in diesem flüssigen, gewaltigen Lichte anzuschauen wie das goldene Bildnis des Gottes der Weltentrücktheit.

Der Knabe stellte den Wein neben ihn hin auf einen Tisch; der Alte nickte langsam dazu.

„Soll ich einschenken?“ fragte der Knabe, holte ein Glas und bot dem Greise ein weniges von dem starken und geistig duftenden Getränke, und da Matthias die bebende Hand darnach hob, führte der Junge ihm den Trank an den Mund. So schlürfte denn der Alte eine Nußvoll und sah dann das Kind freundlich an.

„Gesegne dir Gott deine Hilfe“, sagte er. Dann sank er in sein Träumen zurück.

Der Knabe, der Zeit bis zum Abendmahle hatte, lief an der Bastei entlang durch den Weingarten und kam an ein kleines Türlein mit seltsamem Gitter aus rot tönernen Doppelwesen; nach oben und unten gingen Menschenleiber, welche die Balustrade trugen; sie wuchsen mit ihren Unterleibern zusammen und waren dort tierisch anzusehen, mit Faunsfüßen. Er betrachtete sie und lief dann über das Trepplein zum Uhrturm. Es reckte sich oben der große Zeiger, rückte knarrend auf die sechste Stunde und dann schlug die Uhr. Georg sah nach der Sonne. Sie war nur mehr halb hinter dem Bergwalde des Westens zu sehen, glühte ungeheuerlich groß und rot und hatte den halben Himmel ent-

Digitized by Google

zündet. Indes der Knabe nun so aufmerkte, wie sie immer kleiner wurde und zuletzt nur mehr ein loderndes Schlitzchen im Walde hatte, das wegrann, wie ein Stücklein Eis, da hob sich über seinem Haupte ein ferner, aber wilder Schrei: Kiah! Kiah! Kiah! Er blickte überrascht in die Höhe und siehe, es waren Zugvögel mit lang vorgestreckten Hälsen, als könnten sie ihr Ziel mit den Schnäbeln erlangen. Wie ein flatterndes Band strebten sie nach Südwesten, waren im Nu nur mehr ein schöner, immer zarter werdender Schlangenstrich und verrannen zuletzt in der großen, stillen Glut des Abends.

Voll Freude lief der Knabe wieder zu dem alten Matthias zurück, ob auch der das holde Wunder der Sehnsucht erlebt hätte und fand ihn, mit einem Antlitz, auf dem der Abglanz des Westens lag, eingeschlafen.

Es war dies alles so schön und feierlich und friedlich, daß der Knabe sich eine Zeitlang neben den alten Mann setzte und voll Ehrfurcht dem versinkenden Spiel der Wolkenlichter zusah. Neben ihm saß in kaum zu beschreibender Ruhe der alte Mann mit dem auf die Brust gesunkenen Haupte in weißen Locken und war so begütigt und behütet, wie ein schlafendes Kind. Die Schatten senkten sich und vereinigten sich und allverschlingende Dämmerung nahm zu. Da kam die Enkelin des alten Matthias die Frau des Glockentürmers herunter, um dem Friedlichen das Abendbrot zu bringen.

Der Knabe sagte: „Still, er schläft."

Die Frau aber rührte ihn beim Arme: „Großvaterl."

Sie faßte ihn liebend unter das Kinn: „Großvaterl."

Dann legte sie das Ohr an seinen Mund, horchte, sah ihn an und schrie laut auf: „Großvaterl!" Und begann sehr zu weinen.

„Was hast du?" fragte der Knabe.

„Ach, er ist ja tot," rief die schluchzende Frau. „So glückselig, so gottselig eingeschlafen, wie er gelebt hat."

Und sie weinte immer mehr, indes der Enkel hoch oben am Berge im starken Glockenturm die Siebenuhrglocke zu ziehen begann, bei deren tiefberuhigten Brummen die vier Alten einst zusammen schwiegen und beteten wie vier Heilige.

„Tot?" sagte der Knabe, und zog das Wort vor Verwunderung lang aus.

— —

Er lief gar nicht stürmisch nach Hause. Er ging zur Stadt hinab und zur Mutter, langsam, ohne Angst und in tiefer, feierlicher Stimmung. Eine unsägliche Ruhe war über das Kind gekommen, dessen Augen beinahe göttlich leuchteten. Er wußte sehr viel. Ihm war, als wären die schreienden, wilden Vögel alle Gedanken, Wünsche und Sehnlichkeiten dieses Menschen gewesen, die ihn verließen und dringlich dem letzten Lichte nachstrebten.

Und was dann dort hoheitsvoll, das gnädig gewährende Haupt auf die Brust gesenkt, sitzen blieben war, das war die Ewigkeit selber.

Er vergaß gänzlich auf das Essen und hungerte in großer Begeisterung vom Frühstück an bis daß sich die Sonne neigte, ohne daß er's bemerkte. Es war irgendwo auf den Berghöhen zwischen Heiligengeist und Heiligen-

Digitized by Google

kreuz, wo stets zu beiden Seiten die endlose Welt tief, tief unten liegt, als ihn der Abend trübe anlächelte: „Mensch und Narr, was ist dir nur?“

Nun sah er doch ringsumher, wie er zu Tale und zu einem Heim käme, stieg eilig in den verdunkelnden Wald ostabwärts hinein und wanderte durch Gräben und über Bergrücken, ohne zu wissen wohin, bis er in bebauteres Land hinabkam, wo zu seinem Troste wieder Wein wuchs. Er hatte allen Weg verloren und wußte nicht, wo er wäre, denn es war düster geworden.

Eines der schönen slowenischen Bauernhäuser lag nahe unter einer Bergkuppe. Das Strohdach hob sich dunkel und in weichem Umriß gegen den matt dämmernden Himmel und aus der Haustür zitterte traulich rot der Widerschein eines Herdfeuers. Friedlich quoll ein Rauchwölklein aus dem Schlot und schwebte wie ein Zug guter Geister vor dem dunkeln Walde dahin, der nahe an der Hütte begann. Ein Mädchen stand vor dem Hause und schüttelte etwas in einem Siebe; Georg trat auf sie zu: „Liebes Kind, ich habe den Weg verloren. Kannst du mir nicht sagen, wo es nach Marburg geht?“

Sie streckte den nackten Arm aus und sagte kurz: „Da!“

Arm und Haltung waren so schön und stolz, das kleine Haupt mit dem seidenschwarzen Haar so edel, das Antlitz so lieblich, herb und klug, daß Georg in stiller Verwunderung stehenblieb.

Das Mädchen griff nach seinem Sieb und wollte ins Haus.

„Ist es noch weit?“ fragte Georg.

„Zwei Stunden, jetzt, in der Nacht.“

„Ach, und ich habe den ganzen Tag nicht gegessen,“ klagte er lächelnd.

Das Mädchen sah ihm zum erstenmal ins Antlitz; bisher hatte sie sich wie vor einem vorübergehenden Luftzug abgewendet.

„Es ist niemand zu Hause“, sagte sie. „Den Schlüssel zum Weinkeller hat Vater.“

„Ach, wenn ich nur Milch und Brot bekäme.“

„So kommen Sie mit Gott herein.“

Georg trat an den Herd. Die Küche war, wie all jene in den slawischen Bauernhäusern, von antiker Einfachheit. Ein offener Herd, darüber ein großer Rußfang, in dem Schinken und Speckseiten hingen, im Winkel ein Tisch, darüber das Kreuz mit Zweigen von Palmkätzchen, eine Herdbank, ein paar Stühle und ein Bett. Das einzige Ungewöhnliche war eine Geige, die an der Wand hing.

„Wie traulich es hier ist“, sagte Georg. „Gott segne das Haus.“

„Amen“, sprach das Mädchen. „Wollen Sie nicht am Tische sitzen? Ich mache Licht. Ich bleibe am Herde.“

„Ich danke dir,“ sagte er, „hier ist es lieblich und warm, und die Flamme gibt genug Licht.“

Sie brachte ihm Milch und Brot und lehnte an der Tür, während er zu essen begann.

„Gott segne die Mahlzeit“, sagte sie.

„Wie gut du bist, liebes Kind,“ dankte er.

„Gast im Hause, Gott im Haus.“

Er aß und sie sah ihm zu. Das Feuer sprang launisch umher und durchleuchtete sein blondes, krauses Haar, so daß ihr ein Gefühl von Sonne, Gold und Glück im Herzen entstand, ehe sie wußte wie. Der

Digitized by Google

Fremde war so schlank, so kindlich schön, so rein von Angesicht. Er mußte ein guter Mensch sein: Gott im Hause.

Als er gegessen hatte, fragte er sie: „Warum bist du so allein?“

Sie lehnte immer noch an der Türe. „Vater und Mutter sind Wein abziehen, unten im Herrschaftshause.“

„So seid ihr Winzerleute?“

„Ja.“

„Bist du das einzige Kind?“

„Nein, meine Brüder tanzen. Es ist Hochzeit und Ball in Sankt Kunigund. Da bleiben sie zwei Tage aus.“

„Und du, du solltest doch die Erste auf dem Ball sein.“ Er sah sie mit lachenden Augen an und fügte hinzu: „So schön, wie du scheinst, dort im halben Dunkel.“

„Ich mag nicht tanzen. Es ist einer unten dabei, der mich heiraten will.“

„So trotzig bist du? Komm doch zu mir, zum Licht. Willst du nicht bei mir niedersitzen?“

Sie tat es. Nun sah er ganz deutlich, wie schön sie war, und ihre Arme lagen wie schlanker Marmor im Schoß.

„Wie heißt du?“

„Dortja.“

„Das heißt bei uns Dorothea. Wir haben ein wunderschönes Gedicht, darin kommt ein Mädchen vor, das so heißt. Sie ist gänzlich arm und verlassen, aber es heiratet sie ein vermögender und stattlicher junger Mann, so daß sie sehr glücklich wird. Um die ganze Geschichte wächst Wein, so wie hierzulande; sie ist ganz in das liebe Rebengrün eingesponnen.“

Sie hörte ihm staunend zu. „Sie sprechen wie einer, den ich sehr liebte, als ich noch ein Kind war,“ sagte sie.

„Wer war das?“

„Mein deutscher Lehrer. Damals war die Schule in Sankt Kunigund noch deutsch. Dann hat der Pfarrer den lieben, lustigen Lehrer vertrieben. Ach, er war so heiter, so blond und erzählte uns viel, viel Schönes.“ Sie seufzte.

„Der Pfarrer und der neue slowenische Lehrer können das nicht; ich weiß, ich weiß,“ sagte Georg. Sie wuchsen auf neidischer Erde und der Haß läutet keine Glocken und singt keine Lieder. Das kann nur das Glück.“

„Ach, ihr Deutsche seid die Herren. Da habt ihr gut singen.“

„Ich bin arm, Dorothea, so arm wie du. Und ich singe dennoch gerne. Soll ich dir vorsingen?“

„Ja“, rief sie freudig.

Da nahm er die Geige von der Wand, stimmte sie und spielte die Begleitung eines innigen, schlichten, deutschen Liedes, das er ihr mit seiner jungen, hellen Stimme vorsang.

„Morgen muß ich fort von hier — . . . .“

Sie saß, stützte das kleine Haupt auf den weißen Arm und sah ihn an. Das Feuer umglühte ihn und sie wurde abergläubisch, als sei ein Heidengott in ihr Haus gekommen. Denn von solchen hatte der Lehrer viel erzählt. Er hatte den kleinen Mädchen von den deutschen alten Göttern erzählt und hatte gesagt: Bei euren Ureltern hieß der liebe lichte Sonnengott

Digitized by Google

Belobog. Und wenn ihr eure Frühlingsfeste feiert und der grüne Georg kommt, ganz in junges, grünes Laub gekleidet und mit dem goldgelben Blütenkranz auf dem Kopfe, und singt und jubelt, so denkt daran, daß die heilige heidnische Urzeit zu euch herüberjauchzt.

Damals war der Pfarrer böse und froh zugleich geworden. Denn nun hatte er Grund, die deutsche Schule anzuklagen und um einen slawischen Lehrer zu bitten.

Heute fiel das der blassen Dorothea wieder ein. Ihr kam alles so wunderbar vor: wie ihr Herz blühte und wie seltsam schön, voll und vielstimmig die Geige klang, dergleichen sie niemals gehört! Und Georg sang noch ein wunderbares Lied seines Eichendorff:

„Es rauschen die Wipfel und schauern
Als machten zu dieser Stund
Um die halbversunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund."

Da fielen ihre Tränen auf den klaren, lichten Arm und ihr Herz tat wehe.

Als er ausgesungen hatte, fragte sie ihn mit zitternder Stimme: „Wie heißen Sie?"

„Georg", sagte er.

Das Mädchen sprang empor. Ihr schwindelte, als hätte sie starken Wein getrunken und der slawische Aberglaube, diese große, gebundene und unerlöste Poesie ihres Volkes kreiste in Furcht und Beglücktheit in ihr. Sie war fassungslos und glaubte fast an einen Aberirdischen.

„Georg", rief sie. „Wie alt bist du denn?"

Er legte die Hand an die Stirne und lächelte über ihren Schreck. Was konnte sie nur haben?

Und er sagte: „Wahrlich, ich bin vorgestern in der Nacht geboren, als der Jaukwind ins Land kam."

Da fuhr sie zurück, tauchte ihre Hand in den Weihbrunnkessel und besprengte ihn: „Zeleni Jurji, zeleni Jurji," rief sie entsetzt.

„Was heißt das? Du hältst mich doch nicht für einen Geist?" fragte er lachend. „Was heißt zeleni Jurji?"

„Du bist nicht der grüne Georg, der Frühlingsgeist?" fragte sie etwas gefaßter.

„Ich bin ein armer Jäger und heiße Georg."

„Du sagtest aber, du seist erst zwei Tage alt, seit dem letzten Ljuk."

„Ach, das war bildlich gemeint. Ich war gänzlich verdrossen, weißt du. Unlustig zum Leben und dumpf. Aber nun, nun lebe ich und liebe die Welt. Ich liebe die Weite, ich werde wandern; ich liebe mein Volk und werde seine Seele suchen. Ich liebe alles, was schön ist, — so schön wie du!"

Tiefe Stille war und leise sagte Georg noch einmal: „— — — so schön wie du." Er trat ihr näher und mahnte mit sanftem Vorwurf: „Du zitterst an allen Gliedern."

Sie aber bedeckte ihr Gesicht: „Ich schäme mich so sehr", flüsterte sie. „Ich bin so dumm. Ich hatte geglaubt, du seist nicht geheuer."

Der junge Jäger kam ganz an sie heran und legte den Arm um sie. Nun zitterten sie beide.

„Fühle es", sagte er mit einer Stimme, die vor Erregung beinahe zer-

Digitized by Google

brach. „Fühle es, wie sehr ich von Fleisch und Blut bin.“ Und er legte seinen Mund auf ihre zuckenden Lippen.

„Mädchen, du schlankes, wunderschönes Mädchen! Du, du selber wie eine Überirdische!“

Da küßten sie sich, bis das Feuer erlosch. Er strich mit den Lippen über ihre nackten Arme und bat sie: „Gib diese Arme um mich.“ Sie tat es und bebte sehr.

So nahm er sich und ihr die große, junge Unbefangenheit, in dieser lauen Nacht des Werdens und der Ahnung.

— —

Mit dem grauenden Morgen geleitete sie ihn auf den Weg, der über zwei Berggipfel zurück und dann nach der Drau hinunterführte. Bei einem Kreuz im Walde schieden sie.

„Nun gehst du“, sagte sie und die schweren Tränen rollten ihr über das blasse Antlitz. „Nun gehst du und kommst nie wieder.“

„Ich komme wieder. Am Georgstage bin ich wieder bei dir. Ja?“

„Es ist lange bis dahin“, seufzte sie.

„Ich bekomme nicht früher Urlaub“, tröstete er, drückte ihr in Innigkeit die Hände und sah ihr zärtlich in die Augen. Sein heller blauer Blick durchfuhr sie wie das Leben.

„Ich glaube dir und hoffe auf dich“, sagte sie. „Geh mit Gott!“

Er ging wohl hundert Schritte weit. Dann sah er im Osten ein glühendes Stücklein Gold sich in den dämmernden Himmel schieben und dachte: „Ach, du Sonne. Die muß ich sehen und grüßen.“ Und betrachtete voll Dank und in süßer, gedankenvoll schwerer Mattigkeit den Aufgang des herrlichen Tagesgestirnes, indes die Wälder vor Ehrfurcht schauerten.

Dorothea aber hatte auf seine Schritte gelauscht. Als die Äste plötzlich aufhörten zu krachen und sein rascher Tritt schwieg, ward ihr wieder bange, und da in diesem Augenblick die Sonne aufging, kamen ihr alte dumme Geschichten vom Elfenkönig in den Sinn, der sich verspätet hatte und nun bei Sonnenaufgang in Tau zerrann. Eine leichte Angst zuckte in ihr empor, dann lächelte sie wieder.

Sie schämte sich zu rufen, wollte ihm nach, kehrte dennoch wieder um und ging zweifelnd, voll Sehnsucht und doch wieder voll tiefem Glück nach Hause, ein junges, beseligtes Weib, und trunken vor Liebe zu diesem Menschen, von dem hinreißendes Leben wehte: so viel Leid und Frohsinn. Sie dachte an ihn wie an einen Unsterblichen und fühlte sich von ihm geehrt und erhoben.

Georg begann leise zu singen. Er sang die schönsten Wanderlieder und mit der steigenden Lust schwoll seine Stimme an und klang bald siegreich über die hallenden Rebenhügel und Wälder, daß die weite, weite Bergwelt teilnahm an seinem Glück und die slawischen Fluren, Häuschen, Waldwände, Berghalden und Rebenleiten das holde, helle deutsche Lied zehnfach zurückjauchzten.

Und sie, sie hatte ihn gehört, die mit den schlanken, weißen Armen und den trauten, schwarzen Augen. Lange bevor er um den Wald an ihrem Häuschen bog, ging ihm ein rasches Geplauder von verliebten Trittlein am Wege entgegen und sie war da, ehe sein Lied zu Ende war und flog in seine Arme:

Digitized by Google

„Du, mein Frühlingstag, mein guter Geist aus der Sonne, mein Liebster, du: zelen' Jurji!"

Und sie küßten sich in heller Innigkeit, sahen sich an, erkannten jedes Stückchen im Antlitz, in der Gestalt und im Wesen des andern, nach dem sie sich gesehnt und küßten sich abermals und wieder. Dann gingen sie Hand in Hand nach dem kleinen, strohgedeckten Häuschen auf die Höhe.

„Vater und die Brüder erwarten dich und freuen sich auf dich," sagte sie froh, „und nur Mutter ist ängstlich, ob du wohl ein so gutes Herz hättest, wie ich sagte, du mußt ihr bloß in die Augen sehen, dann ist sie gleich getröstet."

Das erzählte sie alles so einfach, daß aus Georgs Herzen alles Bangen vor den fremden, armen Leuten schwand. Er trat mit seinem Mädchen in das Haus und fand die Familie am Tische. Sie standen alle auf.

„Das ist Georg," sagte Dorothea, „und das hier ist mein Vater und meine Mutter und mein Bruder Janež und mein Bruder Marko."

„Der Himmel segne Ihren Eintritt", sagte der Hausvater freundlich. „Lassen Sie es sich bei unserer Armut gefallen und nehmen Sie von uns das Beste, was es durch Gottes Güte gibt."

Damit geleitete er ihn zum Tische, schnitt ein Stück Brot vom Laib und reichte es mit ein wenig Salz dem jungen Deutschen, der es gerührt und ehrfürchtig nahm und davon aß. Die schlichte Art gastfreundlicher Aufnahme, ehrwürdiger und älter vielleicht als die Römersteine des Landes, ergriff und erhob ihn.

Als Georg das Brot angenommen hatte, sahen ihn Alte und Junge freundlicher, beinahe erleichtert an, denn nun war er Freund des Hauses und sie setzten sich, vertraulich zusammenrückend um ihn an den Tisch. Der Hausvater brachte Wein, die Mutter geweihten Schinken, Meerrettich und Kuchen vom Osterfeste, wünschte ihm Gesundheit, und alle begannen mit Lust zu essen, als seien sie längst verwandt und vertraut.

Dorothea rühmte, wie herzerhebend Georg die Geige zu spielen verstände und als nach dem Mahle die Weingläser erhoben und der freundliche Zutrunk getan war, bat Janež als Musikant, Georg möchte ihm ein deutsches Lied zeigen. So spielte Georg denn seine innigsten Weisen dort am wendischen Herde und füllte die Herzen dieser guten Menschen mit Liebe und ihre Augen mit Tränen.

„Ja," sagte die Mutter zu Janež, „er ist sicherlich ein guter Mensch."

Dorothea stand auf, ging zur Mutter und küßte sie auf die Stirne.

Nun sollte Georg ein wenig erzählen. Vor allem von Vater und Mutter. Er begann damit, daß er seinen Vater nie gekannt habe, denn er sei bei Königgrätz als Offizier gefallen, im Jahre vor Georgs Geburt.

Der Vater griff an sein Haupt, unwillkürlich, als wolle er respektvoll den Hut abnehmen und machte eine Bewegung aufzustehen. Georg legte ihm die Hand auf den Arm.

„Wir wollen ihn in unserm Herzen ehren", sagte der alte Bauer, und dieser stille Kultus des verschollenen Toten, um den sich niemand bisher gekümmert hatte als eine arme Witwe und ein unglücklicher Feldherr, griff dem verlassenen jungen Menschen ans Herz. Dann erzählte er von seiner verängstigten Mutter, die ihn von Geburt an am liebsten in einen Blumentopf zwischen Ofen und Fenster gepflanzt hätte, die nichts kannte, als das Heil seines Leibes, und seine Seele stets nur als

Digitized by Google

eine sehr zu fürchtende Beigabe behandelt und keineswegs zum Flattern und Schweifen erzogen habe. „Trotzdem bin ich nicht weit gekommen und bin ein armer Jäger, der brotlos sein wird, sobald die letzten unwillig erhaltenen Herde unserer kleinen Glasmacherei erloschen sein werden und unsere beraubten Wälder verkauft sind," schloß Georg.

„Dem Vogel, der reif aus dem Neste fällt, sendet Gott Wind unter die Flügel," tröstete der Alte. „Wir armen Leute stehen in der besonderen Liebe unseres Heilandes, des Herrn Jesus Christ."

„Amen", sagte die Mutter und fügte gleich hinzu: „Aber Sie lieben Ihre Mutter sehr?"

„Ach," rief Georg, „wenn ihr gutes, angstvolles Herz nicht auf Erden schlüge, dann wäre ich längst ein Musikant geworden, der über die ganze Erde hin seine Heimat hätte. Wandern, wandern möchte ich und den Menschen Freude bringen!"

„Herr Georg," rief der junge Janež, „ich trinke Ihnen dieses Gläschen zu!" Und die Augen des Burschen leuchteten, indem er seinen Wein trank.

„Janež wünscht, was Sie wünschen," seufzte die Mutter. „Wenn wir das Geld hätten, ihn studieren zu lassen, — denn, nicht wahr, auch Musik muß studiert sein, — so sagte ich: in Gottesnamen."

„Wir wollen einmal zusammen spielen," versprach Georg, „und ich will Ihren Sohn lehren, was ich selber kann."

Nun stand Dorothea auf, verneigte sich vor Vater und Mutter und bat: „Georg hat mir versprochen, mich auszuführen. Erlaubt ihr es?"

Ein Augenblickchen nur war Stille. Dann sagte die Mutter wehmütig: „Geht mit Gott, Kinder, ihr seid ja so jung."

Und Georg und Dorothea hatten ihren Ausgang in Frieden. Keine Frage, keine laute Sorge und keine Versicherungsbedingung, ob Georg dem Mädchen Nutzen bringen, es wohl gar heiraten würde. Sie sollten glücklich sein; das war alles, was diesen Menschen, die wie die Tauben des Waldrandes lebten, im Herzen wohnte:

„Geht mit Gott, Kinder, ihr seid ja so jung."

O du hinreißende Zeit der Rebenblüte in dem endlosen steierischen Unterlande!

Im Oberlande ringt der Gott der freien Natur. Dort ist er der Gott der Drohung, des Absturzes, des Dranges und der Lawinenwinterszeit, der Gott der Not und der Gewalt, der fordernd majestätische, furchtbare, unerbittliche Gott des Alten Testamentes.

Das Unterland ist wie die sieben Seligpreisungen Christi. Kein Hirn in der großen, irrefahrenden Welt weiß heute, was diese Hügel bedeuten, so wie im Jahre des Todes des Herrn Jesus kein Herz in der stürmisch hinrollenden römischen Welt wußte, wie von Gott geliebt die stillen, bescheidenen, beruhenden Abendmahlkinder seien.

Die südsteierische Welt aber ist das segnende Ausbreiten der Arme des Vaters, wahrlich!

Die südsteierische Erde ist ein Akkord, eine Harmonie des Weltwesens.

Selbst auf dem unendlichen Meere sieht das Auge nicht weiter, als auf Erden fünf, acht, zehn Wegstunden ausmachen würden. Dann biegt sich die Stahlkugel vor dem Blicke ins harte Gesetz der Mathematik hinweg.

Digitized by Google

Diese Hügel des Ausruhens jedoch liegen im Grunde eines Amphitheaters von Bergen, die von der Flughöhe der Lerche bis zu den gräßlich einsamen Höhen des Steinadlers und des ewigen Schnees ansteigen. Statt das Antlitz hinter gekrümmte Schultern wegzubiegen, umgibt die Gottheit dort den Menschen mit ihren dargebotenen Brüsten, erhebt weiterhin Arm und Gewandfalten um ihn und zeigt ihm in weitester verblauender Ferne die eherne Stirn ihrer Unerbittlichkeit oder die Eintönigkeit ihrer Ebene.

Jeder dieser südsteierischen Hügel, jedes der unterländischen Landhäuser hat, was in der getürmten Schweiz kaum einzelne begnadete Gipfel haben: die Endlosigkeit, das seligste Verschimmern des Allerblauesten hinter dem Blauen, das verzehrend sehnsüchtige, lebend gestorbene, neunfach gezeichnete Pianissimo der Weite. Ja, unermeßlich weit ist diese Welt!

Und über all das hin der schwebende, zärtliche Duft der Reben, dem sich nur die Resede vergleichen läßt. Nur daß die goldbebende, stäubende Rebenblüte noch lauterer, noch reingestimmter duftet. Nicht so wehmütig und dennoch niemals keck. Ein leiser flüchtiger, unsagbar lieblicher Traum des künftigen Geistes, ein Rausch für die leichtesten, losesten Nerven, die dem Menschen inne sind.

O du hinreißende, zarteste, flüchtigste Zeit der Rebenblüte in der südsteierischen Unendlichkeit!

Das Schicksal selber wird da wie zum Duft einer leichten, wehmütigen Minute.

Seht, wie er, von dem diese Blätter sagen, er, das unschlüssige Kind dieser Welt, der Erweckte des Föhnwinds, vor dem breiten Garteneingang zum Herrenhause stand, zu dem eine Steinstufe emporführte, zwischen zwei rebüberringelten Säulen. Und er hatte einen Fuß emporgesetzt, um hinaufzugehen, wo ihn die vermögliche, beruhigt schwere Luft der Wohlhabenheit erwartete, jener besten, fein durchgebildeten, deutschen Wohlhabenheit, die schon so selten ist; so herzergreifend selten.

Georg stützte ein Bein auf die gelbliche, vor Alter durchscheinend gewordene Marmorstufe, die zum Garten führte. Sie wies abgetretene Spuren antiker Schrift auf. In die Erde ragte ihr unversehrter Teil mit schönem, noch unentdecktem Bildwerk. Jener Boden ist reich an altem, einst behauenem Bacherer Marmor, so daß oft eine Stufe, ein Baustein in einer Mauer die Geschichte eines ehemaligen Lebens trägt und sich bemüht, seine Geschichte zu erzählen.

Das Mädchen kam vom Winzerhause eilig und mit liebenden braunen Augen auf den Liebsten zugelaufen. Sie hatte ihm viel, viel Leid, Sehnsucht, Hingebung, Zärtlichkeit und fassungslose Verliebtheit zu sagen und kam leise, rasch und glücklich, daß er da war, über den raschelnden Sand des Weges.

Aber es dufteten die Rebenblüten, endlos, leise singend und tanzend mit Duftatomen, wie ein Volk von trunkenen Sonnenstäubchen. Er stand stille, voll honigschwerem Glück und atmete diese Luft, die auf Erden ihresgleichen nicht hat.

Sie kam leiser, zögernder heran.

Aber es war Abend und die Glocken läuteten; die fernen, reichen,

Digitized by Google

singenden deutschen Glocken der großen Kirche in der Stadt, für die einst die Frauen von Marburg ihr schwerstes Silbergeschmeide hingegeben hatten, und die näheren schwermütigen Dorfglocken, die arme Bauern mit harter Hand von ihres Lebens besten Kräften erspart hatten. Es war ein Akkord ohnegleichen, und im Herzen, ja in allen Nerven und Adern des jungen Musikers schwangen sie mit. Der beglückte Musiker hatte eben heute zugleich mit dieser Abendberuhigung alle Akkorde und die hingerissene Harmonie der schönsten Mozartarie in sich: das zärtliche, volle vedrai carino aus dem Don Giovanni und summte es leise.

Das Mädchen sah ihn, in Stimmung verloren, ehrte ihn, faltete die Hände vor dem Schoß, stand still und wartete.

Die Abendglocken läuteten, der Tag verblutete aus tausend roten Wunden des Lichtes, die Obstbaumblüten deckten die ganze Erde zu und der Wein, der Wein stäubte duftendes Gold.

Er aber war voll Harmonien und summte immerzu das betörende, reiche: „Vedrai carino."

Sie stand in Demut, mit gefalteten Händen und harrte und sah ihn an, wie er den einen Fuß auf die Stufe gestemmt hielt, von der ihr der alte Schulmeister einst gesagt hatte, es sei die Grabstele eines antiken Mädchens. Er war so schön, so versunken, dort im Tor zum reichen blühenden Garten, am Wege zum Herrenhaus empor.

Sie verriet sich ihm nicht, daß sie da war; demütig und andachtsvoll in seine Versunkenheit versunken, und von einer feinen, zartfühlenden Rücksichtnahme auf die Stimmungswelt des Freundes, wie es einer Städterin nicht eigen gewesen wäre.

Herr Tavernari hatte Georg selber nach der Hauptstadt gebracht. Er ließ seinem Schützling eine feine Montur zurechtschneidern, damit der junge Unteroffizier auch in heiklerer Gesellschaft gut gefiele und Georg sah darin prächtig aus. Der Militärkapellmeister nahm ihn unter besonderen Schutz; Georg setzte auch die Klavierübungen fort und vor allem lief er zu jeder öffentlichen Vorlesung, lernte sich empor, liebte alles, was die Größten vor ihm gedacht hatten und war voll heiligen Durstes nach ihrem Erleben.

Am wichtigsten aber wurde für ihn die Bekanntschaft mit dem Kapellmeister der städtischen Theater, an den Herr Tavernari Georg empfohlen hatte. Trotz allem Ernst, trotz allem Ewigkeitsdrange zog es ihn zu Herrn Willibald Himmelmayer! Der war im Sinne aller leichtlebigen Leute der Künstler in destillierteste Idee; sein Dasein und Leben war gewissermaßen die ätherische Essenz des Wohlseins. Es war wie Champagnerschaum; denn Erdenschwere genierte den göttlichen Taugenichts nicht im mindesten, obwohl er verheiratet war. Ja, er lenkte das Schifflein seiner Leichtfertigkeiten so geschickt, daß, obwohl alle Welt von Himmelmayers Abenteuern zu lachen und zu lästern wußte, die brave Stütze, die Himmelmayers Häuslichkeit durch großen Ernst und einige Ersparnisse mit dem Erdboden verband wie eine gute Schraube, daß diese wackere Frau trotz vorübergehender Zweifel sehr oft rühmend von Himmelmayers Treue sprach; trotzdem die Weiber so schlecht wären!

Himmelmayer war kürzlich für eine Hofbühne in Aussicht genommen, aber stets erhoben sich selbst im weltmännisch nachsichtigen Oberstthof-

Digitized by Google

meisteramte Bedenken gegen seine federleichte Moral. Man schob seine Berufung hinaus, indem man für sicher annahm, daß der unbekümmerte Künstler mit den sich mehrenden grauen Haaren auf weniger Saiten spielen würde. Denn bisher handhabte er das Weibervolk als Konzertharfe.

Graue Haare! Als Georg nach Graz kam, ging eben wieder ein Geschichtchen um, daß Himmelmayer seinen vierzigsten Geburtstag zuerst mit sorgfältigem Wegrupfen einiger dieser Mahnboten begonnen und sich sodann auf einer schwungvollen Speerfahrt seine eigene Jugend selber bewies, indem er von Mädchen und Frauen allerart Küsse einsammelte: gezählte zwei Dutzend, von fünf oder sechs unterschiedlichen jungen und hübschen Kreaturen, von denen er kaum eine früher gekannt und fast jede im Handumdrehen zu der kleinen Liebesgabe hingerissen hatte.

Georg freute sich sehr auf den berühmten Künstler des unbesorgten Lebens. Es war ein heiterer Abend, da er ihn kennen lernte; im frühen Sommer, um die Rosenzeit. Herr Tavernari hatte einige Freunde in seine Wohnung gebeten, die von Frau und Kind verlassen stand. Das Essen und die Bedienung versorgte ihm der befreundete Wirt des Theatergasthauses. Himmelmayer kam erst, als alle beim Speisen saßen.

Ein großer, schlanker, schöner Kerl trat herein mit schwarzem Vollbart, der nicht größer war, als etwan Albrecht Dürer seinen blonden trug, mit dunklem, lockigem Künstlerschopf und lebhaft umherblickenden Augen. Himmelmayer verbreitete sogleich nach allen Seiten gute Laune und Aufatmen.

„Heil dem versammelten Volke", rief er. „Ich habe geglaubt, zu spät zu kommen und soeben geht der Fisch herum. Oder hat's früher noch etwas gegeben?"

Und er saß schon, nahm sich sein Teil und aß. Die Serviette hatte er zuerst säuberlich auf den Knien, sah umher und rief erstaunt: „Herr Tavernari, Sie, der beste Originalfinder weit und breit, haben heute nur Leute gebracht, die den Fisch mit der Gabel essen und manierlich sind? Nun, da muß man doch etwas für die allgemeine Unanständigkeit tun." Und er band sich die Serviette um den Hals wie ein Kummet; weit standen die Zipfel hinter seinem kurzgelockten Kopf auseinander.

Es lachten alle und fühlten sich bedeutend zwangloser. Denn ein Mensch war heute da, der trat ihnen sehr auf das deutsche Gemüt. Es war das ein Serbe, der ein wenig in Paris, London, Rom und Berlin gelebt hatte und nun nach Petersburg fuhr. Aber statt, wie etwa ein ordentlicher Deutscher an seiner Stelle getan hätte, Weltbürger zu sein, Weltbürger, womöglich mit Ausschluß seines Vaterlandes, hatte dieser Mensch Charakter behalten, war dieser Mensch Slawe, und zwar mit der siegreichsten Miene von der Welt.

Man hatte ihm schon vor dem Abendessen bewiesen, daß das Slawentum bisher nur Barbareien von sich gegeben hätte, daß seine besten Dichter Verneinende, ja Verzweifelnde seien.

Aufs erste hatte er mit liebenswürdigster Verbeugung zugegeben, daß der allgemeine Schein mit Ausnahme der Polen für eine Zurückgebliebenheit der slawischen Rasse spreche. „Und Ihre Ahnen vor tausend Jahren, meine Herrn?" fügte er schnell hinzu. „Beweist ihre Barbarei nicht die behagliche Tatsache, daß wir Slawen noch tausend sehr hübsche, sehr interessante und fördernde Jahre vor uns haben? Ich für mein Teil,

Digitized by Google

meine Herrn, bin lieber zwanzig Jahre alt, als — — fünfzig; nein," sagte er dann verbindlich: „vierzig".

Auf den zweiten Anwurf erwiderte er: „Je stärker die Völker sind, desto sicherer verzweifeln ihre Auserwählten an ihnen. Am offenkundigsten wurde an den Juden verzweifelt; in den Klagen ihrer Propheten. Und siehe, die Juden leben heute noch, meine Herrn; und wie!"

Ein sehr würdiger Professor hatte hierauf gesagt: „Wenn Sie das animalische Leben eines Volkes so hoch einschätzen, dann gelten wir, die Weltbeleber, die Weltbesiedler, wir, die wir fast in jedes Land der Erde unsere belebende Kraft ausstreuten — freilich wenig. — Wir sind — —"

Georg bemerkte mit peinlichem Schreck, daß der slawische große Kerl bei jedem „wir" des schwachen alten Skelettleins diesem verbindlich lächelnd zunickte. Georg tat die Eitelkeit des alten Herrn wehe. Der aber fuhr, des Bewußtseins voll, weiter fort:

„Wenn Sie also ein Volk konservieren wollen, wie es zu König Menephtas Zeiten aussah, dann sind wir freilich die Verlorenen. Denn unser Blut rollt in den besten Kräften Englands, Amerikas, des westgotisch oder habsburgisch beherrschten Spaniens, Frankreichs — — — —"

„Ich kenne die Erdkarte", sagte der Serbe im Tone höflicher Dankbarkeit abwehrend.

„Ich als Deutscher fühle mich also," fuhr der Professor fort, „der Wiederbeleber der Erde. Wir sind die, welche um neuer Völker willen sterben. Wir sind die Fiebererreger, der geistige Samenwurf des großen Erneuerungsgesetzes; der Gärpilz der Welt, der Geschlechterspender, ja das Behältnis der Dynastien! Nun Herr Serbe, unsern Battenberg haben Sie doch kennen gelernt!" Und er strich sich seinen großen lodengrauen Wotansbart, der sehr viel würdiger war, als alles übrige an ihm.

„Ach, aber da sind wir ja die besten Freunde," rief der serbische Weltreisende aus. „Wenn Sie nichts als Keime zu geben haben, geben sie uns, was Sie in dieser Sache vermögen, und verschwinden Sie dann, — meinethalben in slawischen Adelsgeschlechtern, — bene!"

„Gott sei Dank," sagte Georg halblaut, „daß wir über siebzig Millionen sind." Alle lachten.

„Ach ja, das ist ein anderes Wort," lächelte der Fremde, höflich wie immer. „Da kommen wir nicht so leicht herum: um diese Millionen, die sich alle dreißig Jahre mit erneuten, jungen Geschlechtern uns gegenüberstellen. Nun, — wir haben noch etwas mehr durch Gottes Gnade."

„Die Chinesen sind der beste Beweis, was Masse wert ist," rief der Langbärtige.

So unerquicklich war das Gespräch geworden, als Himmelmayer eintrat. Ein paar Entgegnungen, die da und dort fielen, des stillen, feinen Herrn Tavernari betrübtes Gesicht, der, wenn gestritten wurde, ohne seine geschickt begütigende Frau hilflos war, das sagte ihm, daß der Abend in Gefahr wäre. „Jaha", dachte Himmelmayer: „Diese guten Deutschen haben, nach einer ihrer übeln Sitten, den einzelnen Gast am Tische gereizt, statt ihn mit Liebenswürdigkeit zu ersticken und selber dabei beruhigt zu wissen, sie seien dennoch Wer. Sie machen's ja demnächst vor einem Minister wieder gut oder sonstwo."

Er schlug ohne weiteres an sein Glas und stand auf, fröhlich überkrönt von den Zipfeln seiner unschicklich geknoteten Serviette.

Digitized by Google

„Meine Herrschaften," sagte er, „ich mache einen Vorschlag. Wir sind durchaus nicht zusammengekommen, um uns gegenseitig aus der Welt wegzubeweisen, sondern um uns mit- und aneinander zu freuen. Wir haben eine heiße, sonst aber durchaus liebenswürdige Juninacht. Ernennen wir sie zur Faschingsnacht. Proklamieren wir Saturnalien." Er zog seine Uhr. „Es ist neune. Bis Mitternacht, schwören wir, nimmt keiner den andern ernst; bis Mitternacht hält er den andern zum Narren und läßt sich zum Narren halten.

Dann kehren wir zum Ernst zurück; — — — wenn ihr's dann noch tun wollt, Kinder. Alle sind halb und halb geneigt, mitzumachen, ja?"

„Wenn nun wer aus der Rolle fiele?" fragte der Slawe lachend. „Ich für mein Teil fürchte das zwar nicht, aber —"

„Wer aus seiner Rolle fällt, muß sich schweigend betrinken."

„Und wenn er schon betrunken ist?" fragte sanft ein katholischer Domherr.

„Dann wird er in Form einer Generalsleiche mit höchsten Ehren aus dem Zimmer getragen. Ich werde das Trauerpferd machen. O, das kann ich sehr gut. Ich lasse hinterrücks Kartoffeln fallen. Das wirkt ergreifend echt. — Ah, ist dieser Schweinebraten gut! Man möchte Odysseus nach langdurchhungerter Fahrt sein, um seine Hände zu derlei erheben zu dürfen. Der arme Odysseus; er bekam stets nur Eberfleisch. Herr Balkanslawe, wem verdanken wir diese Abänderung Ihrer damaligen Gewohnheiten?"

„Ja, das ist wieder so eine westeuropäische oder orientalische Erfindung," lachte der Fremde heiter. „Wir sind unschuldig daran, wie an allem." Er war sehr froh, einen Allerweltsmenschen getroffen zu haben und so gefiel ihm der Abend schon viel besser als zuvor.

An Himmelmayers Vorschlag dachte niemand mehr, aber auch nicht an Streit. Es plauderten fortab alle, keiner dozierte und jeder kleinste Anlaß brachte zum Lachen.

So ging das Essen ohne Gefahr vorbei und als es sich nachher erwies, daß der Serbe und der geistliche Herr Kniegeige und Kontrabaß spielten, Georg und der Kapellmeister die Geige und Herr Tavernari einen Klavierpart übernahm, saßen der Professor und die drei übrigen Gäste, dicke, gute Kunstkenner und Genießer aller beruhigenden Gaben des bejahrteren Lebens, sehr froh zusammen, und waren bei einem Quintett eines der großen menschenvereinenden Deutschen, des armen, göttlichen Schubert so einhellig beisammen wie Brüder unter der Liebe einer Mutter.

Georg horchte immerdar nach Himmelmayer und dessen beseligendem, hinreißendem Geigenstrich. Das war jetzt kein Leichtfertiger mehr: das war ein Gesandter des unbeschwerten, heitern, olympischen Lebens! Er wollte der Schüler Himmelmayers werden in allem, was dieser war und wußte. Ein Strom von Lebensleichtigkeit und dennoch von innigem Gefühl wehte aus diesem Manne, dessen Geige belebend und erregend war, wie nie mehr ein Laut in Georgs Leben gedrungen war, seit jenem tiefen, unerträglich schwülen „Duuu" des Südwestwindes im starrenden Bachernwalde, seit jenem großen nimmermüden Lesen und Lernen.

Nun sollte das Lesen und Blättern im leichtesten Buche des Lebens beginnen.

Digitized by Google

Nach jenem Abend gingen Georg und der Kapellmeister zusammen in der milden, köstlichen Nacht, da die Rosen ihr Wesen hatten, durch den großen Park, der in Graz mehr bedeutet als die ganze übrige Stadt aus Stein und Ziegeln.

Himmelmayer war wie ein Kind. Er blieb vor einem Rosenstocke stehen, der eine einzige, sehr große, weiße Rose hatte, welche sich weit offen, schwül, blaß und zitternd einem Strahl des Mondlichts hingab, der sich durch die Bäume geradeswegs auf die Eine, Weiße stürzte, so daß sie wie ein Licht im Dunkel ragte in ihrer brünstigen, weitausgebreiteten Sünde und in ihrer Unschuld.

„Sehen Sie diese Seele an, in ihrer Elegie an die Nacht," sagte Himmelmayer. „Welch ein Gottesdienst."

Beide freuten sich im stillen. Dann lächelte Georg. „Das tut wohl nach solchem Abend. Wir Menschen sollten sein wie vereinigte Blätter an einer Blüte, alle weitausgebreitet, um miteinander das Licht zu trinken oder in die Nacht zu horchen, und wir fressen uns gegenseitig auf. Ja, bellen uns gegenseitig an, was noch lächerlicher ist."

„Aha," lächelte Himmelmayer, „steckt Ihnen dieser Abend noch im Blut? Und doch haben auch Sie dem Slawen eine unhöfliche Antwort gegeben. Hören Sie, ich denke, daß die Deutschen noch lange nicht an die berühmte Prophezeiung zu glauben brauchen: die Gegenwart gehöre den Germanen, die Zukunft den Slawen. Warum? Weil sie selber noch Barbaren sind. Beweis? Es mangelt ihnen an Urbanität. Urbanität! Leichte, elegante Übung der Umgangsformen, freundliche Schätzung des Nächsten . . . wann wird uns dieses sichtbare Siegel aller Kultur endlich aufgedrückt werden?"

„Ja, dieser Serbe erwies sich heute höflicher als wir," sagte Georg seufzend.

„O, o!" spottete Himmelmayer gedehnt. „Und geht mit dem Gefühl des Siegers davon. Denn er behielt seine Selbstbeherrschung. Hat ihn dieser Professor mit dem Patriarchengewächse um die erhabene Redemaschine, hat der ihn überzeugt? Ha: Worin? In seiner Mißachtung und Feindschaft. Ach, mein liebster Junge, der größte Feind der deutschen Seele ist das deutsche Maul. Wenn wir unsern Gegnern doch nur nichts als Musik vermachten und das andere unter uns bliebe! Wir wären Kerle, was? Mit unserer deutschen Musik!"

Und er schlug ihm vergnügt lachend den Arm um den Hals. Er hatte Georg von dessen ewigem, stillem Herzweh um das geliebte Volk wieder abgewendet. Himmelmayer war ein geistvoller Kerl, aber für Völkerstreitigkeiten hatte er keinen Sinn. Jetzt zeigte er mit ausgestreckten Armen nach einem davonklingenden Pferdebahnwagen. „Sehen Sie lieber dort, wie reizend die blaue Decklaterne dieses Wagens durch die obsidianschwarze Nacht leuchtet. Der letzte Wagen: dann folgt die bürgerliche Nacht; die hochanständig schnarchende. Ein dicker Schauspieler, dem dieser Wagen regelmäßig davonfuhr, nannte ihn stets den Mandrill, wegen seines blauleuchtenden Hinterteils. Ich —," und Himmelmayers Stimme wurde weich und zärtlich, „ich habe einen andern Namen dafür."

Und er versank in Stimmungen.

„Welchen Namen?" fragte Georg.

„Das Schatzlicht."

Digitized by Google

„Weil ein blaues Flämmchen in der Volkssage einen vergrabenen Schatz anzeigt?“

„Ja und nein“, sagte Himmelmayer andächtig. „Dieses blaue Lichtlein in einer Sommernacht, die keineswegs zum Schlafen geschaffen wurde, erweckt in mir endlose Erinnerungen! Als ich noch jung war! Ach, als ich noch konnte, wie ich wollte! Da sah ich stets dieses davonfahrende, mitternachtrufende blaue Lichtlein, wenn ich von einem Schatze kam. Noch öfter, wenn ich zu einem ging! Ach!“ Er breitete die Arme sehnsüchtig aus und fügte delikat hinzu: „Manchmal auch zwischen diesen zwei Fällen. — Als ich jung war!“

„Das sind Sie ja doch immer noch“, tröstete Georg freundlich.

Himmelmayer sah ihn erfreut an. „Ein solches Kompliment“, sagte er, „hört man immer gerne; auch wenn man weiß, daß man es nur der Liebenswürdigkeit dessen verdankt, der einem damit wohltut.“

„Nein,“ sagte der junge Mensch aus seinem vollen Herzen heraus, „wenn in mir etwas ist, was Sie als alt empfindet, so ist es nur meine Sehnsucht nach einem Führer, einem Lehrer, einem Meister wie Sie! Von Ihnen geht es mir wie ein geheimer Gruß entgegen: Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Ich sage das, obwohl es eine Lästerung dessen ist, der mich erquicken soll, wenn ich im Sterben liegen werde. Jetzt aber, im blühenden Leben, heute, in solcher Rosennacht, habe ich nur einen Durst: nach leichtem Schweben. Wissen Sie: der Nußhäher arbeitet schwer mit den Flügeln; die Weihe schwebt, mühelos, ohne Erdengewicht scheinbar. Beide fliegen, sagt man. Herr Kapellmeister, ich möchte dieses von der Luft getragen sein, dieses lächelnde Schweben des Lebens können, wie Sie! O, nehmen Sie mich in die Schule.“

Himmelmayer blieb in fast wehmütigem Ernste stehen und sah sich den jungen Soldaten an.

„Dazu muß man geboren sein“, sagte er freundlich. „Aber warten Sie. Geben Sie leicht und gerne Geld aus?“

„Mein Gott“, lachte Georg. „Ich habe ja nie eines.“

„Aber wenn Sie eines haben; halten Sie es?“

„Ich gebe es weg wie Spielmarken.“

„Und wenn Sie keines mehr haben?“

„Dann ist mir wieder wohl.“

„Schulden machen Sie keine?“

„Wozu. Ich bin lustig, wenn ich Geld habe und selig, wenn ich keins habe. Selig ist doch besser als lustig?“

Himmelmayer gab ihm, hoch emporgestreckt und dann kräftig niederpatschend, beide Hände. „Nun dann, mein lieber Junge,“ sagte er, „kommen Sie recht bald zu mir. Besuchen Sie mich, am Bischofsplatz bei der Mehlgrube im alten Hause, dort wo eine Hebamme, ein Pfandverleiher und ein Sargtischler wohnen; diese drei Schicksalsgötter des Menschenlebens. Gute Nacht, mein lieber Freund und Bruder in Apoll!“

Und er zog fröhlich und weitausschwingend seinen herrlichen, breitrandigen Plüschhut, der allein schon Georg eine Art Begriffsverbindung von Fliegen, Gleiten oder Segeln vermittelte und ihm über alle Maßen gefiel.

Georg ging hochbeglückt nach seiner Kaserne. In ihm klang und schwang stolzgemut das Wort: „Lieber Freund und Bruder in Apoll.“

Digitized by Google

Also Künstler, Künstler! Ihm war mehr Freude und Erhebung zuinnerst, als hätte er einen Orden bekommen. Nun war er zum Leben geweiht.

Auch Himmelmayer hatte sich ungern von dem treuherzigen Jungen getrennt, der vom Leben so gar nichts wußte und geradezu nach den Fichtennadeln des Bacherwaldes und den Reben der Weingärten roch. Es stand auf dieser Seele noch nichts geschrieben als Natur.

Aber der Kapellmeister hatte noch einen kleinen, ganz unaufschiebbaren Besuch zu machen, der mit seinen Folgerungen keineswegs auf nahendes Alter des fröhlichen Musikanten schließen ließ.

Ein Jahr war fast dahin, da lief einmal Georg zum Freunde. „Meister, lieber Meister, führen Sie mich in Ihr Leben und lassen Sie mich jenes Mädchen vergessen, das mir wie Gift im Blute frißt; zaubern Sie Ihre Stimmungen um mich," bat er ihn voll knabenhafter Klagen, und der Kapellmeister sagte: „Hei, dann müssen wir ins Freie, bevor noch die Sonne untergeht. Wohin? Auf die Ries? Abgemacht."

So gingen sie wieder auf den Stimmungsfang in die herbstliche Welt, einen jener Gänge, bei dem das Nichts alles bedeutete; — sie freuten sich über die erstaunliche Spiegelkraft eines obsidianschwarzen Waldtümpels und freuten sich, als dasselbe kleine Wasser von der andern Seite das Blau des Himmels heller denn Türkis zurückspiegelte, während sie doch an den beschatteten Rändern das gerbstoffhältige bräunliche Wasser überall seine weichen Biegungen und Einwendungen gegen die liebliche Trugfarbe machen sahen. Sie hörten von der freien hellen Straßenhöhe in das tiefe Tal hinunter und eine Mühle klapperte ihr fröhliches Erntedankgebet. Sie zerrannen in Horchen, fühlten ihre Leiber nicht mehr und nichts mehr war mehr um sie und in ihnen, als der reiche Duft des stäubenden Mehls, das eifrige Geplauder der Mahlgänge mit den rüttelnden Beuteln und das stürzende Rauschen des weißgischtigen Wassers.

Die Welt schien so öde, als wäre nichts mehr als Astern, Rüben und Nebelreif am Abfallhaufen des Jahres übriggeblieben; aber mit einem Wörtlein voll Freude und Dank machte der frohe Musikant die Einsamkeit und Einkehr der karg gewordenen Natur reich. Er sagte, indem er nach der Mühle im Tal deutete: „Hören Sie Georg, das lustige Verdauungsgetriebe? Sack ein, sack ein! Das ist die große Einkehr in sich, das nach Innenkriechen aller Geschenke Gottes. Der Bauer bringt die schwere Last der Felder, die einst so duftig wogten, dem Müller; der schafft die Säcke noch näher in die liebe Stadt heran zum Bäcker und der legt uns auf den Frühstückstisch in schneeheller Stube das schmackhafte Angebinde der Sonne aus den Tagen, da die Natur noch auffällig und äußerlich war, wie die Jugend.

Ach, es ist Einkehr in aller Welt. In den Tagen der Lockung waren wir hier auf den aufatmenden Höhen, um uns des Entrinnens zu freuen. Nun gehen wir herauf, um Behagen zu gewinnen, zum Einschlupf in den großen Speicher: wie die Mäuse, die im Sommer im Freien und im Winter beim Bauern leben. Na, Georg? Was werden wir heute abend dort beginnen? In beiden Theatern ist Schauspiel und wir haben frei. Wie feiern wir jenes Fest der ersten Behaglichkeit des Kamins, des ersten wohligen Rieselns der Wärme — —"

Digitized by Google

Himmelmayer sah umher. „Ich weiß aber doch nichts Genaues", fuhr er dann unzufrieden fort. „Denn trotz der blaukühlen Froststimmung ist etwas in der Luft, besonders gegen Westen in den Fernen und gegen Süden, was mir so eigentümlich, ich möchte sagen violett, veilchenweich und warm vorkommt. Riecht nicht die Luft so ähnlich wie Verheißungen des Frühlings? Wir bekommen Jauk, Schirokkowetter, mein lieber Freund!"

Georg staunte, wie fein dieser leichtfertige Mensch fühlte. Es war wirklich so. Wärmer und feuchter wurde langsam der Wald und die Höhen, von Minute zu Minute, und die Steine an der Straße waren bald naß und dunkel. Die Wolken sahen lau aus, die ferngehaltenen kühlblauen Töne in der Taltiefe wurden violett und nahe, alles in der einen und halben Stunde, als sie zu Tale gingen. Und als hinter den vielen Wolken dieses Tages die Sonne verschmachtet und ertrunken sein mochte, wurden die freien Fleckchen des Himmels grünlich und unfaßbar durchsichtig; die Wolken aber schwelten wie gelbroter Schwefelrauch dahin; von Südwesten her gedrängt und einander unruhig schiebend.

„Das wird fein", pfiff Himmelmayer vergnügt.

„Was tut's — —", seufzte Georg traurig. „Es sind zwei Tage oder gar nur eine Nacht, die lau und lockend sind; dann ist doch wieder Oktober. Heute sah es kälter aus, wie voriges Jahr zu Allerseelen, als die Gräberfelder blühten."

„Georg, Georg! Jammern Sie denn, wenn Sie ein einziges Glas kostbaren Weines bekommen, daß Sie keinen Keller davon voll haben? Legen Sie nicht vielmehr die ganze Kraft Ihrer empfänglichen Nerven in Zunge und Gaumen? Solche Tage, solche Föhngeschenke soll man empfangen wie den heiligen Gral. Es sind Augenblicke, da der Erlöser aus tiefen Träumen wunderbare Worte stammelt, und Teil hat an seiner Seligkeit jeder, der sie zu deuten sich bemüht. Wir haben ein paar Stunden echten Greisenfrühlings vor uns. O Sie junger Hund, wenn Sie ahnten, was das heißt, wenn das Alter junge Stunden hat. Welchen Tränensturz tiefergriffener Rührung solch ein verwehter Frühlingstag im Herbste verdient!"

„O, ich verstehe es, ich fühle es," rief der junge Mensch voll Dankgefühl. „Ich war nur einen Augenblick verbockt und vertrotzt und schadete mir selber. Nun weiß ich, daß Geschenk und Andachtruf in der Luft liegen und ich will horchen."

Es war schon Nacht, als sie in das Tal kamen, in das der Keil des hochherrlichen Südwinds schon eingedrungen war. Laue Luft umhing sie, als träten sie in eine Rosenlaube.

Die Nacht im Stadtpark war so durchsichtig als sei die Luft aus geschliffenem schwarzen Demant und die fernsten Laternen strahlten greifbar nahe und flammenklar.

Aber ihnen aber griff dann und wann ein hochherkommender warmer Wind, der die untersten erdnahen Schichten noch nicht erreichte, in die Baumkronen wie ein trunkener Harfner. Wohllautendes Brausen rauschte droben auf und die unten staunten beglückt nach dem bewegten Wesen, das in der Höhe war, indes nahe dem Erdboden noch alles sich duckte.

Eine Zeitlang gingen die beiden Verbündeten des Glückes in stiller Andacht nebeneinander bis gegen das alte gotische Tor der innern Stadt,

Digitized by Google

vor dem ein großer Kastanienhain abgesondert zur Seite stand, durch Straßen vom andern Parke geschieden.

„Horchen Sie", flüsterte Himmelmayer.

Und als sei der daherfahrende Föhnbraus nur in jenes Dreieck stillragender Kastanien verliebt, fuhr er ihm mit voller Hand in den Haarschopf, während sonst alle Bäume und die ganzen weiten Parkflächen still und vergeblich auf einen Kuß warteten. In dem Kronengedränge aber rauschte es tief und prächtig auf; ein warmer Erweckungsstoß, wie Georg ihn einst um Fastnacht hörte, nur daß die Sprache des Winds in den Bäumen eine andre war, wie jene an den Dachluken und durch die Fenster: und doch dieselbe tiefe, herrliche Gottesstimme.

Und als wirbelten leise unzählige Trommeln, so ging das Getrappel fallender Kastanien an. Die vielen, vielen Früchte lösten sich, fielen abspringend gegen den Boden und prasselten köstlich, neun, zehn, elf Sekunden lang. Dann sprang der verliebte Windstoß hoch auf und davon, wartend standen die Bäume noch, beruhigten sich, — kichernd wie eine kleine Erinnerung fiel noch da und dort eine Kastanie gegen den harten Boden und dann war wieder Ahnung und tiefdurchsichtige, laue, blankgeschliffen schwarze Nacht.

„Herrgott war das schön", rief Georg halblaut.

Himmelmayer, dem solche Kleinigkeiten der Natur ebenso wichtig und beglückend waren, wie dem Jungen, schnurrte wie ein behaglicher Kater: „Ah. Ja, dergleichen kleine Arrangements treffen der liebe Gott und ich öfter. Das hier war hübsch gelungen, was?"

Soviel war sicher, daß jeder der beiden Freunde mit einem andern Menschen weder zur Aufmerksamkeit noch zur Stimmung gelangt wäre, von einer solchen Unmerklichkeit der Natur beglückt, ja berauscht zu werden. Und es ist zu begreifen, daß Georg, dessen Empfänglichkeit neben diesem delikat lebenden Meister immer inniger, dessen Nerven immer feiner wurden, mit begeisterter Dankbarkeit an dem Menschen hing, in dessen Gesellschaft der tote Stein zu klingen, der Baum zu dichten, das Wasser zu träumen und die Natur an allen Enden Gott zu werden begann.

Rundschau

Von der Zeit

Allgemeineres

Daß die Zeit hingehe und geistig erfüllt werde, ist das Große und Wichtige im Menschenleben. Durchdringt man sich recht von dieser Idee, so wird man gegen Glück und Unglück, gegen Freude und Schmerz sehr gleichgültig. Was sind Glück und Unglück, Freude und Schmerz anders, als ein Hinfliegen der Zeit, von der nichts übrigbleibt, als was sich davon geistig gesammelt hat? Die Zeit ist das Wichtige im menschlichen Leben; denn was ist die Freude nach dem Verfliegen der Zeit? Und das Tröstliche. Denn der Schmerz ist ebenso nichts nach ihrem Verfließen: sie ist das Gleis, in dem wir der letzten Zeit entgegenwallen, die dann zum Unbegreiflichen führt. Mit diesem Fortschreiten verbindet sich eine reifende Kraft; und sie reift mehr und wohltätiger, wenn man auf sie achtet, ihr gehorcht, sie nicht

Digitized by Google

verschwendet, sie als das größte Endliche ansieht, in der alles Endliche sich wieder auflöst.

▣

Das ist nicht von uns gesagt, sondern von Wilhelm von Humboldt. Kann es aber ein besseres Wort für eine Neujahrsbetrachtung geben? Für eine gerade in diesem Jahr? Also steh es hier, wo sonst nicht „zitiert" wird. Als ein Wort, das über unser Heute und alle kommenden Heute hinausweist und doch für ein jedes gilt.

Religiöses Leben

Die Bibel als kulturgeschichtliches Denkmal

Daß die Urkunden der Entstehung unsrer Religion in irgendeiner Weise in der Bibel vorliegen, wird von keiner Seite bestritten. Nur ob sie allein in ihr vorliegen und in welcher Bedeutung, wird umkämpft. Wer hierüber Näheres wissen will, wird sich mit der Lutherbibel nicht begnügen können, sondern einer verständnisvollen Erklärung bedürfen, die den ursprünglichen Ideenzusammenhang der vorkommenden Worte und Vorstellungen immerfort vergliche.

Dies ist nun eine Arbeit, die für das Neue Testament vielleicht auch heute nach hundert Jahren intensiver Forschung immer noch unmöglich ist. Soll man zur Erklärung des Neuen Testamentes die seiner Entstehung zeitgenössischen Ideen heranziehen? Bis vor kurzem noch wiesen die Theologen das ziemlich einmütig ab. Sie bestanden darauf, den alt- und neutestamentlichen Schriftenzusammenhang erst einmal aus sich zu erklären. Das war auch eine an sich richtige Arbeitsidee. Denn die neutestamentlichen Schriften gehen nun einmal ausdrücklich nur auf das Alte Testament zurück. Ihrem Bewußtsein nach ist also dieser Zusammenhang der allein ihnen eignende. Deshalb ist es an sich in der Tat richtig, zunächst zu sehen, wie weit man in diesem ersten Zusammenhang mit der Deutung kommt. Inzwischen hat sich diese Beschränkung nicht auf die Dauer aufrechterhalten lassen. Man konnte sich der Beobachtung nicht entziehen, daß die im Neuen Testament vorliegenden Erzeugnisse einer starken und eigenartigen religiösen Glut in ihren Vorstellungen doch auch seitwärts aus dem Zeitdenken der sie umgebenden Kultur mit beeinflußt waren. Allmählich mußte sich ein anderer Gedanke nahelegen. Haben nicht die verschiedenen Zeiten der christlichen Entwicklung ihre aus allen möglichen Anregungen sich fortentwickelnden Ideen naiv in die Bibel zurückgedeutet? Könnte nicht vielleicht jene allein bewußte Beziehung des Neuen auf das Alte Testament große Strecken weit, vielleicht gar in der Hauptsache, ähnlich zu erklären sein?

Es ist bekannt, daß die Zeit der Entstehung des Christentums auch sonst religiös außerordentlich erregt gewesen ist. Es ist bekannt, daß eine schier unendliche Zahl religiöser Neubildungen aus allen möglichen orientalischen, ägyptischen, griechisch-römischen Mysterienkulten teils alten Ursprungs teils nur alter Anregung und bewußter freier Dichtung oder Erfindung um die Gemüter warb. Es ist bekannt, daß im bilder- und symbolreichen griechisch-katholischen Kult diese gewöhnlich unter dem Namen Gnosis zusammengefaßte Bewegung viel stärkere Spuren hinterlassen hat als in der eigentlich abendländischen römischen Kirche. Wo innerhalb jener griechisch-katholischen Kirchen einzelne wie Tolstoi am Rost der Überlieferung stärker schaben, bricht deshalb immer leicht eine gnostische

Digitized by Google

Vorstellungsweise hervor. Es ist bekannt, daß zu Rom der Mitradienst eine Zeitlang dem beginnenden Christentum starke Konkurrenz machte. Alle diese konkurrierenden Richtungen schlug das junge Christentum siegreich aus dem Felde, aber nicht, ohne von ihnen allen zum Teil recht wesentliche Anregungen aufzunehmen. Harnack hat diese Entwicklung in dem großen Standardwerk seiner Dogmengeschichte anschaulich geschildert. Wie, wenn das Christentum selbst im Grunde ursprünglich nichts anderes gewesen wäre, als eine gnostische Sekte unter andern?

Das ist eine Hauptidee der modernen außer- und antitheologischen Christentumsforschung. Eugen Heinrich Schmitt, der, wohl von dem erwähnten Tolstoischen Zusammenhang mit der Gnosis ausgehend, sich zuerst für eine Wiedererweckung der Gnosis einsetzte, genügte nicht. Daß er den Tonfall der ethischen und religiösen Prophetie Tolstois auf rein wissenschaftliche Fragen übertrug, konnte die sachlichen Mängel nicht ersetzen, obwohl es einer in Deutschland verbreiteten Sitte entgegenkam. Neuerdings aber hat ein mit einem ganz anderen Maß von Kenntnissen und kritischem Feingefühl ausgerüsteter Forscher, Wolfgang Schulz in Wien, prächtige Rekonstruktionen der hauptsächlichsten gnostischen Glaubensdichtungen vorgelegt (Dokumente der Gnosis, Jena, Diederichs, geh. 8.— M., geb. 9.50 M.), die, nie in die willkürlichen Modernisierungen Schmitts verfallend, ein wirkliches Bild dieser Gedankengänge vorführen.

Wenn nun das Christentum über alle diese unzähligen Konkurrenten in so breiter, mächtiger und unwiderstehlicher Bewegung hinüberschritt, und das in einer nach allgemeiner Annahme religiös bewegten Zeit, so kann die Vermutung nicht fernliegen, es habe das einfach darin seinen Grund gehabt, daß es eben religiös stärker war. Und wenn man darin einig werden sollte, was allerdings unsre modernen Gnostiker nicht gerade geneigt scheinen zuzugeben, daß die Religion, was sie sonst auch sei, jedenfalls „eine praktische Angelegenheit des menschlichen Herzens“ (Kaftan) ist, so liegt die weitere Vermutung nahe, der Sieg sei ihm deshalb geworden, weil es mehr von lebendigen Persönlichkeiten und wirklichen inneren Lebensnotwendigkeiten in sich enthielt. Doch prüfe man unbefangen selbst. Man lese diese gnostischen Systeme so aufmerksam und andächtig, wie man es ihnen gegenüber nur irgend fertig bringt. Man lese auch, wenn man irgend Geschmack an diesen Dingen findet, die verschiedenen Bücher zur Christusmythe, in denen umgekehrt die Evangelien zu gnostischen Attrappen umgearbeitet und so der Gnosis angenähert werden. Man lese soviel man davon vertragen kann. Wer die nun veralteten Forschungen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur germanischen und indogermanischen Mythologie studiert hat, wird freilich diesen Christusmythologien weniger Geschmack entgegenbringen können, als wer sich für sie mehr aus polemischen Bedürfnissen (so berechtigt sie sein mögen) als aus wissenschaftlichem Verständnis interessiert. Zum Schluß lese man die Evangelien. Um ihnen zum Zweck des Vergleichs etwas ferner zu rücken, lese man sie in einer modernen Übersetzung; der von Weizsäcker (Tübingen, Mohr) oder der bei Reclam erschienenen. Man wird einen Eindruck davon gewinnen, wo das religiös bewegte Menschenherz spricht und

Digitized by Google

wo ein überreiztes Gehirn phantasiert.

Ich fürchte, wenn die modernreligiöse Bewegung beabsichtigt, — wie es denn den Anschein hat, — die Entscheidung eines religiös kräftigen Zeitalters in einem religiös schwachen zu revidieren und die Religion der Zukunft auf die vor zweitausend Jahren überwundenen Phantasien der Gnosis zu gründen, sie den wenigst gangbaren Weg geht, den sie nach Lage der Sache einschlagen kann. Eine „Fremdreligion" durch eine noch fremdere, eine „veraltete" durch eine noch veraltetere, eine „unlebendig gewordene" durch eine nie lebendig gewesene Religion zu ersetzen — das kann die religiöse Erneuerung, die wir erstreben, nicht fördern. Es ist nicht viel anders, als wollte man die moderne Astronomie durch die babylonische oder Koch durch Paracelsus Bombastus ersetzen.

Die Frage aber nach den Einflüssen des zeitgenössischen, sowohl orientalischen wie griechisch-römischen Glaubens und Vorstellens auf den Mythus des Neuen Testaments ist mit diesen Bemerkungen nicht erledigt. Hier ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Eine parallele Entwicklung, nur weniger geräuschvoll, obgleich auch durchaus nicht geräuschlos, vollzieht sich dem alttestamentlichen Religionstum gegenüber. Wie dort um das Stichwort Christusmythe, so verknotet es sich hier um den Stabreim Babel-Bibel.

Artur Bonus

(Schluß folgt)

Von der Sprache

Vom „Widerlegen" guter Sprichwörter

Es gelingt mitunter im Laufe der Jahrhunderte nicht bloß einzelnen hervorragenden Denkern, sondern auch der anonymen Weisheit der Nationen, gewisse wichtige Erfahrungstatsachen so kurz und eindrucksvoll zu prägen, daß sie weithin in die Nachwelt klingen. „Niemand ist unersetzlich." „Das Alter ist an und für sich schon eine Krankheit." „Wider Tatsachen helfen keine Argumente." „Nach diesem: folglich wegen diesem." „Das Weib ist wegen des Mutterorganes von der Natur geschaffen." Derlei bedeutet nicht nur Schlagwörter, sondern erlebte Wahrheiten. Ferner haben wir neben vielen fadenscheinigen Sprichwörtern eine Menge von trefflichen, zum Beispiel: „Einmal ist keinmal."

Solche wahrhaftige und kräftig ausgedrückte Erfahrungssprüche mit entgegengesetzten Tatsachen anzufechten, ist ein leichtes Spiel, namentlich wenn man sich Mühe gibt, sie vorerst mißzuverstehen; was aber dabei herauskommt, ist eine schwächliche Wahrheit aus der Gegend der Binsen, eine triviale Wisserei, deren Aussprache sich gar nicht lohnt, weil sie sich von selber versteht. Keines der oben genannten Beispiele ist unanfechtbar, keines, das nicht schon grimmig angefochten worden wäre, von unbedachten Denkern; keines, das nicht allen Anfechtungen siegreich trotzte, wenn man den Spruch so versteht, wie er Verstand hat.

Sehen wir uns probeweise einige dieser Anfechtungen an. „Einmal ist keinmal." „Falsch!" lautet es eifrig. „Einmal ist nicht keinmal." So eifert der Schullehrer vor seinen Jungen, wenn sie einmal etwas peckieren. Der ficht also mit einem kleinen pädagogischen Papiermesser gegen die große Lebenswahrheit, daß ein einziger Anlauf nicht genügt, sondern daß man etwas Rechtes öfters tun muß. Er hat das Sprichwort, das er be-

Digitized by Google

kämpft, in seinem Sinne nicht erfaßt.

„Niemand ist unersetzlich.“ Welch ein tiefernster, bitterer und trauriger Spruch! Aber auch welch ein wahrer Spruch, wenn man ihn versteht als eine Erfahrung aus dem sozialen Gebiet. So wenig wie in der Natur ein Loch entsteht, wenn ein Mensch stirbt, und wäre es selbst der bedeutendste, so wenig klafft bei seinem Tod im Leben der Nation eine ewige Lücke; es muß ohne ihn gehn, und es geht ohne ihn. Dagegen nun zu zürnen: „Das ist nicht wahr, kein Mensch kann einen andern jemals ersetzen, denn keiner ist dem andern gleich“, das bedeutet ein Binsenbüschel, auf ein Mißverständnis gepflanzt.

„Nach diesem, folglich wegen diesem.“ Es ist seit Dr. Bock in Leipzig Mode in der heutigen medizinischen Wissenschaft geworden, diesen Satz (ich glaube, er ist scholastischen Ursprungs) erbittert zu bekämpfen; nein, bloß zu verhöhnen; denn so albern erscheint er den Herren, daß er gar nicht eine Widerlegung verdiene. Nur die ganz Dummen, behaupten sie, könnten schließen: post hoc, ergo propter hoc. Aber schwerlich hat jemals der berüchtigte Spruch gemeint, wenn einer einen Brief schreibt und eine halbe Stunde später auf der Treppe das Bein bricht, das komme vom Briefschreiben. Hingegen wenn ein Bub unreife Äpfel ißt und nachher Bauchkrämpfe bekommt, glauben Sie nicht auch, Herr Doktor, das komme von den unreifen Äpfeln? „Das ist etwas andres; das können wir erklären, denn hier liegt Ursache und Wirkung vor.“ Nun haben wir die Streitfrage am richtigen Zipfel. Ja, wenn die Wissenschaft alles zu erklären, überall Ursache und Wirkung darzulegen vermöchte, dann dürften wir jenen Spruch verhöhnen. Da das aber nicht der Fall ist, so bleibt er, richtig verstanden, zu Recht bestehen: „Auch da, wo wir nicht imstande sind, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung einzusehn, dürfen und müssen wir im täglichen Leben aus der wiederkehrenden zeitlichen Folge Ursache und Wirkung vermuten.“ Wer so denkt, so schließt und demgemäß handelt, der handelt nicht dumm, sondern höchst verständig. Oder nicht? Wenn sechs Kinder auf der Wiese Sauerampfer essen und nachher alle sechs krank werden, so warten wir vernünftigerweise nicht, bis die Wissenschaft darüber ins reine kommt, warum sie erkrankt sind, und ob es möglich sei, daß der Sauerampfer schuld wäre, sondern wir warnen einstweilen die Kinder davor, Sauerampfer auf jener Wiese zu essen. Was dabei herauskommt, wenn man den Spruch hochmütig verachtet, sehen wir an jenen überklugen Gerichtsärzten, welche bei einem Schädelbruch nach einem Hammerschlag auf den Kopf darüber spintisieren, ob wirklich auch der Hammerschlag die Todesursache gewesen sei und nicht vielleicht eine schleichende Krankheit.

Mit den übrigen angeführten Sprüchen verhält es sich ähnlich. Wer nicht versteht, wer nicht nachdenkt, wer nicht weiß und fühlt, daß gute Wahrheiten sich gut nur in paradoxer Form aussprechen lassen, wer nicht ahnt, daß die paradox ausgesprochene Wahrheit sämtliche möglichen kleinen Einwände kennt, zugibt, aber sie vernachlässigt, weil der Wahrspruch in der Hauptsache recht hat, der kann jede aus der Erfahrung gewonnene Lebensweisheit mühelos anfechten.

Digitized by Google

Was leistet er aber damit? Er setzt mit kindischen Händen Unkraut in den Garten. Kurz: ehe man jahrhundertalte Wahrsprüche ansicht, verstehe man sie auch, wie sie diese Jahrhunderte her verstanden worden sind. Oder man ist kein überlegen moderner, sondern nur ein grüner Geist.

Karl Spitteler

Literatur

Vom Leben in der Geschichte

Zur Zimmernschen Chronik

Der Mensch ist das Ziel des Menschen. Der Junge und Handelnde sucht ihn zu benutzen, der Ältere und Betrachtende wird nicht müde ihn zu studieren, und alle Geschichtskunde, alle Kunst und Weisheit scheint nur soweit nütze, als sie diesen wichtigsten und würdigsten Gegenstand deutlicher macht. Und doch: indem der Denker und Künstler sich müht, das Rätsel des Menschen auszusagen, das Leben in Symbolen aufzufangen und wiederzugeben, da formt sich zwar seiner reinen Hand, wie der Brahmanin der Legende, das Wasser zur Kristallkugel; aber neben und unter ihm fließt und strudelt der Strom weiter, ewig neu und unfaßbar; und was er heraushob, ist schon ein andres geworden. Dies ist das Mißverhältnis, in welchem jede Aussage über das Leben zu diesem selber stehen muß; wir könnten es nicht bewältigen, wenn wir nicht nach irgendeinem Grundsatz auswählen dürften: aber wer sagt uns, daß diese Grundsätze, daß diese Gesetze des Stiles und der Weltanschauung vor den Augen der nach uns Kommenden Gnade finden werden? So wenig, wie uns immer das behagen will, was die Früheren zu sagen oder zu verschweigen für gut fanden. Ja: dies Verschwiegene, dies einst nicht Geachtete lockt; die damals das Urteil sprachen, zeihen wir der Parteilichkeit und Befangenheit, wir möchten selber mitten im Strome stehn — und könnten doch auch nur heraufbringen, was die hohle Hand faßt!

Dennoch, der Wunsch bleibt, und gerade Zeiten, die zu uns durch den Mund großer Persönlichkeiten sprechen, wollen wir selber reden hören: und wir rühren an eins der tiefsten Geheimnisse der Geschichte und des Lebens, wenn wir dann sehen, wie aller Fortschritt zugleich Rückschritt ist, und jeder Segen seinen Fluch mit sich trägt: wie alles Große nur in die Höhe kommen kann, indem es andre Werte — oft feinere — unterdrückt; es ist die Tragik, die so recht mit dem Menschsein und Menschwerden gegeben scheint, und Sache des Glaubens und Hoffens, nicht des Wissens und Beweisens ist die Meinung, daß jene stärkeren Kräfte am Ende auch als die wertvolleren sich herausstellen werden.

Eines der letzten großen Schauspiele dieser Art bietet die Zeit der deutschen Reformation: die Nation, die im Begriffe steht, sich in allen Teilen des Lebens, künstlerisch, ethisch, wissenschaftlich, sozial, politisch, zu verjüngen, wird von der dämonischen Kraft des Genius in eine Richtung gerissen und dort länger als zwei Jahrhunderte festgehalten, ehe es ihr möglich wird, auf den andern Gebieten die fortgeschrittenen Nachbarnationen einzuholen. Nichts erhebender als den Siegeslauf des jungen Luther zu verfolgen; aber sollte es sich nicht lohnen, auch einmal zu den Menschen hinüberzugehen, die sich von dem Reformator und der allzubald einsetzenden „Wut der Theologen“ nicht gefangennehmen ließen? Sie verteidigen einen verlorenen Be-

Digitized by Google

sitz, verteidigen das Erbe von Weltfreude und unbefangenem Lebensgenuß, welches ihre Zeit — und wir geben ihr recht — gering anschlug, welches aber ein späteres Geschlecht neu hat erobern müssen; sie sind in gewissem Betracht mittelalterlicher als Luther, in anderm vorgeschritten; sie zeigen das Medium, in welches der Idealismus der Reformation eintrat.

Sofern ein Buch der Spiegel solcher Lebenskreise sein kann, genießt diesen Ruf seit langem die Zimmernsche Chronik; in den 1560er Jahren abgeschlossen, enthält sie die Familiengeschichte der Herren von Zimmern, denen die Gebiete um Oberndorf, Rottweil und Meßkirch gehörten, also das obere Neckartal; aber von diesem Schwarzwaldwinkel aus schweift der Erzähler nach allen Seiten und Zeiten, berichtet von den benachbarten Fürstenbergen, Werdenbergen, Zollern (er mokiert sich darüber, daß diese sich „Hohenzollern" nennen), von der „Lutherischen Veränderung" und vom Bauernkrieg, alte Sagen und neue Schnurren, Träume und Gespenstergeschichten und Heldenstücklein. Es ist Humanistenluft in diesem Werk, noch nicht gelahrt oder pfäffisch verdumpft; ein offnes Auge für fremdes Wesen, Stolz auf die eigne Art, aber vor allem die neue Freude am Einzelding und -menschen, und die neue Kraft, die bezeichnenden Züge zum Bilde zu runden. Es ist ja eine Blütezeit der deutschen Erzählkunst, und sie feiert in diesem Werk die schönsten Triumphe. Aber das unterscheidet die Chronik von den Novellen: sie will Wahrheit geben; ein naiver Rationalismus macht sich, ähnlich wie bei Herodot, geltend, und gibt dem Buch für uns doch noch einen Wert über die Erzeugnisse reinen Fabulierens hinaus: was dort erzählt wird, das haben diese Menschen auch für wahr gehalten; es ist ihr unverfälschtes Weltbild, es ist die Atmosphäre, in der diese Zeit eingeschlossen war, und der auch ihre Größten nur hin und wieder entauchten.

„Und wenn die Welt voll Teufel wär", — für uns ist das ein Bild, eine Redefigur, aber wie sehr ist es jenen Menschen noch eine Wirklichkeit! Das Unheimliche reicht noch tief ins Menschenland herein; Teufel, Gespenster, Tote gehen um; der Erzähler kennt die Personen, denen derlei begegnet ist, er hat selbst ähnliches erlebt und beschreibt das Aussehen eines Geistes mit derselben Anschaulichkeit wie ein ander Ding. Das Grauen der häufigen Seuchen, der „großen Landsterben", äußert sich zuweilen im „zweiten Gesicht", wo dann die Betroffenen sich und andre Todbestimmte beim Mahl oder im Totenreigen erblicken: „Gott tröste die armen Seelen und verleihe allen Christgläubigen die ewige Gnade", fügt der Erzähler hinzu. Auch die Natur spielt andeutend mit: als der alte Graf von Zimmern im Sterben liegt, „kam zur Mittagszeit eine große Anzahl Raben; die saßen auf allen Türmen und Mauern im Schloß, hatten ein wildes Geschrei und Beißen. Das währte fast den ganzen Tag bis gegen Abend, besonders aber auf dem Turm, in dem sein Gemach war, obwohl er nicht darauf achtete oder es vielleicht nicht hörte." Man merkt, wie tief solches Ereignis wirkt, wie leicht und bald es ins Phantastische vergrößert werden kann. Jedes Schloß hat noch sein Gespenst, und nicht alle sind so freundlich wie der „gute Eutenwick", der bei den Herren von Sachsenheim diente: „er leuchtete den

Digitized by Google

Leuten mit Lichtern, brachte Kartenspiele und andre Dinge, was man ihn hieß; aber keiner hat ihn je greifen können. Sobald er in ein Gemach kam, fing er an zu reden; aber auch wenn er schwieg, merkte man doch, daß er da war, denn es wollte jedem, der in der Kammer war, der Atem etwas kürzer werden." — Vordem hatte er „tausend Jahre in einem kleinen Röhrlein im Moos gesessen und auf eine Gelegenheit gewartet, von dannen zu kommen". So spielt die Phantasie gelegentlich unversehens ins Liebliche hinüber: wie schöne Sagen, Träume und Visionen weiß die Chronik zu berichten! Im Jahre 1542 kam um Mitternacht eine Gesellschaft „kurzer Menschlein" an eine Kapelle im Murgtal und ließ sie sich aufschließen; dort wurde eine von ihnen, die gekleidet war wie eine Braut, in die Ehe gegeben. Darnach ging sie hinaus und zwei spielten auf Leiern zum Tanz auf: „da tanzten die drei Paare ganz züchtiglich miteinander, und immer zwischen zwei Paaren liefen zwei kleine Tierlein, in der Größe und Gestalt wie Schafe; die waren rot und hatten Zimbeln an den Hälsen hangen. Wenn sich nun der Tanz veränderte und die Menschen sich gegeneinander bückten und verneigten, so standen die kleinen Tierle auch voreinander und verneigten sich. . . ." —

„Ganz züchtiglich" tanzten diese Leutlein: das ist keine überflüssige Floskel; gerade über rohes, unzüchtiges Tanzen wird oft geklagt. Der erwachende Individualismus äußert sich gern in wüstem, unflätigem Wesen; Ausschweifungen aller Art sind im Schwang und gelten besonders beim Adel für standesgemäß: es ist ja nur die andre Seite derselben Sinnlichkeit, welche jene schreckhaften und blühenden Phantasien gebiert. Der einzelne steht recht ungeschützt und frei da; Gewalt und Witz geht häufig vor Recht; will man selber ungeschoren bleiben, so muß man dem andern einen Schabernack spielen. Das ergibt ein in jedem Sinne „schlagfertiges" Geschlecht, voll Spottsucht, Schadenfreude und Possen; Pedanterie und Einbildung gedeihen hier weniger als in tintenkleckſenden Seculis: wie wird zum Beispiel der großmannsüchtige Graf von Zollern abgeführt, oder der gelehrte Pfaffe, der „als ein berühmter Melancholikus" die harmlosesten Gespräche mit Geschichten aus dem Livius und Thukydides unterbricht. Die Geistlichen und Mönche haben überhaupt am öftesten die Zeche zu zahlen. Nirgends treten die unerträglichen sittlichen Zustände, welche die Reformation antraf, greller hervor als hier, wo sie meist ohne Entrüstung und Erstaunen als das Selbstverständliche geschildert werden. „Sie führten ein Pfaffenleben mit den besten Weinen und Bißlein" — „ein alter Hühneresser, ein Domherr": derlei Wendungen veranschaulichen die Stimmung, die sich gelegentlich, besonders bei den häufigen Ehebrüchen, bedrohlicher entladet. — Besser ist der aristokratische Erzähler auf die „tollen vollen" Bauern zu sprechen, ohne es an drastischem Spott fehlen zu lassen; mit Verachtung und Haß dagegen sieht er auf die Reichsstädte. Nichts lustiger als die Geschichte von dem bäuerischen Gesandten, den die Stadt Buchen „was eine Reichsstadt ist oder sein soll", auf den Reichstag schickt, oder wie sich den Freiburgern „der Hase im Busen regte".

Solche Ausdrücke zeigen schon den Stil des Werkes an: wie kräftig, knapp und bildhaft wird hier erzählt! Wir hören von Leuten, die „ohne einander sein können", die

Digitized by Google

„nicht in einem Stall stehn"; ein Gehänselter schwört Rache, muß aber schließlich „Rüben Birnen sein lassen". Bei der Kölner Fastnacht gibt's fast eine Rauferei: „um aber die rechte Wahrheit zu sagen, so war an diesem Handel und Hader kein andrer Mensch schuldig als der treffliche und ausbündig gute neue Rheinwein, der so schleckerhaftig und delikat zu trinken war aus den Kräuslein, die man Bottiche nennt." Dieselbe Sicherheit herrscht in der Formung der Anekdoten selber, in der Kunst, das Stichwort, die Pointe zu bringen: man merkt hier aufs schönste den Zusammenhang mit dem Leben dieser Menschen.

So strotzt die Chronik von dem, was Fontane „das Eigentliche" nennen würde; von dem Einzel- und Kleinleben des Alltags, dem unnachahmlichen und nie so wiederkehrenden: es füllt den einfachen Geist aus und wird dem reichsten nach allen Abstraktionen wieder verehrungswürdig. Und hier bewegt es sich vor uns durch die Schicht von vier Jahrhunderten mit vollkommener Unbefangenheit; es ist als blicke man durch die Glaswand eines Aquariums in eine fremde Welt: eine dickere Atmosphäre, ein grelleres Licht, wunderliche Käuze, groteske und unheimliche Geschöpfe und Geschehnisse. Aber es sind doch auch wieder Wesen von unserm Fleisch, von unsrer Sprache und Erde; oft können wir noch nachfühlen und mitlachen, und zuweilen ist uns, als sähen wir diesem und jenem ins Herz. Und wie der einzelne Mensch nur im Verkehr mit der Außenwelt zum Bewußtsein seiner selbst kommt, so vermag uns solche ferne Zeit auf Augenblicke unsrer eignen zu entheben und ihr gegenüberzustellen: das ist die Wahrheit des Wortes von der befreienden Kraft der Geschichte, welches zu belächeln heute wieder Mode ist. —

Man weiß, wie hoch Gottfried Keller die Zimmernsche Chronik geschätzt hat: den Dank hat er nach seiner Weise abgestattet durch zwei seiner schönsten Altersballaden und durch den „Dietegen". Nun können freilich nur die wenigsten die vier Bände zur Hand nehmen, in denen das Werk Ende der 1860er Jahre gedruckt worden ist, aber jeder kann jetzt zu der geschickten, gut ausgestatteten und äußerst billigen (1.80 M.!) Auswahl greifen, die der Verlag von Langewiesche-Brandt herausgegeben hat. Möge man noch andre solche Schätze aus unserm nationalen Boden auf ähnliche Weise zutage fördern und ausmünzen; es harren ihrer nicht wenige einer gleichen Auferstehung.

Hans Böhm

Heimatkalender

Von Jahr zu Jahr schließen die Kalendermacher sich besser und inniger an die alte Überlieferung an, die so lange unterbrochen war; es werden immer mehr und immer erfolgreichere Versuche unternommen, die alten, klischeemäßig fabrizierten, von falscher Volkstümlichkeit entstellten Allerweltskalender durch wirkliche Heimatkalender zu verdrängen. Heimatschutz- und Denkmalpflegebewegung nahmen die so lange vernachlässigte volkserzieherische Aufgabe zuerst auf. Ihre Bestrebungen und die Freude an der heimischen Kunst und Natur suchen denn auch vor allem Ausdruck in den etwas teureren, künstlerisch ausgeführten Kalendern, die sich einzubürgern scheinen. So der „Potsdamer" Kalender (Stiftungsverlag, Potsdam), die „Hessenkunst" (Adolf Ebel, Marburg, 1.50 Mark), der „Hallische" (Gustav Moritz, Halle), der „Thüringer" (Hugo Brunner,

Digitized by Google

Eisenach), „Brunswiks Leu“ (Ramdohrsche Buchhandlung, Braunschweig, 1 Mark). Der letzte pflegt ebenso wie der wohlbekannte „Schütting“ (Sponholtz, Hannover, 60 Pf.) und der vortreffliche „Erzgebirgische“ (Arwed Strauch, Leipzig, 1 Mark) außer jenen künstlerischen Heimatinteressen im engeren Sinne auch das volkstümliche heimische Schrifttum und nimmt auch sonst auf andre Gebiete des heimatlichen Lebens Bedacht, auf seine geschichtlichen Überlieferungen, seine wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, stammesmäßigen Eigentümlichkeiten. Damit ergibt sich für den Heimatkalender nicht nur eine weitere Wirksamkeit bis zu einem wirklichen Eindringen ins „Volk“: auch neue sehr wertvolle volksbildnerische und -erzieherische Aufgaben. Nicht nur in der Heimat von ehemals soll ein guter Volkskalender heimisch machen, noch mehr in der von heute und morgen. Die Gefahr, die Heimat zu verlieren, besteht ja heute für Tausende. Nicht immer ohne die Schuld der Heimat selbst. „Man soll ihr nicht zu treu sein, sie ist einem auch nicht treu“, las ich kürzlich. Gedacht war dabei an die tiefen, inneren Wandlungen, die das Dorf in der Heide oder im Gebirge durchgemacht hat seit den Kindertagen des Heimkehrenden. Daß von dieser gegenseitigen Treue zwischen der Heimat und ihren Kindern so viel wie möglich über die Veränderungen dieser Zeit hinweggerettet werde: das muß eine wichtige Aufgabe der Volkserziehung und Volksbildung bedeuten. Ein Kalender, der ihr dienen will, wird nicht an der neuen Zeit und ihren ernsten Fragen vorübergehen können, wird vielmehr auch in ihnen heimisch zu machen trachten. Das wäre ja das Ziel, das uns in der Ferne winkt: heimisch in der Gegenwart und in der deutschen Heimat.

Volkskalender, die solche Ziele bewußt verfolgen, sollten eine Regel werden; einstweilen sind sie noch rühmliche Ausnahmen. So der Hessische Volkskalender (Lometsch, Kassel, 40 Pf.), und der Schweizer Heimkalender (Arnold Bopp, Zürich). Sie können, jeder in seiner Art, als Muster des vorläufig Erreichbaren gelten. Bescheidener, doch auch offenbar mit der Absicht zur Weiterentwicklung schließen sich an „De Kiepenkerl“ (Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr, 50 Pf.) und der „Schleswig-holsteinische Hauskalender“ (Lühr & Dirks, Garding). Als ein Beispiel eines Kreiskalenders, der sehr klar den früher erörterten Kalenderpflichten nachstrebt, sei der Heimatkalender für den Kreis Liebenwerda genannt. Er bietet für 25 Pfennige so Vorzügliches und liebevoll Gewähltes, und vor allem so gut auf den großen Zweck Berechnetes, daß er eindringlich zur Nachahmung empfohlen werden kann. Die Kalenderleitung hat das erleichtert dadurch, daß sie am Schluß erklärt, wie sie ihr gelungenes Werk mit Hilfe des Kreisausschusses und der Kreissynode zustande gebracht hat. Aber künstlerisch, besonders typographisch, könnte dieser Kalender ohne Mehraufwand Besseres bieten.

Besonderer Beachtung empfehlen sich die Kalender, die von „draußen“ kommen. In ihnen ist ohne Zweifel viel mehr natürliches, aus sich selbst lebendiges Heimatgefühl zu spüren als im allgemeinen in denen des Reichs. Schon bei dem Schweizer Kalender ist das gut zu beobachten. Vielleicht noch mehr bei denen aus Österreich. Ein Innviertler Kalender (Joseph Stampfl, Braunau) bietet ein sehr lebendiges Bild oberösterreichischen Heimat-

Digitized by Google

lebens in bestem Sinne. Der „siebenbürgische Hausfreund“ (Götts Sohn, Kronstadt) gibt von einem völkischen geschlossenen Leben Kunde, wie es freilich an den Grenzen des Deutschtums gedeihen muß, soll nicht das fremde Volkstum siegen. Der „Deutsche Volkskalender“ (Zeidner, Kronstadt) sollte von seinen guten volkstümlichen Grundlagen aus etwas mehr Anschluß an die Gegenwart suchen. Mehr von den gegenwärtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorgängen, die ja den „Sprachen“kämpfen zugrunde liegen, mehr von den neueren Bestrebungen zu einer gesünderen inneren Gestaltung des deutschen Lebens wünschten wir auch den Kalendern, die der „Deutsche Schulverein“ und der „Bund der Deutschen in Böhmen“ herausgibt. Sie sind gewiß schon so eingeführt, daß man es nun auch mit mehr als unterhaltendem Text versuchen könnte, der, so sorgfältig er gewählt sein mag und so erfreulich er den österreichischen Reichtum an guten volkstümlichen Schriftstellern erweist, doch als einziger Inhalt neben den wertvollen Angaben über die deutsche Schutzarbeit nicht mehr genügt. Was sind gerade hier für volksbildnerische Möglichkeiten, nein, Pflichten gegeben! Hier, wo der Grenzkampf so laut zu einer Besinnung auf unsre wertvollsten Besitztümer auffordert, wo es etwas wie eine Heerschau deutscher Kulturarbeit gilt! Keine Rücksicht sollte die Schutzvereine abhalten können, den geistigen Einfluß, den sie mit ihren Kalendern ausüben, für die innere völkische Arbeit fruchtbar zu machen und ihre Veröffentlichungen innerlich und auch äußerlich so zu gestalten, daß sie wirklich ein erlesenes Stück von jener Kultur spiegeln, die hier verteidigt wird.

Heimatkalender sind also aus allen Ecken des großen deutschen Sprachgebietes da. Sollten wir aber nicht etwas wie eine große deutsche Heimat haben, die Nord und Süd in sich aufnimmt und verbindet? Sollte nicht etwas wie ein allgemein deutscher Heimatkalender möglich sein? Einer, der daran mitarbeitete, das ganze deutsche Leben mitten in dieser Zeit, ohne Flucht vor ihr, ja mit voller Hingabe an sie, zur Heimat zu gestalten? Das ist allmählich das Ziel geworden, dem der „Gesundbrunnen“ des „Dürerbundes“ innerhalb der Grenzen des ihm Möglichen nachstrebt. Wie weit er sich ihm nähern kann, das wird von der Unterstützung abhängen, die er findet. Sie wird von Jahr zu Jahr stärker; doch reicht sie noch nicht aus, um dem Gesundbrunnen zu der Wirksamkeit zu verhelfen, die alle von ihm vertretenen Bestrebungen nötig haben. Geselle ihn jeder, der sich von seiner Tauglichkeit überzeugt hat, dem Heimatkalender seines Gaues zu! U

Ein Offizierdrama

Theater

Berliner Theater

Kleider machen Leute, aber noch lange keine Menschen oder gar Persönlichkeiten — so wenig wie Epauletts, Portepee und Degen den Offizier machen in jenem tieferen Berufssinne, den das Drama verlangt, zumal wenn ein Stück geradezu darauf getauft ist. Ginge es nach den Uniformen und Abzeichen, so wäre unsre Bühne mit Offizierdramen schon seit langem übervölkert; fragt man aber nach Stücken, die an den Nerv des Offizierstandes und -berufes rühren, seine eigentümlichen Konflikte an der Wurzel packen, statt sie zu verbürgerlichen oder bald dekorativ bald tendenziös auszubeuten, so erfreut sich das vom Deutschen

Digitized by Google

Theater gespielte Drama „Offiziere“ von Fritz von Unruh nur weniger Vorläufer und Kameraden (Buchausgabe bei Erich Reiß, Berlin).

Ich wüßte jedenfalls in der neueren Dramenliteratur kein Stück, das seinen kurz angebundenen militärischen Titel rechtmäßiger trüge als dieses. Ja, so leidenschaftlich und zielbewußt bohrt sich der junge Verfasser — nebenbei gesagt: bis vor kurzem selbst Offizier und persönlicher Adjutant eines kaiserlichen Prinzen — in den Kern seines militärischen Themas ein, daß man fast schon wieder die Gefahr eines einseitigen Standesdramas auftauchen sieht, wie der Sturm und Drang es zu pflegen suchte. Lieferten nicht oberflächlichere Zeichen genug den Beweis künstlerischer Anhängerschaft, so würde man ihn allein schon aus der Tatsache entnehmen, daß Unruh noch ganz und gar nicht das Gebot des Wählens und Verwerfens zu respektieren gelernt hat. Er lebt noch in dem jugendlichen Wahn, vollständig sein zu müssen, um bezeichnend und wesentlich zu sein. So häuft er die Konflikte und Motive in einer Art, daß sie sich immerfort durchkreuzen und mehr als einmal drauf und dran sind, sich gegenseitig matt zu setzen. „Die Stämme sind zu nah gepflanzet, sie zerschlagen sich die Äste“, heißt es in Kleists Jugenddrama „Die Familie Schroffenstein“. Jeder einzelne dieser Konflikte ist für sich wahr und echt, erst ihre Vielheit entwertet und entwaffnet bald diesen bald jenen.

Wie überzeugend wächst im ersten Akt aus dem spielerischen Zeitvertreib, aus den Dummenjungenstreichen und geschniegelten Schäkereien der Leutnants ihr verhaltener Tatendrang, ihre Sehnsucht nach dem Ernst der Gefahr hervor, als in das Kasinofest plötzlich die Nachricht vom Aufstand der Hereros dringt! Wir fühlen: hier entfaltet sich etwas von der Tragik des allzu langen Friedens und ballen sich zugleich die Wolken eines neuen, mit dem Kriege geborenen Verhängnisses zusammen. Aber schon melden sich allerlei andre Motive, diese gerade und fest angelegte Linie der spezifischen Offizierstragik mehr zu stören als zu verstärken: der flammende persönliche Ehrgeiz eines einzelnen, den es nicht schlafen läßt, daß sein Großvater als Siebzehnjähriger den Orden pour le mérite hatte, der lieber seine Braut fahren ließe als die Aussicht auf Avancement und Betätigung; der knabenhafte Leichtsinn und damit verträgliche Waffenmut eines Deklassierten, der lieber den Rock des gemeinen Soldaten anzieht, als daß er in Pelz und Zylinder des Zivilisten daheim bliebe, wenn die andern fechten dürfen; der lebensfertige Zynismus und Entsagungsernst eines Brackenburg, der ohne Hoffnung für sich selber, von der heimlich Geliebten zum Hüter ihres Bräutigams bestellt, in den Krieg geht; der schwächlich Verirrte, der dort moralische Kraft und Heilung sucht; der Kleidernarr und Monokelheld, aus dem der Ernst der Situation verborgene Tüchtigkeit und verschüttete menschliche Werte hervorholt. Alles Zähler mit dem gleichen Generalnenner der Offizierstragik, aber in ihrer Vielheit und Vereinzelung so zerstreuend, daß das Exempel in seinem Aufbau zu bröckeln anfängt.

Ihn wieder zu festigen, wird im vierten Aufzuge, schon vor dem Feinde, ein neuer Konflikt beschworen, der freilich an innerer Wahrheit und lebendiger Gegenwärtigkeit dadurch nichts einbüßt,

Digitized by Google

daß er bereits im „Prinzen von Homburg“ vorgebildet ist, der aber hier zu spät auftaucht, als daß er sich noch kräftig genug durchsetzen könnte: das eigenmächtige Handeln des Untergebenen wider den strategischen Willen des Oberbefehlshabers. Leutnant von Schlichting, von seinen verdurstenden Soldaten mit meuterischer Gewalt gedrängt, von seinem undisziplinierten Freunde, einem Heißsporn, Lebensjäger und Draufgänger, aufgestachelt, nicht zuletzt von seinem eigenen flammenden Tatendrang erhitzt, greift die Schwarzen an, vertreibt sie von den Wasserlöchern, deren Zugang sie bisher versperrten, gewinnt die Schlacht, überbringt dem Obersten, seinem künftigen Schwiegervater, die Siegesnachricht, bricht aber im Angesicht seiner als Krankenschwester nachgekommenen Braut sterbend zusammen, ehe ihm noch der anfänglich wie ein erzürnter Kriegsgott drohende Vorgesetzte seine Tat als eine berechtigte Ausnahme von der strikten Subordination verzeihen und lohnen kann . . . Bedrückend und zermürbend die Tatenlosigkeit des Friedens, erhebend und zermalmend die Verantwortlichkeit des Kampfes; Tragik hier wie dort.

Die technischen Ungeschicklichkeiten der vier Akte oder sechs Bilder, die Mischung von billiger Sentimentalität und plumper Symbolik, die Lautheit vieler Szenen, von denen man umgekehrt Einfachheit und durchsichtigste Klarheit verlangen müßte, die ermüdenden Wiederholungen, ja auch gewisse — soll man sagen: berechnende oder konventionelle Theatereffekte, all dies macht es dem Kritiker leicht, dem Verfasser ein langes Schuldenkonto zu präsentieren. Dennoch bleibt am Fuß der Rechnung ein menschlicher und dichterischer Gewinn bestehen. Man erkennt hinter diesem unklaren, verworrenen und schwankenden Kunstgebilde die Persönlichkeit eines reinen, ehrlichen und tapferen Menschen, der das, was er zu gestalten sucht, an sich selber im Innersten erlebt und erlitten hat; man glaubt auch einen ernst mit sich ringenden Schriftsteller zu sehen, der durch den ihn hart bedrängenden Apparat hindurch überall in das geheimnisvolle Land der Seele zu dringen strebt, der schmerzliche Liebe mit männlicher Objektivität versöhnen möchte und der über einen Reichtum an Gesichten verfügt, wie nur wenige in dem Alter ihn haben. Auch seine dramatische Begabung ist unverkennbar. Das Hoffnungsvollste aber bleibt doch dies: daß hier einmal wieder einer erschienen ist, der ohne tändelnde Umschweife durch artistische Spielereien schnurstracks auf einen Stoff und eine Aufgabe marschiert, die im Herzpunkt unsers tätigen nationalen Lebens liegen. Friedrich Düsel

Der „Tegernseer Antichrist“

war am 9. Dezember in München zu sehn: das erste vaterländische Schauspiel, das auf deutschem, auf bayrischem Boden, wenn auch in lateinischer Sprache, zur Regierungszeit Barbarossas, entstand. Der Kaiser schickt als Erbe des alten Imperium Romanum seine Boten aus, um Unterwerfung von allen Reichen der Erde zu heischen: mit Schwert und Wort macht er sie sich untertan, befreit das bedrängte Jerusalem und legt seine Krone auf dem Altare nieder. Da erscheint der Antichrist, und seine Boten, die Hypokritae wissen mit Drohung und mit Bestechung die Könige alle dem ruchlosen Usurpator zu gewinnen, außer den deutschen König: der

Digitized by Google

zieht das Schwert gegen die ganze Welt in Waffen und zwingt sie nieder. Aber dem Truge des Antichrists, der vor seinen Augen durch Teufelskunst die Siechen heilt und den Toten erweckt, erliegt auch er. Im Heiligtume des Herrn läßt sich der Frevler als einigem Gott huldigen. Da greift die himmlische Majestät ein und streckt ihn mit einem Donnerschlage zu Boden.

Diese gewaltigen Geschehnisse erledigt das Stück in nicht mehr als dreiviertel Stunden auf einem Schauplatz, der die ganze damals bekannte Welt umfassen soll: das allein kann schon eine Vorstellung davon geben, mit welch kühner Symbolik die Handlung gestaltet sein muß. Und nicht ohne schmerzliche Empfindungen fragt man sich, warum mußte dieser kräftige Samen zu einem nationalen Drama untergehen, ohne befruchtend weiterzuwirken in den geistlichen Spielen — deren letzte, immer mattere Nachklänge wir ja in Oberammergau noch vernehmen.

Interessant ist aber auch, daß das Stück weder von Berufsschauspielern noch überhaupt an einem „richtigen“ Theater aufgeführt wurde, sondern bei einer Weihnachtsfeier des Germanischen Seminars, von Studenten. So lebte es in einem Elemente auf, jenem aufs nächste verwandt, in dem es als „Schuldrama“ ursprünglich heimisch war, in einem Kreise lernender Jugend. Dem entsprach denn auch die Wirkung. Mit frisch zugreifender Unbekümmertheit, mit lebendigem Verständnis wurde es gegeben, und ohne die Politur gottlob, ohne die routinierte Glätte, ohne die Theaterschablone, in der die Neuaufführungen alter Werke so oft aussehen, wie alte Schlösser und Burgen in moderner „Aufmachung“. L

Festspielkoller

Unter diesem Titel hat der Kunstwart vor einiger Zeit wider die Bestrebungen auf eine Verfestlichung unseres Musiklebens gesprochen, hinter denen allzuoft nur geschäftliche Interessen stecken. Wir möchten heute auf zwei jüngst in die Öffentlichkeit gedrungene Pläne oder besser Unternehmungen als auf neue Beispiele hindeuten. Wenn der Wiener Operettentheaterdirektor Karczag an der Donau ein Operettenfestspielhaus bauen will, so springt der Widerspruch jedermann so sehr in die Augen, daß man darüber nicht viel Worte zu verlieren braucht. Operette ist Unterhaltungsmusik, will den ermüdeten Geist abspannen. Ein Fest aber bedeutet eine Steigerung der Seelenkräfte, Erhebung über den Alltag, wogegen Herr Karczag offenbar nur an die erhöhten Eintrittspreise, an den ungewöhnlichen Rummel denkt. Darüber kein Wort mehr. Ernster und verführerischer klingt eine Stimme aus München, die für die Erbauung eines „Deutschen Symphoniehauses“ wirbt, das als nationale Ehrung Beethovens zu dessen 150. Geburtstag gedacht ist, aber auch zur Pflege anderer symphonischer Meisterwerke dienen soll. „Während die Kirchenmusik im Schoße der Dome ihre harmonische Umgebung fand, ist der Symphonie die ihrer würdige Unterkunft noch nicht zuteil geworden,“ behauptet der Aufruf. Er vergißt, daß die Kirchenmusik von vornherein Gebrauchsmusik und ein dienendes Glied der Liturgie ist, wogegen die Symphonie als eine von allen Zwecken losgelöste Kunstgattung dasteht. „Das Konzerthaus ist der Feind der Symphonie“, heißt es weiter. Wir haben die Verbesserungsfähigkeit unsrer Konzerthäuser zu oft betont, als daß wir

Digitized by Google

sie heute ableugnen wollten, müssen aber doch daran erinnern daß die Entwicklung der Konzerthäuser wesentlich durch die Entwicklung der symphonischen Musik angeregt und bedingt worden ist, so daß jenes Wort zum mindesten stark übertrieben erscheint. Warum ist das Konzerthaus ein Feind gerade der Symphonie? Antwort: weil es den gesamten technischen Apparat zur Schau stellt. Abgesehen davon, daß es Konzerthäuser gibt, welche bereits gestatten, Orchester und Chor unsichtbar zu machen, abgesehen davon, daß die Meinungen über Vorzüge und Nachteile dieser Reform immerhin noch geteilt sind: gibt es doch ein sehr einfaches Hausmittel, „unser geistiges Auge der Traumwelt zuzuwenden, die die Symphonie in uns lebendig werden läßt", wir brauchen ja nur das leibliche Auge zu schließen. Daß der Prospekt die Sichtbarkeit des Chors verlangt, scheint mir inkonsequent. „Wir wollen ihn vor uns sehen als den Repräsentanten des Reinmenschlichen in uns selbst." Nicht jeder wird das wollen. Manchen wird es geradezu stören, daß er im Symphoniehaus nicht den Wirker der Symphonie gewahrt, daß sich hingegen ein bloß gelegentlich hinzukommender Faktor breit in das Blickfeld stellt und man der Meinung sein könnte, nicht einem Orchesterkonzert, sondern der Aufführung eines a capella-Chores beizuwohnen. Einem wirklich stark empfundenen künstlerischen Bedürfnis der Musikfreunde entspricht also das Symphoniehaus zum mindesten noch nicht, und es ist auch nicht bekannt, daß irgendein namhafter Symphoniker den Wunsch nach einem solchen Tempel ausgesprochen hätte. Schon dies kennzeichnet den Gedanken als einen Luxusgedanken. Wie lange, und es wird das Lied, die Kammermusik usw. ihr eigenes Heiligtum beanspruchen. Inwiefern gerade der griechische Stil des Baus und Saales zu der Form der Symphonie passen soll, ist auch noch nicht aufgehellt. Vielen wird es richtiger dünken, Beethoven ein architektonisches Ehrenmal aus dem Geiste unserer Zeit zu widmen. In einer Zeit aber, wo für wichtigere Zwecke der musikalischen Kultur die Mittel fehlen, kann man für die Errichtung eines ebenso kostspieligen wie im Grunde entbehrlichen Festspielhauses für symphonische Kunst kaum Opfermut und Begeisterung verlangen.

Richard Batka

Operndeutsch*

In der Einleitung zur „Deutschen Bühnenaussprache" von Theodor Siebs steht der Satz: „und so hat die Bühne mit der ehrenvollen Aufgabe, in dieser Sache die Lehrmeisterin Deutschlands zu sein, auch die Pflicht, auf sichere Regelung zu halten." Was hier von der Aussprache allein gesagt ist, sollte aber selbstverständlich die doppelte Geltung haben für eine richtige und schöne Anwendung unserer Muttersprache im ganzen — und damit ist's auf unseren Opernbühnen leider noch traurig genug bestellt. Gewiß ist zumal seit Richard Wagners Vorbild bei ernst zu nehmenden deutschen Werken die Wendung zu dichterisch und sprachlich wertvollen Texten unverkennbar — was aber in Übersetzungen nicht nur älterer,

* Da der Deutsche Bühnenverein an die Frage der Opernübersetzungen durch ein Preisausschreiben, wie es im Kunstwart seinerzeit verlangt wurde, tatkräftig herangetreten ist, werden diese Ausführungen des Stuttgarter Hofkapellmeisters besonders aktuell erscheinen.

Digitized by Google

sondern gerade höchst „aktueller“ Werke nach wie vor von Verlegern kühn geboten, von „deutschen“ Bühnen gehorsam genommen und vom Publikum treulich hinuntergeschluckt wird, das erweckt in einem aufmerksamen Beobachter wirklich das Gefühl, als sei es auch heute noch im Grunde gleichgültig, ob unsere Sänger nur auf a — e — i — o — u singen oder sonstige sprachliche „Unterlegungsversuche“ vornehmen! Ich möchte das im weiteren Verlauf an einigen Stichproben, namentlich auch aus der Übersetzung von Puccinis „Butterfly“ beweisen, von welch letzterer bei ihrem Siegeszug über die Mehrzahl unserer Bühnen zwar reichlich gesprochen und geschrieben wurde, nur nicht von dem haarsträubenden Unsinn und dem geradezu gemeinen Deutsch, mit dem uns da aufgewartet ist. Trotzdem war an den verschiedenen Bühnen (darunter zwei Hoftheatern), von denen ich die Oper hörte, auch nicht der leiseste Versuch gemacht, wenigstens das gröbste zu verbessern.

Es gibt um so weniger eine Entschuldigung hierfür, als man wohl sagen kann, daß sich die Deutlichkeit der Aussprache in den letzten Jahrzehnten im ganzen gebessert hat; die Ausrede, daß man Sänger überhaupt nicht verstünde, ist nicht mehr stichhaltig, wenn sie es überhaupt je war. Wenn wir aber noch so weit im Verständnis für den untrennbaren Zusammenhang von Wort und Ton zurück sind, so ist das ein um so schlimmerer Beweis dafür, wie wenig trotz aller Wagner**mode** des großen Meisters Werk wirklich fruchtbaren Boden gefunden hat.*

Diese Klagen sind freilich nichts Neues: die Sünde ist mit der ersten Übersetzung in die Welt gekommen — und auch an Reformversuchen seitens Einzelner, die das Nachdenken nicht lassen konnten, hat es nie gefehlt. Es sei nur an die verschiedenen textlichen Neugestaltungen der Mozartschen Opern erinnert — an die Neubearbeitungen älterer französischer („Weiße Frau“ und „Schwarzer Domino“ von Hans Loewenfeld) und italienischer Werke („Barbier von Sevilla“ von Harlacher usw.). Aber das lebendige Ergebnis ist gleich Null: Gedankenlosigkeit und hastiger Geschäftsbetrieb sind nun einmal untrennbar vom „Theater“ — und mit den Reformen beginnt man sehr oft am falschen Ende! Versuche einer textlichen Neueinstudierung aus der älteren Opernliteratur wird man natürlich mit den lebensfähigsten und wertvollsten Werken unternehmen, in diesen „sind“ aber unsre Sänger in der Regel schon „studiert“ (wie es im Bühnenjargon heißt) und natürlich nach der alten Melodei, die ja zurzeit die marktbeherrschende ist. „Umstudieren“ — einen neuen Text an die Stelle des alten setzen, ist nun wirklich eine sehr unangenehme und schwierige Aufgabe, denn Wort- und Notenbild sind dem Gedächtnis des Sängers in der unlöslichen Wechselwirkung eingeprägt, auf der allein die Möglichkeit beruht, ein halbes hundert Partien und mehr auswendig zu behalten. So ist es alte Theatererfahrung, daß ein „Umstudieren“ ebensoviel, wenn nicht mehr Zeit kostet, wie zum Beispiel

* Man kann darüber auch in anderen Punkten sehr zweifelischer Meinung sein, namentlich wenn man an die überaus verschlampte „Repertoire“form denkt, in der Wagner zu höheren Kassezwecken Sonn- und Feiertags die Theater zu füllen hat.

Digitized by Google

die Einübung eines neuen Werks. Ersteres wird dadurch allein schon zu einem Luxus, den sich nur sehr große Bühnen leisten können — Bühnen, die mit einer auf Jahre hinaus zu gemeinsamer Arbeit verbundenen Künstlerschar rechnen dürfen. Wo die Mitglieder häufig wechseln, würde ja die Arbeit jedesmal wieder von vorn beginnen müssen — wie umgekehrt der Künstler, der seinen Wanderstab weitersetzt, zur alten Form zurückkehren müßte, weil er als einziger in einem fremden Ensemble auch den richtigsten und schönsten neuen Texten nicht zum Siege verhelfen könnte. So scheint mir denn, daß ein anderer Weg, den ich selbst, soweit es in meinen Kräften stand, auch zu beschreiten versucht habe, mehr Erfolg verspricht — freilich erst im Lauf langer, langer Jahre und bei kommenden Geschlechtern, auf deren höhere Entwicklung wir in Gutgläubigkeit bauen müssen . . .!

Überall, wo aufmerksame und fähige Köpfe unter Bühnenleitern, Kapellmeistern, Regisseuren und Sängern vorhanden sind, sollte man zunächst wenigstens die gröbsten Verstöße gegen den deutschen Sprachgeist und den Sinn der Originale beseitigen. Das ist, Kenntnis der Ursprachen natürlich vorausgesetzt, gar nicht so schwierig, denn hier ein paar Worte, dort ein paar Sätze sind bald umgelernt, dringen leicht hinaus und gewinnen Verbreitung. Gleichzeitig müßten alle solche Neugestaltungsversuche an eine Sammelstelle übermittelt, dort geprüft und gesichtet und in Zusammenstellungen von Zeit zu Zeit Verlegern, Gesanglehrern, Konservatorien und natürlich auch sonst allen, die sich überhaupt Rats erholen wollen, zur Verfügung gestellt werden. Die vor zwei, drei Jahren gegründete „Deutsche Gesellschaft für Bühnenkunst" hätte hierfür wohl in Frage kommen können, ihr lag auch ein von mir gestellter Antrag vor. Leider hat sie aber inzwischen über Umfragen und Arbeiten an gänzlich unfruchtbaren Themen Interesse und — Existenz eingebüßt. Seitdem hat nun in sehr dankenswerter Weise auf Anregung des Generalintendanten Putlitz der „Deutsche Bühnenverein" sich der Frage zugewandt, und es ist zu hoffen, daß sie ständig in Fluß bleibt und so endlich auch zu befriedigender Lösung kommt. Für den oben entwickelten Vorschlag spricht vielleicht noch die Tatsache, daß es sich gar nicht darum handeln wird, etwa alle in Betracht kommenden Texte von Kopf bis zu Füßen neu einzukleiden (dieser Wunsch bliebe nur für Mozarts arme verschandelte Schöpfungen festzuhalten!) — wenn nur an all den Stellen Heilung gebracht wird, wo der gute Geschmack und die musikalische Form auf wirklich unerträgliche Art mitgenommen werden. Gut übersetzen ist eine schwierige Kunst — sie wird es in noch höherem Maße, wenn die Fessel einer musikalischen Phrase dabei zu tragen ist, die in dem Vortragsakzent und der Anzahl der Silben herrische Vorschriften macht. Diese genau befolgen, dazu den Sinn der Vorlage getreu wiedergeben und eine flüssige und dichterische, unter Umständen auch witzig geschliffene Form — womöglich noch in Reimen — finden, all das verlangt schon viel Liebe zur Sache, viel Begabung und viel — Zeit! Möge der Leser hieraus immerhin einige mildernde Umstände entnehmen, wenn er vielleicht bei mancher der folgenden Kostproben landläufiger Übersetzungskunst denn doch in ein Staunen gerät. Auch Freunde unfreiwilli-

Digitized by Google

gen Humors können bei diesem Kapitel auf ihre Rechnung kommen. So fand sich in dem deutschen Text der Oper „Siberia“ von Giordano einst ein im Zusammenhang völlig unerklärliches „Frühgeläute“ vor, das sich beim Vergleich mit dem Urtext als eine Glanzleistung des Übersetzers herausstellte, der über ein „si suona“ „es klingelt“ ins „Poetische“ hineingestolpert war..!

Die verschiedenen Übersetzungssünden lassen sich zu einigen besonderen Gruppen zusammenfassen. Da wären zunächst die Fälle, wo der Sinn zwar ziemlich richtig, aber in einer Form wiedergegeben ist, die das Bild des Falters wachruft, dem einer den bunten Staub von den Flügeln gewischt hat. Ich gebe im folgenden jedesmal erst das Original, dann die vorliegende gebräuchliche Übersetzung — daneben verschiedentlich eigene Vorschläge, wie ich sie zum größten Teil in der Praxis verwertet habe. Gern möchte ich dabei erwähnen, daß die Sänger fast immer verständnisvoll und freudig darauf eingingen — ihrem etwa grundsätzlichen Widerstand darf man also kaum, wie dann und wann geschieht, die Hauptschuld an den jetzigen Zuständen zuschieben.

In Verdis „Othello“ lautet der Schluß von Jagos berühmtem „Credo“:

„Credo l'uom gioco d'iniqua sorte
dal germe della culla al verme del l'avel.
Vien dopo tanta irrision la Morte-e poi?
Le Morte e il Nulla è vecchio fola
il Ciel!“

„Das ist mein Credo: wir sind des
Schicksals Narren
Und tragen unsre Sparren bis in
das letzte Haus (!!).
Uns allen gibt der Tod den Nasenstüber (!!)
Und dann ist es vorüber, der
dumme Spaß ist aus (!).“

Neu übersetzt:

„Das ist mein Credo: Spielball sind
wir dem Schicksal
vom ersten Tage an, bis wir vermodern im Grab.
Und das Ende des Spiels: der Tod!
Was dann?
Der Tod ist das Nichts — nur
Aberglaube »Gott«!“ —

Wenn Othello am Schluß der Oper zu Füßen seines Opfers zusammenbricht, gibt ihm der Übersetzer statt des schmerzzerrissenen dreimaligen Ausrufes: „Ah — morta — morta — morta!“ die heroische Wendung in den Mund: „Ach süßes *totes* Liebchen“ . . .!

In der großen Arie des „Fra Diavolo“ heißt es:

„Je prends, j'enlève, je ravis
et les femmes et les maris,
j'ai fait battre souvent leur coeur
l un d'amour l'autre de frayeur.
L'un en tremblant dit: Monseigneur!
et l'autre dit: Cher Voleur!“

Üblich:

„Entführe die Weiber, beraube die
Männer, beraube, beraube den
Mann.
Hört, dort rufet ein Mädchen klopfenden Herzens:
Ach lieber Herr Spitzbub —
Dort schreit ein Geizhals in seinen
Schmerzen:
Ach Gnade, geehrter Herr Räuber,
ach!“

Neu:

„Mit List und Liebe, Gewalt und
Graun
Zwing ich die Männer mir und
Fraun.
Ach wie klopfet so bang ihr Herz,
bald vor Liebe, bald vor Schmerz.
Zitternd sagt der eine: ach gnädger
Herr,
seufzend die andre: du loser Dieb!“

Puccinis „Butterfly“ ist, wie schon oben erwähnt, eine besondere Fundgrube von Verstößen, für die es nicht einmal die Entschuldigung

Digitized by Google

gibt wie bei älteren Übersetzungen: daß man früher vielleicht wirklich weniger empfindlich und mit einer geeigneten Vokalunterlage für schön gesungene Töne zufrieden war; handelte es sich um Liebe, so gestaltete sich die Übertragung zu einer freien Phantasie über: Herz — Schmerz, Liebe — Triebe, bei Trauer oder Haß dagegen über: ha verlassen — ja erblassen, auch wenn's im Original ganz anders aussieht. — Aber zurück zu „Butterfly"! Gleich in der ersten Szene finden wir die schöne Stelle:

„Türme sind selbst so fest nicht,
solid vom Grund bis zum
Giebel!
Au! Der Witz ist nicht übel!"

Offenbar um den prächtigen Reim: „Giebel — übel" zu gewinnen, entstand dieses „Deutsch" aus dem Italienischen:

„Salda come una torre da terra fino
al tetto —
E una casa a soffietto"
(„s' ist 'ne luftige Wohnung").

Ein andermal wird aus: „io vedo il fallo mio": „wie ich mein Vergehen nun voll und ganz erkenne"!

Aus Meyerbeers „Hugenotten":

„Bonheur de la table
bonheur véritable
plaisir seul durable
qui ne trompe pas."

Gebräuchlich:

„Freunde, kommt zu Tische,
Backwerk, Fleisch und Fische (!)
im leckern Gemische (!!)
laden jetzt euch ein."

Vielleicht so:

„Tafelfreuden winken,
Laßt uns schmausen, trinken,
Sorgen schnell versinken,
Schäumt die Lebenslust!" —

Die leicht ironische Bemerkung des „edlen Nevers":

„Je l'ai promis, je renonce
à l'amour, et depuis ce moment
je ne saurai suffire aux nombreux
désespoirs des dames de la cour"

wird zu dem ziemlich grobschlächtigen:

„Ich gab mein Wort, lege Ketten mir an — nur die Damen bei Hof, die dürfen sich beklagen, die soviel sich auf mich zugute schon getan!"

(„Ich gab mein Wort — sag der Liebe Valet! Und in dem Augenblick, wo ich verzichten muß, Verzweiflung wild erfaßt bei Hof die Damenwelt.")

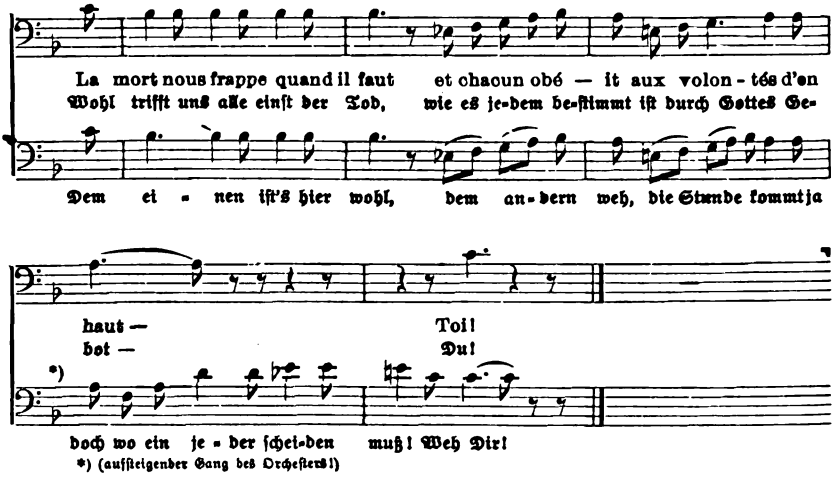
Ein andermal wird in den schönen alten Wappenspruch:

„pour l'honneur, pour son Dieu et pour sa Dame" — durch die Fassung: „für die Ehre, für Gott und für sein Liebchen" das uns aus Othello schon bekannte „Liebchen" eingeschmuggelt, das anscheinend zum eisernen Bestand deutscher Übersetzer gehört. Bei solchen Künsten ist es freilich kein Wunder, wenn man so oft verächtliche Urteile über die kindlichen oder gar albernen Texte namentlich auch Meyerbeerscher Opern hört. Die Mehrzahl der älteren französischen und italienischen Libretti ist in Wahrheit, wenn auch nicht dichterisch wertvoll, so doch geschmackvoll und geschickt und bei der Buffooper sogar immer recht witzig gemacht — die Plumpheiten und Pfefferkuchenverse kommen meist auf das Guthaben des Übersetzers.

Am schwierigsten dürfte die Aufgabe sein, auch die Sangbarkeit französischer und italienischer Originale in der Nachbildung zu wahren — und daß im Deutschen namentlich dem Italienischen gegenüber immer ein gewisser „Erdenrest, zu tragen peinlich" bleiben wird, ist wohl unleugbar. Aber der Übersetzer muß wenigstens darauf Rücksicht nehmen: nicht gerade, wo der Romane in klugem Gefühl auf schwierige Töne recht sangbare und

Digitized by Google

volle Vokale legt, ein „i“ oder „u“ einzusetzen, oder einen freiliegenden gehaltenen Ton in konsonantengespickte Silben zu zerteilen. An einem Notenbeispiel möchte ich diesen Fall gleichzeitig mit der häufigen Vergewaltigung der musikalischen Urform aufzeigen, die in Verschiebung der richtigen Akzente, Zerstörung der Phrase im ganzen Aufbau wie durch die beliebten „Flicknoten“ ausgeübt wird. Es findet sich in der allbekannten Sterbeszene des Valentin in Gounods „Margarete“ — im oberen System stehen Originalnoten und -text nebst einem Übersetzungsvorschlag, darunter die übliche Form der Klavierauszüge. Die französische Partitur malt uns, wie der todwunde Valentin sich emporrichtet bis zu dem nach einer Pause der Anspannung ganz frei herausgestoßenen drohenden: „Toi!“ — und dann zusammenbricht. In der deutschen Fassung schwächen die in die Pausen eingeschobenen Flickworte, schwächt die ganze Weitschweifigkeit überhaupt die dramatische Wirkung der Stelle aufs empfindlichste ab.



Ebenso wird man gut tun, die ganz sinnlose Verwünschung Valentins: „weil du lebst, sei verflucht“ wortgetreu zu ändern in:
„Meurs! Et si Dieu te pardonne
sois maudite ici bas!“
„Stirb! Und mag Gott dir vergeben, hienieden sei verflucht!“

Endlich noch ein Beispiel aus der zahllosen Schar derer, denen man den Merkspruch vorsetzen muß: „Vernunft wird Unsinn.“ Hier wird der Inhalt der Vorlage bis zur Unkenntlichkeit entstellt, auch in sein gerades Gegenteil verkehrt (wie soll sich dann der Darsteller mit solchen Momenten abfinden?) — man weiß nicht, ob in Liederlichkeit oder Unwissenheit des Übersetzers der Grund dafür zu suchen ist! Wieder „Butterfly“! Die arme verlassene Geisha singt zu ihrem Kinde:
„Ed alle impietosite genti
la man tremante stenderà]
gridando: udite .. udite
la triste mia canzon.
A un infelice madre
la carità muovetevi a pietà ....
E Butterfly, orribile destino,
danzerà per te
e come fece già
la Geisha canterà ....

Digitized by Google

E la canzon giuliva e lieta
in un singhi ozzo finira ...."

Vorliegende Übersetzung:

„Soll vor den mitleidvollen
Leuten
schön tanzen wie vor Jahren einst —
wär's möglich: mit Dolchen im
Herzen (?!)
und mit Tränen in den Augen
könnt ich armes Weib durch die
Straßen ziehn
in lachendem Gewerbe (?).
Wär es wohl denkbar, daß Butterfly
am Ende wieder Geisha wird
und im Takt der Guitarren
wollüstig wieg ihren Leib
vor aller Welt (!!).
Das frohe Lied, das dabei zu er-
klingen hätte,
traurig würd's enden."

Man vergleiche damit einen Versuch wörtlicher Übertragung:

„Soll zu den mitleidlosen Menschen
die Hände flehend strecken aus
und jammern: o höret . . o höret
mein trauriges Lied.
Ach, einer armen Mutter erbarmet
euch,
laßt rühren euer Herz!
Und Butterfly, o traurig bittres
Schicksal,
tanzet dann für dich
und wie sie einst getan:
als Geisha sie singt ihr Lied . . .
Ach dieses Lied voll Lust und voll
Scherzen
klang in Tränen wohl aus . . ." —

Hier, wo nicht einmal auf gereimte Verse Rücksicht zu nehmen war, hätte es kein Kunststück bedeutet, mehr in richtiger Wiedergabe und weniger in Reporterdeutsch zu leisten!

Zum heitern Abschluß aus einem ganz neuen Klavierauszug einer französischen Oper die folgenden — wohlgemerkt nicht humoristisch gemeinten Textstellen, die wie ein „vivat-crescat-floreat" auf alle im vorangehenden gerügten Untugenden wirken:

„Muskeln wie von Stahl,
Steigen sie ins Tal.

— — — — — —

Prost, Freund Fritz,
Das war spitz.

— — — — — —

Vater war so stark wie'n Gaul,
Keinen Bauch, die Pfeif im Maul."

Vielleicht erleben wir auch diese Fülle sprachlicher Schönheit noch in Hunderten von Aufführungen auf der Bühne, der „Lehrmeisterin Deutschlands"! —

Kunstwerk darf sich nur nennen, was in all seinen Teilen den Stempel der Vollendung trägt, und da ja unsere heutige musikdramatische Kunst das Wort als gleichberechtigte Macht neben dem Ton anerkennt, so ziemt dem Wort die höchste Sorgfalt. Je allgemeiner aber die Teilnahme an dieser Frage wird, um so näher dürfen wir die Besserung des jetzigen Zustandes erhoffen. Diesem Ziel möge auch die abgeschlossene Betrachtung dienstbar sein.

Erich Band, Stuttgart

Bildende Kunst

Das Denkmal-Unglück am Rhein

Alles bei diesem sogenannten Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein hat unterm Unstern gestanden, und es scheint, als wenn er drüber flackern sollte bis zum Schluß.

Der Anfang schon. Kommen wir nie und nimmer von der Einbildung los, nur durch Werke in Stein oder Metall, die sonst keinen Zweck haben, ließen sich große Denkmale errichten? Baut einfach Edles, was ihr sonst nicht bauen könntet, ein deutsches Volkshaus etwa, wie es Theodor Fischer einmal in diesen Blättern als seinen Traum gezeichnet hat, oder erhaltet, was von Schönem ohne Geldzuschuß sonst fallen muß, tut das mit gesammeltem Aufwand an einem Ort

Digitized by Google

oder mit geteiltem bescheidener an vielen, und widmet das Ergebnis mit Inschrift oder Relief dem Großen — dann nützt und ehrt und erinnert ihr zugleich, ihr gebt Fortzeugendes statt Erstarrtem. Aber wievielerlei Stiftungen, das will doch sagen: von Wirkungen kann es geben, von denen dasselbe gilt! Und nun soll gar ein zweiter Bismarck an den Rhein gestellt werden, da wir den Bismarck in Hamburg doch haben, den wir alle als eine Lösung empfinden. Und an dieser Stelle, die aufs allerübelste gewählt ist. Die Unkünstler wollten das, die künstlerisch Fühlenden hätten, sollt es durchaus etwas Bildnerisches sein, vor allem einen freien Wettbewerb um Ideen ausgeschrieben, mit keiner Bedingung als der einen: ein Bismarckdenkmal, schlagt uns vor: wo und wie.

Dann kamen die Entwürfe. Wenn irgendwer für Kreis und für Lederer ist, so sind das doch wohl wir, die wir für beide mit vollem Einsetzen unsres Blattes gewirkt haben, ehe die jetzt so wichtige „öffentliche Meinung" von ihnen noch wußte, wir vom Dürerbund, die auch in letzter Stunde noch angeregt und erreicht haben, daß der Neubau der alten Dresdner Elbbrücke an Kreis kam. Aber einmal: Lederer hat sein Bismarckdenkmal gestellt, und Kreis hat seine Bismarcktürme errichtet: jeder Mensch hat für dieselbe Aufgabe nur eine beste Möglichkeit, Lederers rheinischer Bismarck mußte dem Geiste nach eine Variante Hamburgs, Kreisens Bau dem Geiste nach ein vergrößerter Bismarckturm werden. Und zudem irrten bei der jetzigen Aufgabe Kreis und Lederer auch nach unserm Gefühl. Das sagt nicht viel, aber daß die Jury der Künstler ihre Entwürfe für verfehlt hielt, zweimal und das zweitemal gegen mancherlei Einfluß, das sagt etwas. Denn es war eine Jury, zu der die ersten Sachverständigen gehörten, die Deutschland für solche Fragen aufbringen kann. Hätten sich ihre Meinungen zersplittert selbst gegeneinandergestellt, wohl, so hätte man hier- oder dorthin treten können, aber in zweierlei waren sie das erstemal alle und das zweitemal, bei Kompromißbedingungen, bis auf eine kleine Minderheit einig: Bestelmeyers und Hahns Arbeit kommt an erster Stelle und die von Kreis kommt gar nicht in Frage. Und eben Kreis wird vom entscheidenden Ausschusse bestimmt! Was hier hinter den Kulissen geschehen ist, wollen wir unerörtert lassen. Man soll mit dem Kaiser gespielt haben, der, wähle man nicht zum mindesten Kreis, seinen Einfluß für, man weiß schon was, in die Wagschale werfen werde. Aber dem Kaiser hätte hier gar keine Entscheidung zugestanden. Man soll sogar die gegnerischen Künstler von der Abstimmung ferngehalten haben. Werden das all die Zeitungsgespräche klären, die man unvermeidlich gemacht hat? Klären sie, wo und was sie wollen, eines bleibt: man berief die feinsten und in solchen Dingen geübtesten Geister, man ließ von der deutschen Künstlerschaft so viele mit einer Höchstaufwendung an Kraft planen und arbeiten, und dann, deutsch gesagt: pfiff man auf die, die man durch die eigne Wahl als die Sachverständigen bezeichnet hatte.

Bestelmeyers mächtiger Steinring dort droben, im Gedanken so germanisch wie möglich, in der Gestaltung stark, leicht und luftig zugleich, wäre auch uns am Rhein das liebste gewesen. Daß man statt dessen ein Werk hinsetzt, das seinem Wesen nach Wiederholung werden muß,

Digitized by Google

das bedauern wir, so sehr wir, nochmals sei es betont, Kreis wie Lederer schätzen. Bedauern es doppelt, weil der Kreissche Bau die weichen Formen der Landschaft und die Bauten in dieser Landschaft vergewaltigen wird. Aber das Allerschlimmste wird der moralische Einfluß auf unsre Künstler sein. Wo können sie noch freudig mittun, wenn der Nichtkünstler so über sie weggeht? A

Hans Thoma als Kalendermann

Kalendermänner sind Leute von nicht gewöhnlichem Schlag. Freilich haben sich in das Kalenderhandwerk unberufene Geister eingedrängt, dort allerlei Weisheit zusammengesucht und dann getan, als verstünden sie etwas davon. Solche Maschinenseelen haben allmählich die Menschen so klug gemacht, daß die nun meinen, ein Kalender sei auch nur ein ganz gewöhnliches Buch, und es gehöre nichts Besonderes dazu, ihn zu machen. Aber das sind ja gar nicht die wirklichen und richtigen Kalendermänner! Solch einer ist ein würdiger alter Herr, dessen frisches Gesicht doch so freundlich dreinschaut, daß man keine Furcht vor seiner Würde hat. Und wie läßt er seine Blicke in die Welt wandern! So, als sähe er nicht bloß dies und das, sondern alles auf einmal; manchmal meint man, er sähe gar nicht in die Welt, sondern in sich selbst hinein. Ganz gewiß, er weiß furchtbar viel! Das heißt: wissen tut er es vielleicht nicht. Aber es steckt irgendwie mehr in ihm drin als in andern Leuten. Wenn er anfängt, uns etwas von seinen Gedanken mitzuteilen, so kommt dann allerlei Merkwürdiges zutage, was uns gar nicht eingefallen wäre. Und wie ernst und wichtig sind seine Gedanken: Sternenlauf und Menschenschicksal! Aber plötzlich ist er auch wieder sehr lustig. Man weiß bei einem Kalendermann wirklich oft nicht, wie man mit ihm dran ist.

Daß Hans Thoma solch einer ist, haben wir schon längst gewußt. Wenn er ein Bild malte, zeigte er uns immer auch etwas, was man eigentlich nicht sehen kann. Auch seine lustigsten kleinen Männlein strampeln und purzeln in einem ewigen und ungeheuren Weltenzusammenhang umher; manchmal fährt es wie ein Schauer über uns dahin, und dann ist es doch wieder ganz lieb und traulich. Das Ungeheure muß wohl aus irgendeinem Grunde erbarmungslos sein, aber im stillen hat es doch ein wenig Mitleid und Liebe mit den Menschenkindern. So sieht der Kalendermann die Welt: Er kann das Getriebe nicht recht fassen in seinem Bewußtsein, er grübelt und sinniert darüber hin und her, aber zuweilen ahnt er etwas von einem tieferen Sinn, und das legt er uns dann mit krauser Weisheit auseinander.

Jetzt hat nun Thoma einen richtigen Kalender gemacht, den er dem „Chronos“ widmet, dem „Unerbittlichen, in stiller Scheu und in Dankbarkeit für gewährten Zeitaufschub“. Vorn auf dem Einband sehen wir den geflügelten Weltdrachen, der sich selbst in den Schwanz beißt. Dem folgt eine prächtige Einführung, wie alles Schriftliche hier, in Thomas Handschrift wiedergegeben. Das Titelblatt zeigt eines alten Bauern Haupt, das über die Ackererde in den Himmel ragt. Der Ausdruck des Kopfes wächst, je länger man hinschaut, zu Sehergröße. Weiter folgen zwölf Monatsbilder. Da sehen wir oben in den Wolken die Götter

Digitized by Google

ihr Wesen treiben, das freilich manchmal auch ein Unwesen ist, und drunten auf Erden wimmeln die Menschlein und nehmen's wie's kommt. Frau Holle wirbelt im Februar die Schneeflocken umeinander; ein Jüngling öffnet in den weißen Wolken des Maihimmels die Arme dem Licht entgegen; Thor schleudert im Juli den Hammer durch die Himmel, Wind- und Regengötter mühen sich im November, die Erde unwirtlich zu machen. Und im letzten Mond des Jahres wandert der einäugige Alte festen Schrittes durch die klare Winternacht über den beschneiten Dächern dahin. Auch die sieben Planeten, welche die Welt regieren, sehen wir im Bilde. Fröhlich lacht uns die Sonne entgegen, die Farben des Lichtes umtanzen sie als Kindlein und bringen ihr dar, was Buntes sie an Blumen aus der Erde gelockt hat. Geisterhaft sieht der bleiche Mond durch die ziehenden Wolken, teilnahmlos mit fast geschlossenen Lidern. Am Schlusse blickt das Greisenhaupt Saturns aus dem nächtlichen Himmel, rätselhaft und gütig zugleich. Es stört ihn nicht weiter, daß der Sommerbube ihn mit der Ähre kitzelt, der Winterbube ihn kalt anbläst und Frühling und Herbst ihm ihre Gaben bringen; er kennt das schon so lange und fühlt sich ganz wohl dabei.

Naturschutz

Zwischen diesen Bildern stehen eine Anzahl freundlicher Knittelverse zu lesen, in denen Thoma uns als richtiger Kalendermann allerlei Merkwürdiges auf Grund der Tierzeichen prophezeit. Manchmal scheint es wie lehrhafter Ernst, manchmal wie Humor, und hier und da läuft es in einen lachenden Scherz aus. Diese Verse sind von schnurrigen, höchst verzwickten Schnörkeln begleitet, welche die bedeutsamen Himmelszeichen darstellen. Der Kunstwart bringt ein paar Proben davon. Das ist so recht etwas, um behaglich darin zu blättern und sich allerlei Nachdenksames und Fröhliches durch den Kopf schwirren zu lassen.

Wen die Natur mit solchen Neigungen begabt hat, dem empfehlen wir diesen Bilderkalender, er wird ihm in der Tat ein „immerwährender" sein. Erschienen ist er in der Kunstdruckerei des Künstlerbundes Karlsruhe und kosten tut er in der allgemeinen Ausgabe 20 Mark. Wilhelm Stapel

Strandkorb-Zukunftsphantasien

Wintersonnenwende — das Licht wächst nun wieder, und es ist im Menschenleben wie in der Natur: was der Sommer Schönes bringt, das wird jetzt in aller Stille vorbereitet. Wird nämlich das Licht ganz ausgewachsen sein und nach Cranz, Zoppot, Ahlbeck, Heringsdorf, Zinnowitz, Sellin usw. auf die Strandkörbe scheinen, so muß es gut zielen, sonst kommt es statt auf holdselige Damen und stolze Herren auf Dürkoop-Nähmaschinen, Exzelsior-Pneumatiks usw. Denn es wird einfach gar nichts zu machen sein, die himmlischen wie die irdischen Augen müssen das lesen, auch wo zum Sand die Brandung schäumt: die Strandkorbrücken werden zu diesem Zwecke verpachtet.

Unser Trost ist, daß ein Publikum, das sich das gefallen läßt, weiterer Entwicklung fähig ist. Geschäft ist Geschäft, und noch sind noch lange nicht alle Chancen benutzt. Wir gründen demnächst ein Deutsches Allgemeines Sandwich-Institut G. m. b. H., das die Naturfreunde am Meeresstrand selber pachtet. Erst wenn alles, was

Digitized by Google

auf zwei Beinen läuft, vorn und hinten eine farbenprächtige Tafel mit Cacao, Leibniz-Cakes, Bismarckheringen, Odol und Uberodol trägt, erst dann gewinnt das Strandbild das wahre neuzeitliche Leben.

Poesie und Gesundheitskaffee

Aus dem Rundschreiben, das eine nach ihrer Versicherung „in ganz Deutschland bekannte und geschätzte Rednerin" zur Empfehlung ihrer Vortragskunst an Vereine verschickt:

„Ich bin heute in der Lage, Ihnen ein besonders günstiges Angebot zu machen. Auf meine Veranlassung hin hat sich ein deutsches großindustrielles Unternehmen bereiterklärt, nach meinen Vorträgen sämtliche Gäste mit Nährsalz-Malzkaffee und Gebäck durch eine Angestellte der Firma bewirten zu lassen. Es handelt sich hier nicht um eine lästige Reklame — ich würde sonst als Künstlerin von Ruf diese Angelegenheit nicht in die Wege leiten, — sondern da, wo es nicht angebracht ist, braucht das Publikum nicht einmal zu erfahren, daß ich mit der Gratisbewirtung in irgendeinem Zusammenhang stehe. (Die Tüten, in denen das Gebäck jedem Gast überreicht wird, tragen eine dezente Empfehlung der Firma.)"

Die Künstlerin bespricht u. a.: „Prinz Emil von Schönaich-Carolath, den letzten großen Romantiker", „Christus in der modernen Literatur", „Gottessucher in der modernen Dichtung". Darauf folgt dann also der Gesundheitskaffee, der keine Reklame ist, mit dem Gebäck in der dezenten Tüte. Es gibt doch Neues in diesem Jammertal, woran man sein Vergnügen haben kann.

Unbequeme Menschen

Daß unsre Lebensreformbestrebungen, zumal die tief einschneidenden, nur langsam in alle Kreise dringen, das wird wohl niemanden wundernehmen. Wenn auch solche Reformwünsche aus Notlagen herauswachsen und wenn sie sogar wissenschaftlich begründet werden, so stehen ihrer Durchführung doch tief eingewurzelte Gewohnheiten und Interessen, auch Geldinteressen, entgegen. Ziehen wir als hervorstechendes Beispiel heute die Alkoholgegnerschaft heran! Wir hören viele Klagen darüber, daß sie gerade da auf unverhältnismäßig wenig Förderung stoße, wo sie doch zu allererst welche finden sollte: in den Kreisen der Akademiker, der höheren Beamtenschaft, der „gebildeten und vorbildlichen" Gesellschaft überhaupt. Dort verhalte man sich gegenüber den Alkoholgegnern — und zumal den enthaltsamen — noch heute an sehr vielen Stellen kühl, immerhin schon höflich, aber noch deutlich zurückweisend, — gegenüber älteren und höher Gestellten nicht so sehr, gegenüber jüngeren oder bescheiden Gestellten (und das sind ja immer noch die meisten der Alkoholgegner, schon, weil sie der jüngeren Generation angehören) desto mehr. Im besten Falle erklärt man sich „neutral". Diese Haltung aber sei nicht etwa eine Abwehr gegen Aufdringliche, nein, sie treffe auch den Stillsten, sie beschränke sich auch durchaus nicht auf den persönlichen, geselligen Verkehr, ihren Einfluß spüre man selbst im öffentlichen Leben als eine gewisse Fernhaltung — man könne beinahe sagen: Aussperrung oder Boykottierung der Alkoholgegner.

Ist dem so? Meinen Beobachtungen nach in großen Lebenskreisen: ja.

Digitized by Google

Woher kommt das aber? Es kann doch keiner im Ernst behaupten, jene Kreise steckten so tief im „Rauschsumpf", daß sie das Nahen einer neuen Zeit nicht spürten. In beschränkten kleinen Kreisen mag das ja sein, aber wir finden die stille Gegnerschaft auch dort, wo das Alkoholtrinken nur wenig hervortritt. Oder sollte es Gleichgültigkeit sein? Wohl auch nicht, es ist ja deutlich sichtbar, wie jetzt überall weniger getrunken wird als vor etwa zehn Jahren, ein Beweis dafür, daß die Lehre von der Schädlichkeit des Alkoholgenusses auch in jene Kreise selbst eingedrungen ist.

Ich glaube, es spielen verschiedene Motive mit, über die sich die Betreffenden selbst kaum Rechenschaft geben. Zunächst ahnten wir andern sie ja auch nur, genauer kennen lernten wir sie erst in Jahren stiller Beobachtungen. Die Seele der „Gesellschaft" enthüllte sich gelegentlich in einem unbewußten Mienenspiel, einer witzig sein sollenden verlegenen Äußerung über unsre Stellung, und gelegentlich auch einer weinseligen Beichte über die eigene, gemäß dem „in vino veritas".

So manchen Tischnachbarn stört schon unsre bloße Enthaltsamkeit: „Da gönnt man sich schon nur noch ein paar Glas Wein oder Echtes — zumal, wenn's so 'ne feine Marke ist wie hier. Die werden einem nun auch noch durch den da mies gemacht, der tut, als wäre das gar nichts Feines. Soll man bei jedem Schluck dran denken, daß es einem nicht bekommen könnte, — wo einen schon so die Leber drückt? Unangenehmer Mensch das . . ."

Unserm Gegenüber sind wir auch nicht sympathisch: „Was fällt dem da ein," denkt er, „der tut so rücksichtslos, was er für richtig hält, als ob es gar keinen Komment, gar keine gesellschaftlichen Regeln gäbe — will er vielleicht was Besseres sein, als wir, die mittun? Der hält einen vielleicht gar für einen Schwächling, einen Philister, weil man sich fügt. Der paßt doch nicht hier herein!"

Auf andre wirken wir ungefähr so, wie die Vernunft, die sich nicht totschweigen läßt, selbst wenn sie gar nicht redet, wenn sie nur einfach da ist: „Sagen kann man ja eigentlich gegen seine Gründe nichts, aber — man kann doch nicht alles gleich so ernst nehmen — eine lästige Geschichte, diese ewige Alkoholfrage!" So denken vor allem die Leute, die sofort eine große Debatte eröffnen, wenn sie mit unsereinem zusammentreffen, und sich eifrig entschuldigen: sie tränken so wenig, fast gar nichts, usw. — auch wenn der Alkoholgegner kein Sterbenswort gesagt hat. Popert hat das in seinem „Harringa" aus guter Beobachtung heraus geschildert.

Ganz leise bohrt bei vielen das Gewissen weiter: „Sollte man sich doch einen Stoß geben, auch ein offener Alkoholgegner werden? Aber das ist doch eine schlimme Sache! Da muß man so manches umstoßen, was man seit langem gewohnt ist: nicht bloß das Trinken! Und dann kommen womöglich noch andre Reformen! Das ist ungemütlich, unbequem — schon nach außen hin: Was werden die Gäste sagen, was die Gesellschaft? Anstoßen tut man an allen Ecken — und erreicht doch nichts. Überhaupt — dieses Hervortreten, dieses Gefragtwerden, dieses Sichverteidigenmüssen, diese ganze Unbeliebtheit, — lieber nicht! Es ist schon nicht gut, mit solchen Leuten viel im Gespräche gesehn zu werden, — man muß da abrücken!"

Digitized by Google

„Unbequeme Menschen", denkt ferner so mancher, der in seinem Amt mit der Alkoholgegnerschaft in Berührung kommt. „Sie mögen ja nach ihrer Fasson leben und meinetwegen auch für ihr Ideal arbeiten, — aber im eigenen Ressort, nein, da stören sie geradezu! So ein Nationalökonom oder ein Arzt findet ja Mängel und Fehler, wo seine Vorgänger nie welche gefunden haben, schlägt Änderungen vor, fordert sie wohl gar! Das macht Schreibereien, Neuarbeiten, Umwälzungen, Mehrkosten, und man soll's wohl noch gegen oben und gegen außen hin mit verantworten! Schließlich ist solch ein Mensch fähig, ein »großes Tier« auf die Hühneraugen zu treten — und ein Krach ist da! Schon, daß man vielleicht mit hineingezogen wird in den Hader der Parteien! Die Interessenten werden ja nicht still sein, — wo's um ihr Geschäft geht."

Immer wieder: unbequem und daher unbeliebt sind wir ihnen. Sie halten die notwendige Arbeit auf mit ihrer — meist wohl nur halb bewußten oder ganz unbewußten Gesinnung: keinen Unbequemen ans Ruder lassen. Sie schneiden damit sehr vielen jungen und ernsthaft aufstrebenden Kräften heute noch geradezu den Weg ab. Wie oft seufzt ein Junger: „Ich darf nicht, ich verderbe mir die Karriere." Und die mehr unwillkürliche Abwehr der Gesellschaft wird ausgenutzt und bewußt verstärkt von den interessierten, einflußreichen Kapitalkreisen, denen die Lebensreformer ja auch die Rechnungen stören.

So besteht die Gefahr, daß die für das Wohl und Wehe des Volks ausschlaggebenden Stellen immer weiter mit „bequemen" Kräften besetzt werden. Sie besteht ja schon lange und besteht wahrlich nicht bloß in Alkoholsachen. Trotzdem kommen wir vorwärts, wie am besten ja die Klagen unsrer Gegner beweisen. Eines schönen Tages werden wir sogar in „Mode" kommen, alle Zeichen deuten schon jetzt darauf. Wir dürfen nur bei unserm Zug nach dem Siege hin unsre Augen vor den Gefahren nicht verschließen, wir müssen mit ihnen rechnen. Daher muß es dauernd unsre Aufgabe sein, gerade in den Kreisen der Akademiker, der hohen Beamten, der gebildeten Gesellschaft überhaupt wie ihr stilles Gewissen zu wirken, bis das bohrende halbbewußte Gefühl, daß wir eigentlich doch recht haben, zu einem bewußten Gedanken und befreienden Entschlusse führt. L

Fachleute

Ich kenne einen Ingenieur beim Kanalamt. Auf seiner Visitenkarte steht „Ingenieur". Aber er ist keiner, sondern ein Stück Wasserleitung.

Einen Vetter habe ich. Der leitet einen Bahnbau irgendwo in Südwest. Aber wenn Sie mich auf Herz und Gewissen fragen, was er ist, so muß ich bekennen: Soundso viel laufende Meter Oberbau ist er. Wirklich weiter nichts. Ich müßte ihn doch kennen, und seine Frau sagt es auch.

Weil ich an einem Mittelohrkatarrh leide, muß ich zu Dr. Brunnhuber. Dr. Brunnhuber ist Ohrenarzt. Er glaubt, alle Menschen seien nichts als Ohren. Neulich sah ich den Dr. Brunnhuber durch eine runde Wasserflasche an. Da erkannte ich: Er bestand selbst aus einem einzigen großen Ohr, an dem zwei kleine Füßlein baumelten.

Ein Schulkamerad von mir ist Bankier geworden. In der Schule war er noch ein Mensch, jetzt ist er ein Kurszettel mit einem Zwicker

Digitized by Google

auf der Nase. Am Montag war ich mit ihm zusammen im Löwenbräu. Da stand er 30 Prozent über Pari, bei sich zu Hause steht er drunter.

Mein Freund Neumann hat auf Dichter gelernt. Alles wird zu einem Gedicht unter seinen Händen. Kürzlich hat er das Scharnier an seiner Teekanne besungen, dann das Muster auf seiner Tischdecke, weil es so melancholisch, und neuestens das Muster auf seiner Tapete, weil es so dämonisch ist. Er ist wirklich ein Dichter. Daß er außerdem noch etwas wäre, ist nicht zu bemerken.

Einen Onkel hatte ich, der war Staatsanwalt. In Gotha haben sie ihn verbrannt. Als Verwandter hatte ich das Recht, eine Analyse seiner Urnenasche beim chemischen Laboratorium zu bestellen. Das Ergebnis: 2.6 Kilo Knochensubstanz, 1.3 Kilo Tintengallussäure, 1.1 Kilo Gummi arabicum, 3.3 Kilo unverbrennliche Paragraphenmasse.

Früher war ein Beruf noch ein Beruf. Man konnte im Leben stehn, wenn man ihn betrieb. Heute ist ein Fachmann ein Fachmann.

Fritz Müller

Vom Recht

„Aus dem Gerichtssaal"

Das Bewußtsein des einzelnen, daß er Staatsbürger ist, wird dann besonders entwickelt, wenn er oft als Staatsbürger wirkt und viel von dem kennt, was den Staat angeht, was der Staat tut. So hat das allgemeine Wahlrecht nicht nur den Zweck, den einzelnen Richtungen zu einer Vertretung zu verhelfen, es hilft auch dazu, die Staatszugehörigkeit allen in Erinnerung zu rufen. Ferner gibt eine Reihe von Gesetzen dem Bürger Gelegenheit, Verhandlungen beizuwohnen zu können, die von öffentlichem Interesse sind. Er kann zuhören, wenn die Volksvertreter miteinander Fragen besprechen, er kann die Vertreter der Gemeinden in ihren Versammlungsräumen aufsuchen, es steht ihm auch — bis auf geringe Ausnahmen — der Eintritt zu den Gerichtsverhandlungen frei. Nun wäre dringend zu wünschen, daß jeder Mensch sich wenigstens einmal im Leben die Zeit nähme: *ein paar Tage lang einige Stunden ununterbrochen* in einem Gerichtssaal zuzubringen. Nicht etwa, wenn Sensationsprozesse verhandelt werden, und nicht als „Kriminalstudent", sondern gerade dann, wenn es sich um den *Kleinkram* des Tages handelt. Erst dann sieht er, wie das Gericht dem ewigen Einerlei gegenübersteht, mit welch nichtigem Zeug rechtsgelehrte Männer behelligt werden. Welch umfassender Apparat beispielsweise erforderlich sein kann, um irgendeine gleichgültige gegenseitige Anschimpferei zu sühnen, die zwischen zwei Mietern auf dem gleichen Gange gefallen ist, weil die Wasserleitung beschmutzt war.

Soweit wir nicht Gelegenheit haben, das Leben und Treiben bei Gericht zu beobachten, müßten Zeitungen juristisch geschulte Berichterstatter anstellen, die regelmäßig nicht über diese Lappalien als solche und nicht über „sensationellen" Klatsch, wohl aber über den *Zustand der Rechtsprechung* Mitteilungen zu machen hätten. Sie hätten die ungefähre Zahl von Verhandlungen anzugeben, die jedes Rechtsgebiet betreffen, und müßten die Praxis beleuchten, die sich ohne Neuerungen der Gesetzgebung sehr stark ändern kann. Kurzum: die Berichterstattung müßte darauf ausgehen, *die Gerichte zu charakterisieren*. Ferner wäre erwünscht das Herausgreifen von charakteristischen Fällen, die geeignet sind, ein

Digitized by Google

Bild von bestimmten Menschentypen zu geben; die Schilderung seelischer Zustände in diesem Rahmen wäre durchaus am Platze und könnte überaus lehrreich sein. Daß dabei auch die Neugier der Leser auf ihre Rechnung käme, wäre weiter kein Unglück, denn diese Neigung kann nie beseitigt werden, wohl aber kann man sie im Rahmen eines nützlichen Zusammenhanges verwerten. Dies alles wäre freilich nur zu erreichen, wenn die Berichterstatter genügend hoch ständen. Aber ob der Weg kurz oder lang, eben oder steil, es ist auch eine Aufgabe der Kultur, zu erkennen, was wünschenswert ist.

Wäre das Ziel zu erreichen? Für ungangbar halten wir den Weg der Gesetzgebung (vgl. Kw. XXIV, 21, S. 175 „Prozeßberichte"). Wir kämen nicht weit, wenn wir die Art der Gerichtssaalberichterstattung einer Zensur unterwerfen wollten. Ich sehe ganz davon ab, daß eine derartige Zensur mißbräuchlich ausgenützt werden könnte, so daß schließlich ähnliche Verhältnisse, wie auf unseren Bühnen, insbesondere den Varietébühnen einreißen könnten, wo meist witzlose Unanständigkeiten ärgster Art geduldet werden, während vielleicht gegen politische Scherze vorgegangen wird. Unsrer Ansicht nach ist nur ein Weg wirklich zuverlässig: Die Bürger erklären, nur solche Zeitungen lesen zu wollen, die Berichte in der von ihnen gewünschten Form bringen. Sind genügend viel Abnehmer da, so bemüht sich jede Zeitung, nach Möglichkeit ihren Wünschen zu entsprechen, und mehr kann niemand verlangen. Ein anderer Weg wäre: Eine gute Zeitung macht einmal den Anfang, auf den Beifall weiter Kreise dürfte sie ja schon rechnen. Sollte aber die Bürgerschaft eines Staates noch gar nicht gewillt sein, auf die heutige abstoßende und unwürdige Form der Gerichtssaalberichte zu verzichten, so muß man sich bemühen, einen besseren Geschmack zu erziehen; der Ruf nach Polizei wirkt in solchen Fällen wenig, gar nichts oder geradezu verschlimmernd, weil sich in die Heimlichkeit zurückzieht, was öffentlich nicht ausgelebt werden darf. In dieser Heimlichkeit entstehen dann leicht Formen, die einer Unterdrückung widerstehen, und schließlich halb anerkannt werden, wodurch Heuchelei und Unaufrichtigkeit gefördert werden. Man kann die Sittlichkeit, den Schönheitssinn, den guten Geschmack eines Staates nicht höher schrauben, als dem Charakter seiner Bürger entspricht. Man kann nur Mittel suchen, um den wahren Willen der Bürger klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen. Streik, Boykott, Adressen und andre öffentliche Gesamtkundgebungen, sowie Neuerrichtung besserer Unternehmungen sind dazu jedenfalls besser geeignet, als Polizei und Regierungsbeamte, denen bei aller Pflichttreue und allem gutem Willen kulturelles Zartgefühl kaum immer zugesprochen werden kann. Politische Ziele scheinen ihnen doch meist wichtiger als Kulturziele.

Franz Kalkmann

Doppelte Moral

Zu den Tagesereignissen

In einer großen Berliner Zeitung vom 17. November v. J. finden sich auf derselben Seite Spalte neben Spalte zwei Aufsätze, die dasselbe Thema behandeln.

Der eine Beitrag ist überschrieben: „Eheirrungen einer Bäckersfrau". Sie ist Mutter von drei Kindern; sie verläßt, als sie einen Schlächtergesellen kennen gelernt hat, ihren Mann und zieht zu jenem. Dann pendelt sie zwischen den Wohnungen der beiden Männer hin und her; schließlich

Digitized by Google

kehrt sie jedoch zu ihrem Ehemann reuig zurück, der sie auch wieder in Gnaden aufnimmt. Vergebens versucht nun der Dritte, das alte Verhältnis wieder anzuknüpfen, und als sie ihn energisch zurückweist, muß sie die Wahrung ihrer Pflicht durch eine Kugel büßen, die ihr jener durch die Brust schießt. Von Liebe ist in diesem Artikel mit keinem Worte die Rede. Der andre jedoch ist nicht „Eheirrungen" überschrieben, sondern „Ein Blatt der Liebe". Denn in diesem Falle handelt es sich nicht um eine Bäckersfrau, sondern um den einstigen Reichskanzler, den Fürsten Chlodwig Hohenlohe. Von dem wird erzählt, daß „Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue" die Leitsterne seines Lebens waren, und weiter wird erzählt, daß der „stille Mann" vier Jahrzehnte hindurch neben seiner angetrauten Gattin, die ihm mehrere Kinder gebar, ein intimes Verhältnis mit einer andern Frau unterhielt, dem ebenfalls mehrere Kinder entsprangen. Dabei quartierte er diese Nebengattin auf seinem Schloß Schillingsfürst ein. Eines Tages traf die Fürstin, die unerwartet von einer Reise zurückgekehrt war, im Arbeitszimmer ihres Mannes die Verkörperung von „Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue" bei der Dame mit den „blauen Vergißmeinnichtaugen und dem braunen Haar, das bis zu den Knöcheln reichte". Natürlich fesselte außer den „Banden der Liebe" den Staatsmann an die Geliebte auch noch der „innigste Einklang zweier Seelen", sie ist die „Ame soeur" usw.

Wie Fürst Chlodwig sein Verhalten mit seinem Gewissen ins reine brachte, das war ausschließlich seine Sache, uns geht es nicht das geringste an. Wir reden von den beiden Zeitungsartikeln, auf einer Seite desselben Blattes einer Zeitung, die sich für freisinnig hält. Ob unsre Gesellschaft vornehm und gering mit gleichem Maße mißt, über diese Frage geben solche naive Selbstzeugnisse Stichproben. Flosculus

Körperpflege

Wintersport als Mode

Der Forst starrt von Rauhreif — eine nordische Fabelwelt. Zwischen unwahrscheinlich vermummten Fichten kriechen die Nebelfetzen, die der Sturm von der Hochfläche hereinjagt. Hier herinnen reicht's nur zu einem leisen Knistern und Klirren in den schwer hängenden Kronen; aber am Waldrand draußen gibt's einen wilden Tanz, ein dröhnendes Orgeln, ein rechtes Grimm-Spiel. Die Kappe fester gezogen und hindurch. Aufwärts, ohne Weg, durch den stäubenden Schnee. Wälle, Wehen türmen sich im Nebel riesengroß. Die aufgewühlte, im Chaos wirbelnde Dämmerung ringsum macht alles zum Abenteuer. Sie ist voll von ringender Bewegung, oft scheint es, als stürmte Licht von oben herein und würde zurückgedrängt, ungefüge, plump, trotzig. Dann plötzlich weicht das Dunkel wie ermattet oder nachlässig, das Licht darf freier spielen, bis zu uns heran, als wären wir auf dem Grunde eines wogenden, von gedämpften Lichtwellen durchflossenen Meeres. Aber die Finsternis aus der Tiefe drängt oft noch nach und schlägt über uns zusammen. Bis sich spielend, wie die letzten Zweifel zwischen Traum und Wachen, die Nebel um ein wohlbekanntes Eck des Waldes verziehen und ein strahlendes, unberührtes Schneefeld vor uns liegt, über das die Sonnenlichter fliegen und tanzen gleich riesengroßen Flocken. Nun sinken die Nebel

Digitized by Google

unter uns ins Tal zurück und greifen und lecken nur noch wie Brandung an den Hängen empor. Uns umfließt Sonnenlicht, der Himmel strahlt rein und blau, in Glanz und Schimmer steht der Wald: der Blick reicht weit und frei ins Märchenland.

Vor fünfzehn Jahren sind wir, ein paar Freunde, als die einzigen in der ganzen Stadt mit unsern Schneeschuhen ausgezogen. Heute fahren jeden Sonntag Tausende ins Gebirge. Aber die große Einsamkeit der verschneiten Forste, der verwehten Berghänge, der nebelumbrauten Höhen kennen doch immer noch nicht gar zu viele. Hunderte bleiben in den Tälern nahe der Bahn und den guten Gasthäusern hängen: die Sportbummler; andre bringen wohl weiter vor, haben aber keine Zeit, sich viel umzusehn, weil der Rekord, der Sportteufel sie jagt. Und wie viele stehn dem Wintersport überhaupt noch fern, — die ihn vielleicht gerade besonders notwendig brauchen, als Gegengewicht gegen erlebnisarme Großstadtwochen?

Die Verdienste des Sports hier wie überall in Ehren! Er hat es erst fertig gebracht, durch seine anspornenden Beigaben, durch Wettläufe, Feste, die Zuschauer anlockten, aber auch durch planmäßige Ausbildung der verschiedenen Sportarten, daß sich weitere Kreise in die winterliche Natur wagten. Diese ganze winterfröhliche, gegen frische Luft nicht mehr sorgfältig geschützte Jugend, besonders manche höhere Tochter, deren Mama in ihren Mädchenjahren vielleicht noch mit Mühe das Eislaufen gegen entrüstete Tanten durchsetzen mußte und die nun selbst, weil's längst nicht mehr unschicklich ist, in die winterliche Freiheit entlassen wird, hat alle Ursache, die Werbekraft des Sports zu segnen. Tausende fanden erst durch ihn, der die Bewegung in der Winterluft, den Genuß der eignen körperlichen Kräfte und der freien großen Landschaft gesellschaftlich legitimierte, ein Mittel, sich einer verödeten „Saison"geselligkeit zu entziehn. Überall, wo gute Gelegenheit zum Wintersport gegeben ist, ist er drauf und dran, die Langeweile und ungesunde Konvention lästiger Tanzfeste und — Heiratsmärkte zu verdrängen. Aber Gott geb's, daß er da überall mehr als eine Mode bedeute!

Dazu wäre notwendig, daß er nicht in die Hände der Leute gerate, die aus allem eine machen, daß die Kreise die Herrschaft behalten, denen es um das Urgesunde am Wintersport, in körperlichem und seelischem Sinne zu tun ist. Alle Veranstaltungen, bei denen nur einige wenige Bevorzugte tätig sind, die andern aber müßig zuschaun, sind schon deshalb weniger wertvoll. Nichts aber könnte den Wintersport schneller herunterbringen als eine Überfülle von schönen Sportfesttagen in einem nicht allzu großen Gebiete. So vergnüglich sie sind, ein so frisches, bewegtes Bild, eine so heitere und gesunde Geselligkeit sie manchmal bieten, und soviel Werbekraft sie haben, wenn sie ein-, zweimal im Winter veranstaltet werden: so sehr schaden sie, wenn sie Publikum anlocken von der Art, die sich überall langweilt, großstädtischen Rummel in die winterliche Natur übertragen — und den Betrieb verteuern. Gerade die Wintersportfeste haben das Zeug zu rechten Volksfesten, wenn sie möglichst wenig aufs Zuschauen und recht ausdrücklich aufs Mittun eingerichtet werden. Also: recht weitherzige Wettbewerbe, keine allzu

Digitized by Google

hochgespannten sportlichen Anforderungen, Bevorzugung der allgemeiner zugänglichen Sportarten, des Skilaufens und Rodelns, Zurückdrängung der exklusiveren und künstlicheren, wie etwa des Bobsleighfahrens, und vor allem: recht starke Berücksichtigung der Jugend.

Ich habe schon eine sehr wichtige Vorbedingung für eine gesunde Entwicklung des Sports berührt: die Auswahl der Sporttreibenden darf sich nicht gar so sehr nach dem dicken Geldbeutel richten müssen wie im allgemeinen einstweilen noch. Die Sommerwanderungen sind bereits so billig organisiert, daß auch Jungen und Mädel, die in der Wahl ihrer Eltern nicht ausnehmend vorsichtig gewesen sind, mitkönnen. Was zu einer richtigen Winterwanderung gehört, das ist alles zumeist noch unverhältnismäßig teuer. Noch handelt sich's eben um Luxusartikel, wer sie kauft, dem kommt's nicht so sehr darauf an. Die großen Sportverbände sollten dafür sorgen, daß das besser wird. Fahrpreisermäßigungen, wie sie bei den Sommerwanderungen für die Jugend schon durchgesetzt sind, müßten hinzukommen.

Ein volkstümlicher und jugendfreundlicher Wintersportbetrieb also, einer, der möglichst viele zur Tätigkeit heranzieht und möglichst wenig müßiges Schaubergnügen aufkommen läßt, die Ausbildung von besonderen Jugendabteilungen, in denen die Älteren mitwirken, das sind hohe schöne Aufgaben für die Vereine in Städten, die nahe am Gebirge liegen. Daß sich an „bevorzugten" Stellen ein internationaler Luxusbetrieb entfaltet, das sollte dabei nicht beirren und vor allem nicht zur Nachahmung reizen. So nützlich die sportgerechte Erlernung etwa einer guten Schneeschuhtechnik ist, die Rekorde sollten bei dem volkstümlichen Sportbetrieb keine Rolle spielen. Dafür um so mehr die rechte Gebirgswanderfreude, die unsägliche Lust, auf den schlanken Schienen über die weiten Flächen zu gleiten, die wie nie betreten scheinen, Wege zu finden, die ein völlig neues Land eröffnen, und Schönheiten zu sehn, die niemandem sonst zugänglich sind als dem Schneeschuhläufer. Der Winter macht ja aus unsrer Mittelgebirgslandschaft etwas ganz Neues, ungeahnt Großes. J. Lehner

Bildung und Schule

„Schülerjahre"

„Die Erlebnisse und Urteile namhafter Zeitgenossen" über ihre Schulzeit, die Alfred Graf in einem im Hilfeverlag erschienenen Buche gesammelt hat, können manchen übereifrigen Reformer nicht minder wie allzu starre Verteidiger des Alten nachdenklich machen. Sie bieten ja nichts überwältigend Neues: Umfragen über „Schule und Leben" werden seit Jahren von den Ämtern wie von der Presse aus gehalten. Mit Schlüssen, die man aus derlei Urteilen etwa für die praktische Gestaltung der Schule selbst ziehen wollte, wird man sehr vorsichtig sein müssen. Zunächst handelt es sich um „namhafte" Zeitgenossen; dazu bemerkt einer von den befragten Schriftstellern: „Fehlerhaft und bekämpfenswert werden Institutionen erst, wenn sie sich für den Durchschnitt nicht bewähren." Das wird zwar so ohne Einschränkung kaum gelten dürfen, wir müssen ohne Frage auch dafür sorgen, daß die schöpferisch Begabten durch die Schule nicht allzu sehr gehemmt werden. Aber viel mehr wird sie gerade ihnen nie leisten können. Das wird denn auch wiederholt ausgesprochen. Nicht zu

Digitized by Google

vermeiden ist natürlich auch, daß eine solche Umfrage immer recht zufällige Ergebnisse liefert. Wollte man eine wirkliche „Analyse des Schülermaterials“ versuchen, so müßte man neben den „Namhaften“ aller Grade auch einfach tüchtige Männer des bürgerlichen Lebens in großer Menge heranziehen. Aber auch wenn man eine wirklich statistisch brauchbare Aussagensammlung hätte, wäre noch die Frage, wie weit sie eine objektive Spiegelung der Wirklichkeit böte. Jugendzeit ist goldne Zeit, verklärender Schimmer liegt, zumal beim Rückblick aus älteren Jahren, auf allem, was sie darbrachte, mochte es auch damals weniger golden gewesen sein. Konnte sich in der Erinnerung das Fördernde und Wohltätige so kräftig gegenüber dem Hemmenden behaupten, so ist damit doch wohl auch ein Zeichen gegeben, daß der Persönlichkeit die Hemmungen zum mindesten nicht schwer geschadet haben. Für auffallend viele von den Befragten tritt denn auch das, worauf vor allem die Aufmerksamkeit bei allen Reformbestrebungen gerichtet ist: das eigentlich Schulmäßige, das System hinter dem Erlebten, dem Selbstbiographischen zurück. Wir lesen im allgemeinen mehr Erlebnisse als Urteile, hören mehr von Jugend- als von Schülerjahren. Vielleicht hängt das auch mit den Zufälligkeiten der Auswahl zusammen, es kommen sehr viele Künstler und künstlerisch begabte Schriftsteller zu Worte. Das Buch verdankt gerade diesem Überwiegen des Biographischen seine Reize. Wenn man aber bei den Schlüssen für die Praxis bleiben will, so muß man noch bedenken, daß eine *vergangene* Generation von ihren Bedürfnissen und den Schäden, mit denen sie zu kämpfen hatte, spricht, daß es sich also zum großen Teil um *historisches* Material handelt.

Nach allen diesen Voraussetzungen wird es auf die Richtung der Urteile, ob sie die Schule verdammen oder rühmen, bei einem Gesamtbilde kaum mehr ankommen können. Zumal wenige nur tadeln oder nur loben, die meisten abwägen und kein absolutes Urteil fällen und viele sich überhaupt hüten, von „der“ Schule oder „dem“ Gymnasium zu sprechen, sondern sich ausdrücklich nur auf *ihre* Schule beschränken. Eher könnte man schon einen allgemeinen Eindruck gewinnen, wenn man aufmerkt, *warum* die Beurteiler so oder so gesinnt sind. Da kehrt denn bei auffällig vielen die Grundanschauung wieder: auf die *Persönlichkeiten der Lehrer allein* kommt's an. Nicht das System ist's, nicht der Lehrplan und die Institution, sondern die noch heute gehaßten und ironisierten oder geliebten und liebevoll gezeichneten Menschen sind es, an die man sich erinnert. Als fördernd aber werden auch nicht die guten Methodiker, die Lehrmeister allein empfunden, sondern gerade sehr oft die völlig Unmethodischen, ja sogar die nach der geltenden Schulmeinung schlechteren Lehrer, wenn sie nur den Eindruck eines lebendigen Menschen machten. Jeder, der seine Schulerinnerungen nachprüft, kann an sich ähnliches beobachten. Wo Schuleinrichtungen geschildert und besprochen werden, da handelt es sich zumeist um *Schulindividualitäten*, meistens um altehrwürdige Institute, die an sich etwas wie eine Persönlichkeit darstellten und eine Tradition, ein wertvolles Zugehörigkeitsgefühl im Schüler erzeugten. Man staunt, wenn man ein Zögling eines großen gleichförmigen Unterrichtssystems ist, über die Fülle und Freiheit päda-

Digitized by Google

gogischen Lebens, das in der Zeit dieser Erinnerungen an manchen Schulen geherrscht hat. Man fühlt sich — etwa bei dem, was Crustus erzählt — an das Wort gemahnt: Die Zeit der großen Rektoren muß uns wiederkehren. Man fühlt aus den meisten der Berichte über dieses alte Auslesegymnasium (so leidenschaftliche Angriffe es auch gelegentlich erfährt) auf alle Fälle heraus, daß es sich hier um andersartiges handelte als unsre gegenwärtigen Massenschulen mit ihren Berechtigungszielen und ihrer Neigung zur Beamtenausbildung. Das wird selten bei den Kämpfen um das humanistische Gymnasium bedacht; die Freunde, die's verteidigen und die Feinde, die's bekämpfen, meinen nicht immer ein und dasselbe.

Gerade durch die freundlicheren von diesen Schülererinnerungen wird man auch daran gemahnt, wie sehr sich seit der Jugendzeit der jetzt Fünfzigjährigen Deutschland gewandelt hat. Wie viele von diesen „Namhaften" sind in Kleinstädten aufgewachsen, mit verhältnismäßig wenigen Mitschülern und Lehrern zusammen, in einer pädagogisch nicht ungünstigen, verhältnismäßig ruhigen Umwelt. Wenn man von der heutigen pädagogischen Reformliteratur mit ihren Forderungen kommt, erscheint einem die Pädagogik jener Jahre beneidenswert selbstverständlich und unsystematisch. Der Lehrer hatte es vielleicht wirklich leichter, ebenso wie — trotz mancher finsteren Rückständigkeiten und harten Sinnwidrigkeiten — die Schüler. Aber ob wir's uns nicht heute vielfach zu schwer machen? Erquicklich leichtsinnig, hätt ich bald gesagt, gegenüber all den unaufhörlichen Schulklagen klingt, was Gertrud Bäumer ihrem Beitrag voranstellt: „Die Schule wird in all der heute üblichen Kritik ihrer Wirkung auf das Kindesleben ... überschätzt. Sie ist nicht in so durchschlagendem Grade das segenspendende oder vernichtende Schicksal des Kindes, wie empfindsame Pädagogen und Kulturpolitiker ihr schmeicheln ... Sie ist weit davon entfernt, so wichtig zu sein." Und Rein schreibt: „Versetze ich mich in die alten Zeiten, so kann ich nur raten: Zurück zur Freiheit! — Verbietet die Extemporalien auf den höheren Stufen, schafft das Abiturientenexamen ab, gebt Bewegungsfreiheit im Lehrplan, so daß jede Schule ein individuelles Leben zu entwickeln vermag, und starke Naturen auch stark werden. Drückt sie nicht durch Vorschriften und ewige Prüferei auf eine anständige Mittelmäßigkeit herab! Habt mehr Vertrauen zur menschlichen Natur und werft einigen Haß auf papierene Gesetze und alles was drum und dran hängt." Das ist vielleicht die Meinung, die am klarsten und vernehmbarsten aus dem Buche spricht, wenigstens was das Gymnasium angeht. Für die Volksschule, von der auch häufig, aber meist ohne Urteil, die Rede ist, mag vor allem der Wunsch weitergegeben werden, den Gustav Renner ausspricht: „daß man es begabteren Kindern, die aus irgendwelchen Gründen nur die Volksschule besuchen können, leichter mache, ihrem Wissenstrieb und dem Drange nach geistiger Entwicklung durch Übergang auf die höheren Schulen Genüge zu tun."

H. Ullmann

Arbeit am Einzelnen

In Sachen der Volksbüchereien

In dem von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt durch v. Erdberg herausgegebenen Volksbildungsarchiv hat Walter Hofmann eine Aufsatzreihe über die Organisation des Ausleihdienstes in der moder-

Digitized by Google

nen Bildungsbücherei beendet, die eine ähnliche Bewegung, wie sie jetzt alle pädagogische Arbeit ergreift, auch auf dem Gebiete des Büchereiwesens erkennen läßt. Kenntnis der Kindesnatur und Nutzung ihrer natürlichen Kräfte: das wird von den neuen Erziehungsbestrebungen gefordert. Kenntnis des Ausleihpublikums und individuelles Eingehen auf den einzelnen Besucher: das verlangt die neuere Büchereitechnik. So selbstverständlich das scheinen mag — die Volksbüchereien haben lange genug sich mit jenem sehr ungenauen, im wesentlichen verfehlten Bilde „des Volkes" begnügt, das noch immer vielfach in den Anschauungen der Gebildeten herrscht und sogar in soziologischen Erörterungen sich findet. Man stellte sich im allgemeinen „das Volk" als eine ziemlich gleichförmige Masse vor. Hofmann findet nun an den bekannten Selbstzeugnissen proletarischen Seelenlebens, aber auch an den Statistiken der von ihm geleiteten Bibliothek in Dresden-Plauen Classens Urteil bestätigt: Überraschend farbenreich ist die proletarische Welt, die Erziehung der Massen muß daher mit individueller Erziehungsarbeit am einzelnen einsetzen. Das Hauptgewicht hat deshalb auch — eine bereits vor Jahren auch vom Dürerbund wiederholt ausgesprochene Forderung — die Arbeit in der Volksbibliothek auf den Ausleihdienst und den Verkehr mit dem Publikum zu legen. Die Organisation ist so einzurichten, daß sie den Bibliothekar für diesen Zweig seiner Tätigkeit möglichst entlastet und freihält.

Unser Wandkalender für 1912

Mit diesem Heft übergeben wir den Lesern den Wandkalender des Kunstwarts für 1912. Rudolf Sieck ist sein Künstler. Wir haben unsre eignen Bildergaben oft genug schlecht gemacht, so daß wir auch einmal welche loben können. Daß auch das Selbsttadeln mitunter wirklich was hilft, das, meinen wir, beweisen unsre Beilagen jetzt: hätten wir die Leser nicht so oft gebeten, auf die Mängel unsrer Bilder zu achten, wir hätten nicht das kritische Publikum, das auch unsre guten Gaben als Leistungen „über der Norm" zu würdigen wüßte. Siecks Kalender nun muß, sollten wir denken, auch die anspruchvollsten Augen und Herzen erfreuen. Biete das unserm „Jubeljahrgang" ein besonders gutes Omen!

Lebende Worte

Zu Neujahr

Wird der Steuermann zufälliger Stürme wegen, die ihn verschlagen können, der Abhängigkeit wegen von günstigen Winden, wegen schlecht bestellten Fahrzeuges und unvermuteter Klippen, wegen verhüllter Leitsterne und verdunkelter Sonne sagen: Es gibt keine Steuermannskunst, und es aufgeben, nach bestem Vermögen sein vorgestecktes Ziel zu erreichen? Nein, gerade die Unerbittlichkeit, aber auch die Folgerichtigkeit der tausend ineinandergreifenden Bedingungen müssen uns reizen, das Steuer nicht fahren zu lassen und wenigstens die Ehre eines tüchtigen Schwimmers zu erkämpfen, welcher in möglichst gerader Richtung über einen stark ziehenden Strom schwimmt. Nur zwei werden nicht hinüber gelangen: derjenige, der sich nicht die Kraft zutraut, und der andre, der vorgibt, er brauche gar nicht zu schwimmen, er wolle fliegen und nur noch warten, bis es ihm recht gefalle.

Unter uns

Ja, ein verantwortlichkeitschwan-

Digitized by Google

geres Wesen treibt in den Dingen und kräuselt den Spiegel der ruhigen Seele: Die Frage nach einem gesetzmäßigen freien Willen ist zugleich in ihrem Entstehen die Ursache und Erfüllung desselben, und wer einmal diese Frage getan, hat die Verantwortung für eine sittliche Bejahung auf sich genommen.

Gottfried Keller

Unsre Bilder und Noten

Winter! Das ist auch für unsere heutigen Beilagen das Thema. Unser farbiges Blatt, das steindruckartige nach Hugo Baar zeigt uns ein Bild, in das man sich nur zu vertiefen braucht, und man fühlt sich im Winter selber. Man selber steht, den Rücken gegen eine Höhe gewandt, und langsam schwebt ihr wachsender Schatten über uns hin und mit unserm Blicke weiter über dünn verschneites Ackerland der fernen im matten Winternachmittagschein sanft leuchtenden Höhe zu. Wo unser Auge ausruht, da findet es alles deutlich und klar, zart und scharf-kräftig zugleich und rein im Ton. Das ist weder Impressionismus noch Expressionismus, es ist Kunst jener Art, die auf nichts weiter ausgeht, als: der unfaßlichen Schönheit des Seins mit gespanntestem Auge in Ehrfurcht nachzufühlen. Gewiß, das Bild ist von einem überaus vornehmen Ton. Aber das war dem Maler nicht alles. Er sah ebenso die ruhige Kraft der Linien, die feine Bewegung des Geländes. Wenn es die Sache wollte, schreckte er auch nicht vor leisen Stilisierungen zurück, man beachte beispielsweise die feine weiße Linie am Kontur des schneefelddurchsetzten Waldberges links.

Kunst andrer und doch innerlich verwandter Art ist die des Straßburgers Paul Leschhorn, die unsre Gravüre zeigt. Nebel im winterlichen Bergwald — armer Städter, der das nicht kennt! Wie die Dünste wallen, wandelt sich in ihnen fortwährend jede Baumgestalt, tritt hervor, zieht sich zurück, gewinnt Beziehung zu dir und bleibt doch der geheimnisbergende Gesell der grauen Schweigerschar, die ringsum wartet und miteinander lauscht. Die Vorlage ist ein farbiger Handdruck nach einem Schnitt in Holz oder Linoleum. Wir bitten, das Blatt in Erinnerung zu behalten, denn wir werden bald von Leschhorn weiter sprechen, da er an Intimität des Naturgefühls wie an Feinheit der Farbe und an künstlerischem Geschmack überhaupt von keinem einzigen andern der Holzschnittkünstler übertroffen wird, — während er doch jetzt noch so gut wie unbekannt ist. Seine Kunst gehört zu unsern besten Hoffnungen.

Von Walter Klemm sprechen schon mehrere. Nun sind wir bei Menschen, und bei sehr vergnügten sogar. Wie passen diese Läufer, die nach Aussehen wie Grazie so viel vergnügter sind als elegant, zu dieser Landschaft ums Dorf und zu der fröhlich impressionistischen Art, mit der alles gesehen ist! Einzelreize da oder dort, an denen Baars Bild reich ist und die auch bei Leschhorn trotz aller zusammenfassenden Kunst nicht fehlen, sind hier kaum erstrebt, nur eine fröhliche Gesamtimpression soll gegeben werden vom winterlichen Lande und der Bauernjungenlust darin. Das aber ist mit liebenswürdiger Frische erreicht.

Ebenso wie die „Impression“ der erleuchteten Großstadtstraße. Nur daß hier das Stimmungsmäßige ganz zurück-, der Augeneindruck als

Digitized by Google

solcher ganz vortritt. Deshalb ist es hier auch besonders wichtig, zum richtigen Sehn des Bildes zu kommen; dadurch, daß man's vor die Augen hält, „hat" man's noch nicht. Also muß man sein eines Auge genau in die Höhe der Spaziergängerköpfe bringen, das andre geschlossen halten (denn das Bild ist ja nicht stereoskopisch), den rechten Abstand suchen. „Hat" man's dann immer noch nicht, so muß man's durch die hohle Hand isolieren. Dann folgen wir den hellen Scheinen der Schaufenster hinter den Fußgängerschwärmen willig die Straße hinunter, die Glühlampen zünden sich droben an, die Fenster flimmern auf, und es glitzert auf der Straße, daß man an seine Gummischuhe denkt. Aber alles bleibt ein Momentbild, es bewegt sich nicht. Auf die Illusion der Bewegung kam es Klemm, sehr im Gegensatz zu dem vorigen Blatt, hier augenscheinlich gar nicht an.

Von Hans Thomas immerwährendem Kalender redet ein kleiner Aufsatz im Text. Die Bilder tun das für sich selber, und wir können ihrem Geplauder nur zufügen: laßt es von so lustiger Gesellschaft „in eurem Saale widerhallen". Die einzelnen kennt ihr ja alle, wie ihr Thoma kennt: das wohlgenährte, großkopfete und auch im Himmel nicht ganz wohlerzogene Engelgeflügel, die nackten Jünglinge, die reifigen Mannen usw. Auch die unglaubliche Schnörkelkunst, die ernstlich darauf achtet, daß ja alles in einem Federzuge zu machen sei, ist uns nicht Neues. Aber wie das alles voll Urbehagen zusammenwirkt, das macht Thomas „Immerwährenden" zu einer ganz einzig persönlichen Gabe.

Der Wandkalender für 1912, von Rudolf Sieck, liegt auch diesem Hefte bei; daß wir uns auf ihn was einbilden, beweist die Notiz „Unter uns". A

Die Ballade, welche die Notenbeilage dieses Heftes bildet, gehört zu den glücklichsten Griffen Paul Umlaufts in die so selten gehobenen Schätze von Konrad Ferdinand Meyer; wir haben von dieser, dem Komponisten eigentümlichen, gehaltvollen Kunst bereits mehrfach Proben gegeben und begnügen uns deshalb heute damit, durch ein paar kurze Worte nachdrücklich an sie zu erinnern. Wie alle echte Kunst, soweit sie mit einfachen Mitteln arbeitet, enthält sie mehr innere Schwierigkeiten, als der erste Blick vermuten läßt. Schon das Gedicht sagt mit wenig Zeilen viel, und die wenigen poetischen Motive sind eng verbunden mit bestimmten musikalischen; die Grundstimmung — Mondnacht und Flut — schlägt das fis-moll-Tremolo an; im dritten Takt schon heben sich jene Diskantläufe heraus, die mit dem irren Wesen der Fei verbunden sind und ihr erregtes Bemühen in Takt 14 bis 17 mit crescendo begleiten. Von Takt 18 bis zu den Worten „. . Zeichen vor" stellen sich zunächst schwere Akkorde in nachhastenden Synkopen ein, es müht den Fergen, das gehemmte Boot vorwärts zu bringen; dann in beruhigtem Taktschlag und kirchlich anklingendem Ton das Bekenntnis, dem unmittelbar wieder das unruhige Treiben der Fei folgt, erwartungvoll gesteigert bis zu den Worten „Herr Christ . . ." Das ritterliche Bekenntnis mit der starken Baßfigur gemahnt von fern an Schuberts selbstgewisses „mein halbes Leben stürmt ich fort". In dem einen Takt dann, der das entscheidende Wort „Kreuz" enthält, ist das crescendo besonders wichtig. Jetzt hat die Fei gewonnen: zwölf Takte währt die Spannung, ob es dabei bleibt. Dann setzt mit den Triolen der rechten

Digitized by Google

Hand das erlösende Geständnis ein, zuerst voll Schrei, dann abmattend; die ritterliche Baßformel fehlt, die Demütigung ist vollendet. Der Bann löst sich in absteigenden Akkorden, das Motiv der Fei kehrt nicht wieder. Eine Andeutung an die schwere Fahrt (Takt 18ff.) bei den Worten „das Ruder schlägt" scheint nur da zu sein, um die Befreiung sinnfälliger zu gestalten; sie tritt dann in fis-dur-Harmonien ein, welche infolge der Textwiederholung sich sehr breit ausdehnen; ein ganz ruhiger Vortrag, der alles Schwelgen meidet, wird aber auch hier die Gefahr zu dünner Wirkung meiden. Es versteht sich, daß das Tempo ganz außerordentlich rasch genommen werden muß; dabei sind die Übergänge oft kurz, wie vor dem Wort „gell", so daß nur äußerste Aufmerksamkeit von Sänger und Begleiter alle Einzelheiten klar herausbringen kann. Dann aber darf man sich von der Wucht und Geschlossenheit des Ganzen tiefe Wirkung versprechen.

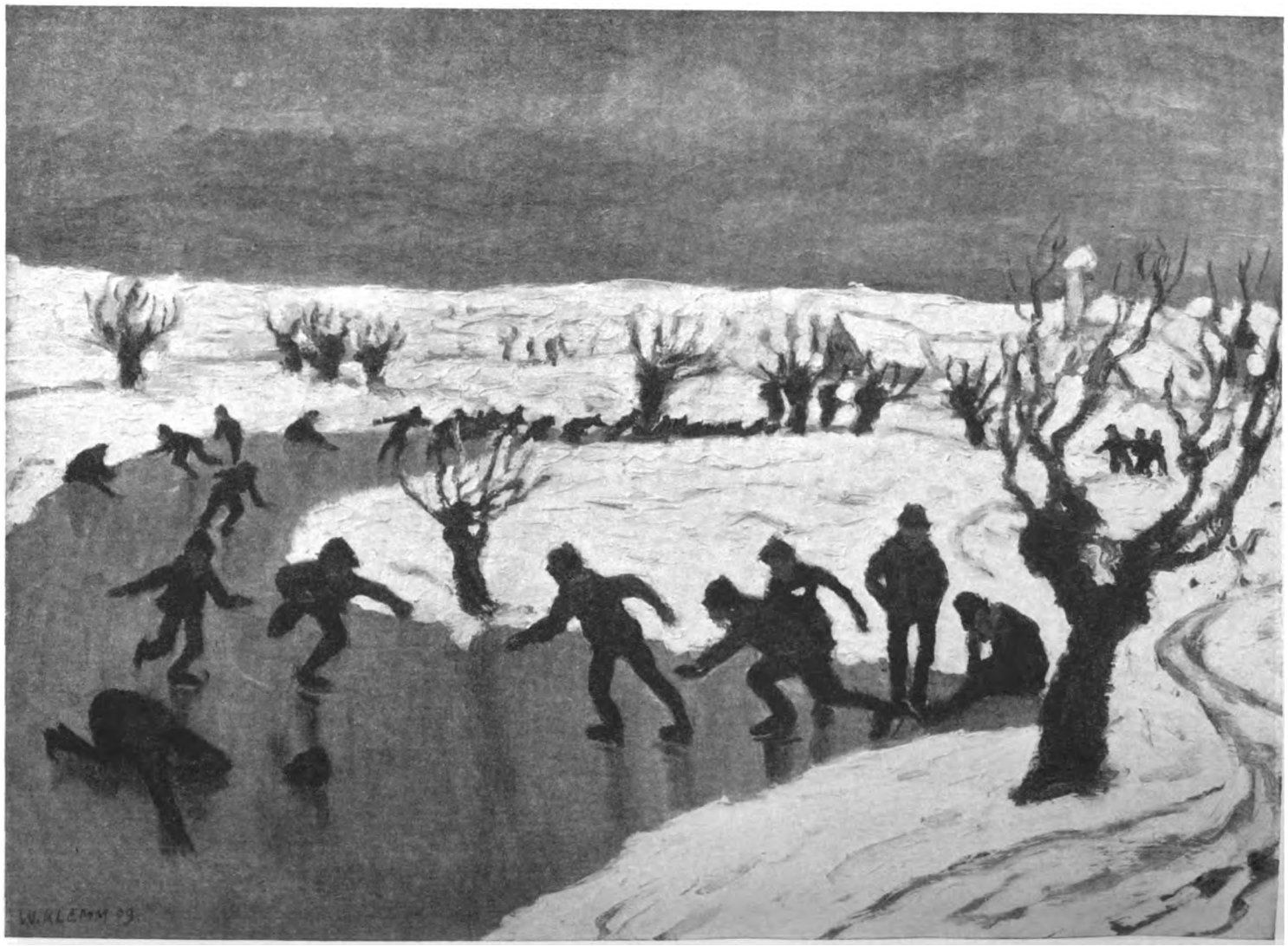
Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

WALTER KLEMM

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

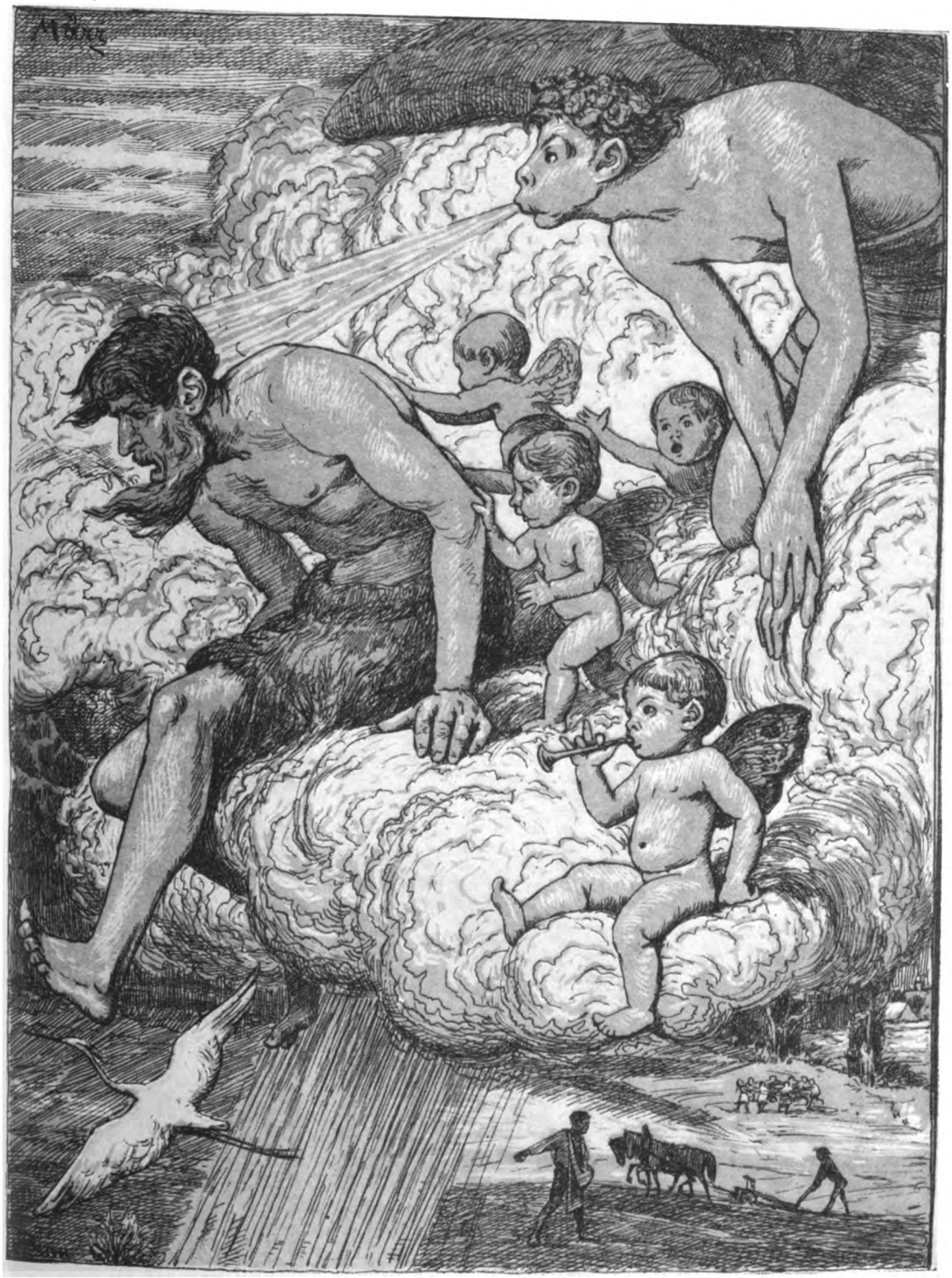
WALTER KLEMM

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA



AUS DEM KUNSTWART

HANS THOMA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

AUS DEM KUNSTWART

HANS THOMA

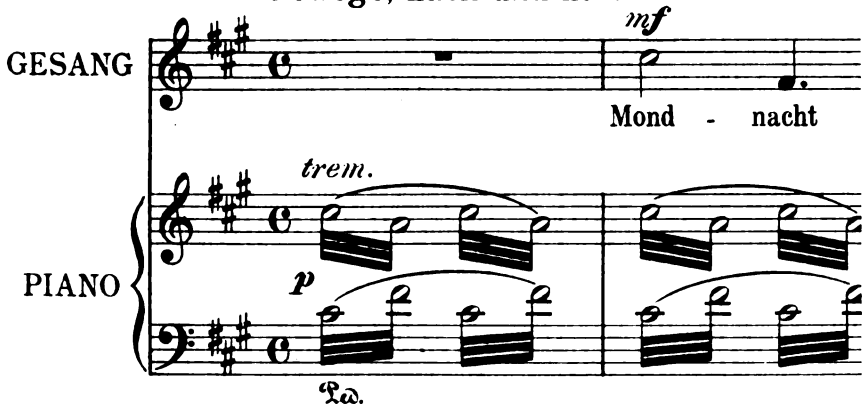
Digitized by Google

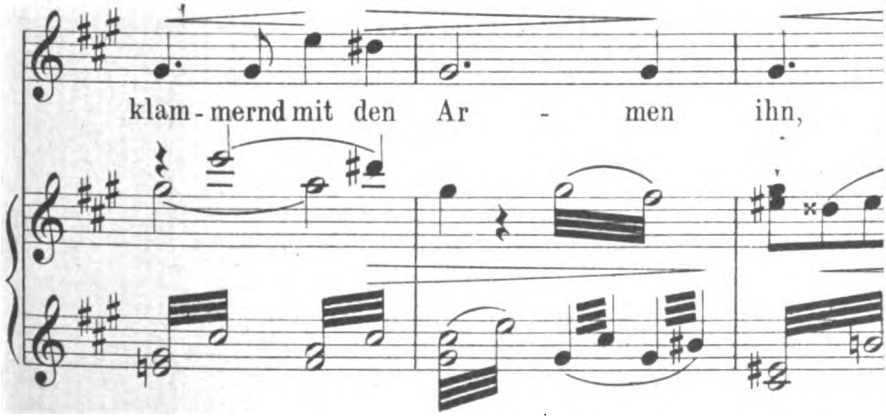
UNIV. OF
CALIFORNIA

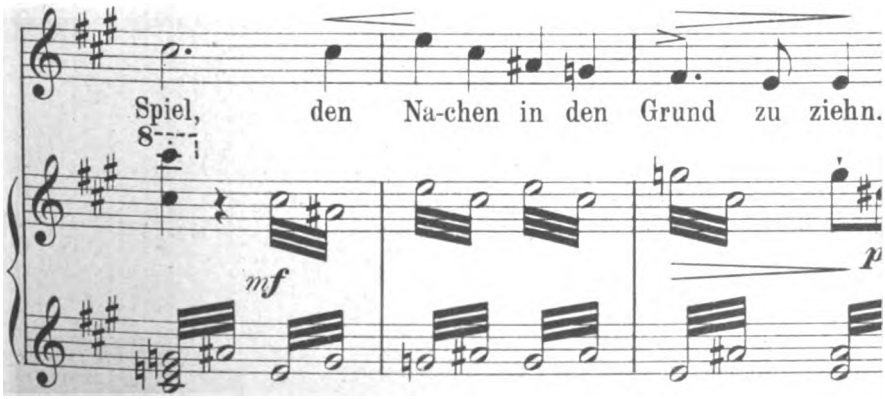
Digitized by Google

Frau A

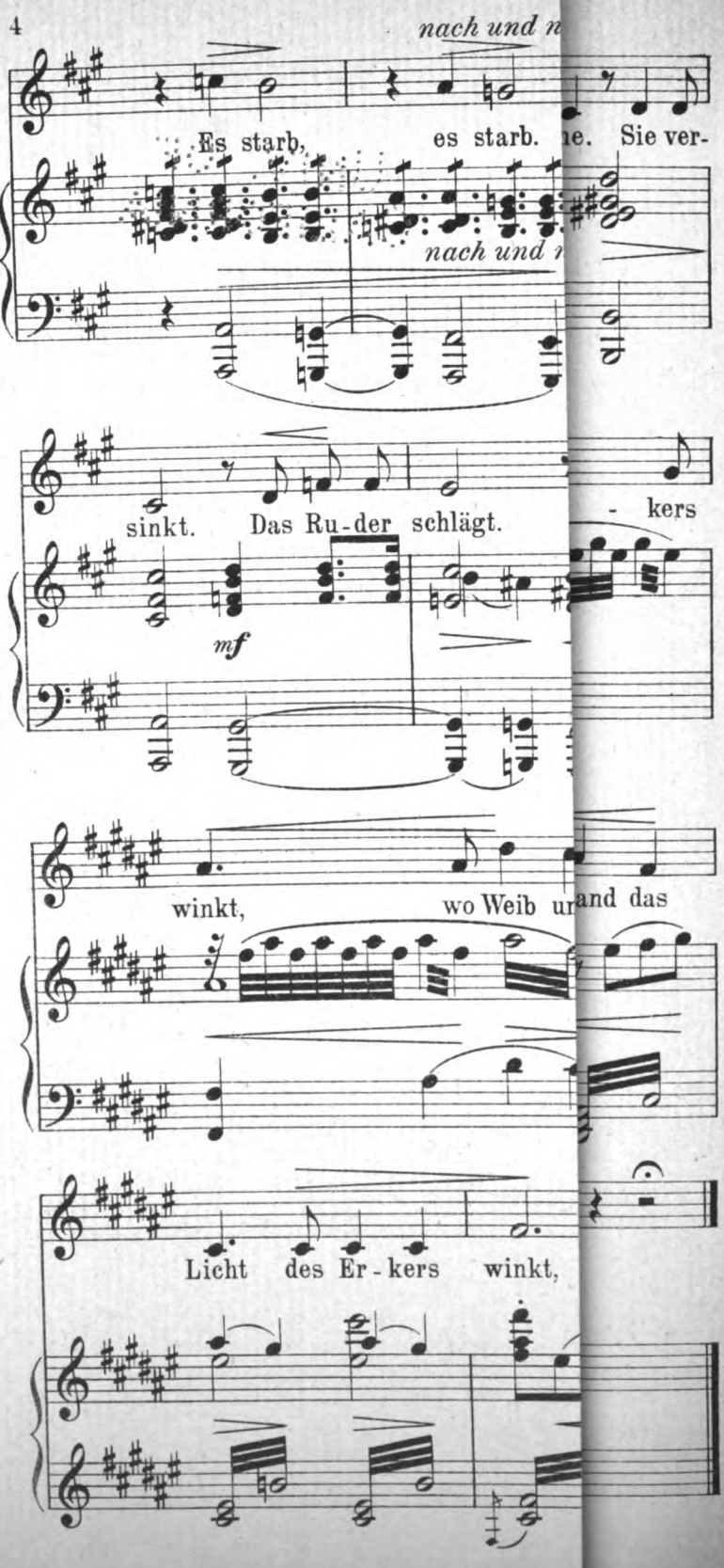
Bewegt, nach und nach immer leidens







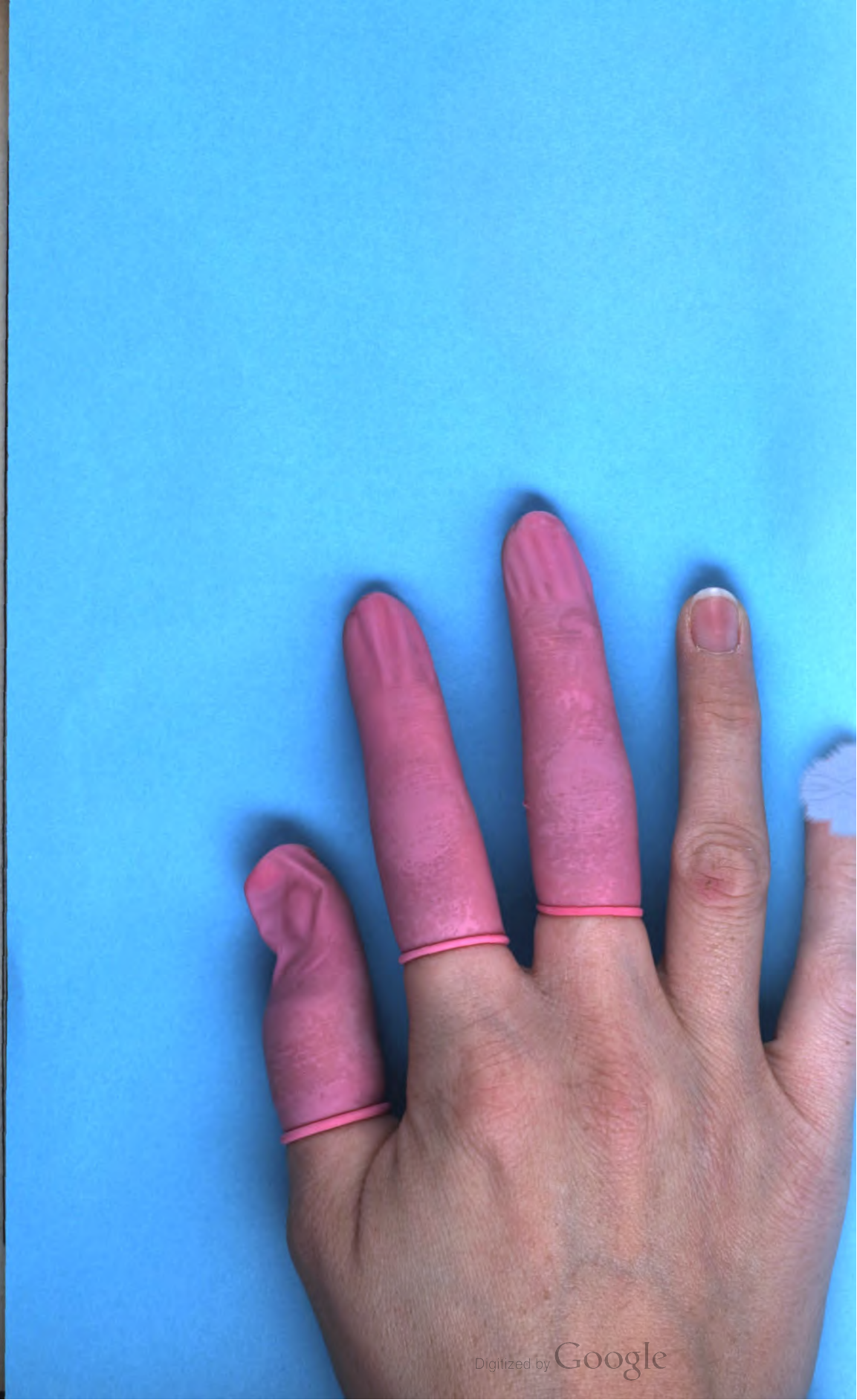
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Zweites Januarheft 1912 Heft 8

Friedrich

Zum 24. Januar 1912

Als ich Knabe war, bekam man in Berlin dann und wann noch Silbergroschen mit dem alten Fritz. Wenngleich sie nicht mehr aus der Ephraimitenzeit stammten, der Geschäftsmann sah sie doch mißgünstig an, denn Friedrichs Haupt leuchtete darauf in einem indianischen Rot kupferischer Herkunft. Uns Jungen aber verlockte keine Wurstschrippe und kein Pfannkuchen, Fritzengroschen wieder wegzugeben. Nicht etwa, weil wir „Münzen" sammelten; was noch mit Geldwert umlief, war für unsern Sammlungsbegriff keine „Münze", und gerade deshalb, weil diese Stücke noch umliefen, wennschon als „falsches" Geld, gerade deshalb waren sie uns so viel. Wir fühlten, als wäre ein leises persönliches Zunicken dabei von dem, der sie fortgeschickt hatte bis in unsre Hand. Und ein noch so leiser, aber ein Grußhauch vom alten Fritzen — uns stieg das Blut in die Backen, stellten wir uns das nur vor. Wohl: wenn wir Jungen noch in den sechziger Jahren so fühlten, wie mocht es zu Friedrichs Lebzeiten gewesen sein! Immermann erzählt davon, daß er als Kind zwischen dem Könige und dem lieben Gott eigentlich keinen Unterschied machen konnte. Selbst in bayrischen katholischen Bauernhäusern fand man bekanntlich Friedrich gelegentlich zwischen Heiligen. Alles sah zu ihm, alles sprach von ihm, bis nach Asien und Afrika hinein. Dieser „Markgraf von Brandenburg" hat ohnegleichen auf Fühlen und Phantasie gewirkt. Im Leben selber, außerhalb der Kunst, war er gewiß das größte ästhetische Ereignis, war er so sicher die größte geschichtliche Naturschönheit seiner Zeit, daß wir Heutigen nachsinnen müssen, was denn in weitem Abstande als zweite hinter dieser kam.

Aber wenn der ästhetische Eindruck „Friedrich" immer mächtig war, so war er doch sehr verschieden für den Einzelnen.

Den Jungen und dem Volke von Knabenart war dieser König in seiner Jugend schlechthin der Held, nicht in irgendwie vertieftem, vergeistigtem, verwickeltem Wortsinn, sondern der Naturbursch-, wenn's besser klingt, der Siegfried-Held, dem Schild, Schwert und Auge blitzt. Der „alte" Fritz dagegen war ihnen das Muster des besorgten Staathausvaters, auch der Gucker in alle Töpfe, der gutmütige Polterer auf dem mit den eignen Jugendarmen so hoch gezimmerten Thron. Man dichtete ihn sich eben nach eignen Bedürfnissen und nach eignem Gesichtskreise zurecht.* Die Reifen und Gebildeten taten's ja auch nicht anders. Den meisten Offizieren war er der große Kriegsmann, den meisten Beamten der gescheite aber harte Tyrann, den Schöngeistern

* Wie fest diese Mythen sitzen, davon zeugt am besten die von der Mühle von Sanssouci. „Es gibt noch Richter in Berlin!" Der Müller hatte zu solchem Ausruf wahrlich keinen Grund, denn Friedrich hatte ihm sogar die Pacht erlassen, damit er die Mühle dort ließe, wohl, weil sie ihm im Landschaftsbilde gefiel.

Digitized by Google

der französelnde Atheist, den deutschen Poeten freilich, trotz allem, der liebwerte Erneuerer deutscher Kraft — nur sehr wenig Erleuchtete mögen diese Persönlichkeit zu Lebzeiten in ihrer Tiefe erfaßt haben. Erst das neunzehnte Jahrhundert fand ausreichend sichern Stoff und fand, was noch wichtiger, den nötigen Abstand dafür. Dann sah man einen andern als den Friedrich der Vielen, aber keinen kleinern. Das Mißtrauen gegen das Beiwort „groß" ist überall am Platz, wo die Geburt einem Menschen Machtmittel zur Verfügung stellt, die seinen Gedanken die Kraft zu Taten geben, und doch in gewissem Sinne „Zufall" sind, nicht Erzeugnisse seiner Persönlichkeit selber. Es mag also gewiß sehr unwahrscheinlich sein, daß Friedrich groß war, aber er war trotzdem groß. Möge der Gedenktag den Betrachtern dieses Mannes, die ihn noch immer nur von rechts oder von links her zeichnen, endlich die Enge nehmen!

Freilich, wie unmittelbar evident der Eindruck von Friedrichs Größe sei, es ist nie gelungen, mit begrifflichen Worten zu umschreiben, worin sie letzten Endes auch für uns Köpfe von heute besteht. Es wird wohl auch nie gelingen. Seine Klugheit, sein Tatsachensinn, sein Pflichtgefühl, seine Entschlossenheit und Zähigkeit, sein Mut, alles Eigenschaften, die bei ihm dann und wann überwältigend vortraten, konnten dann und wann, so scheint es uns, doch auch versagen. Sein Verhalten zu Kunst und Wissenschaft war in seiner Stärke und in seiner Ausdauer ebenfalls kaum zu übertreffen, aber oft und schwer irrte es auch. Weiter: die „Kehrseite der Medaille", die „Fehler seiner Tugenden" waren bei ihm nichts weniger als schwach. Aber dann: wie baute sich aus dem Widerstrebenden in diesem Manne ein durchaus organisches Ganzes von einer Aktivität, die, wie der Herzschlag, nie auszusetzen scheint! Und wie entwickelte sich das alles mit- und aneinander! In den Zeiten der größten Widerstände ist es, als steigerte sich diese Persönlichkeit über Nacht. Und dieses unmittelbare Darleben ihrer Genialität ist nicht zu beschreiben, ist wie alles ganz Ursprüngliche nur anzuschauen.

Zwei Welten gehört Friedrich schon durch Erbschaft von Vater und Mutter her, zwei Welten gehört er durch seine Erziehung an, und wenn er für seine persönliche Arbeit die Synthese erzwang, für seine deutsche Wirklichkeit ahnte er sie nur für die Zukunft.

Für das, was er in seiner Kronprinzenzeit war, ist vielleicht nichts bezeichnender, als der wenig bekannte Bericht des sächsischen Gesandten über eine Trunkenheitszene, den wir in den Losen Blättern mit abdrucken. Bald scheint der junge Friedrich ein ästhetelnder Sprudelkopf, respektlos bis zu einiger Frechdachsigkeit, witzelnd à la mode oder auch à la Schusterjunge, an allem mehr interessiert, als an seinem Daheim, zwischen diesen altpreußischen Scheuklappenmenschen „Modernist" und französischer Internationaler, dann wieder: voller Liebe trotz alledem zu seinem Vater und voll aufrichtigster Verzweiflung über seine Lage. Aber schon nach dem Fluchtversuch zeigt sich ganz klar, wes Geistes Kind er tiefinnen ist. Wär er nur gewesen, der er bislang schien, so hätt es drei Möglichkeiten für den Gefangenen gegeben: entweder er zerstieß sich im Trotze den Kopf, oder er duckte sich zum Schein, oder er ward in seinem Ich gebrochen. Dieser Friedrich da-

Digitized by Google

gegen kam schon als Jüngling dazu, nicht nur die Macht, auch das innere Recht nun ganz klar bei denen zu erkennen, die sein eigenes inneres Recht nicht sahen, ohne doch nun in den andern Fehler zu fallen, gegen ihre Mängel blind zu werden. Er ward nicht „geworfen", er hielt sich, aber er erkannte mit einer Fähigkeit zu erfahren, die weit über der seines Alters war. Er blieb bei seinen Neigungen, aber er ordnete sich in das ein, was er nun begriff, und ehrte bald bis zur Bewunderung diese schlichten und plumpen Beschränkten, die nicht viel weitere Vorzüge hatten, als den so gar nicht glänzenden: ehrlich zu arbeiten.

Aus den zwei Welten der Jugend werden zwei verschiedene Leben, die Friedrich fortan miteinander lebt.

Das eine ist das des „Schöngeists", das Wort im Sinne vor seiner Entwertung, besser gesagt: des Fein- und Scharfgeistes. Oder: des Reggeistes. Des Mannes mit dem Gehirn, das nicht rasten kann, des Verstandes mit den ununterbrochen nach Widerständen suchenden turnlustigen Gedanken und des Geschmacks von begehrlichster Tastzunge. Denkt man dran, daß Friedrich von einem Voltaire nicht los kann, so weiß man schon aus diesem einzigen Belege, an welchem Lebensbedürfnis nach dem Feingeistigen er — man kann es sagen: litt, denn welche Unlust nahm er immer wieder für die Stillung dieses Hungers in Kauf! Von diesem, nennen wir's einmal kurz „ästhetischen" Leben Friedrichs reden wir noch. Das andre handelte in Friedrich der deutsche Tatenmensch. Trotz der „Erweckung" in jener Zeit nach dem Fluchtversuch war auch nach der Thronbesteigung dieses Leben keineswegs von dem andern losgelöst. Die ästhetische Gloireidee war ganz sicher einer der Friedensbrecher beim ersten schlesischen Krieg. Friedrich hat sie später damit entschuldigt, daß die Menschen nun einmal nichts großes ohne solch selbstischen Stachel täten. Trotzdem war sie als gar nicht verschleierter persönlicher Drang des königlichen Ichs doch weit genug von den spätern Gedanken des Mannes entfernt, der das Staatsinteresse als das allein Wichtige für seinen ersten Diener bezeichnete, den Staat als seine „nächste Verwandte", hinter der alle aus der Dynastie noch lange nicht kämen. Der erste schlesische Krieg war ein leichtfertiges Spiel um das Staatsglück, der alternde Friedrich selbst hat das ziemlich deutlich bekannt. Bald aber weben auch die dauerhaft großen Gedanken jener Geisteskulturwelt samt ihrem Antimachiavell über die Friderizianische Praxis nur mehr wie Fata-Morgana-Bilder in der Ferne. Zu allen solchen Kulturtaten ist vorläufig keine Zeit. „Später!" Zunächst wächst übers Männliche ins Große der Friedrich, der sich aus ganz anderm nährt, als in irgendwelchem seiner Lieblingsbücher stand: der Preuße Friedrich. Der nahm, was er brauchte, allein aus den Tatsachen. Bald steht der rücksichtslose Realist da, der an kein Verwirklichen mehr glaubt, es sei denn vermittels der bestehenden Wirklichkeiten. Was ihm nützen kann, das nimmt er, den Adel also, der das am meisten kann, vor allem, aber auch die „Gazetten", von denen er so wenig hält, ja die Juden, die ihm zuwider sind, und von den fremden Mächten die eine oder die andre, und von den Gelegenheiten jede. Die Überzeugung aber, daß er das darf, nimmt sich der immer mit Moralisieren Beschäf-

Digitized by Google

tigte aus der Gewißheit, daß er's wahrhaftig nicht für sich selber tut, daß er selbst ja nicht nur keine Kugel in der Schlacht, sondern auch Jahr auf Jahr eine Daseinsweise nicht scheut, die kein Mensch schwerer empfinden kann als er, den sie geistig von seinen Liebhabereien abhält und körperlich in seinen Mannesjahren schon zum Greise macht. Er entwickelt sich mit einer, es scheint uns: einzigen Fähigkeit, aus dem Erlebten Schlüsse zu ziehen. Als er sich allen zum Trotz gehalten hat, steht Preußen als eine Großmacht da, die erste evangelische auf dem Kontinent, die erste deutsche. Nun trumpft Friedrich mit dem Bau des „Neuen Palais" in die Welt: ich habe immer noch Geld genug, und auf dem großen Perseusrelief springt Pegasus aus dem Rumpfe der Gorgo: nun soll in Preußen die Kultur erblühn. Aber der ihn zum Einzugstage daheim nach solchen Siegen beglückwünscht, dem schreibt er für seine zwei Augen: der schönste Tag des Lebens ist der, da man's verläßt. Er glaubt nicht mehr dran, selber noch den Pegasus im Lande zu sehn. Das Reich feingeistiger Kultur konnte sein Preußen auch noch nicht sein, weil selbst das größte Staatslenkergenie nicht die geschichtlichen Bedingungen wegschaffen kann, und seine tüchtigen Bauern und Junker waren nun einmal Leute, zwischen denen *seine* Grazien „froren". Der alte Fritz erwies sich schließlich auch durch das Beschränken als einen Meister. Ohne Gewißheit des Erfolges begann er keinen Krieg mehr, wie seine Pläne auch weiter griffen. Kein Stürmen mehr, aber ein Befestigen und Begründen ohnegleichen war seine Arbeit bis zum Tod.

Und hier tritt die Tragik dieses großen Einsamen aus den Vorhängen.

Auch in seiner Kunstfreundschaft war Friedrich keineswegs „Franzose" schlechthin, man denke nur an die Folgen der niederländischen Reise und an die Entwicklung seines Geschmacks in musikalischen Dingen. Seine Flöte war ihm zumeist Weckerin der schlafenden, Ordnerin der wachen, Sänftigerin der streitenden Gedanken: im „Hausgebrauch" jedenfalls gab sie ihm mehr Entlastung als Niederschlag der Ideen und sollte ja auch gar nichts andres tun. So wird man denjenigen kaum beistimmen können, die meinen, daß Friedrich, weder im Deutschen noch im Französischen fest, sie als eine Sprache für sein Letztes brauchte. Immerhin, in mancher seiner Kompositionen *ist* Ausdruckskunst. Und in seinen Schriften nicht minder, soweit sie mehr als Nachhall sind, und Potsdam, vor allem Sanssouci ist in Stein, Bildern und Pflanzen *er*. Das ganze mächtige Stück friderizianischen Preußens, das er neuschuf, ist im weiteren Sinne Ausdruckskunst Friedrichs. Warum ist er nie zum Mäzen der deutschen Kunst geworden?

Für mich gibt es keinen stärkeren Beweis dafür, wie furchtbar er in den frühen Entwicklungsjahren gelitten haben muß, als die ungeheure Stärke einer Einwirkung aus jener Zeit. Die Gestalt, in der die neue Kultur damals als Trösterin zu ihm trat, ist ihm bekanntlich sein Leben lang als ihre einzige Königinnengestalt erschienen. Die mußten doch wohl irren, die glaubten, das könnten Kunst und Literatur durch „der Regeln Zwang" allein bewirken, und durch Zierlichkeit, Geistreichigkeit, Geschmack. Gewiß hatte Friedrich für

Digitized by Google

die Reize feiner geistiger Bewegung als solcher das sensitivste Erfassen, und all das vermißte er bei jenen guten Deutschen vor Sonnenaufgang, über die Mutter und Schwester lachten. Aber mit den romanischen Formen hatte er auch große Gedanken kennen gelernt, neue Gedanken und freie, die ihm in dieser Enge doppelt befreiend erscheinen mußten. Da jedoch schmiedete sich die Assoziation zwischen dem Inhalt und dieser Art des Gebens in seinem Geiste verhängnisvoll fest: was nicht so gegeben war, schien ihm überhaupt ohne Wert, weil er nun auch auf den Wert der Gedanken selber aus der Anmut ihrer Erscheinung schloß. Was er bei seinen Offizieren und Beamten niemals tat, tat er bei jedem Kunst- oder Literaturerzeugnisse frischweg: er bewertete den Gehalt nach der „Politur". Daß die deutsche Kultur ihr Bestes gar nicht hätte geben können in fremder Form, daß auch Form den höchsten Wert nur vermittelt, wenn sie Gestaltung eines Gehalts aus sich selber heraus ist, und daß deshalb eine jüngere Kultur in ihrem Wesentlichen formal roh beginnen muß, so daß die formale Unbeholfenheit bei solchem Volk die Echtheit des Gehaltes sogar wahrscheinlicher macht als formale Glätte, das verschloß sich ihm. Vielleicht tun wir ihm nicht einmal unrecht, wenn wir meinen: hielt sich den ersten Blicken die Grazie verborgen, so bemühte er sich um ein Kennenlernen überhaupt nicht mehr.

Wer von uns kann ohne Ergriffenheit die berühmten Worte lesen, mit denen Friedrich von seinem Hoffen auch für unser Schrifttum spricht! „Lassen Sie uns Mediceer haben, und wir werden Genies erblühen sehen. Auguste werden Virgile erzeugen. Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; unsre Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und vielleicht kommt die Zeit, wo unsere verfeinerte und ausgebildete Sprache um unserer guten Schriftsteller willen von einem Ende Europas bis zum andern dringt. Diese schönen Tage unsrer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige sie an. Ich werde sie nicht schauen, das zu hoffen verbietet mir mein Alter. Ich bin wie Moses: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten." Nicht nur über unsre Literatur dachte er so, über unsre Geisteskultur überhaupt. Und längst sann Kant, längst schuf Bach, längst dichtete und dachte Lessing, längst Herder, schon war sogar Fausts erster Teil geschrieben.

Wenn sich aber ein schwächliches Mitleid um dieses Großen Tragik regen sollte, so dürfen wir's nicht nur deshalb abweisen, weil Seelen wie diese ihr Befriedigen wahrhaftig in Stolzerem finden, als im sogenannten Glücke der Vielen. Nein: „Rühmend darf's der Deutsche sagen, Höher darf das Herz ihm schlagen: Selbst erschuf er sich den Wert." Es ist kein Sauerfinden hochhängender Trauben, es ist auch kein Beschönigen sonst, es ist Ausdruck klarer Erkenntnis des Sachverhalts, wenn Schillers Gedicht die Gleichgültigkeit des „größten deutschen Sohnes" gegen die deutsche Muse nicht beklagt. Zwar spräche zu schnell ab, wer sagen wollte: „Friedrich hätte ja auch dann kein Talent zu ihrem Mäzen gehabt, wenn er Augen für sie gehabt hätte." Für das, was ihm imponierte, hatte dieser Mann Duldsamkeit, er hat seine französischen Leibliteraten nicht zu Hofpoeten degra-

Digitized by Google

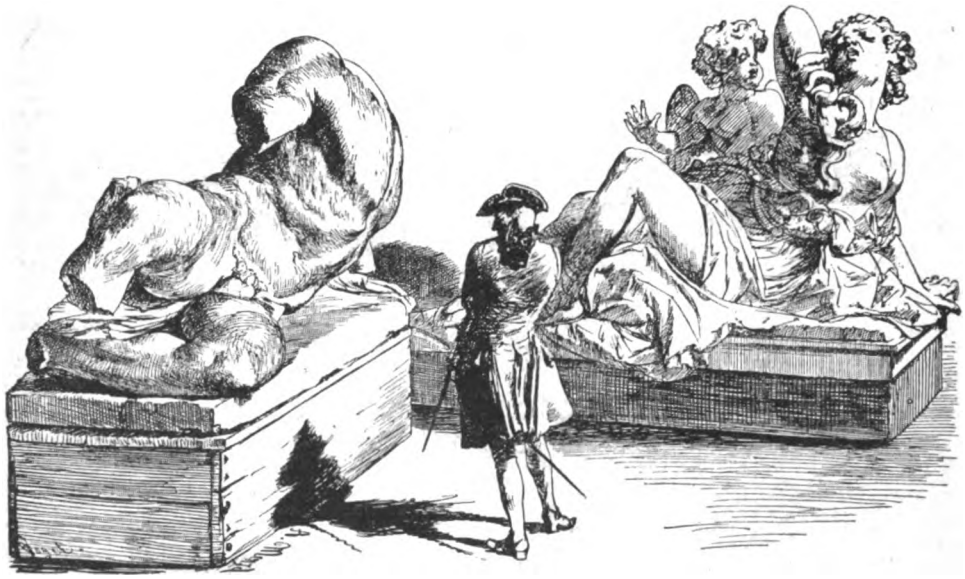
diert, er hat nur in die Künste hineingeredet, die seinen Bedürfnissen dienen wollten, die architektonischen und dekorativen. So ist durchaus nicht undenkbar, daß er mit deutsch gebildetem Geschmack den freien deutschen Geistesarbeitern nützlich gewesen wäre. Er hätte ihnen in Preußen von Anfang an eine andre soziale Geltung verschaffen können, hätte dadurch seinerseits sie selbst gesellschaftlich gehoben und in Wechselwirkung damit vielleicht den preußischen Adel derartigen Kulturwerten zugänglicher gemacht. Aber das hätte schwerlich viel bedeutet im Vergleich zu der inneren Kräftigung aus sich selber heraus, welche die deutsche Kultur gerade durch die Härte ihres Kampfes ums Dasein errang. Im Äußerlichen zur Bescheidung gezwungen, war sie im Innerlichen vollkommen frei als unbehinderter Ausdruck der aufstrebenden Kulturschichten. Wenn man die klassische Literatur eines Volkes als das betrachtet, was sie trotz allen unberechtigten oder berechtigten Widerständen doch auf lange Zeit bleibt: als die wichtigste Grundlage der nationalen Bildung — wieviel bedeutet diese ganz ungehemmte innere Freiheit dann! Irgendeinen Einfluß muß ja durch Begünstigen oder Zurückstellen jeder persönliche Mäzen ausüben, auch der duldsamste und bescheidenste. Und auch hierüber sah der gealterte Friedrich zum Bewundern klar. „Welchen größern Dienst hätte ich der deutschen Literatur denn leisten können, als daß ich mich nicht um sie kümmerte?“, sagte er zu Mirabeau. Wie sehr wir den Förderern einzelner danken müssen, das Ganze braucht nicht einen allerhöchsten Mäzen, sondern es braucht Einrichtungen, die das Durchdringen der starken Begabungen und der starken Leistungen ermöglichen.

Friedrich hat auch der deutschen Geisteskultur das Größte geschenkt, was einer Zeit irgendwer schenken kann: die Gegenwart herrlich gesteigerten nationalen Lebens. Aber derselbe Mensch, der das Ringen im Schrifttum seines Vaterlandes kaum sah, ist zudem noch der Prophet seiner Zukunft und in manchem ganz ohne Zweifel auch der Helfer seiner Kämpfe gewesen. Er, der Absolutist, hat den großen Ideen der französischen Aufklärung den Boden pflügen helfen, Ideen, die wir so sicherlich auch brauchten, wie es außer den nationalen noch internationale Geisteswerte gibt. Es bedarf keiner Künstelei, um Friedrich in manchem geradezu als eine Ergänzung unsres Klassikergeistes zu empfinden. Und wenn wir so stolz auf Wagners Wort sind: „deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun“, so wollen wir nicht vergessen, daß schon Friedrich ein ganz ähnliches gesprochen hat. Der Pflichternst Friedrichs, der ihn bis zum letzten Atemzug in seinen Diensten hielt, ist ein so erhabenes Vorbild auch für alle bewußte Kulturarbeit als solche, daß dieses Ich über die Jahrhunderte hinaus leben wird, auch wenn ihre Meinungen und Einrichtungen den seinigen gerade entgegengesetzt sein sollten. Oder es müßte wirklich dahin kommen, daß die Augen der Menschen blöd genug würden, um nur noch bei Gesinnungsgenossen das Große sehn, ehren und lieben zu können. Vor welcher Versklavung des Geistes uns Gott wie vor der Pest bewahre! A

Digitized by Google

„Der preußische Adler schwebt flügelschlagend über dem Reichsapfel, in welchen sich von allen Seiten her räuberische Krallen einschlagen."
(Zur „Geschichte des Siebenjährigen Krieges")

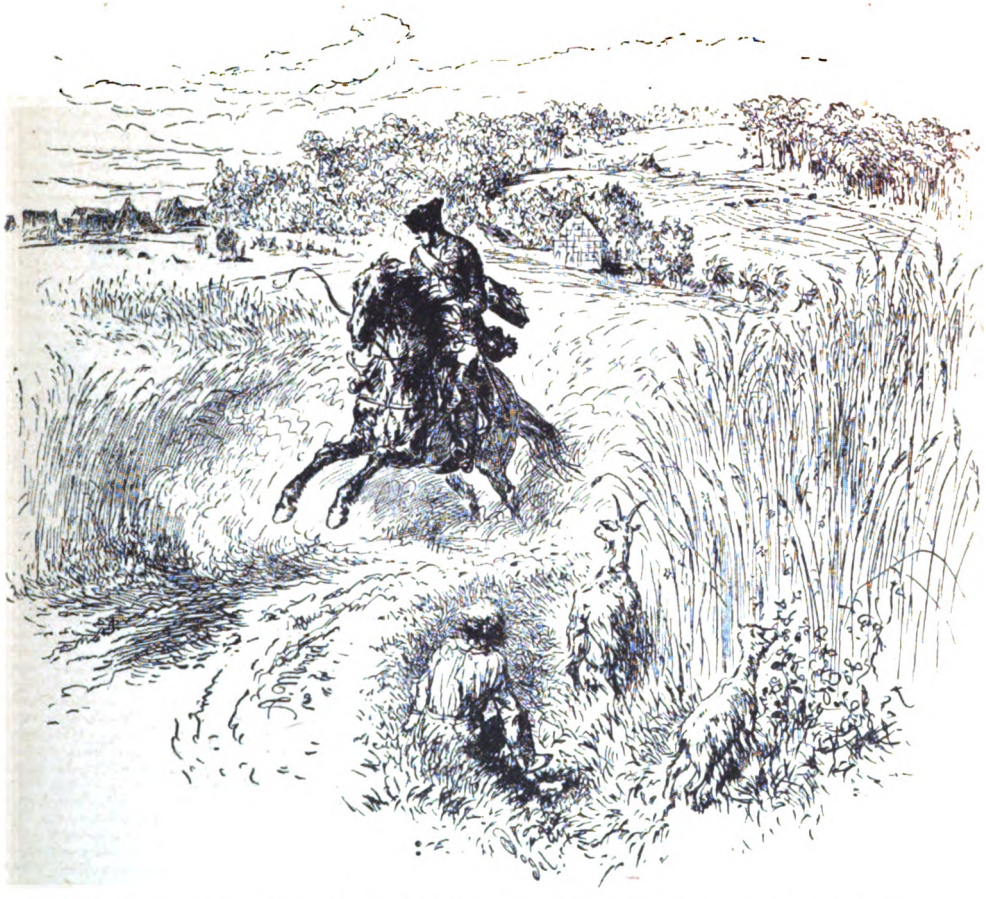
Digitized by Google



„Ein Elegant aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts steht betrachtend zwischen dem Torso des Ilissus aus den Giebelgruppen des Parthenon und der Kleopatra von Potsdam, dem echt zopfigen Werk der französischen Bildhauerkunst der Epoche Friedrichs II. Die Zeichnung hat einen ironischen Zug gegen des Königs ästhetische Urteile. Friedrich hatte geschrieben: ›Ach!, wie kann man in diesen Tagen, wo unser glückliches Geschick uns einen lebhafteren, glänzenderen Apollo gab, um Homer völlig auszulöschen, — wie kann man, im Besitz eines Voltaire, ihn geringschätzend, einen Augenblick diesen sich immer wiederholenden alten Schwätzer bedauern, den fast kein Sterblicher ohne Gähnen zu lesen vermag.‹“

(Zu einer „Epistel an de la Motte Fouqué“ von 1750)

Digitized by Google



„Ohne sich auf eine bestimmte Stelle des Textes zu beziehen, deutet diese Zeichnung auf den Zustand des zu neuer Blüte gebrachten Landes kurz vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. Noch atmet alles friedliches Glück. Aber die Kuriere der Mächte mit vollen Depeschentaschen durchjagen bereits die Länder. Ihr häufiges Erscheinen gibt dem Volke Anlaß zur Besorgnis und erweckt bange Ahnungen, daß die Tage der Ruhe gezählt seien." (Zur „Geschichte des Siebenjährigen Krieges")

Digitized by Google

„Der Ruin des einst blühenden Wohlstandes der Länder durch den Krieg ist in der Vignette durch die Trümmer und die Gestalten der unglücklichen überlebenden Einwohner der verwüsteten Städte in voller Realität veranschaulicht. Das Bombardement hat aufgehört, die Geretteten kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor.“ (Zur „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“)

Digitized by Google

„Friedrich schildert die Maßregeln zur Wiederherstellung gesunder Zustände: ›Eine Neuschöpfung mußte man unternehmen. Man fand in den Kassen Fonds, um die Städte und die Dörfer wieder aufzubauen; man nahm aus den Vorratsmagazinen das nötige Korn für die Volksernährung und zur Besäung der Äcker; man nahm die für die Artillerie bestimmten Pferde, die Werkzeuge und die Lebensmittel, um sie zum Ackerbau zu verwenden.‹ ›Diese gesteigerte Freigebigkeit gab den armen Bewohnern den Mut zurück ... Die Mittel, die man ihnen lieferte, gaben ihnen die Hoffnung wieder; die Bürger fingen an, wieder aufzuleben, die Arbeit rief eine neue Tätigkeit hervor.‹“ (Zu den „Erinnerungen seit dem Frieden von Hubertusburg“)

Digitized by Google

„Das dem Papst (Ganganelli) ironisch gewidmete satirische Epos ›Der Krieg der Konföderierten‹ von 1777 behandelt mit Spott und dem herkömmlichen Aufgebot von allegorischen, göttlichen und teuflischen Maschinen den Kampf der polnischen Konföderation gegen die russischen Usurpatoren, durch welche der Republik Polen die Kreatur Katharinas II., Stanislaus Poniatowski, als König oktroyiert worden war. Menzels Zeichnung faßt den Inhalt der Dichtung in dieser Gruppe zusammen, welche den breit auf dem polnischen Königssitz installierten, brutalen Moskowiten neben dem kleinen, schwachen, hilflosen Scheinkönige, seinem Schützling, zeigt; ihm gegenüber auf ihn eindringend und an dem widerrechtlich angemaßten Hermelinmantel zerrend, den Polen mit dem Säbel in der Faust, gegen den der Russe die Knute schwingt.“

Digitized by Google

Zum „Briefwechsel Friedrichs mit seiner Mutter, der Königin Sophie“ (1732–1757): „Unter den sieben Briefen des Königs in diesem Briefwechsel verkünden drei seiner Mutter Siege.“

Digitized by Google

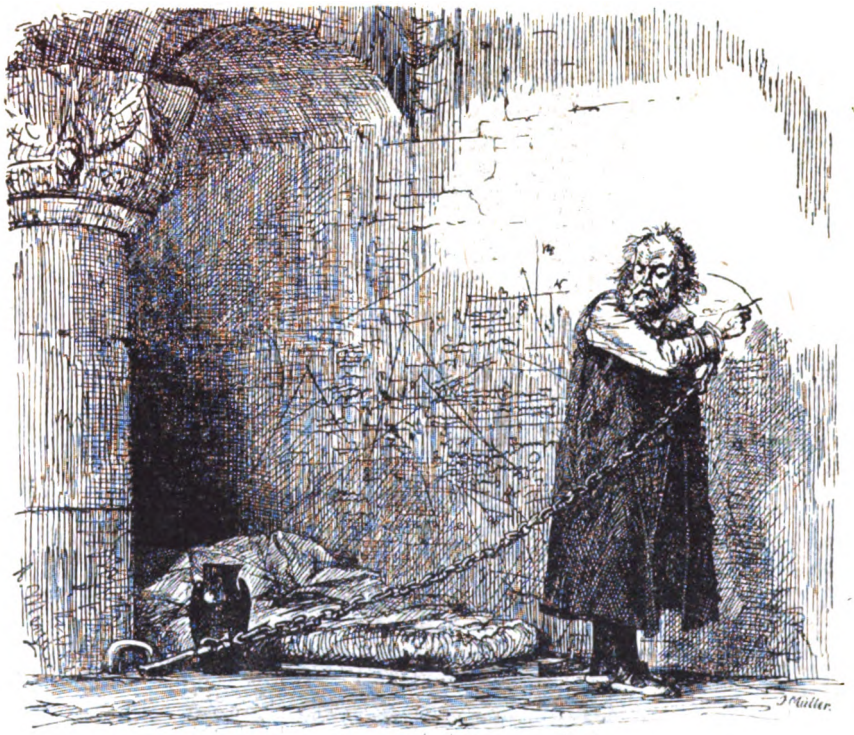
Im ersten Abschnitt der „Instruktion für die Kommandeurs der Infanterie-Regimenter“ wird (1763) der ganzen Armee streng eingeschärft, daß „vom Kommandeur bis zum geringsten Tambour sich keiner unterstehen soll, dem Bürger Überlast zu tun. . . . Wenn aber im Gegenteil die Regimenter gegen die Bürger zu klagen haben, so muß man die Klage bei dem regierenden Bürgermeister anbringen“ usw. „Menzel wollte in dieser gemütlichen Komposition den wünschenswertesten Fall veranschaulichen, wo der einquartierte Soldat zum Mitglied der Familie seines bürgerlichen Quartiergebers wird und keiner sich über den andern zu beklagen hat.“

Digitized by Google

„›Glaubst Du, ein winziges Atom des weiten Universums, daß die Unendlichkeit Dir erreichbar sein müsse? . . . Deine Bestimmung ist die eines Menschen, Deine Wünsche sind die eines Gottes.‹ Der königliche Dichter weist den Gelehrten auf bessere und fruchtbarere Tätigkeiten hin: auf die Arbeit des Studiums, der Erforschung und der Verbesserung der wirklichen Welt und des menschlichen Daseins, auf ›das Moralisch-Nützliche‹. Dieser Mahnung scheint der Gelehrte auf Menzels Zeichnung zu folgen, indem er sich von den abstrakten und vergeblichen Studien abwendet und in das wirkliche Leben draußen vor seinem Studierzimmer blickt."

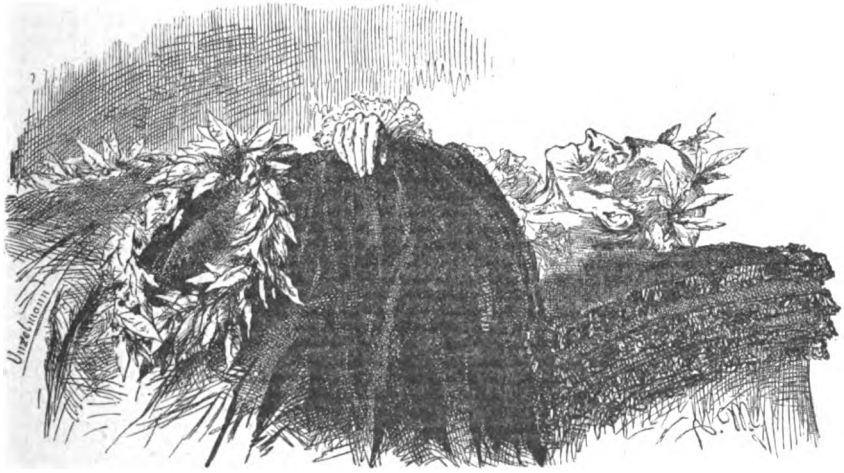
(Zu einer „Epistel an D'Argens")

Digitized by Google



„›Auf diesem ungeheuren Theater, dessen Schauspieler die Sterblichen sind, scheint die ihnen stiefmütterlich gesinnte Natur sich ihres Unglücks zu freuen. Verdienst, Würdigkeit, Geburt, nichts bewahrt uns vor dem Leiden. In unsern Geschicken überwiegt das Übel. Ich sehe Galilei an Ketten, ich sehe Medicis verbannt und Karl auf dem Schafott.“‹ Menzel illustriert die Ode ›Die Festigkeit‹ durch die Zeichnung des in seinem Kerker angefesselten Galilei, den die kurze Kette hindert, auf die noch unbenutzt gebliebene Wandfläche seine geometrischen Zirkel mit einem gefundenen Nagel zu ritzen.“

Digitized by Google

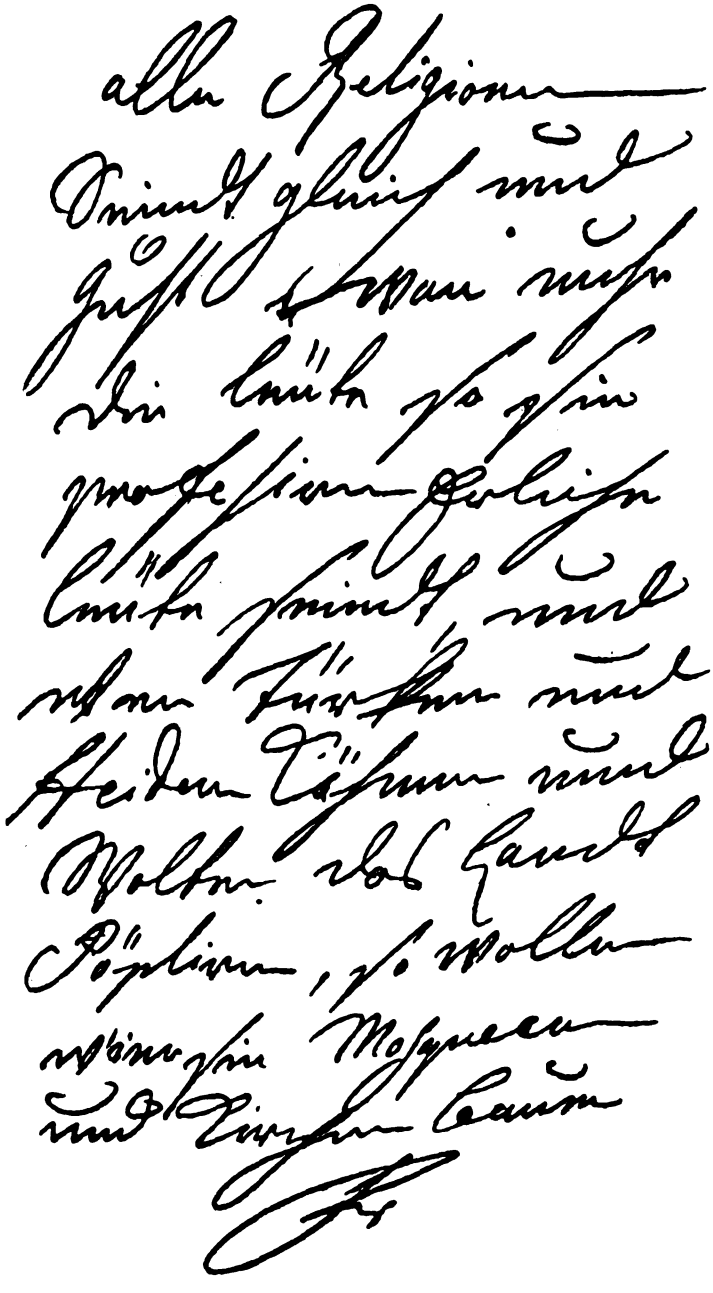


Zu dem „Briefwechsel Friedrichs mit Voltaire“. „Der letzte Brief Voltaires ist am 1. April, zwei Monate vor seinem Tode, an Friedrich geschrieben. Der letzte Friedrichs am 25. Januar des Sterbejahres. Er beglückwünscht sich und die Welt zur Wiedergenesung des Vierundachtzigjährigen und ruft ihm als letztes Wort zu: »Leben Sie! leben Sie, um ihre strahlende Bahn fortzusetzen, zur Befriedigung für mich und für alle denkenden Wesen. Das sind die Wünsche des Einsiedlers von Sanssouci. Vale!«“

Digitized by Google

„Graf Ullrich Friedrich von Suhm (1691—1740), war kurfürstlich sächsischer Geheimrat und außerordentlicher Gesandter in Berlin und Petersburg. Sein Briefwechsel mit dem Kronprinzen ist sehr intim."

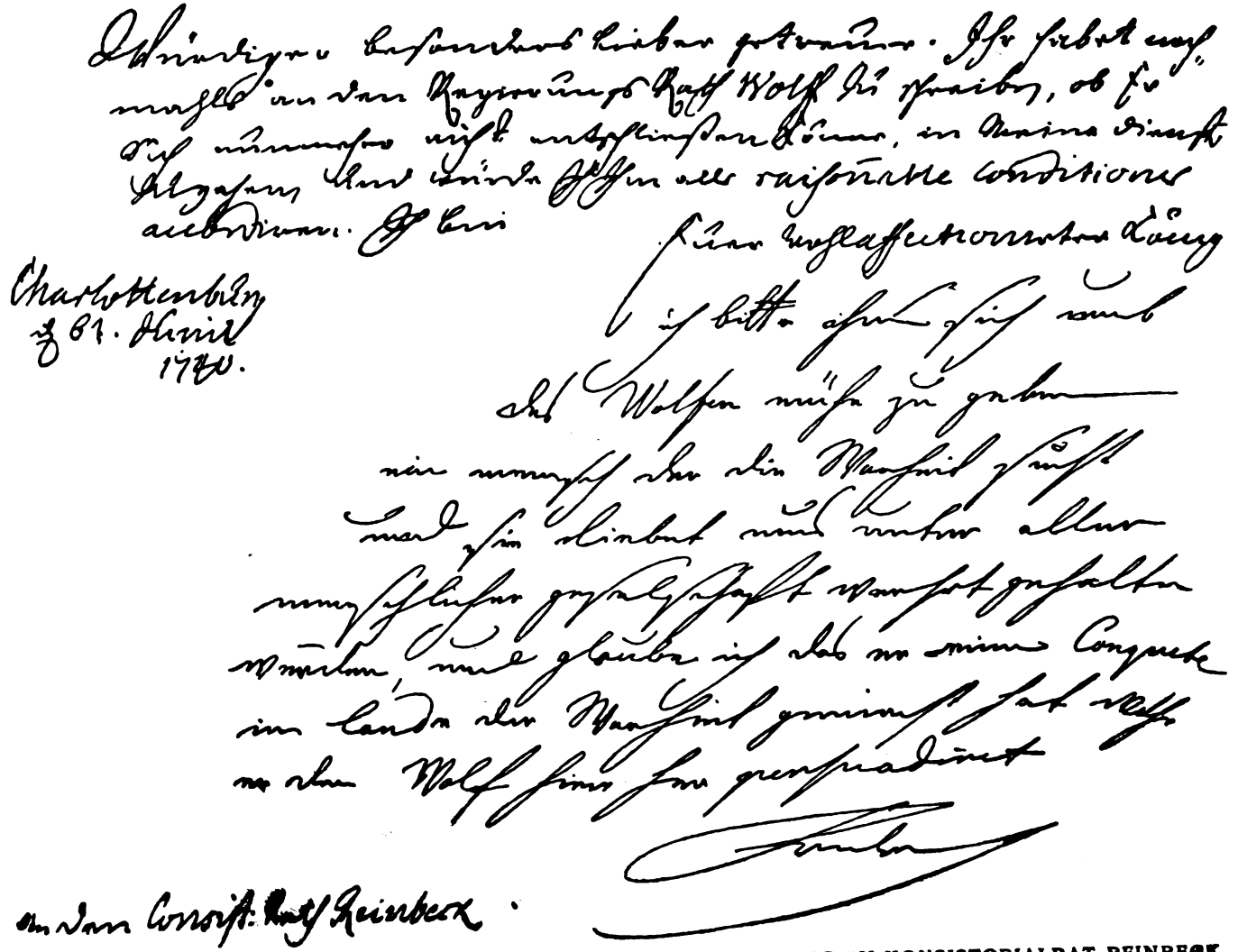
Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

FRIEDRICHS BESCHEID AUF DAS GESUCH EINES KATHOLIKEN UM ERLAUBNIS ZUR NIEDERLASSUNG

Digitized by Google



Würdiger besonders lieber getreuer. Ihr habet noch-
mahls an den Regierungs Rath Wolff zu schreiben, ob Er
sich nunmehro nicht entschliessen könne, in meine Dienste
zu gehen und würde Ihm alle raisonnable conditiones
accordiren. Ich bin

Euer wohlaffectionirter König

Charlottenburg
d. 31. Junii
1740.

ich bitte ihn sich umb
des Wolfen mühe zu geben
ein mensch der die Warheit sucht
und sie liebet muss unter aller
menschlicher gesellschaft werhrt gehalten
werden, und glaube ich das er einen Conquete
im lande der Warheit gemacht hat welche
er den Wolf hier her persuadiret

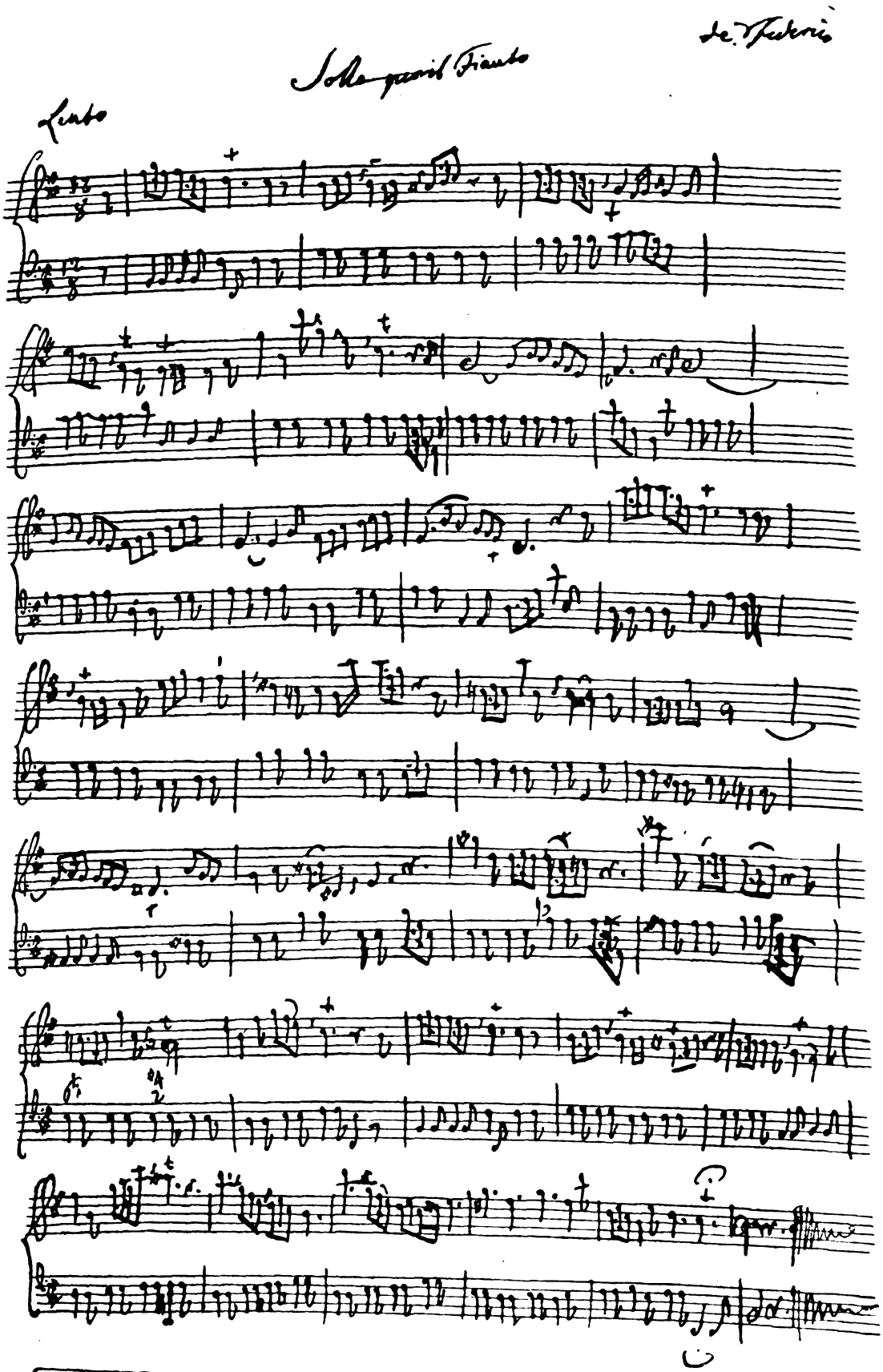
Fridrich

An den Consist: Rath Reinbeck.

AUS DEM KUNSTWART

FRIEDRICHS AUFFORDERUNG AN KONSISTORIALRAT REINBECK,
SICH UM DIE WIEDERGEWINNUNG WOLFFS ZU BEMÜHEN

Digitized by Google



FRIEDRICHS EIGENHÄNDIGE NOTENSCHRIFT

Digitized by Google

Digitized by Google

Lose Blätter

Von Friedrich dem Großen und über ihn

[Friedrichs Persönlichkeit aus einer gedrängten Sammlung von Selbstzeugnissen und Urteilen über ihn möglichst lebendig zu machen: nach dieser Aufgabe richtete sich diesmal Auswahl wie Anordnung unsrer Losen Blätter. Wir suchten die Worte und Augenblicke aus Friedrichs Leben nicht so sehr nach ihrer historischen Bedeutsamkeit heraus, griffen auch nicht vorzugsweise nach dem im engern Sinne biographisch Wichtigen, nein, auf solche Kundgebungen sahen wir's ab, die den beständigen, tapferen und wortkargen Kampf in seinem Innern beleuchteten, die starken Gegensätze darin und ihre oft tragische, mitunter auch ihre humorvolle Versöhnung. Die in diesem Sinne bedeutendsten sind dem Augenblick entwachsen, der unmittelbaren Wechselwirkung mit den Umständen und Menschen. Daher sind auch Briefe von ihm gleich wertvoll wie amtliche Verfügungen: in allem lebt er, als einheitliche Persönlichkeit, die doch erstaunlich sich anzupassen, zu wandeln, der Wirklichkeit sich ebenso anzuschmiegen wie sie zu meistern weiß. Jeder seiner Briefempfänger wird in einer andern Sprache angeredet. Der weichliche und geistvolle Genosse der so lange und so schmerzlich entbehrten Tafelrunde, der Marquis d'Argens, erhält die reizendsten Spott- und Plauderbriefe, in denen sich zugleich eine fast rührende freundschaftliche Fürsorge gelegentlich verbirgt. Dem Beherrscher der Geisteswelt, in die Friedrich als junger Prinz so leidenschaftlich Eintritt begehrte, dem Verwalter des Nachruhms, Voltaire, werden sorgfältig und mit gepflegter Grazie Anerkennungen, Lobeserhebungen und königliche Zurechtweisungen zugemessen: nie aber wird ihm, dem anerkannten König in einem andern Reich, Einblick gegönnt in die innersten Kämpfe des mit dem Vater verfeindeten Sohnes, des Königs, der soviel entbehren muß um seines Berufes willen. Bis zur völligen Preisgabe dagegen offenbart sich das Herz des unglücklich Ringenden, von Feinden Umstellten in den Briefen an die geliebte Schwester, die Markgräfin von Bayreuth, und eine wahrhaft königliche Verschlossenheit wiederum, die nur das Beste einer großen Natur, das aber freudig und mit Liebe darbietet, zeigen die Schriftstücke, die an seine Heerführer und Beamten, an den Staat und die Untertanen gerichtet sind. — An die Kraft dieser Selbstoffenbarungen, die freilich erst im Zusammenhange mit dem gewaltigen äußeren Leben, mit den Schlachten und organisatorischen Taten völlig lebendig werden, reicht dann wenig von dem heran, was Friedrichs Gegenwart oder die bald drastische, bald mythische Erinnerung an ihn bei den Zeitgenossen und den Erben seiner Wirksamkeit zur Niederschrift gebracht hat. Hier stehn natürlich Goethes Worte voran; er ist dem König wohl am frühesten und zugleich am tiefsten gerecht geworden, trotzdem er selbst von ihm nicht verstanden und kaum gekannt war. Die Auswahl aus den übrigen Schriftstellern will auch in erster Reihe zeigen, wie sich Friedrichs Innenleben, sein Verhältnis zur Welt und zu sich selbst, in andern Persönlichkeiten gespiegelt hat.

Als Quellen für eine Auswahl aus Friedrichs des Großen eignen Schriften und Briefen kommt zuerst die Ausgabe der Kgl. Preußischen

Digitized by Google

Akademie in Betracht. Leichter zugänglich und mit verschiedenen Absichten gesiebt und gesichtet, findet sich das meiste des breiten Materials in den Büchern: „Friedrich der Große, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen zusammengestellt von Franz Eyssenhardt", 2. Auflage. Neubearbeitet und ergänzt von Georg Winter (Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow), „Friedrich der Große, Dreihundert ausgewählte Briefe", zusammengestellt, bezw. übersetzt und erläutert von Dr. A. Kannengießer (Reclam), „Friedrich der Große, Auswahl aus seinen Schriften", herausgegeben von Fr. Lienhard (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Ranke spricht über Friedrich den Großen in seinen „Zwölf Büchern Preußischer Geschichte" (Duncker & Humblot), Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" (Hirzel). Für Carlyle usw. braucht es keine besondern Hinweise.]

Der sächsische Gesandte von Suhm an den König August II.*

(Berlin) 21. Oktober 1728

Sire

Ich habe bereits die Ehre gehabt, über den rührenden Auftritt zwischen dem Könige und dem Kronprinzen von Preußen in Wusterhausen zu berichten.

Seit einiger Zeit war die Mißstimmung zwischen Vater und Sohn gestiegen, dann war wieder eine Versöhnung herbeigeführt worden. Dessenungeachtet war der Sohn immer noch tief über den fortwährenden Zwang bekümmert, in dem er notgedrungen lebt. Dieser Zwang ist ihm geradezu unerträglich geworden, und als ich in Wusterhausen ankam, sprach er sich zu mir so offen darüber aus, daß ich in Verlegenheit kam. Er verschwor sich, dieses Leben nicht mehr ertragen zu können. Dann fuhr er fort:

— Ich sage es allen meinen Freunden, auf die ich glaube, mich verlassen zu können, und hoffe, daß sich endlich jemand finden wird, der mich aus der Sklaverei befreit, in der ich barbarischerweise festgehalten werde. —

Ich ermahnte ihn zur Geduld und stellte ihm vor, daß durch derartige Mitteilungen seine Lage allgemein bekannt werden würde, wodurch sicherlich nicht die Absicht hervorgerufen werden dürfe, dieselbe anders zu gestalten, während er durch das Bestreben, seinen Vater von seiner Freundschaft und Liebe zu ihm zu überzeugen, diesem dieselben Gefühle einflößen und ihn dazu bewegen könnte, ihn zufriedenzustellen, da er ja schon wisse, daß dem Kronprinzen das Leben, das er führe, nicht behage.

— O, sagte er, ich habe alles versucht, jedes Mittel aufgeboten, aber nichts hat ihn bewegen können. Ich bitte Sie um Gottes willen zu bewirken, daß der König, Ihr Herr, Mitleid mit mir hat und mir die Erlaubnis auswirkt, mich auf Reisen zu begeben. Ich will hingehen, wohin es nur verlangt wird, vorausgesetzt, daß ich in größerer Freiheit leben kann. —

Ich antwortete ihm, das sei nicht so leicht, und gerade der Umstand, daß er selbst sein lebhaftes Verlangen fortzukommen allzu deutlich merken lasse, sei vielleicht der Grund, weshalb seinem Wunsche nicht Gehör gegeben werde.

* Droysen, Geschichte der Preußischen Politik IV. 4, S. 399

Digitized by Google

Da unsre Unterredung mehrfach unterbrochen wurde, wiederholte er mir fortwährend seine Bitte, Mitleid mit ihm und dem Zustand zu haben, in dem er sich befinde, worauf ich meinerseits nicht abließ, ihm vorzustellen, daß er selbst auf ein Mittel bedacht sein müsse, diese Wünsche seinem Vater annehmbar zu machen.

Endlich kam die St. Hubertusjagd. Die Etikette schreibt vor, daß der Kronprinz bei der Tafel dem Könige gegenüber sitzt und den Wirt macht. Ich saß neben ihm und also der Königin gegenüber. Sämtliche Tischgenossen mußten gleichen Zug mit dem Könige im Trinken halten, nur mir ließ er etwas darin nach, weil ich dazu begnadigt worden war, als ich nach Beendigung der Jagd die Taufe erhalten hatte.

Der Kronprinz trank viel, aber nur mit Widerwillen, wie er mir gegenüber aussprach. Er versicherte dabei, er werde am nächsten Tage krank sein. Plötzlich fing dann der Wein an bei ihm zu wirken. Er sprach ziemlich laut von all den Gründen, die er habe, mit seinem Schicksale unzufrieden zu sein. Die Königin winkte mir fortwährend zu, ihn zum Schweigen zu bringen, und ich sagte alles mögliche, um dies zu erreichen. Ich bat ihn, das bißchen Vernunft, was ihm noch geblieben war, zu Rate zu nehmen.

Aber es half alles nichts: im Gegenteil, er wandte sich ganz zu mir hin und sprach alles aus, was ihm auf die Zunge kam. Und dabei wiederholte er stets am Ende jedes Satzes, indem er auf den König hinwies: „Und doch habe ich ihn lieb!“

Da die Tafel sehr schmal war, so war ich überzeugt, daß ein Teil seiner Äußerungen völlig verständlich war, besonders der stets wiederkehrende Schlußsatz.

Mit einem Male fragte mich der König: „Was sagt er?“

Ich erwiderte, der Kronprinz sei betrunken und könne sich nicht mehr halten.

Der König antwortete: „O, er stellt sich nur so. Aber was sagt er denn?“

Ich erwiderte, er habe mich fortwährend in den Arm gekniffen und gesagt, obgleich ihn der König zwinge, zuviel zu trinken, habe er ihn doch lieb.

Der König wiederholte, der Kronprinz stelle sich nur betrunken. Ich entgegnete, ich könne dafür einstehen, daß er es wirklich sei: er habe mich so in den Arm gekniffen, daß ich ihn nicht mehr rühren könne.

Darauf wurde der Kronprinz plötzlich sehr ernst. Dann gewann wieder der Wein die Oberhand, und er fing von neuem an zu schwatzen. Die Königin war darüber sehr verlegen und verließ die Tafel. Alles stand auf, aber nur um sich wieder hinzusetzen. Der General Keppel und ich stellten dem Kronprinzen das Ansinnen, zu Bette zu gehen, da er wirklich nicht mehr imstande war, sich aufrecht zu halten.

Hierauf fing der Kronprinz an zu schreien, er wolle erst dem Könige die Hand küssen. Die andern riefen, das sei recht. Der König lachte, als er sah, in welchem Zustande der Kronprinz war, und reichte ihm die Hand über die Tafel herüber. Aber der Kronprinz wollte auch die andre haben, küßte dann beide abwechselnd, schwor, er liebe ihn von ganzem Herzen, und brachte den König dazu, sich herüberzubiegen, damit er ihn umarmen konnte.

Digitized by Google

Alle riefen: „Es lebe der Kronprinz!“ Das regte den Kronprinzen noch mehr auf, er stand auf, ging um die Tafel herum, umarmte den König innig, ließ sich auf ein Knie nieder und verharrte lange in dieser Stellung, indem er fortwährend zum Könige sprach.

Seine Majestät war tief gerührt und antwortete fortwährend: „Nun, das ist schon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl, sei nur ehrlich“ usw. Der ganze Vorgang war außerordentlich ergreifend und rührte die Mehrzahl der Anwesenden bis zu Tränen.

Endlich wurde der Prinz aufgerichtet. Der König hob die Tafel auf. Herr von Keppel, ich und mehrere Offiziere führten den Prinzen in sein Zimmer und brachten ihn ins Bett. Da er nicht in dem Tabakskollegium erschien und ich abends abreiste, habe ich ihn nicht wiedergesehen.

Nach Fertigstellung dieses Berichtes höre ich aus guter Quelle, daß Übelwollende Seiner Majestät von Preußen die Ansicht beigebracht haben, die Betrunkenheit des Kronprinzen sei nur eine Komödie gewesen, während es doch bekannt ist, daß er während der ganzen Nacht krank gewesen ist.

Aber die Wirkung dieser unseligen Ohrenbläsereien hat nichts verlautet, und keine Folge derselben ist bemerkt worden. Bleibt aber der König bei seiner Überzeugung, und wird dieselbe dem Kronprinzen bekannt, so fürchte ich, daß bei beiden Gesinnungen eintreten, die vielleicht nicht mehr auszurotten sind.

An Voltaire (1736)

Mein Herr, es ist eine recht schwierige Probe für einen Anfänger in der Philosophie, von einem Manne mit Ihren Verdiensten Lobsprüche zu empfangen. Eigenliebe und Dünkel, jene grausamen Tyrannen des Herzens, das sie durch ihre Schmeicheleien vergiften, wähnen sich von einem Philosophen bevollmächtigt und möchten mit Waffen, die Sie ihnen in die Hand geben, sich über meine Vernunft eine Herrschaft anmaßen, die ich ihnen stets bestritten habe. Glücklich, wenn ich dadurch, daß ich jene zum Schweigen bringe und die Philosophie zur Tat erhebe, einst der vielleicht allzu günstigen Vorstellung, die Sie von mir haben, zu entsprechen vermag!

Sie zeichnen, mein Herr, in Ihrem Briefe das Bild eines vollkommenen Fürsten, in welchem ich mich keineswegs wiedererkenne. Es ist eine Lehre, die Sie auf die geistvollste und verbindlichste Art eingekleidet haben, eine kunstreiche List, die schüchterne Wahrheit bis an das Ohr eines Prinzen bringen zu lassen. Ich werde mir dieses Bild zum Muster nehmen und alle meine Kräfte aufwenden, mich zum würdigen Schüler eines Meisters zu machen, der auf so göttliche Art zu lehren versteht.

Geschmückte Heere (1737)

Wodurch hat mein Regiment Ihre Aufmerksamkeit erregen können? Ich wünschte, daß es durch seine Tapferkeit und nicht durch seine Schönheit bekannt würde. Nicht durch eitlen Schimmer von Pomp und Pracht, durch äußeren Glanz muß ein Regiment sich auszeichnen. Die Truppen, mit denen Alexander Griechenland unterwarf und den größten Teil Asiens eroberte, waren ganz anders beschaffen. Eisen machte ihren einzigen Schmuck aus.

Angriffe (1755)

Ich bin so glücklich, lieber Lord, vollständig gleichgültig zu sein gegen alle Äußerungen in Wort und Schrift über meine Person. Ja, ich

Digitized by Google

rechne es mir zum Ruhme an, einem armen Schriftsteller zu einem Honorar zu verhelfen, der vielleicht Hungers sterben würde, wenn er nicht auf mich schimpfen könnte. Das Urteil des Publikums habe ich stets verachtet, die Richtschnur meiner Handlungsweise ist stets nur mein eigenes Gewissen gewesen. Ich diene dem Staate mit den gesamten Fähigkeiten, welche die Natur mir verliehen hat. So schwach auch meine Gaben sein mögen, so bin ich doch verpflichtet, sie ihrer ganzen Ausdehnung nach zum Vorteile des Staates zu verwenden: man kann eben nicht mehr geben, als man hat. Jeder im öffentlichen Leben stehende Mann muß der Kritik, der Satire, ja oft genug der Verleumdung als Zielscheibe dienen. Jeder, der einen Staat regiert, sei es als Minister, als General oder als König, hat Schmähungen über sich ergehen lassen müssen; es wäre mir also sehr unangenehm, wenn ich der einzige sein sollte, dem dieses Schicksal erspart bliebe. Ich verlange weder eine Widerlegung des Buches noch die Bestrafung des Verfassers, sondern ich habe es mit großer Gemütsruhe gelesen und sogar einigen Freunden mitgeteilt. Ich müßte eiteler sein als ich bin, um mich über derartigen Schmutz zu ärgern, mit dem jeder auf der Straße bespritzt werden kann, und ich müßte ein schlechterer Philosoph sein, als ich es bin, wenn ich mich für vollkommen und über die Kritik erhaben halten wollte. Ich versichere Sie, lieber Lord, daß die Schimpfreden des namenlosen Verfassers die Heiterkeit meines Lebens auch nicht durch die kleinste Wolke getrübt haben, und daß noch zehn ähnliche gegen mich gerichtete Schriften herauskommen können, ohne meine Denk- und Handlungsweise in irgendeiner Beziehung zu ändern.

Geheime Instruktion an den Etatsminister (1757)

Sollte ich fallen, so müssen die Dinge ohne die geringste Änderung ihren Weg weiter gehen und ohne daß man merkt, daß sie in andern Händen sind; und in diesem Falle muß man Eidesleistung und Huldigung sowohl hier wie in Preußen und Schlesien schleunigst vornehmen lassen. Sollte mich das Verhängnis treffen, von dem Feinde gefangengenommen zu werden, so verbiete ich, auf meine Person die geringste Rücksicht zu nehmen oder demjenigen die geringste Beachtung zu schenken, was ich etwa aus meiner Gefangenschaft schreiben könnte. Wenn ein solches Unglück mir zustößt, will ich mich für den Staat opfern, und man soll meinem Bruder gehorchen, welcher, ebenso wie alle meine Minister und Generale, mir mit seinem Kopfe dafür haftet, daß man weder eine Gebietsabtretung noch ein Lösegeld für mich anbieten und daß man den Krieg fortsetzen wird, indem man ihn so betreibt, als ob ich niemals in der Welt gewesen wäre.

Zwischen Kolin und Leuthen

(An die Markgräfin von Bayreuth) 28. September 1757

Teuerste Schwester. Wenn irgend etwas in der Welt mich noch trösten könnte, so wäre es Ihre liebevolle Teilnahme an meinem Unglück; aber, meine liebe, meine anbetungswürdige Schwester, das Maß ist in kurzem voll, und es fehlt nur wenig daran, so befinde ich mich in der von Ihnen beschriebenen Lage. Die Hilfsmittel, auf welche Sie mich verweisen, versagen; kurz, es bleibt mir nichts übrig, als diesen Feldzug zu Ende zu führen, um dann nur noch an meine Person zu denken.

Ich verlange nur den Tod; die Form, in der ich ihn wünschen würde, scheint sich mir entziehen zu wollen; vielleicht wird es nicht lange mehr

Digitized by Google

von mir abhängen, ihn so zu haben, wie ich ihn wünsche. Urteilen Sie also, was mir übrigbleibt und welchen Entschluß ein Mann von Ehrgefühl fassen muß, der sein lebelang wie Kato gedacht hat und auch so sterben will. Ich habe nur eine Tür, um zu entschlüpfen; es wäre grausam, sie mir zu verbieten; ich sterbe täglich tausend Tode, und ein einziger kann mich von allen meinen Leiden befreien. Wenn irgend etwas fähig wäre mich in meinem Entschluß wankend zu machen, so ist es, ich schwöre es, meine Liebe zu Ihnen; aber auf der andern Seite wird mir die Welt so unerträglich, meine Lage so schrecklich und die Zukunft so grausam, daß ich, weit entfernt davon unentschieden zu bleiben, in meinem einmal gefaßten Entschluß mich immer mehr bestärke. Ich bin verpflichtet, diesen Feldzug zu Ende zu führen; ich werde es tun, was es mich auch kostet; aber wenn ich einmal meinem Vaterlande gegenüber quitt bin und ihm fernerhin unnütz werde, so werde ich seinem Ruin nicht müßig zuschauen, und ein- und derselbe Tag wird uns zugrunde gehen sehen. Wenn man zum erstenmal einen solchen Entschluß ins Auge faßt, erscheint er schrecklich; ich habe mich daran gewöhnt, und jetzt erscheint mir dieser Gedanke süß und tröstlich: ich gebe der Natur, was sie binnen kurzem von mir zurückfordern wollte, ich vertausche einen matten Rest von Leben mit einer Ruhe, die niemand mir mehr rauben kann. Ist es der Mühe wert zu schwanken, und sieht man nicht, daß ich allen Nutzen ziehe aus einer löblichen und unter den gegenwärtigen Umständen notwendigen Handlung? Ich habe den ganzen Inhalt des Briefes, den ich die Ehre hatte Ihnen zu schreiben, ich glaube am 22. oder 23., in Verse gebracht. Wenn ich an einem dieser Tage Zeit habe, werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen eine Abschrift zu senden. Kurz, meine liebe Schwester, ich bemühe mich, die kurze Zeit, die mir noch zu leben bleibt, mir leichter zu machen, um es so ruhig wie möglich zu beendigen. Ich beschwöre Sie zu bedenken, daß hierin mein einziges Heil besteht, daß ich nur auf diese Art noch glücklich sein kann und daß es sich nur um einen Augenblick handelt, der doch früher oder später eintreten muß, und daß, wenn wir einmal tot sind, weder Neid noch Haß noch Bosheit der Menschen uns mehr verfolgen kann und selbst der Blitz der Götter, der an unser Grabmal schlägt, machtlos wird.

Rede an den Stab vor der Schlacht bei Leuthen

Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesnen Kriegsbedürfnisse sind verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben.

Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens.

Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist.

Digitized by Google

Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts getan zu haben, ließe ich die Österreicher in dem Besitze von Schlesien.

Lassen Sie es sich also gesagt sein, ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen.

Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen.

So denke ich — so werde ich handeln.

Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß sich dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden. —

Eine heilige Stille, die von seiten der Zuhörer erfolgte, und eine gewisse Begeisterung, die er in ihren Gesichtszügen wahrnahm, bürgte ihm für die völlige Ergebenheit seiner Armee.

Mit einem freundlichen Lächeln fuhr er darauf fort:

— Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg.

Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland tun.

Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben. —

So lange hatte Friedrich II. in dem Tone der Überzeugung geredet, um den Enthusiasmus seiner Zuhörer anzufachen; jetzt aber, da er sich von der unwiderstehlichen Gewalt seiner Worte überzeugt hielt, sprach er wieder als König und kündigte die Strafen an, die er über die verhängen wollte, die ihre Schuldigkeit verabsäumen würden:

— Das Regiment Kavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente.

Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden.

Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.

An Voltaire (18. Juli 1759)

Sie sind wirklich ein wunderbares Wesen; wenn ich Lust habe, Sie zu schelten, so schreiben Sie mir ein paar Worte, und der Vorwurf erstickt in der Feder.

Was Ihre Nichte anlangt, so kann sie mich verbrennen oder braten: es ist mir sehr gleichgiltig. Bilden Sie sich auch nicht ein, daß ich für das, was Ihre Bischöfe auf —ic und —ac von mir sagen, so empfind-

Digitized by Google

lich bin, als Sie meinen. Ich teile das Schicksal aller der Männer, die auf der Weltbühne auftreten: von den einen werden sie begünstigt, von den andern schlecht gemacht. Unsereiner muß auf Spöttereien, Verleumdungen und eine Menge Lügen, die über uns ausgesprengt werden, gefaßt sein; aber meine Ruhe wird dadurch in nichts gestört. Ich gehe meinen Weg, tue nichts gegen die innere Stimme meines Gewissens und kümmere mich sehr wenig darum, in welcher Weise sich meine Handlungen in dem Gehirne manchmal sehr wenig denkender, zweibeiniger und federloser Wesen abspiegeln.

Ich weiß recht gut, daß ich Sie vergöttert habe, solange ich Sie nicht für einen boshaften Ränkeschmied hielt. Aber Sie haben mir Streiche jeder Art gespielt.... Doch wir wollen nicht weiter davon reden, ich habe Ihnen alles in christlicher Gesinnung vergeben. Alles in allem haben Sie mir mehr Spaß gemacht als Schaden zugefügt. Ihre Schriften erheitern mich mehr, als mir Ihre Krallen wehe tun. Hätten Sie keine Fehler, so würde das Menschengeschlecht Ihnen gegenüber zu tief stehen, und die Welt hätte Grund, Ihre Vorzüge mit Eifersucht und Neid zu betrachten.

Jetzt sagen die Leute: „Voltaire ist der größte Geist aller Jahrhunderte, aber ich bin doch sanftmütiger, ruhiger und geselliger als er", und diese Erwägung tröstet den großen Haufen über die Höhe, auf der Sie stehen.

Sie werden zugeben, daß ich zu Ihnen wie Ihr Beichtvater spreche. Nehmen Sie das nicht übel, und suchen Sie zu all Ihren Vorzügen die Art von Vollkommenheit hinzuzufügen, die ich von Herzen gern an Ihnen bewundern möchte.

Eine Menge von Geschäften stürmt auf mich ein. Leben Sie in Frieden, und wenn Sie keine andre Sorge haben als die wegen meines Unwillens, so können Sie unbesorgt sein.

Helden (August 1760)

Ich habe Ihnen geschrieben, daß Laudon verwundet wäre, aber Überläufer dementieren dieses Gerücht; sie sagen, daß er nach der Schlacht sich auf der Erde gewälzt und „Meine Kanonen, meine Kanonen!" geschrien und tausend Verwünschungen gegen Daun ausgestoßen habe. Ich liebe die Helden nicht, die sich im Sande wälzen, die sich mit Wind aufblasen wie die Segel eines Schiffes und zusammensinken, wenn der Wind sie nicht mehr füllt; das sind Mißgeburten Fortunas, welche gewöhnlich ihre Gunst mißbrauchen und sich verächtlich machen, wenn sie von ihr verlassen werden; doch lassen wir Laudon, und denken wir nur daran, die Aufgabe, die uns noch zu erfüllen bleibt, zu vollenden.

An den Marquis d'Argens (Oktober 1764)

Eben erhalte ich Ihren Brief aus Straßburg und gratuliere Ihnen dazu, das Land der Sybariten erreicht zu haben. Ich hoffe, daß Sie sich unterwegs von dem Rheumatismus, den Hämorrhoiden, der Bräune und allen den täglichen Krankheiten scheiden werden, die Sie als Reisevorrat mitgenommen hatten. Ich denke, daß Sie Ihrem Aix Ende November wiedergegeben sein werden, denn ich bilde mir ein, daß der Koloß von Rhodus leichter zu transportieren war als Sie, lieber Marquis: so schwierig ist es, einen großen Mann in Bewegung zu setzen. Wie können Sie verlangen, daß ich an Ihre baldige Rückkehr glaube? Zweimal wird die Sichel über die Gaben der Ceres hingehn, und zwei-

Digitized by Google

mal wird der Schnee Berg und Tal bleichen, ehe Ihnen Ihre Krankheiten, Ihre Prozesse und die Länge der Reise die Rückkehr gestatten.

Inzwischen freuen Sie sich an dem schönen Himmel von Aix, trinken Sie den Muskat der Bernhardiner, genießen Sie ihre Oliven und ihre schönen Weintrauben, vergleichen Sie sich schnell mit Ihren Brüdern, und beenden Sie, wenn Sie meinem Rate folgen, Ihre Prozesse so schnell wie möglich. Die Großmächte kommen auch nach den blutigsten Kriegen darauf hinaus. Fangen Sie da an, wo jene endigen, und erzeigen Sie der Philosophie die Ehre, durch eine so glänzende Handlung zu beweisen, daß die Weisheit der Weisen über der der Monarchen steht.

Leben Sie wohl, mein Lieber. Erklären Sie meinen Brief für so närrisch, wie Sie nur wollen: es war mir heute unmöglich, Ihnen einen andern zu schreiben.

Gesetze

Wir selbst oder unser Etatsministerium geben keine Entscheidungen, so die Kraft einer richterlichen Sentenz haben.

Wenn die Gesetze gut sein sollen, so müssen sie deutlich ausgedrückt sein, damit die Schikane sie nicht nach Gefallen drehen, den Geist derselben verkehren und über die Güter des Bürgers willkürlich und ohne Regeln entscheiden könne: der Gang der Geschäfte muß so kurz als möglich sein, um dem Untergange der Kläger vorzubeugen, die sonst auf unnütze Kosten das verwenden müssen, was ihnen von Rechts wegen gebührte. Es ist vielleicht unnötig, hinzuzusetzen, daß die Strafen niemals das Verbrechen übersteigen müssen, daß niemals Gewalttätigkeit die Stelle der Gesetze vertreten dürfe und daß der Regent lieber zu nachsichtsvoll als zu hart sein müsse.

Steuern

Es würde ein unverzeihlicher Fehler in den Finanzen sein, wenn die schlechte Verteilung der Abgaben den Ackerbauer von seiner Landarbeit abschreckte; dieser muß vielmehr, nach Bestreitung seiner Lasten, noch mit seiner Familie in gewissem Wohlstande leben können.... Der Boden liefert die allernotwendigsten Lebensmittel, und die, welche den Boden bearbeiten, sind die wahren Pflegeväter der Gesellschaft.... Eine andere Art von Auflagen, die man von den Städtern erhebt, ist die Akzise; diese muß von geschickten Händen eingerichtet werden, um nicht die unentbehrlichsten Lebensmittel, wie das Brot, Speise-Bier, Fleisch usw. zu beschweren, welches dem Soldaten, dem Handwerker und dem Künstler zur Last fallen würde.

Förderung von Handel und Industrie

Damit sich ein Land in einem blühenden Zustande erhalte, ist es von der höchsten Notwendigkeit, daß sein Handel ihm vorteilhaft sei. Wenn es für die eingeführten Waren mehr bezahlt als es bei der Ausfuhr gewinnt, so muß es notwendig von Jahr zu Jahr ärmer werden.... Die Mittel, diesen Verlusten vorzubeugen, sind: daß man alle Rohmaterialien, die man besitzt, verarbeiten lasse, daß man eben dies mit ausländischen Materialien tue, um das Arbeitslohn daran zu gewinnen, und überhaupt wohlfeil arbeite, um auswärts Absatz zu bekommen.

Erziehung und Unterricht

Kaum verläßt das Kind die Wiege, so ist man bemüht, es mit dem Knecht Ruprecht und dem Werwolf bekannt zu machen. Diesen schönen

Digitized by Google

Lehren folgen gewöhnlich andere von gleichem Wert. Die Schule trägt auch das ihrige dazu bei; man muß die Träumereien des Plato bewundern, um zu den Träumen des Aristoteles zu kommen; und nun wird man auf einmal in die Geheimnisse von den Wirbeln des Descartes eingeweiht. Man verläßt die Schule, und das Gedächtnis ist reichlich mit Worten belastet, der Verstand mit Aberglauben und mit Ehrfurcht vor alten Possen erfüllt. Nun kommen die Jahre der Vernunft; entweder schüttelt man das Joch des Irrtums ab, oder man macht es noch ärger als Vater und Mutter. Sind diese einäugig gewesen, so werden die Kinder blind sein; haben jene gewisse Dinge geglaubt, weil sie sich einbildeten, sie zu glauben, so werden diese aus Starrsinn glauben.

Gedankenfreiheit

Wenn man bis zum Ursprung der Gesellschaft hinaufsteigt, so ist es einleuchtend genug, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger habe. Müßte man nicht wahnsinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihresgleichen gesagt hätten: Wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven sein wollen und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkür zu lenken? .... Sobald jede Art, Gott zu verehren, frei ist, herrscht überall Ruhe, während die Verfolgung die Quelle der blutigsten, langwierigsten und verheerendsten Bürgerkriege gewesen ist.

Geld und Geltung

Noch ist eine Sache von Wichtigkeit, die man nicht aus dem Auge verlieren darf, und die den guten Sitten, wenn man nicht darauf achtete, einen unersetzlichen Nachteil verursachen würde: nämlich, wenn der Fürst allzusehr Personen vorzieht, die, ohne Verdienst zu besitzen, große Reichtümer haben. Diese am unrechten Ort verschwendeten Ehrenerweisungen bestätigen das Publikum in dem gemeinen Vorurteil, daß man nur Vermögen besitzen dürfe, um geachtet zu werden.

Regierungsgrundsätze

Wie alle Räder einer Uhr zu einem einzigen Zwecke zusammenwirken, nämlich die Zeit abzumessen, so sollte das ganze Triebwerk einer Staatsverwaltung ebenfalls dahin zielen, daß alle verschiedenen Zwecke der Regierung gleichförmig zum Wohl des Staates beitrügen; denn dies ist der wichtigste Gegenstand, den man nicht aus dem Auge verlieren muß. Ist dies nicht, so macht das persönliche Interesse der Minister und Generale gewöhnlich, daß sie sich einander überall entgegenarbeiten, und daß sie bisweilen die Ausführung der nützlichsten Dinge verhindern, weil sie selbst sie nicht in Vorschlag gebracht haben. Aber das Übel erreicht seinen Gipfel, wenn es verkehrten Gemütern gelingt, den Regenten zu bereden, daß sein Interesse von dem Interesse seiner Untertanen verschieden sei; dann wird der Souverän der Feind seines Volks, ohne zu wissen warum, er wird aus Mißverstand hart, strenge, unmenschlich; denn da die Grundsätze, von denen er ausgeht, falsch sind, so müssen es notwendig auch die Folgen sein.

Fürsten und Völker

Die Fürsten, die Regenten, die Könige .... sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatz brüste .... Die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsform rührt von mehreren verschiedenen Ursachen her, die ihre Quelle

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART FRIEDRICH DER GROSSE
NACH ZEICHNUNG VON FRISCH

Digitized by Google

Digitized by Google

im Charakter des Regenten haben .... Seht hier den Irrtum der meisten Fürsten! Sie glauben, Gott habe bloß aus ganz besonderer Sorgfalt für ihre Größe, für ihr Glück und ihren Stolz diese Menge von Menschen geschaffen, deren Wohlfahrt ihnen untersteht, und ihre Untertanen seien bloß zu Werkzeugen und Dienern ihrer zügellosen Leidenschaften bestimmt. Sobald der Grundsatz, von welchem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nicht anders als bis ins Unendliche fehlerhaft sein: Und daher dieser unmäßige Hang nach falschem Ruhm, daher diese brennende Begierde, alles an sich zu reißen, daher die Härte der Auflagen, womit das Volk belastet ist, daher die Trägheit der Fürsten, daher ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigen!

Man präge es sich fest ein, daß die Erhaltung der Gesetze die einzige Ursache war, welche die Menschen vermochte, sich Oberherren zu geben: denn dies ist der wahre Ursprung der Souveränität. Diese Obrigkeit war der erste Diener des Staates.

Marginalverfügungen (1765 und 1766)

Anzeige des Geheimen Rats von Brandt, daß der Kasselsche Geheime Rat von Moser seine Audienz beim Kurfürsten von Mainz am 7. Januar gehabt hat.

Er schreibet dem Teufel ein Ohr ab! Er soll nicht schreiben, als wenn es der Mühe wert ist.

Der Oberauditeur G. beklagt sich über Zurücksetzung (bei der Beförderung des Oberauditeurs Reinecke zum Generalauditeur).

Ich habe einen Haufen alte Maulesels im Stall, die lange den Dienst machen, aber nicht, daß sie Stallmeisters werden.

Aus einem Schreiben an Ulrike, Königin-Witwe von Schweden (1771)

— — — Sie richten an mich eine sehr metaphysische Frage, liebe Schwester; Sie wünschen, daß ich Ihnen die verhängnisvolle Verkettung der Ursachen erkläre, die unsre Pläne vereiteln und uns in allerlei Unglück stürzen. Ich bin fest überzeugt, daß das höchste Wesen der Urheber alles Guten ist, aber nicht der des Bösen sein kann. Das würde einen philosophischen Widerspruch und eine abscheuliche Blasphemie gegen den Urheber alles Guten bedeuten. Aber ohne uns so hoch zu erheben, finden wir dieses unvermeidliche Verhängnis in dem Spiel von Nebenursachen, in der Erregung einer Menge von Geistern, die sich in ihren Absichten entgegenarbeiten, in der Gestaltung unsers Innern, die uns so verschieden macht, in unsern Leidenschaften, die uns beständig bewegen und quälen. Das sind die Ursachen, liebe Schwester, die die Menschen unglücklich machen, und je weniger Gesittung in einem Volke verbreitet ist, um so mehr entfesseln sich die Leidenschaften und richten Verwüstung an. In den republikanischen Staaten sind die Erschütterungen heftiger als in den monarchischen durch die Menge von Personen, die auf die Regierung Einfluß haben; und wenn der Geist der Korruption in einer Republik entsteht, dann ist es darum geschehen, und Unredlichkeit, Treulosigkeit und Verräterei werden häufige Erscheinungen. In monarchischen Ländern würde es ebenso sein, wenn nicht die Menschen im Zaume gehalten würden, und wenn die Furcht sie nicht hinderte, Böses zu tun. Denn, ganz allgemein gesprochen, ist der Mensch ein elendes Wesen, das

Digitized by Google

im Zaume gehalten werden muß, wenn es nicht der Gesellschaft schädlich werden soll. Das sind traurige Wahrheiten, liebe Schwester, die ich Ihnen da ausspreche, aber wer lange mit den Menschen gelebt hat, wer sie durch die Erfahrung einer Regierung von dreißig Jahren kennt, wird kein Loblied auf sie singen. Als ich mich in unglücklichem Kriege befand und am Rande des Abgrunds stand, habe ich, erfüllt von schwarzen Ideen und unzufrieden mit meinem Geschicke, Gedanken über das Verhängnis zu Papier gebracht und in Versen an meine Schwester Amalie gerichtet.* Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen eine Abschrift davon zu schicken, aber ich bitte Sie, sie niemand zu geben, weil ich darin sehr frei denke, und weil sich viele Personen dadurch beleidigt fühlen könnten, wenn sie ihren Namen darin fänden.

Das ist ungefähr alles, was uns die Philosophie über diese Frage lehrt, aber, liebe Schwester, es ist keineswegs tröstlich. Denn wenn man auch das Leben des glücklichsten Menschen zusammenfaßt, so sieht man, daß die Summe der Übel die des Guten überwiegt. Niemand hat uns gefragt, ob wir zur Welt kommen wollten; man setzt uns hinein, Gott weiß wie, um an Körper und Geist zu leiden und zu sterben, ohne daß wir wissen, warum es nötig war, daß wir diese Metamorphosen und so viele grausame Erlebnisse durchmachen, um schließlich tiefbetrübt über die törichte Rolle, die man uns spielen ließ, ins Grab zu steigen. Das beste Teil erwählt man, wenn man die Dinge hier auf Erden mit philosophischem Gleichmut betrachtet und die Welt als einen Übergangsort, als eine Herberge, in der wir nicht lange verweilen, und wenn man das Vergnügen so lebhaft als möglich empfindet und sich eine Art von Schwielen gegen den Ärger verschafft. Ich gestehe Ihnen zu, daß ich mich trotz dieser schönen Betrachtungen praktisch nicht danach richte. Wenn das Herz von einer Wunde und vom Verluste uns teurer Personen erfüllt ist, der die tiefste Wunde erzeugt, dann heilt das nur durch die Zeit und durch Zerstreuungen; man muß sich dann soviel als möglich Beschäftigungen hingeben, die keine Beziehungen auf unsern Schmerz haben. Ich hoffe, daß Sie dazu durch Ihre Kinder Gelegenheit haben werden.

Es ist nicht notwendig, daß ich lebe (1776)

Was meine Methode, mich nicht zu schonen, betrifft, so bleibt sie immer dieselbe. Je mehr man um sich besorgt ist, um so zarter und schwächer wird der Körper. Mein Handwerk verlangt Arbeit und Tätigkeit. Mein Geist und mein Körper müssen sich nach ihrer Pflicht richten. Es ist nicht notwendig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich tätig bin. Ich habe mich immer wohl dabei befunden. Indessen schreibe ich niemandem diese Methode vor, ich begnüge mich damit, sie zu befolgen.

Marginalverfügung (1777)

Der Generalchirurg Perrier bittet die chirurgiens pensionnaires unter seine Aufsicht zu stellen.

Ich will keine Franzosen mehr; sie seind gar zu liederlich und machen lauter liederliche Sachen.

An die Herzogin von Braunschweig

(Sanssouci) 10. August 1786

Meine angebetete Schwester,

Der hannöversche Arzt** hat Ihnen nur sagen wollen, er habe das Äußerste getan, was er konnte, liebe Schwester; die Wahrheit ist aber,

* Die Epitre sur le hasard. Oeuvres XII, S. 57—69 ** Zimmermann

Digitized by Google

daß er mir nicht helfen konnte. Die Alten müssen den jungen Leuten Raum machen, damit jedes Menschenalter seinen Platz finde; und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ist es nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen fühle ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben, meine liebe Schwester.

Aus dem Testament

Unser Leben ist von dem Augenblick unserer Geburt bis zu dem unseres Todes ein schnelles Vorübergehen. Der Mensch soll während dieses kurzen Zeitraumes arbeiten für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist.

Seitdem ich zur Führung der Geschäfte gelangt, habe ich mich bestrebt mit allen Kräften, welche die Natur mir gegeben hat, und nach meinen schwachen Erkenntnissen diesen Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe die Gesetze und die Gerechtigkeit herrschen lassen, habe Ordnung und Sauberkeit in die Finanzen gebracht und habe die Armee in der Disziplin erhalten, die sie über alle anderen Truppen von Europa erhoben hat. Nachdem ich die Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir einen ewigen Vorwurf zu machen haben, wenn ich das, was meine Familie betrifft, vernachlässigte; um also Zwistigkeiten zu vermeiden, die sich unter meinen Verwandten in Betracht meines Erbgutes erheben könnten, erkläre ich durch dieses Aktenstück in aller Form meinen letzten Willen.

1. Ich gebe gern und ohne Bedauern den Lebenshauch, der mich beseelt, der gütigen Natur zurück, die ihn mir geliehen hat, und meinen Körper den Elementen, woraus er zusammengesetzt worden ist. Ich habe als Philosoph gelebt und will als solcher begraben sein, ohne Aufzug, ohne Gepränge, ohne Pomp; ich will weder seziert noch einbalsamiert werden; man soll mich in Sanssouci begraben, auf den Terrassen, in einem Grabmal, das ich mir habe bereiten lassen. Der Fürst von Nassau, Moritz, ist ebenfalls in einem Wäldchen, nahe bei Kleve, beerdigt worden; wenn ich im Kriege sterbe oder auf der Reise so soll man meinen Körper in dem nächsten Ort beisetzen und ihn im Winter nach Sanssouci überführen, an den Ort, den ich oben bezeichnet habe.

2. Ich hinterlasse meinem Neffen Friedrich Wilhelm, dem ersten Erben der Krone, das Königreich Preußen, Provinzen, Staaten, Schlösser, Festungen, Plätze, Munitionen, Arsenale, die durch mich eroberten oder ererbten Länder, alle Juwelen der Krone (welche in den Händen des Königs und der Königin, seiner Gemahlin, sind), die goldenen und silbernen Service, welche in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzensammlung, Bildergalerie, Gärten usw. usw.; ich hinterlasse ihm ferner den Schatz, so wie er sich an dem Tage meines Todes vorfinden wird, als ein Vermögen, das dem Staate gehört und welches nur dazu dienen soll, die Völker zu verteidigen oder sie in Not aufzurichten.

5. Nun ist die Reihe am Allodialgut. Ich bin niemals geizig noch reich gewesen; auch habe ich nicht über Bedeutendes zu verfügen; ich habe die Einkünfte des Staates wie ein unantastbares Heiligtum betrachtet, an welches keine ungeweihte Hand zu rühren wagen darf; die öffentlichen Einkünfte sind niemals zu meinem Privatgebrauch entwendet worden; die Ausgaben, die ich für mich gemacht habe, haben niemals zweimal-

Digitized by Google

hundertzwanzigtausend Taler jährlich überstiegen; auch meine Verwaltung macht mir keine Gewissensbisse und ich würde nie fürchten, darüber öffentlich Rechenschaft abzulegen.

25. Ich empfehle mit ganzer Seele meinem Universalerben jene tapfern Offiziere, welche den Krieg unter meinen Befehlen mitgemacht haben; ich bitte ihn, Sorge zu tragen für diejenigen Offiziere besonders, die um meine Person waren, keinen derselben zu verabschieden, keinen von ihnen, der krank würde, im Elend umkommen zu lassen; er wird unter ihnen geschickte Militärs finden und Leute, die von ihrer Einsicht, ihrer Tapferkeit und ihrer Treue Proben gegeben haben.

26. Ich empfehle ihm meine Privatsekretäre sowie alle die, welche in meinem Bureau gearbeitet haben; sie haben Routine in den Geschäften und werden ihn in dem Anfange seiner Regierung über viele Sachen aufklären können, von denen sie Kenntnis haben und welche die Minister selbst nicht wissen.

32. Ich empfehle meinem Nachfolger, sein Blut in der Person seines Oheims, seiner Tanten und aller seiner Verwandten zu ehren; der Zufall, welcher über dem Geschick der Menschen waltet, bestimmt das Erstgeburtsrecht, aber um König zu sein, ist man dadurch nicht mehr dazu tauglich als die anderen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einvernehmen zu leben und, wenn es sein muß, ihre persönlichen Interessen dem Wohle des Vaterlandes und den Vorteilen des Staates aufzuopfern.

Meine letzten Wünsche werden in dem Augenblick, wo ich verscheide, für das Glück dieses Reiches sein. Möchte es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden; möchte es der glücklichste der Staaten werden durch die Milde der Gesetze, der am rechtlichsten verwaltete durch Ordnung in den Finanzen und der am wachsamsten verteidigte durch ein Militär, welches nur für die Ehre und den Ruhm atmet, und möchte es, blühend und gedeihend, bis an das Ende der Zeiten dauern!

33. Ich ernenne als meinen Testamentsvollstrecker den regierenden Herzog Karl von Braunschweig, von dessen Freundschaft, Geradheit und Redlichkeit ich mir verspreche, daß er meinen letzten Willen getreu wird vollziehen lassen.

Aus Volksliedern

(Grenadierlied)

Maria Theresia, zeuch nicht in den Krieg!
Du wirst nicht erfechten den herrlichen Sieg.
Was helfen dir alle die Reiter und Husaren und alle Kroaten dazu?

Glaubst du etwa, daß der preußische Staat
Gar sich zum Kriege gerüstet nicht hat?
Komm nur ins Zeughaus, viel hundert Stück Kanonen und Mörser die stehen schon da.

Und der Soldat ist zu jeglicher Zeit
Für seinen König zu Sterben bereit.
Kannst du es glauben? allein schon die Berliner Besatzung sie schlägt ein Heer.

Digitized by Google

Wenn unser Friedrich im Feld für uns ficht,
Scheuen die Teufel in der Hölle wir nicht.
Mutig zum Kampfe! so rufen die Trompeten und Pauken, wer Lust hat der komm!

(Die Invaliden an Friedrichs II. Grabe)

Hier stehen wir auf unsern Krücken,
Gelehnt an Vater Friedrichs Grab!
Die Tränen fließen in großen Güssen
Auf unsern grauen Bart herab.

Er war so edel, sanft und bieder,
Er war der Einzige so gut;
Nein, nein, mein Friedrich kommt nicht wieder,
Und kauften wir ihn mit dem Blut.

Ja Vater, könnten wir dich kaufen
Mit unserm Blute, ja bei Gott!
Wir Invaliden würden raufen
Wir würden raufen, und gält's den Tod!

Ein Stücklein Erd von deinem Grabe,
Ein Stücklein, Vater, nehm ich mir.
Und wenn ich einst begraben werde,
So lege man es auch zu mir.

Aus Gleims Siegeslied nach der Schlacht bei Lowositz (1756)

Auf einer Trommel saß der Held,
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt,
Und um sich her die Nacht.

Er dachte: „Zwar sind ihrer viel,
Fast billig ist ihr Spott!
Allein, wär ihrer noch so viel,
So schlag ich sie mit Gott!"

Das dacht er, sahe Morgenrot,
Verlangen im Gesicht!
Der gute Morgen, den er bot,
Wie munter war er nicht!

Sprang auf von seinem Heldensitz,
Sprach: „Eh noch Sonne scheint,
Kommt Helden! hinter Lowositz,
Zu sehen meinen Feind!"

Frei, wie ein Gott, von Furcht und Graus,
Voll menschlichen Gefühls,
Steht er, und teilt die Rollen aus
Des großen Trauerspiels!

Digitized by Google

Voltaire

Jetzt hat er alles erreicht, was er sich immer ersehnt hat: den Franzosen zu gefallen, sich lustig über sie zu machen und sie zu schlagen. Die Nachwelt wird immer staunen, daß ein Kurfürst von Brandenburg nach einer großen Niederlage gegen die Österreicher, in Preußen durch 100000 siegreiche Russen verfolgt, von zwei französischen Heeren bedrängt, es fertig bekommen hat, allen zu widerstehen, seine Eroberungen zu behaupten und eine der denkwürdigsten Schlachten dieses Jahrhunderts zu gewinnen. Für die Franzosen im Ausland ist gegenwärtig keine gute Zeit. Man lacht uns ins Gesicht.

Justus Möser

Und doch glaube ich nicht zu viel zu wagen, wenn ich behaupte, daß der König selbst, da wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifert. In seiner Instruction pour ses généraux ist er mir wenigstens mehr als Cäsar, durch den Geist und die Ordnung, womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in seinen vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben hat, finde ich deutsche Kraft und Dauer; in seiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe den systematischen Geist der Deutschen; und in seinen Gedanken über unsere Literatur ein edles, deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will. Dahingegen, wo es auf Verzierungen ankommt, sehe ich in seinen Schriften oft die Manier des fremden Meisters; und es geht mir als einem Deutschen nahe, ihn, der in allem übrigen ihr Meister ist, und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister sein könnte, hinter Voltairen zu erblicken.

Goethe

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und teilen und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Teilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichtes nötig ist.

Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles taten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte! Schon früher war durch die französische Kolonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten eine Masse französischer Kultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch

Digitized by Google

zu Widerspruch und Widerstreben aufgeopfert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man tat alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man tat's auf deutsche Weise, nach innerer Überzeugung, man tat, was man für Recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Recht anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen: denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabriksachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, statt fremder vortrefflicher Waren sehr mäßige Surrogate aufnötigen; aber hier geht alles geschwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen.

Friedrich II. stand noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher sehr befremdend vorkommen, daß ich ihn so wenig vor den Einwohnern von Leipzig als sonst in meinem großväterlichen Hause loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Krieges schwer gefühlt, und es war ihnen deshalb nicht zu verargen, daß sie von demjenigen, der ihn begonnen und fortgesetzt, nicht das Beste dachten. Sie wollten ihn daher wohl für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten lassen. Es sei keine Kunst, sagten sie, mit großen Mitteln einiges zu leisten; und wenn man weder Länder noch Geld noch Blut schone, so könne man zuletzt schon seinen Vorsatz ausführen. Friedrich habe sich in keinem seiner Pläne und in nichts, was er sich eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. Solange es von ihm abgehangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sei nur alsdann zum Vorschein gekommen, wenn er genötigt gewesen, eben diese Fehler wieder gutzumachen; und bloß daher sei er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Mensch sich dieselbige Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begeht, auf eine geschickte Weise wieder ins Gleiche zu bringen. Man dürfe den Siebenjährigen Krieg nur Schritt für Schritt durchgehen, so werde man finden, daß der König seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert und selbst schuld daran gewesen, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerführer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Sie hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu leugnen wußte und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

Blickten wir hingegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien. Sein Übergewicht in allem offenbarte sich am stärksten, als in der französischen Armee das preußische Exerzitium und sogar der preußische Stock eingeführt werden sollte. Wir verziehen ihm übrigens seine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugtuung empfanden, daß ihm seine französischen Poeten, Philosophen und Literatoren

Digitized by Google

Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er sei nur als Eindringling anzusehen und zu behandeln.

(In Sizilien) Wir mußten von Friedrich dem Zweiten erzählen, und ihre Teilnahme an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unseren Wirten verhaßt zu werden.

Immermann

Seine kräftigsten männlichen Jahre hatte mein Vater im Dienste des preußischen Königshelden verlebt, nämlich als Auditeur bei dem General Saldern.

Erinnerte sich der Vater an die Revuen bei Körbelitz, so pflegte er zu sagen, wenn Friedrich die Fronte herauf geritten gekommen, so sei es in lautloser Stille einem jeden gewesen, als komme der liebe Gott. Ich konnte daher als Knabe zwischen dem großen Könige und dem lieben Gotte auch eigentlich keinen Unterschied machen. Dabei war mein Vater nicht blind für die Fehler des gefeierten Herrschers und Herrn. Mit großer Erregung sprach er davon, wie Saldern, sein verehrter Chef, durch die Ungnade des Königs die verbittertsten letzten Lebenstage gehabt habe. Es war dies einer der Fälle gewesen, in welchen Friedrich seiner üblen Laune auf jemand durch herbes Spötteln oder kaltes Übersehen Luft zu machen geliebt hat. Glänzend hob sich dagegen hervor, was mein Vater selbst von der Achtung des Königs für eine unerschrockene Meinung erfahren hatte. Ein armer Soldat war, von einem unmenschlichen Vorgesetzten über alles Ertragen hinaus gereizt, unter dem Gewehr gegen diesen tätlich ausgefallen. Der Tod schien ihm sonach gewiß zu sein. Mein Vater aber wußte es, mittels einer Beweisführung, die freilich künstlich genug gewesen sein mag, dahin zu bringen, daß der Missetäter in dem Momente des Verbrechens allenfalls für wahnsinnig hatte gelten können, und wußte in dem Kriegsgericht mit seiner Beredsamkeit zu siegen. Das Kriegsgericht sprach den Delinquenten frei. Als mein Vater Saldern das Urteil überbrachte, sah dieser ihn mit großen Augen an, fragte ihn, ob er den Kopf verloren habe; ein solches Erkenntnis könne er nicht auf sich nehmen; über die Sache müsse er an den König schreiben. Saldern schickte das Urteil wirklich an Friedrich ein, mit mancher Beschönigung für den Referenten, den er wie einen in den Militärrechten noch unerfahrenen Menschen dargestellt hatte, selbst aber wenig von dieser Verwendung hoffend. Die Sache war in der Tat keine Kleinigkeit; denn über Disziplin verstand Friedrich bekanntlich wenig Scherz. Aber alles nahm eine günstige, selbst eine epigrammatisch-witzige Wendung. Der König, das Ganze durchsehend und der guten Absicht das Mittel vergebend, bestätigte wider Erwarten das Urteil und hatte dem Remissorial eine seiner wunderbaren Randverfügungen beigesetzt, ungefähr der Fassung: „Vor diesesmal möge es passieren, Saldern solle aber darauf acht haben, daß nicht mehr Kerls unter dem Gewehr solcherweise überschnappten.“ Der Offizier und Mißhändler wurde in eine Art von Strafbataillon versetzt und die Angelegenheit brachte meinem Vater Ehre und Beglückwünschung, am meisten von Saldern selbst, der ihn lieb hatte.

Ich habe den König Friedrich den Zweiten genannt. Ich muß aber hinzufügen, daß ich ihn nie so in meines Vaters Hause nennen hörte. Die anderen sprachen vom „alten Fritze“; meinem Vater aber hieß er

Digitized by Google

„der König" schlechtweg. „Als der König zur bayerischen Kampagne abreiste, — als der König zum erstenmal das Podagra hatte, — als der König dann und dann in Magdeburg war," — in solcher Art wurde geredet. Viel las mein Vater in Friedrichs Schriften, von welchen er die Ausgabe von 1788 bei Voß und Decker besaß, über deren schlechte Redaktion damals noch keine Klage geführt wurde. Wenn ich ihm nun einen Band derselben bringen sollte, so sagte er nur: „Hole mir den und den Band von des Königs Schriften!" — Wir lebten unter Friedrich Wilhelm dem Dritten; dem Vater aber war bei tiefster Anhänglichkeit an den regierenden Herrn Friedrich der Zweite „der König" ohne weiteren Beisatz geblieben. Sprach er von der Gegenwart, so sagte er: „Unser jetziger König."

Unermeßlich war die Wirkung solcher Eindrücke auf das erste Erkennen. Durch den Vater, der selbst wie ein Wesen höherer Art und Ordnung vor den Kindern dastand, wurde der Gedanke an Persönlichkeiten vermittelt, zu welchen alles, was man sonst sah und hörte, nicht mehr zupaßte. Denn auch die Ungerechtigkeiten und Tücken des großen Königs, von welchen, wie ich beispielsweise angab, zuweilen die Rede war, minderten an dem Bilde seiner Gewaltigkeit nichts, weil mein Vater jedesmal hinzusetzte: „Wenn Er sich dergleichen vorgenommen hatte, so konnte kein Mensch auf Erden dawider an." Und so wurde ein Heroenkultus gestiftet, der auch eine Art von Religion ist; nur muß er nicht aus dem Begriff entspringen, wenn er diesen Namen verdienen soll, sondern aus den frühesten und dunkelsten Gefühlen. Der Atem der Friderizianischen Aufklärung umwehte uns von allen Seiten und des Offenbarungsglaubens kam uns gar wenig zu; aber es fragt sich, ob, wie die Sachen wenigstens jetzt zu stehen gekommen sind, das religiöse Gefühl in Kindern nicht am gründlichsten durch eine solche Hingebung an große Menschen vorzubereiten wäre.

Ranke

Er bekennt seiner Schwester einmal, er habe eine zwiefache Philosophie: im Frieden und im Glück schließe er sich den Schülern des Epikur an, im Unglück halte er sich an die Lehren der Stoa. Das heißt nur eben, daß er den Genuß durch Reflexion mäßigt oder entschuldigt und sich im Unglück durch moralischen Schwung erhebt; es ist nichts andres, als was ein Philosoph dieses Jahrhunderts sagt, daß Neigung zum Wohlleben und zur Tugend, im Kampfe miteinander, wo die erste durch die letzte eingeschränkt wird, das höchste moralisch-physische Gut hervorbringen; nur tritt in den Gedichten, der vorwaltenden Stimmung gemäß, bald die eine, bald die andre Richtung allein herrschend hervor.

Nicht alles, was an Poesie in ihm war, legte Friedrich in seine Gedichte. Wir kennen seine Meisterschaft auf der Flöte; auch hier war jede seiner Kompositionen ein Versuch, eine besondere Schwierigkeit zu überwinden; hauptsächlich aber seine Empfindungen, seine Freude und besonders seinen Schmerz, ein melancholisches Gefühl, das ihn sein ganzes Leben begleitete, drückte er in diesen Tönen aus. Seine Verse sind oft mehr lebendig angeregtes Räsonnement, als Poesie; wie Voltaire sagt, nicht von echt französischem Kolorit, aber um so eigentümlicher im Ausdruck, und voll Ideen eines weiten Horizontes.

Wie in den Gedichten, so beschäftigte sich Friedrich in seinen Briefen,

Digitized by Google

seinen Gesprächen, unaufhörlich mit den schwierigsten Fragen, die der Mensch sich vorlegen kann, über Freiheit und Notwendigkeit (die er für das schönste Thema der „göttlichen" Metaphysik erklärt), über Schicksal oder Vorsehung, Materialität oder Unsterblichkeit der Seele; auf die letzte kam er immer von neuem zurück.

Zuweilen scheint ihm der Zusammenhang zwischen Körper und Geist unauflöslich bis zu ihrer Identität. Was bleibe von dem Ich übrig, wenn man ihm zwei Dinge nehme, die Sinne und das Gedächtnis? Der Mensch befinde sich in der Mitte der Unendlichkeit der Zeiten, die vor ihm gewesen und nach ihm sein werden; wenn er vor seiner Geburt nicht existiert habe, so müsse er davon auf das schließen, was ihm nach dem Tode bevorstehe; die Nacht des Grabes umfange das Wesen, das da denkt. Allein nicht immer blieb er bei diesen Meinungen, namentlich hielten sie nicht aus, wenn ein Freund, den er liebte, oder wenn jemand aus dem Familienkreise abschied. Dann meinte er, obgleich der Geist unabhängig vom Körper sei, so sehe man doch oft, und zwar gerade, wenn die Maschine sich auflöse, daß er einen neuen Schwung nehme, und eine bewundernswürdige Stärke entfalte. „Vielleicht werde ich die Verlorenen eines Tages wieder sehen. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich dann die großen Männer des Altertums erblicken könnte." Zuweilen war er mehr von den Ansichten des Lukrez, zuweilen von den Argumenten der Apologie des Sokrates durchdrungen.

Nicht glauben ist noch lange nicht leugnen; aber nur nicht verwerfen,
Auch keine Überzeugung. Ich weiß nicht, ob man über diesen Skeptizismus hinauskommen kann, wenn man die Offenbarung nicht annimmt, wozu Friedrich sich nie bewogen fühlte.

Wir kennen sein Schwanken zwischen der Annahme eines blinden Geschicks und einer allwaltenden Vorsehung, und wie er in den großen Entscheidungen auf die letzte zurückkam. Meistenteils schien es ihm doch, daß alles ein nicht aufzulösendes Rätsel bleibe, wenn man nicht eine Vorsehung voraussetze, die das Weltgeschick zu einem großen Ziele leite. Nur in einem Punkt war er unerschütterlich; er fuhr auf, wenn jemand im Gespräche seinen Glauben an einen lebendigen Gott bezweifelte; die populären Beweise für das Dasein Gottes, besonders den von der weisen Ordnung in der Natur hergenommenen, wiederholte er mit dem vollsten Ausdruck der Überzeugung. „Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an."

Sein skeptisches Verhalten zu den meisten positiven Lehren gehörte ohne Zweifel dazu, um ihm die Politik möglich zu machen, die er in Beziehung auf die verschiedenen Bekenntnisse ergriffen hatte: er würde sonst mit sich selbst in Widerspruch geraten sein. Aber wie er schon im Gespräch abbricht, wenn er bemerkt, daß sein Mangel an Orthodoxie den andern verletzt, so hätte er im Leben noch viel weniger daran gedacht, seine Meinungsabweichungen auszubreiten, von denen er wohl fühlte, daß sie das Gemüt nicht befriedigen, einem Volke nicht genügen können. Er hielt es schon für ein Glück, daß man dieselben an ihm duldete.

Für ihn reichte die Überzeugung hin, daß der Zweck der Welt in dem individuellen Glücke liege; — die wahre Philosophie bestehe nicht in den verwegenen Spekulationen, durch welche die Wissenschaft zu einer Kunst von Vermutungen gemacht, von den Sitten losgerissen werde,

Digitized by Google

sondern in der Moral, welche die Heftigkeit der ersten Eindrücke zu mäßigen und zu zügeln fähig mache. Um glücklich zu sein, dazu gehöre sittlich leben, seinen Stand erkennen, sich der Mäßigung befleißigen, das Leben nicht zu hoch anschlagen. Friedrichs religiöses Gefühl erhob sich nicht über die ersten und einfachsten Elemente: dagegen sein moralisches Bewußtsein war von der lebendigsten Energie.

Das Zurücktreten des religiösen Begriffes mußte in einer energischen Natur das Bewußtsein des weltlichen Berufes um so lebendiger hervorrufen. Die Seele ist dann nicht durch das Gefühl des universalen Zusammenhangs des Geistes gehoben, der auch dann noch genugtut, wenn die Erfolge den Absichten nicht entsprechen; es liegt etwas Trockenes, Beschränktes darin, aber um so geschärfter wird der praktische Sinn, da man des Erfolges bedarf. Der Geist der Zeit kam dem Könige Friedrich mit der gleichen Tendenz entgegen, und förderte sein Tun; auch in der Erfüllung der Pflicht an sich liegt eine unendliche Befriedigung.

Treitschke

Der Philosoph von Sanssouci wurde nie ganz heimisch in der fremden Bildung, die er so lebhaft bewundert. Vor allem trennte ihn von den französischen Genossen die Strenge seiner sittlichen Weltanschauung. Es ist die Größe des Protestantismus, daß er die Einheit des Denkens und des Wollens, des religiösen und des sittlichen Lebens gebieterisch fordert. Friedrichs sittliche Bildung wurzelte zu tief im deutschen protestantischen Leben, als daß er die geheime Schwäche der französischen Philosophie nicht empfunden hätte. Er stand der Kirche mit freierem Gemüte gegenüber als der Katholik Voltaire, der in seiner Henriade, dem Evangelium der neuen Toleranz, endlich doch zu dem Schlusse gelangte, daß alle anständigen Menschen der römischen Kirche angehören sollen; er hat niemals wie dieser seinen Nacken gebeugt unter religiöse Formen, die sein Gewissen verwarf, und konnte mit der gelassenen Heiterkeit des geborenen Ketzers ertragen, daß die römische Kurie seine Werke auf den Index der verbotenen Bücher setzte. Mag er die Philosophie zuweilen herablassend als seine Passion bezeichnen, das Nachdenken über die großen Probleme des Daseins ist ihm doch weit mehr als ein geistreicher Zeitvertreib; nach der Weise der Alten sucht und findet er in der Gedankenarbeit die Ruhe des mit sich selber einigen Geistes, die über allen Wechselfällen des Geschicks erhabene Sicherheit der Seele. Nach den Verirrungen leidenschaftlicher Jugend lernt er früh, den Zug künstlerischer Weichheit und Sinnlichkeit, der ihn zu beschaulichem Genusse treibt, gewaltsam zu bändigen. So kühn und frech der Zweifel und der Spott in seinem Kopfe sich regen, die sittliche Weltordnung, der Gedanke der Pflicht steht ihm unantastbar fest. Die furchtbare Ernsthaftigkeit seines ganz der Pflicht geweihten Lebens ist wie durch eines Himmels Weite getrennt von der lockeren und weichlichen Moral der Pariser Aufklärung. Wie seine Schriften — in jenem klaren und scharfen Stile, der zuweilen trivial, doch nie verschwommen wird — immer mit unaufhaltsamer Willenskraft auf einen sicheren, bestimmten, greifbaren Schluß losdrängen, so will er auch das Leben nach der erkannten Wahrheit gestalten; soweit es der Widerstand einer barbarischen Welt erlaubt, sucht er der Humanität, die er die Kardinaltugend jedes denkenden Wesens nennt, die Herrschaft in Staat und Gesellschaft zu

Digitized by Google

sichern und geht dem Tode entgegen mit dem ruhigen Bewußtsein „die Welt überhäuft mit meinen Wohltaten zurückzulassen".

Gleichwohl gelingt ihm niemals, den Zwiespalt seiner Seele völlig zu überwinden. Der innere Widerspruch verrät sich schon in Friedrichs beißendem Witze, er tritt darum so grell heraus, weil der Held in seiner stolzen Wahrhaftigkeit nie daran denkt, ihn zu verstecken. Das Leben des Genius ist immer geheimnisvoll, selten erscheint es so schwer verständlich wie in dem Reichtum dieses zwiegeteilten Geistes. Der König sieht mit überlegener Ironie auf die plumpe Unwissenheit seiner märkischen Edelleute herunter, er atmet auf, wenn er von der Langeweile dieser geistlosen Gesellschaft sich erholen kann bei dem einzigen Mann, zu dem er bewundernd emporschaut, dem Meister der gallischen Musensprache; dabei fühlt er doch, was er der guten Klinge jenes rauhen Geschlechts verdankt, er findet nicht Worte genug, den Mut, die Treue, den ehrenhaften Sinn seines Adels zu preisen, er zügelt seinen Spott vor dem handfesten Bibelglauben des alten Zieten. Die Franzosen sind ihm willkommene Gäste für die heiteren Stunden des Nachtisches; seine Achtung gehört den Deutschen. Niemand von den ausländischen Genossen ist dem Herzen Friedrichs so nahe getreten wie jener „Seelenmensch" Winterfeldt, der seine deutsche Art auch gegen den königlichen Freund tapfer behauptete. Oftmals sehnt sich Friedrich in seinen Briefen hinüber nach dem neuen Athen an der Seine und beklagt den Neid mißgünstiger Götter, der den Sohn der Musen verdammt hat im kimmerischen Winterlande über Sklaven zu herrschen; und dennoch teilt er unverdrossen wie sein Vater die Sorgen und Mühen dieses armen Volkes, von Herzen froh des neuen Lebens, das unter den harten Fäusten seiner Bauern aufsprießt, und ruft stolz: „Ich ziehe unsere Einfachheit, selbst unsre Armut jenen verdammten Reichtümern vor, welche die Würde unsres Geschlechts verderben." Wehe den fremden Poeten, wenn sie sich unterstehen dem Könige einen politischen Ratschlag zu geben; hart und höhnisch weist er sie dann in die Schranken ihrer Kunst zurück.

Wie lebhaft ihn auch die Ideen des neuen Frankreichs beschäftigen, ein großer Schriftsteller ist er nur, wenn er deutsche Gedanken mit französischen Worten ausspricht, wenn er in seinen politischen, militärischen und historischen Schriften als ein deutscher Fürst und Feldherr redet. Nicht in der Schule der Fremden, sondern durch eigne Kraft und eine unvergleichliche Erfahrung wurde Friedrich der erste Publizist unseres achtzehnten Jahrhunderts, der einzige Deutsche, der mit schöpferischer Kritik an den Staat herantrat und in großem Stile von den Pflichten des Bürgers sprach: so warm und tief wie der Verfasser der Briefe des Philopatros wußte noch niemand aus jenem staatlosen Geschlechte über die Vaterlandsliebe zu reden. Der greise König hielt es nicht mehr der Mühe wert von der Höhe seines französischen Parnasses hinabzusteigen in die Niederungen deutscher Kunst und mit eignen Augen zu prüfen, ob die Dichterkraft seines Volkes nicht endlich erwacht sei. In dem Aufsatze über die deutsche Literatur, sechs Jahre vor seinem Tode, wiederholt er noch die alten Anklagen der regelrechten Pariser Kritik wider die zuchtlose Verwilderung der deutschen Sprache, fertigt die abscheulichen Plattheiten des Götz von Berlichingen, den er schwerlich je gelesen, mit schnöden Worten ab. Und doch gibt gerade diese berüchtigte Abhandlung

Digitized by Google

ein beredtes Zeugnis von dem leidenschaftlichen Nationalstolze des Helden. Er weissagt der Zukunft Deutschlands eine Zeit geistigen Ruhms, die den Ahnungslosen schon mit ihrem Morgenscheine bestrahlte. Wie Moses sieht er das gelobte Land in der Ferne liegen und schließt hoffnungsvoll: „Vielleicht werden die zuletzt kommen alle ihre Vorgänger übertreffen!“ So nah und so fern, so fremd und so vertraut stand Deutschlands großer König zu seinem Volke.

Die große Zeit der alten Monarchie ging zur Rüste. Um den König ward es stiller und stiller; die Helden, die seine Schlachten geschlagen, die Freunde, die mit ihm gelacht und geschwärmt, sanken einer nach dem andern ins Grab; der Fluch der Größe, die Einsamkeit kam über ihn. Er war gewohnt, kein menschliches Gefühl zu schonen; waren ihm doch selber einst alle wonnigen Träume der Jugend durch den unbarmherzigen Vater zertreten worden. Im Alter ward die rücksichtslose Strenge zur unerbittlichen Härte. Der ernste Greis, der in spärlichen Mußestunden einsam mit seinen Windspielen an den Gemälden der Galerie von Sanssouci entlang schritt oder im runden Tempel des Parks schwermütig der verstorbenen Schwester gedachte, sah tief unter seinen Füßen ein neues Geschlecht kleiner Menschenkinder dahinziehen, sie sollten ihn fürchten und ihm gehorchen, an ihrer Liebe lag ihm nichts. Die Übermacht des einen Mannes lastete drückend auf den Gemütern. Wenn er zuweilen noch in das Opernhaus kam, dann schienen Oper und Sänger vor den Zuschauern zu versinken, alles blickte hinüber nach der Stelle im Parterre, wo der verfallene Alte mit den großen harten Augen saß. Als die Nachricht seines Todes kam, rief ein schwäbisches Bäuerlein, unzähligen Deutschen aus der Seele: wer soll nun die Welt regieren? Bis zu seinem letzten Atemzuge strömte alle Willenskraft der preußischen Monarchie von diesem einen Manne aus; der Tag seines Todes war der erste Rasttag seines Lebens.

Macaulay

Seine eignen Leistungen waren so groß, wie man sie den körperlichen und geistigen Kräften eines Menschen kaum hätte zutrauen sollen. In Potsdam, seiner gewöhnlichen Residenz, stand er im Sommer um drei und im Winter um vier Uhr auf. Gleich darauf erschien ein Page mit einem großen Korbe, der alle die Briefe enthielt, welche mit dem letzten Kurier für den König eingelaufen waren: Gesandtschafts- und Steuer-Berichte, Baupläne, Vorschläge zur Trockenlegung von Sümpfen, Beschwerden von Personen, welche glaubten, daß ihnen Unrecht geschehe, Eingaben von solchen, welche Titel, Militär- und Zivilanstellungen nachsuchten und dergleichen mehr. Er prüfte die Siegel mit scharfem Auge, denn der Verdacht, man könne ihn in irgendeiner Weise hintergehen, verließ ihn nicht einen Augenblick. Dann las er die Briefe, teilte sie in verschiedene Pakete und gab seiner Entscheidung meistens durch ein Zeichen, oft durch zwei oder drei Worte, hier und da durch ein schneidendes Epigramm zu erkennen. Gegen acht Uhr hatte er diesen Teil seines Tagwerkes gewöhnlich beendet. Dann trat der seines Dienstes harrende Generaladjutant ein und nahm den Tagesbefehl in bezug auf die sämtlichen militärischen Angelegenheiten des Königreichs entgegen. Darauf begab der König sich zur Inspizierung seiner Garden, aber nicht in der gewöhnlichen Weise, wie Könige ihre Garden zu inspizieren pflegen, sondern mit der

Digitized by Google

pünktlichsten Aufmerksamkeit und Strenge eines alten Exerziermeisters. Inzwischen waren die vier Kabinettssekretäre mit der Beantwortung der Briefe beschäftigt gewesen, auf deren Rand der König seinen Willen zu erkennen gegeben hatte. Diese unglücklichen Schreiber waren jahrein, jahraus zur Arbeit gezwungen, wie die Negersklaven auf den Zuckerplantagen in der Zeit der Ernte. Sie hatten nie einen Feiertag und wußten nicht mehr was es war, Mittagszeit zu halten. Bevor sie sich regen durften, mußten sie alles erledigt haben, was zu ihrer Tagesarbeit gehörte. Der König, der stets auf der Hut war gegen Unterschleif und Täuschung, nahm aufs Geratewohl eine Handvoll von den Briefen heraus und blickte hinein, um sich zu überzeugen, ob seine Befehle genau befolgt wären. Diese Sicherheitsmaßregel gegen falsches Spiel von seiten der Sekretäre war nicht übel; und wäre einer von ihnen auf Fälschung ertappt worden, dann hätte er sich glücklich preisen mögen mit fünf Jahren elender Einkerkerung davonzukommen. Schließlich unterzeichnete Friedrich die Antworten, welche sämtlich noch an demselben Abende weiterbefördert wurden.

Carlyle

Friedrich ist mit nichten der vollkommenen Halbgötter einer und es läßt sich manches mit gutem Grund gegen ihn sagen. Bis ans Ende ein bedenklicher Held, mit vielem, was man weg- und ohne vieles, was man hinzuwünschen möchte. Aber es ist ein Zug in ihm, der frühe in der Untersuchung hervortritt, nämlich, daß er in seiner Art eine Tatsache ist; daß er stets meint, was er spricht; auch seine Handlungen auf das, was er für die Wahrheit erkennt, begründet, kurz, daß er gar nichts vom Lügner oder Scheinmenschen an sich hat — und einige Leser werden zugeben, daß dieser Zug eine äußerst seltene Erscheinung ist.

Wir bemerken, daß dieser Mensch gar weit entfernt war, zu versuchen, nach Schwindlerart mit den Tatsachen um ihn zu verfahren, daß er besagte Tatsachen ehrlich erkannt hat, wo sie immer zutage traten, und auch sehr begierig gewesen ist, ihr Dasein zu ergründen, wo sie noch verborgen oder zweifelhaft waren. Denn er hat wohl gewußt, in einem ganz ungewöhnlichen Grade und mit einem Verdienst, das um so höher, als es ein unbewußtes ist, wie völlig unerbittlich die Natur der Tatsachen ist, ob erkannt oder nicht, ob ergründet oder nicht, wie vergeblich alle List der Diplomatie, Feinheit und Sophisterei, um einen Sterblichen, der nicht auf der Dinge Wahrheit fußet, auf die Länge vom Sinken zu retten, vom Sinken zu den Kotgöttern hinab, mit all seinen Diplomatien, Besitztümern, Ausführungen, und ein namenloses Objekt zu werden, tief verborgen in den Pfuhlen des Universums.... Wie dieser Mann, der noch dazu von Amt ein König war, sich im achtzehnten Jahrhundert benahm und bewerkstelligte, nicht ein Lügner und Charlatan zu sein, wie sein Jahrhundert es war, das verdient gesehen zu werden.... Für mich ist er der letzte der Könige. Wann der nächste kommen wird, ist eine offne Frage. Aber mir scheint, als wenn die Völker, alle Völker wahrscheinlich, nach und nach, in ihrer Verzweiflung, geblendet, gleich Jonas verschlungen in einem Walfischbauch gemeiner, wüster, abscheulicher Zustände (denn ist nicht die Anarchie oder die Herrschaft des Niedrigeren über das Edlere, das eine Lebenselend, das der Klage wert ist, und in Wahrheit der Greuel aller Greuel, der aus allen anderen hervorgeht

Digitized by Google

und alle anderen erzeugt?) — als ob alle Völker der Welt, auch England, wenn es ausharrt, sich mehr und mehr eines solchen Mannes, seiner Taten und Leistungen erinnern werden — mit ganz anderen Gefühlen, als sie gegenwärtig möglich sind!

Rundschau

Allgemeineres

Fromme Wünsche

Eine Gravüre in diesem Heft zeigt nach Bernhard Mannfelds feiner Radierung das Gruftgewölbe der Potsdamer Garnisonkirche, in dem neben dem Sarge von Friedrichs Vater sein eigner schlichter und vornehm-schöner steht. Die Stätte ist nichts weniger als stimmunglos; alle guten Geister des Altpreußentums summen von halbvergessenen Siegen durch die alten Fahnen, zumal, wenn die Lebenden unter dieser Orgel in Waffenröcken beten. Friedrich Wilhelm I. gehört hierher. Und Friedrich der Große? Nun erinnert man sich daran, daß Friedrich hier gegen seinen ausdrücklichen Willen beigesetzt ist. Daß er selbst dieses Preußentum, dem er sein ganzes Leben in einer Pflichterfüllung ohnegleichen opferte, doch nicht als sein letztes Wesen erschöpfend empfand, doch nicht als seines „Herzens Herz", daß er nicht in Feindschaft gegen die Kirche, aber außerhalb ihrer Mauern beigesetzt werden wollte. Auf Sanssouci, unter der Flora, „wenn ich dort bin, werde ich ohne Sorgen sein". Mitten unter den Gestaltungen seines Lebens, nahe seinem Arbeitzimmer und all den Stätten des Verkehrs der ihm befreundeten Geister, nahe seiner Bildergalerie, umgeben wie von treuen Wächtern von seinen lieben Windspielen, vom Grün umfächelt, von Vögeln umsungen, über Potsdam und den märkischen Seen, und doch für sich, wie er gelebt.

Ein seltsamer Gedanke taucht auf. Sollte die Kultur unsrer Zeit sich zu der Tat aufraffen können, Sanssouci wieder herzustellen, wie es zu Friedrichs Zeiten war? Es brauchte keine klügelnde Restauration dazu, es brauchte im Wesentlichen nichts dazu als ein Ausräumen. Ein Ausräumen all dieses neuen plastischen Krams aus dem Park, der sich dort auf die Plätze stellt, die mit so bewußter Absicht eines guten Geschmacks leer gelassen waren, ein Ausräumen vor allem der Steinfigur des sterbenden Friedrichs aus seinem Sterbezimmer, die, gut an sich, an dieser Stelle zur Panoptikumfigur entweiht wird und dadurch ihrerseits den geweihten Raum entwürdigt. Und als Abschluß und Krönung des Werkes Friedrichs Überführung dorthin, wo er zu ruhen sich selbst bestimmt hat. Ganz Sanssouci wäre fortan sein eignes Monument, und eins, das wie kein zweites auf der Welt von dem zeugte, der sich's gesetzt . . .

„Verschwinde, Traum!" Friedrichs Testament bezeugt zwar in jedem Wort, daß ihm auch über seinen Tod hinaus nichts wichtiger war als das Staatswohl, aber, ob er auch durch sein Leben bewiesen haben mochte, daß er sich darauf einigermaßen verstand, Friedrich Wilhelm II. war doch von seinen Mätressen und Hokuspokusmachern her darüber besser unterrichtet. Dem Mächtigsten in Preußen ward sein Wille über dieses Wenige eigner Erdenreste von seiner Zeit nicht erfüllt. Und wenn wir uns darüber empören, so mögen wir fragen, ob dran zu denken wäre, daß die unsrige

Digitized by Google

es ihm erfüllte! Ob man nicht vielmehr einen Antrag auf endliche Vollstreckung von Friedrichs Willen heute noch als ein Ärgernis abweisen würde!

Wie weit sind wir noch zweihundert Jahre nach Friedrichs Geburt von dem Geiste der Duldsamkeit entfernt, den er vor den Toren wähnte! A

Man hat sich wiederholt bemüht, abzuleugnen oder doch zu verdunkeln, daß man Friedrich gegen seinen klar ausgesprochenen Willen in der Garnisonkirche statt auf der Terrasse von Sanssouci beigesetzt hat. Wir stellen deshalb im folgenden die Tatsachen zusammen.

Die Angabe des Berliner Oberkonsistorialrats Büsching in seinem 1788 erschienenen Charakterbilde Friedrichs, „des Königs Majestät haben dem Königlichen Hause für anständiger gehalten", den großen König dort zu beerdigen, ist richtig. Offiziös ließ Friedrich Wilhelm II. verbreiten, daß es nicht mit Sicherheit festzustellen gewesen wäre, ob der von Friedrich geäußerte Wunsch, wenn er überhaupt geäußert sei, ernsthaft gemeint gewesen sei. In der umständlichen 1786 vom Feldpropst Kletschke, der bei der Leichenfeier amtierte, herausgegebenen Beschreibung der Beerdigung heißt es: „Weil nichts Gewisses darüber vorhanden war, so befahlen Seine Majestät der König, er sollte neben seinem Hochseligen Vater . . . seine Ruhestätte haben." Dies war frommer Betrug. Friedrich hatte bereits in seinem Testament vom 11. Januar 1752 seine Beerdigung in Sanssouci angeordnet, dann wieder in einem kurz vor der Schlacht bei Leuthen aufgesetzten Testament, das an den Minister Grafen Finckenstein ausgehändigt wurde, zum drittenmal in einem unmittelbar vor der Schlacht bei Zorndorf an seine Generale erlassenen Befehle und zum vierten Male in dem entscheidenden Testament vom 8. Januar 1769. Dieses Testament ist am 18. August 1786, also am Tage nach Friedrichs Tode, von dem Minister von Hertzberg in Gegenwart König Friedrich Wilhelms II. und der Brüder Friedrichs, nämlich der Prinzen Heinrich und Ferdinand, sowie des Ministers Finckenstein, demselben, dem auch das Testament von 1757 eingehändigt wurde, eröffnet und zweimal verlesen worden. Nach Verlesung hat Friedrich Wilhelm II., wie Hertzberg bezeugt, die Urkunde an sich genommen und sorgfältigst sekretiert. Sie wurde zum erstenmal bald nach Hertzbergs Verabschiedung, die im Juli 1791 erfolgte, in Schlözers Staatsanzeigen (Oktober 1791), zu Hertzbergs größter, anscheinend peinlicher Überraschung, gedruckt.

Die Idee war geradezu ein Lieblingsgedanke Friedrichs. Als er im Juni 1763 nach Kleve kam, ließ er sich dort das Grab des Prinzen Johann Moritz von Nassau († 1679) im schönen Park von Kleve zeigen. Daher die Beziehung auf jenes Grab in dem am 18. VIII. 1786 eröffneten Testamente vom 8. Januar 1769. Dieses Testament verbot auch festliches Gepränge bei der Beerdigung. Auch daran hat man sich nicht gekehrt. Dagegen entsprach man dem Wunsche Friedrichs, seine Leiche nicht zu sezieren („nicht zu manschen", lautete Friedrichs mündlich gebrauchter Ausdruck dafür, wie der erwähnte, bei der Beerdigung amtierende Feldpropst Kletschke mitteilte), und ebenso der anderen Bestimmung des Testaments, ihn nicht einzubalsamieren.

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

TOTENMASKE FRIEDRICHS

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Bibel als kulturgeschichtliches Denkmal (Schluß)

Durch das Verdienst Gunkels vor allem ist hier die Theologie sehr viel verständnisvoller den Bestrebungen entgegengekommen, die sich um die Aufhellung der historischen Entstehung der biblischen Religion durch die Heranziehung der gleichzeitigen und nachbarlichen Religionsformen bemühten.

Die religiösen Gemeinschaften werden immer ein subjektives Recht darauf behalten, eine kritische Untersuchung ihrer klassischen Urkunden abzulehnen. Immerhin werden durch alttestamentliche Forschungen weniger lebhafte Interessen verletzt, und die kritischen Handhaben sind deutlicher und schwerer bestreitbar. Vor allem ist hier ohne weiteres klar, daß wenn überhaupt eine wissenschaftliche Betrachtung anerkannt wird, — und das geschieht zurzeit in der protestantischen Theologie fast ganz allgemein — die etwaigen Vorstufen der biblischen Religionsentwicklung auf außerbiblischem Boden gesucht werden müssen, während man beim Neuen Testament immerhin auch wissenschaftlich im Zweifel sein kann, ob nicht die innerbiblische, nämlich alttestamentliche Entwicklung als Vorstufe zur Erklärung genügt. Diese Gründe reichen aus, um verständlich zu machen, wie die Aufhellung der Ursprünge auf alttestamentlichem Boden viel ruhiger und ungestörter arbeiten konnte. So hat sie denn auch trotz des unendlich umfangreicheren Forschungsschauplatzes verhältnismäßig schnell zu einem in gewissem Maß erschöpfenden und abschließenden Ergebnis geführt. Es liegt am umfassendsten und für Laien faßbarsten und interessantesten in dem neuen Bibelwerk zum Alten Testament vor, das im Vandenhoeck & Ruprechtschen Verlag erscheint (in Auswahl — die aber alles Wichtige enthält — etwa 28 Lieferungen zu je 1 M.), von dem Herausgeber der seinerzeit ausführlich gewürdigten „Altorientalischen Texte und Bilder zum Alten Testament", Hugo Greßmann geleitet, von dem Hauptanreger dieser ganzen religionswissenschaftlichen Entwicklung Hermann Gunkel mit den Sagen der biblischen Urgeschichte eingeleitet. Das Werk holt aus diesen den meisten ausgeleiert erscheinenden Texten eine geradezu märchenhafte Fülle des allerwertvollsten kulturhistorischen Materials zur Entstehungsgeschichte der Religionen, zu primitiver Poesie und Geschichtschreibung, primitiven Lebensbedingungen hervor und breitet sie aus, überall Verwandtes aus der sonstigen Urgeschichtsforschung zur Belebung und Illustrierung heranziehend. Überall verrät sich die strengste wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit, die vor keiner religiösen Vorliebe zurückweicht. Und besonders angenehm ist die völlig unverschleierte und rücksichtslose Sprache, die ohne Zeremonien von Sagen, Märchen, Schwänken, Scherzen, Liebesliedern, Mythen, Legenden spricht, wo bis vor kurzem noch eine angestrengte monotone Feierlichkeit alle Distanzen und Wertunterschiede verwischte.

Auch für im engeren Sinne ästhetische Fragen wird man manche nicht unwesentliche Förderung finden. Zum Beispiel in den Auseinandersetzungen Gunkels über älteren härteren und jüngeren erweichteren Sagenstil oder in Greßmanns außerordentlich wertvollem Nachweis, daß die Geschichtschreibung nirgends aus den Annalen hervorgeht, die eher die Phantasie eintrocknen, sondern aus derselben

Digitized by Google

Volksphantasie, die zugleich die Sagen und Mythen schafft. Man muß dabei nicht vergessen, daß alle solche Nachweisungen hier an dem lebendigen Anschauungsmaterial der alten Sagen und Geschichten gegeben werden, um die Freude sich vorzustellen, welche das Lesen dieses Buches auf Schritt und Tritt hervorbringt, die Überraschung darüber, ein wie reicher Schatz von lebendigen kulturhistorischen Bildern rings um uns her sich öffnet. Es ist, als ob man ein Stück schwarzes Land nur im Winter gekannt hätte, und der Frühling verwandelt es in ein Meer der wunderbarsten und seltensten Blüten. Soll ich, damit auch die negative Kritik nicht ganz fehle, eine Warnung einflechten, so wäre es dieselbe, die mir immer wieder sich aufdrängt, wenn ich wissenschaftliche Popularisierungsversuche lese. Die Verfasser möchten sich als vor der schlimmsten Gefahr gerade ihrer Arbeit davor hüten, ihre Darstellungen durch Redeblüten, poetisierende Wendungen, überhaupt allerlei sprachliche Frisuren aufzuschönen. Um diesem Buch der Anschauungen gegenüber in meiner Warnung nicht völlig unanschaulich zu bleiben, will ich aufs Geratewohl ein paar Sätze herstellen: „Man sieht die fröhlichen Kinder . . . den liebevollen Gatten vor sich. Gern ruht unser Auge auf Hanna. Wir freuen uns mit ihr, als sich ihr Kummer in Seligkeit verwandelt, wir fühlen ihr das Opfer nach usw.“ Doch sei gesagt, daß dergleichen nicht häufig ist.

An dieser Stelle sei das kleine Schriftchen „Die historische Semiramis und ihre Zeit“ erwähnt, das Lehmann-Haupt mit fünfzig vortrefflichen Abbildungen bei Mohr in Tübingen erscheinen ließ (2 M., gebunden 3 M.). Es führt hübsch in die Art ein, wie diese Forschung von unbedeutend erscheinenden Einzelfunden aus die überkommenen Geschichtsdarstellungen und Sagen beleuchtet und von daher ganze Strecken alter Geschichte ins Licht setzt. Das Büchlein hat den einen Fehler, den eine Neuauflage beseitigen möge, daß es die Semiramissage als bekannt voraussetzt, was zum mindesten in dem für das Verständnis des Heftes nötigen Maße ganz und gar nicht der Fall ist. Man möge also bei seiner Neuherausgabe der Untersuchung die betreffenden Texte oder ein genügendes Referat über sie vorausschicken.

Wie unendlich viel stärker die religiösen Probleme zurzeit im Zusammenhang der allgemeinen Religionsforschung verhandelt werden als noch vor zwanzig Jahren, spiegelt sehr lehrreich auch ein Unternehmen wie das vortreffliche Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“, das Friedrich Michael Schiele bei Mohr herausgibt, und das zurzeit bis zum dritten Bande gediehen ist (vollständig in fünf Bänden zu 24 M.). Zahlreiche ausführliche und gediegene Aufsätze unterrichten hier nicht nur über Fragen christlich-religiöser Zusammenhänge, sondern auch über diejenigen der fremden Religionen, des Buddhismus, des Islam und der andern. Dies Lexikon kommt für das neuerwachte Interesse an religiösen Fragen sehr zu rechter Zeit. Es gibt über alle in den religiösen Kontroversen sei es zwischen den Konfessionen, sei es zwischen modernen und älteren Auffassungen irgendwie vorkommenden Erscheinungen, Begriffe oder Probleme gute, erschöpfende und wissenschaftlich gediegene Auskunft. Es

Digitized by Google

seien beispielsweise die sehr gründlich und umfassend über die Beziehungen der naturwissenschaftlichen Forschungen und Hypothesen zu Religion und Weltanschauung orientierenden Titiusschen Artikel hervorgehoben: Biologie, Darwinismus, Entwicklungslehre, Deszendenztheorie, Energie und Energetik. Oder der Artikel über die griechische Religion, der nach moderner Methode nicht von den ausgebildeten Götterfiguren der Spätzeit, sondern vom primitiven Aberglauben ausgeht, und den meisten sehr viel Überraschungen bringen wird. Natürlich sind wie in jedem Konversationslexikon auch hier die Werte der Artikel verschieden. Wenn beispielsweis der um die friedliche Annäherung der beiden Konfessionen so sehr verdiente Walter Köhler — wohl in diesem Interesse — die konventionelle durch die Vorliebe des Kaisers bekannt gewordene und charakterisierte Heiligenmalerei der Beuroner Benediktinerabtei im wesentlichen lobt, so ist das für die an steifer Korrektheit und leerer Süße zur Genüge krankende religiöse Kunst nicht förderlich. Dafür entschädigen auch den Kunstliebhaber zahlreiche künstlerisch verständnisvolle Aufsätze beispielsweise von Strzygowski und besonders ein sehr lebendiger und bedenkenswerter des Rembrandtforschers Neumann über Christliche Kunst, aus dem der Kunstwart schon eine Probe gebracht hat.

Wer im übrigen in ständiger Berührung mit den wissenschaftlichen Erscheinungen auf religiösem Gebiet bleiben will, wird ein im besonderen Sinn gediegenes und interessantes Orientierungsmittel in Bousets „Theologischer Rundschau“ (Tübingen, Mohr, erscheint monatlich; jährlich 6 M.) finden. Sie beschränkt sich allerdings, wie auch ihr Titel andeutet, auf den christlichen Kulturkreis. Aber die Forschungen auf den verschiedenen Gebieten dieses Kreises berichtet sie fortlaufend und nicht in zerstreuten Einzelrezensionen, sondern organisch in zusammenfassenden Übersichten. Artur Bonus

Halbe als Prosaiker

Literatur

Wie so viele von theatralischem Mißgeschick verfolgte Dramatiker ist Max Halbe in nicht mehr ganz jungem Mannesalter zur Prosadichtung übergegangen. Und wie so mancher von ihnen hat er auch darin sehr geschwind einen erkennbar persönlichen Stil gefunden, einen Stil, dessen Elemente die gleichen sind wie die seiner Dramen. Da findet man im Anfang ein recht beträchtliches Stück guter, klarer Lebenserfahrung, ein sicheres Schreiten auf vertrautem Erdboden. Ob es nun ein Münchner Vorstadtgarten ist oder das Ostseebad Z. oder die Stadt Danzig, — etwas von der eigentümlichen Luft und Stimmung des Ortes und seiner Gesellschaft fängt Halbe jedesmal ein und breitet es behaglich aus. Dahinein führt er rasch und mit etwas unbekümmertem Strich, der nicht immer die gewünschte Tiefe ans Licht bringt, ein paar Leute, alte naturalistische Originale mit viel Kraftworten, tüchtige und untüchtige Typen in derber Auffassung, die aufs Ganze geht. Neben ihnen — Frauen. Frauen, die alle überaus liebenswert und vielgeliebt sind und in die Schicksale verkettet werden. Aus süßem Sehnen wächst dann jene wonnige Lust, die Halbes „Jugend“ berühmt gemacht hat, aus Konflikten erwächst der harte, an brutalem Geschehen reiche Ausgang. Es ist eine reine, von ehrlichstem Instinkt und gutem Fühlen getragene Kunst, die sich so gibt.

Digitized by Google

Ein paar kleine Novellen im „Ring des Lebens“*, eine Gymnasiastenerinnerung an Liebe und Tod, eine kurze Erzählung vom Leiden eines Amerikafahrers, diese scheinen mir zu den guten, reifen Werken zu gehören, in denen sich nicht nur ein ernstes Stück Leben spiegelt, sondern die auch von dem tieferen Wert des Geschehens eine Art Schwingen und unterirdischen Akkord empfangen.

Hier aber liegt, wenn ich recht sehe, die Gefahr von Halbes Poesie. Die tiefere Bedeutung, die unbegreiflichen, ahndevoll zu verehrenden Zusammenhänge im Fluß des Lebensspiels reizen ihn nicht zu tieferem klaren Schauen und energischerem Herausholen aller verborgenen Fülle, sondern er glaubt sie in Symbolen und Deutungen am leichtesten zu fassen. Das kann gelegentlich angehen. Die symbolische Titelnovelle „Der Ring des Lebens“ erscheint mir zum Beispiel in der Tat geglückt. Ein holdes Jugenderlebnis eines jungen annoch Unerfahrenen, der von ungefähr in ein altes, von historischen Erinnerungen geheimnisvoll belebtes Haus einzieht. Dort findet er die Gesellschaft einer edeln Mutter und ihrer drei klugen Töchter Apollonia, Euphrosyne und Scholastika; ein heiteres, graziöses, reiches Spiel der Neigungen und Geister hebt auf dem Teppich des stillen Parks an, Natur Sehnen, Suchen, Erkennen wirken herzreifend durcheinander. Aber nicht Erfüllung der Wünsche ist der Sinn: nur wer für ewig verloren hat, der besitzt! so klingt es mahnend. Nach Jahr und Tag vergeht alles an einem Sommertag, der den Jüngling wieder mitten ins Leben stellt. Wirklichkeit und Wunschwelt reißen voneinander ab, und nur die schwere Entzücktheit des tief und naiv durchlebten Spiels bleibt als Erinnerung dem Mann, als letzter, edler Gewinn dem nachdenklichen Leser.

In solcher Weise gibt Halbe seiner alten Romantikerlust nach, und hier, wo Jugend und Liebe, Naturempfinden und anmutiger Scherz vorherrschen, ist ihm ein rechtes Werk von Rundung und Fülle gelungen.

Aber der Gefahr der Symbolsucherei, der Ahnen- und Mitternachtmystik ist er darum nicht entgangen. Erschien da jüngst ein an 600 Seiten starker Roman von ihm, „Die Tat des Dietrich Stobäus“. Von ihm zu sprechen ist Verlegenheit, soviel nahezu unglaublicher Aufwand von Gespensterei, Bangemachen, Ahnung und Dämmerung des liebend-blinden Gemütes ist darin gemacht — und warum? Weil Dietrich Stobäus ein ziemlich eindeutiges Theaterdirnchen mit psychotischen Zuckungen des Gemüts liebt und sie schließlich, als ihre flatterhafte Untreue dem reichen Mann nicht mehr zweifelhaft ist, umbringt, oder wie „der Fremde“ ihm geheimnisschwanger zuflüstert: feig wie er ist, vom „Zufall“ umbringen läßt. Wie ein immerhin ernster Poet auf diesen Stoff verfallen konnte, das weiß man seit Gerhart Hauptmanns tiefgeschauter Geisel des großen Karl. Aber wie er in ein so böses Kolportagegenre entgleisen konnte, das bleibt Halbes Geheimnis. Nun schwimmen aber auch in dieser trüben Flut wieder ein paar kräftige Inseln realistischer Schilderung. Vielleicht rettet sich Halbe über sie zurück an festes Land; dann werden wir, wie gesagt, einen tüchtigen, lebendig sehenden Prosaiker aus dem vielbefehdeten Dramatiker gewonnen haben.

Ez. Nidden

* Wie das folgende Buch im Verlag A. Langen, München

Digitized by Google

Strindbergs „Scheiterhaufen", Greinzens „Thurnbacherin" und allerlei neue Lustspiele

Berliner Theater

Auf daß doch das plätschernde Einerlei des Berliner Theaterlebens endlich mal wieder einen kräftigen Akzent bekäme, führte das Künstlerische Theater, eine literarische Vereinsbühne unter der Leitung von Adolf Lanz, August Strindbergs „Scheiterhaufen" auf. Gleich einem Urweltgletscherblock stürzt dieser Dreiakter auf die geschniegelten Beete unsrer zeitgenössischen Dramatik. Man steht einen Augenblick wie erstarrt und versteinert vor so viel Wildheit, Wucht und Unerschrockenheit. Alles, was Strindberg an Zorn, Haß und Wut in sich aufgespeichert hat, hier ergießt es sich schmetternd und dröhnend zu Tal. Das Bild einer degenerierten Familie, in dem sich alle Verworfenheiten und Scheusäligkeiten entarteter Triebe zusammenfinden. Man denkt an Hauptmanns „Friedensfest", tut den Vergleich aber alsbald beschämt beiseite, so grandios und grotesk überragt der von dem Schweden aufgetürmte Berg der Scherben und Trümmer den Maulwurfshügel des Deutschen.

Strindbergs dämonischer Weiberhaß, den wir halb schon entschlummert glaubten, wacht hier als Menschheitshaß zu neuer Berserkerwildheit auf. Eine Mutter steht im Mittelpunkt der Familientragödie, die Gebärerin aller nur denkbaren Schuld und Sünde. Diese Frau Elise ist ebenso verschlagen im Kleinen wie grausam im Großen. Heimlich schöpft sie die Sahne von der Milch, um sie sich allein zu Gemüte zu führen, unterschlägt das Holzgeld, malträtiert die Dienstboten, kein wahres Wort kommt von ihren Lippen; sie läßt die Kinder hungern und frieren, während sie in der Küche sich gütlich tut, sie jagt den Mann in Verzweiflung und Tod, sie überläßt den Jungen der Verwahrlosung und überliefert die Tochter einem Manne, mit dem sie selber ihre unsaubern Liebeleien treibt. Bei jedem andern würde man den Ekel an diesem Weib mit dem Gelächter über so viel gehäufte Scheußlichkeit austreiben. Hier aber erhebt sich immer wieder der knirschende Respekt vor solch furiosem Wahrheitsfanatismus, der lieber mit Skorpionen peitscht, als daß er nur einmal einem linderen und wohltuenden Gefühle nachgäbe.

Denn so unerbittlich wie als Büttel, der das Verbrechen an den Pranger stellt, ist Strindberg auch als Zuchtmeister und Vergelter. Die eignen Kinder zahlen dem Mütterlein heim, was sie an ihnen gesündigt hat. Die naive Grausamkeit des Märchens glaubt man aus dem Grabe steigen zu sehen — nur daß hier alles mit schneidendster Schärfe überdacht, überlegt, errechnet und in kunstvollem Parallelismus förmlich geometrisch konstruiert ist. Himmel und Erde verbinden sich, die Rache zu vollziehen. Wenn der Sturm durch die kalten Zimmer heult, so glaubt Frau Elise darin die Höllenstimme ihres bösen Gewissens zu hören und fühlt sich wie von Furien gehetzt. Ihr Schwiegersohn treibt sie mit dem Knüppel in der Hand zum Feuermachen an den Kamin; ihre Tochter zwingt sie, die zähen Speisen hinabzuwürgen, die sie selbst einst für die Kinder gut genug hielt; und ihr Sohn zündet der bösen Alten das Dach über dem Kopfe an, so daß ihr nur der Todessprung aus dem Fenster

Digitized by Google

bleibt. Indessen hocken die Geschwister wie zwei Verdammte, durch gleiche Schuld und Qual zusammengekettet, beieinander, engumschlungen, den sichern Tod vor Augen, wie arme Sünder auf dem Scheiterhaufen, der am Ende mit seiner lautern Flamme allen Schmutz und alle Schande tilgen soll. „Ist es nicht wie am Weihnachtsabend," sagt Schwesterlein zum Brüderlein, „damals, als wir in die Küche durften, uns endlich einmal satt zu essen?"

So abweisend das Drama sich gegen alle Linderungen und Versöhnlichkeiten verhält, so nachgiebig zeigt es sich gegen künstliche Stimmungsmache und bequeme Behelfe der Technik, die mehrmals geradezu schon ans Kolportagehafte streifen. Dabei ist die Symbolik der Figuren so gewollt und übertrieben, daß sie ins Abstrakte geraten, und in dem eisigen Klima, darin sie stehen, erfriert mit unserm menschlichen Mitleid auch unsre tragische Teilnahme. Auch die Wohltat der Vernichtung, die der Scheiterhaufen endlich solchem sich durch drei Generationen fortzeugenden Jammer bereitet — denn auch die Mutter war schon erblich mit dem Fluch des Bösen belastet —, vermag diese frostige Kälte eines Monomanen nicht mehr zu schmelzen. Alle tiefsinnig ertüftelte Symbolik von dem Feuer, das zu diesen gegen sich selber wütenden Menschen als verzehrende Flamme kommt, weil es nicht als wärmende Glut kommen durfte, hilft da nicht mehr. Auch die Güte wird zur Bosheit, wenn sie so wie hier sich selber in das Halseisen und die spanischen Stiefel der Übertreibung zwängt, wenn sie Scheuklappen vor die Augen nimmt, um immer nur die Bestie im Menschen zu sehn.

Ein gedämpfter Strindberg, ins Tirolerische übersetzt — das ist so ungefähr der Eindruck, den man aus der „Thurnbacherin", dem von der Freien Volksbühne im Thaliatheater aufgeführten Bauerndrama von Rudolf Greinz, mitnimmt (Buchausgabe bei Staackmann, Leipzig). Eine Weile kämpft man noch mit der Erinnerung an all die lustigen Geschichten, die der Österreicher uns aus dem „heiligen Landl" erzählt hat, dann spürt man vor diesen knappen drei Akten immer deutlicher, daß er bei aller epischen Behaglichkeit doch Energie genug behalten hat, um mit Konsequenz und Kraft die Tragödie einer jungen lebens- und liebesdurstigen Bäuerin hinzustellen, die, um dem Schrei ihres Blutes und ihrer Habsucht gehorchen zu können, erst ihren kränklichen, untüchtigen Mann erstickt, dann auch dessen jüngern Bruder, den Mitwisser ihrer heimlichen Schuld, in die Netze ihres Verbrechens zu ziehen sucht, bis der alte Thurnbacher, einer von den Zähen und Gewaltsamen des alten Geschlechts, sich ein Herz faßt und dem fremden Raubvogel, dem Mörder seines Sohnes und Schänder seines Hofes, die Kehle zudrückt. Die kahle Animalität dieser Handlung, die auf alle tiefere Psychologie verzichtet, konnte schwerlich vor ein günstigeres Publikum als das der Volksbühne kommen: dort weiß man noch eine robuste Faust zu schätzen, dort hat man noch das richtige genügsame Verständnis für die gedrungenen Ursprünglichkeitsgefühle, die bei Greinz mit einem fast schon wieder verschollenen Naturalismus die Herrschaft führen. Das Beste an dem Stücke ist die rauhe Objektivität, mit der ohne Haß und Liebe die Menschen einer kargen Scholle gezeichnet

Digitized by Google

werden; kein Schimmer einschmeichelnder Humanität oder gar aufputzenden Salontirolertums nimmt ihnen etwas von ihrer durchsichtigen Einfalt und ihrer steif aufgerichteten Geradheit. Nein, der Respekt vor den bäuerlichen Instinkten läßt sich nichts abhandeln und erzielt so in mehr als einer Szene eine dramatische Wucht, die in diesem Milieu aller feinspürigen Berechnung versagt bleiben würde.

Jenes rotglühende Scheiterhaufen-, dies mordgierige Bauerndrama — zu viel der Kälte für die letzten Wochen des lebensmüden Jahres. Schnell die Wärmflaschen des Lustspiels herbei, die Temperatur des Bettes zu heben! Gleich drei waren auf einmal da: Alfred Halm und Robert Saudek mit einem Prinzenstück („Heiligenwald") im Neuen Schauspielhaus, Tristan Bernard mit einem Kellnerstück im Trianontheater („Das kleine Café"), Karl Rößler mit einem Bankierstück („Die fünf Frankfurter") im Königgrätzer Theater. Weltferne Waldeinsamkeit rechts, der Geldbeutel der Rothschilds links, ein Herr Ober, der's eigentlich gar nicht nötig hätte, in der Mitten — Menschenliebe und Fingerfertigkeit bringen's am Ende doch fertig, daß in allen drei Fällen der Hans seine Grete und das liebe Publikum sein Recht auf Amüsement bekommt. Wohlan, die Stätte ist vom alten Gras gereinigt, der fröhliche Einzug des neuen Jahres kann beginnen!

Friedrich Düsel

Wedekinds „Oaha", Bernsteins „Endlich allein!", Kosors „Brand der Leidenschaften" und zwei Ausgrabungen

Münchner Theater

Nachdem die Zensur eine öffentliche Aufführung von Frank Wedekinds „Oaha" verboten hat, nahm sich der „Neue Verein" dieser vieraktigen Komödie mit einer geschlossenen Vorstellung des Lustspielhauses an, bei der Wedekind selbst den Verleger des Witzblattes „Till Eulenspiegel" und Frau Tilly Wedekind dessen nordische Gattin verkörperte, während Wedekinds Doppelgänger im Stück — der Schriftsteller Bouterwek — von einem Mitglied des Lustspielhauses in der Maske des Autors gegeben wurde. Das Stück liegt seit Jahren als Buch vor; so genüge die Erinnerung, daß es sehr eindeutig und kaum verblümt die grausame Abrechnung Wedekinds mit dem „Simplizissimus" und dessen Verleger vollzieht, und daß es außerdem noch allgemeinere satirische Streiflichter auf die journalistische Witzefabrikation überhaupt wirft. Das letztere Moment tritt leider sehr zurück, das Ganze berührte daher doch nur rein persönlich und damit mehr peinlich als ergötzlich. Doppelt peinlich jetzt, da der verhöhnte Verleger wie sein gleichfalls arg mitgenommener Schwiegervater (Björnson) nicht mehr unter den Lebenden weilen. Übrigens dürften trotz des sehr freundlichen Beifalls, den die Aufführung fand, auch abgehärtetere Gemüter der Sache nicht recht froh geworden sein. Von überlegenem Geist ist im Dialoge nicht viel zu spüren; Wedekinds Kampfmittel sind hier überraschend billig, bis hinab zur Wiederholung komischer Schlagworte und zur Ausnützung

Digitized by Google

von Possenrequisiten, und auch in bühnentechnischem Betracht, im Gesamtaufbau wie in der Szenenführung zählt „Oaha“ nicht zu seinen besseren Stücken. Betitelt ist die Komödie bekanntlich nach dem grotesken Trottel, der von der Redaktion des „Till Eulenspiegel“ als Witzorakel akquiriert wird. Ich muß gestehen, daß ich diesen Witz über das geschäftsmäßige Witzemachen der Witzblätter auch dann nicht für sehr witzig halten könnte, wenn Wedekind ein witzigeres Symbol hierfür gefunden hätte. Gewiß, in der bitteren journalistischen Notwendigkeit, immer neue Witze rechtzeitig zu beschaffen, liegt viel Komik des Allzumenschlichen; allein: wenn die Witze dann amüsieren, so haben sie eben ihren Zweck durchaus erfüllt, und leistungsfähige Handwerker sind noch lange keine Kretins. Die ideelle Enttäuschung, die gar mancher Besucher der Uraufführung mitnahm, wurde noch verstärkt durch einen geheimnisvoll-vielversprechenden Untertitel, um welchen das Stück auf dem Theaterzettel bereichert erschien: „Die Satire der Satire“.

Völlig vor Enttäuschungen bewahrt blieben hingegen die Gäste der Uraufführung, die das Münchner Schauspielhaus als Weihnachtspremiere herausbrachte. Max Bernsteins neues dreiaktiges Lustspiel „Endlich allein!“ zeigt sofort mit beruhigender Deutlichkeit, daß es lediglich im Sinne französischer Schwänke leichthin amüsieren will. Ein junger Adliger, der heiraten soll, macht seiner Geliebten schonende Andeutungen über sein Verlangen nach ehrsamer Teilnahme an der guten Gesellschaft, sie mißversteht ihn, den Plan nur auf sich selbst beziehend, und so muß er nolens volens mit ihr eine Schein-Hochzeitsreise ins Gebirge unternehmen. Dabei blamiert sie ihn aufs schaudervollste, und sein Unglück wird um so größer, als er sich auch noch ernstlichst in ein anständiges junges Mädchen verliebt und auf die Gegenliebe der Angebeteten rechnen könnte, wenn nur die vermeintliche Gattin nicht wäre. Aber der Arme wird noch rechtzeitig erlöst; die fatale Adrienne läßt sich von einem resoluten Balkanfürsten entführen, und der Held ist „endlich allein“, um seine Verlobung bewerkstelligen zu können. Wie er das macht trotz seiner gravierenden Vergangenheit, das erzählt das Stück wohlweislich nicht mehr, und auch im übrigen darf man es nicht auf Wahrscheinlichkeit prüfen.

Das vieraktige Schauspiel „Brand der Leidenschaften“ von dem deutschschreibenden und in München lebenden Slawonier Josip Kosor baut sich auf jenem „Kampf um die Scholle“ auf, der, oft mit reichlicher Affektation, ein Lieblingsgegenstand der modern-deutschen Bühnendichtung geworden ist. Hauptsache wird aber hier der Kampf religiös-pflichtgemäßer Selbstbeherrschung gegen den leidenschaftlichen Trieb der Natur. Der grüblerisch-fromme Bauer Salič hat einen fortgesetzten Ackerdiebstahl seines gewalttätigen Nachbarn Rigalin, ja selbst dessen frechhöhnische Provokationen widerstandlos ertragen, aus Furcht, der Satan könnte sonst Gewalt über ihn bekommen. Als aber sein Sohn Ilja von Rigalins Sohn Ada mit dem Messer verwundet wird, und dieser noch obendrein an Iljas Braut einen Vergewaltigungsversuch verübt, nimmt Salič wenigstens wegen der Grenzverrückung gerichtliche Hilfe in Anspruch. Da der Richter zu seinen Gunsten entscheidet, schwören Rigalin und dessen Sohn fürch-

Digitized by Google

terliche Rache: und der Alte steckt zunächst den Hof seines Gegners in Brand. Er wird auf ein Jahr eingesteckt: aber die Sieger können ihres gerechten Erfolges nicht froh werden; den guten Salič läßt nach Rigalins Rückkehr ins Dorf die Angst vor seiner und Abas Rache keine Ruhe, und Ilja quält der Zweifel, ob die Braut jener früheren Nachstellung Abas wirklich unberührt entgangen sei. Um des ersehnten Friedens willen lädt Salič die Gegner zur Hochzeit seines Sohnes, unter freiwilliger Preisgabe des umstrittenen Ackerteils und mit weiteren großmütigen Zugeständnissen. Doch Aba, der nun sogar den Brautführer machen soll, behauptet am Vorabend Ilja ins Gesicht, die Braut damals überwältigt zu haben: diese straft ihn Lügen, und er wird aus dem Hause gewiesen. Andern Tags kommt er mit seinem Vater verspätet zur Hochzeit, und beide fordern vor allen Gästen ihre Gegner nochmals unter dem Vorwurf der Feigheit heraus. Jetzt ist es vorbei mit allem ethischen Widerstand: die beiden werden a tempo erwürgt, und der Vorhang fällt.

Schon aus dieser Skizzierung der Haupthandlung erhellt ein Teil der Mängel des grell und primitiv gearbeiteten Stücks, dessen dramatischer Vorgang darauf beschränkt bleibt, daß ein triebmäßig unvermeidlicher Doppeltotschlag durch religiöse Skrupel eine Weile verzögert wird. Es zeigt außerdem noch allerlei überflüssige Einschiebsel, psychologische Entgleisungen und bühnentechnische Unbeholfenheiten, auch disputieren Kosors Bauern in einem nichts weniger als schollengetreuen Schriftdeutsch. Trotz alledem war dieser Uraufführungsabend des Münchner Residenztheaters nicht eigentlich unerfreulich, insoferne er wenigstens mit einer Begabung von echtem Theaterblut bekannt machte.

Dann ist noch von zwei „Ausgrabungen“ zu berichten.

Reinhold Lenz, dem begabtesten Sturm- und Dranggenossen des jungen Goethe, hat sich von je ein besonderes Interesse unsrer modernen literarischen Kreise zugewandt. Der lange gehegte Wunsch des geistigen Münchens, Lenzens lebensvollste Bühnendichtung, das Schauspiel „Die Soldaten“, einmal verwirklicht zu sehen, wurde nunmehr durch einen Aufführungsabend des „Neuen Vereins“ erfüllt: und zwar diente dieser Aufführung des Stückes eine Neubearbeitung von Artur Kutscher. Während der frühere Bearbeiter der „Soldaten“, E. L. Stahl, dem genialisch abrupten Sturm- und Drangstück die ordnungsgemäßen fünf Akte aufzwang, behielt Kutscher die charakteristische lose Szenenfolge bei und zog nur die fünfunddreißig Auftritte in sechzehn zusammen, unter Streichung der abschwächenden Schlußszene; im übrigen ließ er den Wortlaut fast unverändert und teilte auch die Reden einiger überflüssiger Episodenfiguren, die er zugunsten geschlossenerer Wirkung ausschied, anderen Personen des Stückes zu. Was er selbst zur Überleitung ergänzend einfügen mußte, beschränkt sich auf wenige Worte. Ob seine Arbeit und die Veranstaltung des Neuen Vereins die „Soldaten“ der lebendigen modernen Bühne erobert hat, muß trotz der beifälligen Aufnahme bezweifelt werden; dafür ist die Verführungsgeschichte, die Lenz da erzählt, doch zu verbraucht und dürftig, und die Darstellungsform zu zerfahren. Allein in literar- und kulturhistorischem Betracht war der auch kostümlich sehr hübsch ausgestattete Versuch entschieden ver-

Digitized by Google

dienst- und reizvoll. — Wenige Tage darauf grub das Münchner Volkstheater das 1860 entstandene Volksstück „Ein feste Burg ist unser Gott“ von Artur Müller aus. Artur M. Müller (geboren 1828 in Schlesien) zählt nicht zu den literarisch namhaften Müllern, doch hat er als gewandter Bühnenschriftsteller in den sechziger und anfangs der siebziger Jahre den süddeutschen Bühnen theaterwirksame Volksstücke geliefert. Die Wiedererweckung seines „Ein feste Burg ist unser Gott“ war vor allem veranlaßt durch die auffallenden Ähnlichkeiten, welches dieses Stück mit Schönherrs „Glaube und Heimat“ aufweist. Dr. Lion Feuchtwanger war auf diese Ähnlichkeiten aufmerksam geworden und nahm sich der Sache an, um der Öffentlichkeit einen Vergleich zu ermöglichen. Seine Bearbeitung beschränkte sich im wesentlichen auf die Übertragung des schriftdeutschen Dialogs in eine lokal und zeitlich angemessene Dialektsprache, wie man sie heute von Volksstücken erwartet, auf die Streichung des schwachen und überflüssigen Schlußakts (der übrigens schon bei früheren Aufführungen weggelassen worden war), und auf einige andre Kürzungen, die sich auf ein anscheinend von Müller autorisiertes Bühnenmanuskript stützen. Gleichzeitig mit seiner Neubearbeitung (erschienen bei Jos. C. Huber, Diessen bei München) gab Feuchtwanger auch das Müllersche Original neu heraus, um dem Verdacht einer antischönherrischen Umgestaltung des Stückes zu begegnen. Wie „Glaube und Heimat“ behandelt auch „Ein feste Burg ist unser Gott“ die Austreibung der Protestanten aus dem katholisch regierten Alpenland, versetzt aber in eine spätere Zeit, in die bekannten Salzburger Vorgänge von 1731, auch ist es ein ganz offenherziges Tendenzstück gegen katholischen Zelotismus und für konfessionelle Duldung und bringt den Urheber der grausamen Prozedur, hier den Fürstbischof, persönlich als abschreckendes Beispiel auf die Bühne. Die Parallelen mit Schönherr sind nun freilich, ganz abgesehen von der ideellen Gleichheit des Gegenstandes, nicht zu leugnen. Wie in „Glaube und Heimat“ repräsentieren auch hier das gemaßregelte protestantische Volk ein in Mischehe verbundenes, aber mit standhafter Treue zusammenhaltendes bäuerliches Paar mit einem einzigen jungen Sohn, wenn auch dieser letztere bei Müller schon heiratsfähig ist und eine katholische Braut hat. Hier wie dort wird die Exekution militärisch mit blutiger Strenge durchgeführt, unter Ausruf und Trommelklang, nur daß der grausame Exekutor bei Müller ein brutaler Graf ist; wie bei Schönherr, wird auch bei Müller der Kampf zwischen Glaubenstreue und Heimatliebe ausdrücklich und dramatisch eindringlich betont, und, was wohl am meisten auffällt: auch schon bei Müller schließt die Handlung damit ab, daß der Held — er heißt hier Rup, dort Rott — im Augenblick des äußersten Konflikts und der höchsten Empörung über die Gewalttat sich plötzlich auf das Gebot der Feindesliebe besinnt. Wer sich nach diesen Parallelen von der Aufführung im Volkstheater eine literarisch-polemische Sensation erwartet hatte, wurde indessen enttäuscht; es gab weder gegen noch für Schönherr irgendwelche Kundgebungen, wohl aber wirkte die Tendenz des alten Stückes selbst so kräftig, daß in diesem Sinne nicht nur nach den Aktschlüssen, auch bei offener Szene mit demonstrativem Nachdruck applaudiert wurde.

Hanns von Gumppenberg

Digitized by Google

Friedrich als Musiker

Ein gekröntes Haupt, das dem Gebiete der Kunst anders denn als fördernder Mäzen sich nähert, hat dabei stets einen Kampf mit Vorurteilen zu bestehen. Die Schmeichelei erhebt seine bescheidensten Leistungen in den Himmel und weckt dadurch Widerspruch, hilft die Pfeile der Kritik schärfen. Immerhin erscheinen die musikalischen Neigungen Friedrichs des Großen auch dem Nichtbyzantiner einigermaßen bedeutsam. Gewiß, er war in der Tonkunst mehr als Dilettant. Aber das waren auch die habsburgischen Kaiser in Wien, von Ferdinand III. bis Joseph II., ohne daß man ihre musikalischen Leistungen irgendwie überschätzte. Ihr Volk wußte kaum etwas darum. Friedrich der Große aber lebt in der geschichtlichen Erinnerung gerade auch als Musikfreund und ausübender Musiker fort.

Man muß bei der Beurteilung dieses Verhältnisses* immer gegenwärtig halten, wie Friedrich zur Musik kam. Schon sein Vater liebte sie, aber als Sparmeister und Soldatenfreund, der er war, nur so weit sie wenig kostete und praktischen Zwecken diente. Glockenspiele, Choräle, Feld- und Jagdmusik waren seine Freude, oder er ließ sich von seinen Hoboisten arrangierte Händelsche Opernmusik aufspielen. Kennzeichnend für die Derbheit seines Geschmacks ist, besonders seit D'Albert „bekanntlich", auch seine und seiner Tabakskollegen Lieblingsnummer, das humoristische, grunzende „Schweinekonzert" des Kapellmeisters Pepusch für sechs Fagotte, die als porco, primo, secondo usw. bezeichnet waren. Im Kampf dieser Atmosphäre mit der um seine Mutter ist Friedrich aufgewachsen, und man kann darnach den tiefen Eindruck ermessen, den er 1728 als Kronprinz bei einem Besuch in Dresden von der dortigen blühenden italienischen Oper empfing. Den berühmten Flötisten Quantz will er gleich als Lehrer für sein Instrument haben und bald ergibt er sich so leidenschaftlich dem Flötenspiel, daß es mit dem gestrengen königlichen Vater zu den schwersten Zwistigkeiten kommt. „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet" klagt der Alte und schreibt dem Sohn gelegentlich die von grimmigem Hohne strotzende Strafpredigt: „Wenn es auf Jagden, Reisen und anderen Okkassionen angekommen, hast du allezeit gesuchet dich zu schonen und lieber ein französisches Buch des bons mots oder ein Komödienbuch oder das Flötenspiel gesucht als den Dienst oder Fatiguen. Aber was gilt es, wenn ich dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maître de flûte mit etlichen zwölf Pfeifen und Musique-Büchern, ingleichen eine ganze Bande Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn ich lauter Franzosen und Französinnen verschriebe und ein großes Theater bauen ließe, so würde dir dieses gewiß besser gefallen, als eine Kompagnie Grenadiers. Denn die Grenadiers sind doch nach deiner Meinung nur Canailles; aber ein petit maître, ein Französchen, un bon mot, ein Mustquechen und Komödiantechen, das scheint was nobleres, das ist etwas Königliches, das ist digne d'un prince."

Die Flöte wurde ihm konfisziert,

* Man vergleiche über Friedrichs Verhältnis zur Tonkunst auch das Buch von Georg Thouret „Friedrich der Große als Musikfreund und Musiker" (Breitkopf & Härtel), das bei den jetzigen Aufsätzen über dieses Thema mit oder auch ohne Quellenangabe fleißig benutzt wird.

Digitized by Google

aber später feierlich wiedergegeben, und nach der Aussöhnung verlebte der Prinz zu Ruppin und Rheinsberg goldene musikalische Tage. Quantz ist bei ihm, dann als Chef seiner kleinen Hauskapelle Karl Heinrich Graun, der gelehrige Schüler des von Friedrich so bewunderten Hasse, Konzertmeister Benda usw. Freilich galt dem König nur die Kammermusik und die Oper etwas. Von der Kirchenmusik wollte der Freigeist in ihm nichts wissen. Weil er den Text nicht mitempfinden konnte, ließ er auch dessen tönenden Ausdruck fallen und nannte zum Beispiel den herrlichen Choral „Nun ruhen alle Wälder" dummes Zeug. Seinen Soldaten die alten Kernlieder zu nehmen, fiel ihm aber nicht ein. Und als die Preußen vor der Schlacht bei Leuthen ihre Choräle sangen, sagte er zu einem General: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten siegen werde?"

Noch vor dem zweiten schlesischen Kriege hatte Friedrich, um einem alten Herzenswunsch zu genügen, den Befehl zum Bau eines Opernhauses in Berlin gegeben, das am 7. Dezember 1742 eröffnet wurde. War er in Berlin, so überwachte er den Gang der Oper und griff persönlich ein. Er nahm sich sogar Zeit, einen Sänger gelegentlich im Vortrag des Adagio zu unterweisen, das von jeher die schwache Seite der Italiener war. Er gab Winke für die Dekorationen und Kostüme, besuchte die Proben und fast regelmäßig die Generalproben und besserte das Spiel. Die Libretti gingen durch seine Hand, eines, den „Montezuma" entwarf er selbst in Prosa, bevor er's Graun zur Komposition übergab. Gewöhnlich wurden in der Saison zwei neue Opern mit großem Aufwand gespielt. Der König sparte hier nicht, wollte glänzend auftreten. In den Zwischenakten und am Schluß trat das Ballett in Tätigkeit. Käufliche Eintrittskarten gab es nicht. Alle Zuhörer waren des Königs geladene Gäste.

Die französische Musik war Friedrich nicht sympathisch. Anfangs ließ er sich wenigstens ihre Tänze gefallen, später nannte er sie „zappelig" und die ganze Tonkunst der Franzosen „kindisch". Die Italiener gefielen ihm besser. Sogar ihre komischen Opern. „Dummes Zeug, das aber doch hübsch klingt, wenn es gut gesungen wird", nannte er sie. Sein Ideal verwirklichten nur die Deutschen der italienischen Schule. Hasse und Graun. „Es freut mich immer, wenn sich der Verstand mit der Musik zu schaffen macht", sagte er. „Wenn eine schöne Musik gelehrt klingt, das ist mir so angenehm, als wenn ich bei Tisch klug reden höre." „Die Musik", schreibt er an den Grafen Schaumburg-Lippe, „kommt in ihrer Wirkung der gewaltigsten und leidenschaftlichsten Beredsamkeit gleich. Gewisse Akkorde rühren und erregen die Seele in wunderbarer Weise. Sie spricht zum Gemüt, und wer davon Gebrauch zu machen versteht, der vermag seine Gefühle den Hörern mitzuteilen." Und in einem Brief an Algarotti preist er „die entzückende Melodie, deren geheimnisvolle Wirkungen das Herz mit dem süßen Zauber einer Melancholie umspinnen, in der die beruhigte Seele sich von der flüchtigen Sorge loslöst und das Glück kostet, welches die Himmlischen genießen".

Noch zeigt der Kastellan den Besuchern von Sanssouci die kleine Galerie, in der Friedrich bei schlechtem Wetter spazieren ging und wenn ihn die Sorgen belasteten, auf der Flöte phantasierte, die Musik war ihm eben die himmlische Trösterin, und sein Spiel stand

Digitized by Google

jedenfalls über dem Durchschnitt. Als echt deutsche Natur hatte er eine „Leidenschaft für das Adagio", wie er seiner Schwester bekennt. In den raschen Sätzen sagte man ihm große Willkür im Tempo nach. Die Kammerkonzerte, die der König abhielt, stehen durch Menzel jedermann vor Augen. Wie seine bewundernde Anerkennung und sein ehrenvoller Empfang die letzten Tage des alten Sebastian Bach erhellt und verklärt hat, ist bekannt. Aus Dankbarkeit widmete ihm Bach sein „Musikalisches Opfer", eine kunstvolle Verarbeitung des ihm von Friedrich aufgegebenen „wahrhaft königlichen Themas".

Friedrichs eigene Kompositionen werden als tüchtige Arbeiten eines durchgebildeten Musikers bewertet. Für die Musikgeschichte sind sie freilich bedeutungslos. Sie umfassen Arien (Einlagen in Graunsche Opern), zwei Ouvertüren, vier Flötenkonzerte, 121 Flötensonaten und vier Märsche. Zuweilen tauchen Stellen von überraschender Schönheit auf, wie denn ein rezitativischer Zwischensatz in einem Flötenstück den am Flügel begleitenden Fasch zur Bewunderung hinriß. Hier sei der Ausdruck des Flehens so getroffen, daß man eine bittende Person vor sich zu sehen glaube. „Ganz recht," antwortete Friedrich, „ich habe mir die Stelle dabei gedacht, wie Coriolans Mutter auf den Knien ihren Sohn um Schonung und Frieden für Rom anfleht." Lebendig erhalten haben sich von Friedrich nur seine Märsche, welche die deutsche Armeemusik unter ihre besten Nummern zählt.

Der Siebenjährige Krieg rief in allen Verhältnissen des Berliner Hofes eine große Umwandlung hervor. Friedrich verlor das Interesse an dem kostspieligen Theater. Die einst in Europa berühmte Oper verfiel, so daß sie der Presse nur zu Spott und Hohn diente und ein königliches Verbot den Kritikern eine Mundsperre anlegen mußte. Um das aufblühende deutsche Singspiel kümmerte sich der König gar nicht, Gluck lehnte er geringschätzig ab, er lebte als Musikfreund nur noch in vergangenen Zeiten. Das Musikleben an seinem Hof versteinerte und erstarrte. Kein Wunder, daß es die nach weiteren künstlerischen Zielen strebenden Männer wie Ph. E. Bach und Fr. Reichardt hier nicht aushielten. Mit den Idealen der neuen Zeit gewann der alternde König begreiflicherweise keine Fühlung mehr. Auch das geliebte Flötenspiel wurde ihm sauer, zumal als er einen Vorderzahn eingebüßt und die Gicht seine Finger steif gemacht hatte. Im Frühjahr 1779 ließ er alle Flöten für immer einpacken, und wehmütig sagte er darüber zu Benda: „Ich habe meinen besten Freund verloren."

Friedrich des Großen Bedeutung lag allerdings auch für die Tonkunst weniger in seinen musikalischen Leistungen als im Gewichte seiner Persönlichkeit. Er hat den Deutschen wieder ein Heldenideal gegeben, das auch gleich in der Musik, zum Beispiel in Hasses „Arminius" zum Ausdruck kam. Und jedenfalls hob es unser Selbstgefühl nicht wenig, daß der große König, der sich gegen die Literatur seines Volkes so ablehnend verhielt, wenigstens die deutsche Musik hochschätzte. Freilich nur jene der italianisierenden Periode, aber diese doch ehrlich und in den Tagen seines frischesten Ruhmes. Auch das Bild des Helden, der die Flöte spielt, hat durch seine Kontrastwirkung auf die Phantasie der Deutschen Eindruck gemacht und nebenbei zur Popularisierung dieses bukolischen Instruments nicht wenig beigetragen, das

Digitized by Google

seither bis in die Zeit des Vormärz eine Rolle in unserer Hausmusik inne hatte. Endlich haben, in Norddeutschland wenigstens, die stets im Gebrauch gebliebenen Märsche Friedrichs, die sich mit der Vorstellung des siegreichen Feldherrn auf das engste verbanden, das Gedächtnis des königlichen Musikus lebendig erhalten. Und seine eigenste Schöpfung, die Berliner Königliche Oper, ragt als Denkmal seiner Musikliebe noch mitten in unsere Gegenwart hinein, wenn sie auch gelegentlich schon zu des alten Fritzen eigenen Zeiten üble Tage erlebt hat. Richard Batka

Bildende Kunst

Warum bilden wir nicht häufiger Plastik ab?

Zu der Beilage nach Kiß' Friedrich dem Großen

Die Frage wird oft an uns gestellt, und die Antwort ist immer einfach: weil Plastik sich so selten gut abbilden läßt. Zu den Schwierigkeiten, die schon die gute Reproduktion von Bildern für den Techniker oft zu keiner ganz leichten Nußknackerei machen, kommt die große weitere: daß eine dreidimensionale Sache auf zwei Dimensionen gebracht werden soll. Das kann man ja immer, aber meist nur nach dem Prokrustesbettrezept. Zwar: beim Relief und etwa noch bei der auf eine Ansicht berechneten Büste, Figur oder Gruppe kommt man über das Projizieren des Körpers auf die Fläche einigermaßen glimpflich weg. Aber fast in allen andern Fällen leidet das übertragene plastische Werk nicht nur an seinen Gliedern, sondern sozusagen am Herzen: am eigentlich Wesentlichen seiner Wirkungsweise, seiner Kunst. Denn die ist Vermittelung von und Ausdruck durch Körper-Gestaltung: ein Betrachter hat ein Rundbildwerk, das von allen Seiten betrachtet werden wollte, nie richtig genossen, wenn er nicht drum herumgegangen ist, wenn er seine Formen nicht mit tastendem Auge abgefühlt hat, wie sie auseinander sich entwickelten, und wenn er nicht mit plastischer Phantasie dann wieder das Ganze zu einer Raumvorstellung in sich zusammengewebt hat. Auch bei solchen Werken gibt's aber noch Unterschiede je nach dem Grade von Ruhe, den der Künstler seinem Werke gegeben hat. Am größten wird die Schwierigkeit bei den Werken älterer Art, die dem berechtigten plastischen Ideal der Modernen weniger entsprechen, trotzdem aber ihre besonderen Werte haben können. Wenn man sagt: je mehr der Eindruck einer Bewegung des ganzen Körpers angestrebt ist, je mehr muß der Beschauer selbst sich bewegen, muß er den Körper wenden oder umgehen — so trifft das zwar nicht immer, aber oft.

Jedenfalls trifft es bei Kißens Reiterdenkmal des alten Fritzen in Breslau. Die Gestalt des Königs ist gut, ohne etwas ganz ungewöhnlich Gutes zu sein, aber einen überaus starken Reiz hat das Denkmal in der Bewegung des Pferdes. Das tänzelt. Sieht man es nur von einer Seite, so merkt man das gar nicht so, umschreitet man aber das Standbild langsam, so kommt ein entzückendes Leben in das feurige Tier. Leser, der du in Breslau wohnst, wandle hin und sieh selber nach! Eine Zeit, die so bilden konnte, hatte eine von Grund aus andre Idee von „Stand"-Bild-Plastik, als die unsrige, aber ich vermute: der Betrachter an Ort und Stelle wird trotz aller Stilbedenken zugeben: was der Bildhauer erreicht hat,

Digitized by Google

war auch etwas. Und wir wollten ja neuen Werten zulieb die Freude an alten nicht verlernen.

Freilich, an Ort und Stelle sollte man das sehn. Als ich es sah, entschloß ich mich zu dem Versuch, dessen Ergebnis der Leser in unsern vier Bildern vor sich hat. Mit vier Aufnahmen, dachte ich, müsse sich wenigstens eine Andeutung des an sich so schönen und dabei sehr ausdrucksvollen Bewegungsspiels vermitteln lassen. Aber es ist für einen Photographen viel schwerer, als man denkt, aus solchen Absichten auf einem öffentlichen Platz Taten zu machen. Der unsrige hat das Menschenmögliche getan, und dennoch war ich bei der Erinnerung an den entzückenden Eindruck der Wirklichkeit enttäuscht. Vielleicht nur, weil ich dadurch befangen war? Das müssen vor den Bildern unsre unbefangenen Freunde beurteilen. A

Potsdamer Spaziergang

Als Voltaire nach Sanssouci kam und das berühmte Potsdam sah, das des Preußenkönigs Ehrgeiz zu einem zweiten Versailles an Kunst- und Geschmacksentfaltung machen wollte, konnte er sich gewiß die kleine Bosheit nicht versagen, dem neid- und sehnsuchtvoll nach Rom und Paris schauenden Friedrich seine Freude darüber auszudrücken, wie idyllisch, wie herrlich ländlich, wie wunderbar — provinzmäßig seine königliche Residenz doch sei . . .

Die Zeiten haben sich geändert. Vielleicht, wenn er heute seinen witzigen Kopf durch Potsdams Straßen promenierte und von ungefähr auf ein Haus stieße, das über das einst klassisch solide Gesicht von oben bis unten und von unten bis oben, blau, rot und grün mit Reklameschriften verschmiert, ja an der Stirn sogar mit einem wunderbaren Fresko „Bade zu Hause!“ vermalt sich vorstellte, vielleicht würde er sein früheres Urteil gern zurücknehmen und voll aufrichtiger Anerkennung — die wahrhaft gute Seele! — gestehen: „Vraiment — si tout n'est pas beau, tout est de Berlin.“

Um die Phantasie noch ein Stückchen weiter spazieren zu führen: ganz unterhaltsam müßte es auch sein, das Gesicht zu sehn, das der Philosoph und arbiter elegantiarium aus seiner Sänfte herausstecken würde, wenn er auf dem Wege nach Sanssouci am Brandenburger Tor beobachtete, daß der Weg neuerdings nicht mehr durchs Tor hindurch, wie das in früherer Zeit so üblich war, sondern außen drum herum führt, sintemal die Potsdamer ihr Brandenburger Tor vor etlichen Jahren „freigelegt“ haben. Das eine muß man den Potsdamern lassen, sie haben Pietät, sie haben Gemüt. Wenn sie mit der Freilegung das Tor schon seines Zwecks, seines Wesens, seines Lebens beraubten und zur sinnlosen Kulisse machten, so ließen sie doch dem freigelegten Tor die eiserne Gittertür, die des Abends gewissenhaft verschlossen wird. Bei aller Hochachtung vor Voltaires Witz, ich weiß doch nicht, ob er einen so guten Witz über das modernisierte Tor zustande gebracht hätte, wie diese eiserne Tür ihn darstellt, die des Nachts mit Hängeschloß und Querstange den Weg verschließt, der — außen drum herum führt.

Um ein Wort im Ernst zu sagen, die Potsdamer könnten sich ruhig etwas mehr und vor allem etwas feinere, verständnisvolle Pietät angelegen sein lassen. Die wahre Pietät erschöpft sich ja nicht darin, das einzelne Ding als sol-

Angewandte Kunst

Digitized by Google

ches zu erhalten, sondern sie will es auch in seinem Zusammenhange wahren, es lebendig erhalten, und das Gesamtbild nicht stören durch aufdringliche moderne Geschmacklosigkeiten. Es ist gewiß nicht immer leicht, der alten und der neuen Zeit zugleich gerecht zu werden. Aber wenn man das Erbe eines Friedrich zu verwalten hat, lohnt es sich schon immerhin, der Aufgabe etwas Mühe zu widmen.

Das alte Potsdam, Voltaire hatte nicht ganz unrecht, wenn er es reichlich provinzmäßig fand, ja er hatte auch nicht unrecht, über diese Tatsache zu spötteln. Nicht nur von dem Standpunkt seiner pariserischen Beschränktheit, sondern auch in Anbetracht des ganz nach Paris orientierten künstlerischen Ehrgeizes des königlichen Bauherrn. Denn der empfand es ja selbst peinlich, daß er bei allem leidenschaftlichen Studium der französischen Kunstregeln in seinen Leistungen immer um eine Nasenlänge hinter dem modernsten Pariser Geschmack zurück war und die Musen und Grazien bei allem französischen Drill nicht ganz von dem Einfluß des märkischen Sandes und der märkischen Luft zu säubern vermochte. Heut allerdings freuen wir uns dieses Mißlingens. Was wäre uns dieses friderizianische Potsdam, wenn es weiter nichts wäre als ein Resultat aus Kunstregeln, wenn es weiter nichts wäre als ein Sammelsurium, ein Museum von Kopien bestimmter römischer, venezianischer und pariserischer Architekturen, die der König aus Stichen und Beschreibungen kannte und nicht nur den Architekten bei seinen eignen Bauten, sondern eigensinnig auch seinen braven Potsdamer Bürgern als strengstens nachzuahmende Muster für die Fassaden ihrer Bürgerhäuser aufgezwungen hätte! Was da im Kampf zwischen absichtlich fremdartig gerichtetem Kunst- und Bildungsstreben und der märkischen Heimatart zustande gekommen, das ist — gewiß im einzelnen nicht übermäßig bedeutend, dazu fehlte es schon den meisten Baumeistern Friedrichs an Genie — aber als Ganzes ein fein geschlossenes, lebensvolles Bild; Rokoko, Klassizismus und Preußentum, dieses Preußentum mit dem besondern märkisch-(holländischen) Einschlag, wir stehen mit Vergnügen vor diesem charakteristischen Abdruck Friedrichischen Geistes. Und ein Spaziergang durch Potsdam, so am Kanal entlang an den Schlössern und öffentlichen Gebäuden vorbei, erfüllt den Besucher noch immer mit anheimelndem Behagen.

Um so mehr allerdings fühlt er sich gerade verletzt durch vieles auf seinem Wege, das neue Zeit ohne Sinn für die Forderungen der lebendigen Tradition (der künstlerischen, nicht der politischen Überlieferung) in das Bild gestellt hat. Es ist kein verlockender Empfang, wenn er gleich beim Betreten der Stadt, ehe sein Auge noch Knobelsdorfs schönen Obelisken vor der Nikolaikirche als Tröstung erblickte, an modernen Standbildereien vorbei muß, die, mögen sie preußisch sein, jedenfalls nicht Kunst sind und auf dem Hintergrund des Stadtschlosses doppelt peinlich wirken. Am persönlichsten hat sich Friedrichs Geist in Sanssouci dargestellt. Der Grundgedanke der Schloß- wie der Terrassenanlage des Gartens, das heißt das Schönste des Ganzen, ist Friedrichs eigne Schöpfung. Bis ins Kleinste hinein hat er die Ausführung seiner Gedanken überwacht; und wenn auch im einzelnen vieles Kopisterei, Regelkram und künst-

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

DAS FRIEDRICH-DENKMAL
VON AUG. KISS IN BRESLAU
IN VIER ANSICHTEN

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

lerische Unzulänglichkeit der ausführenden Kräfte war, alles ging doch in einem Geist zusammen. Wie in den Innenräumen die ornamentale Üppigkeit durch ein außerordentlich feines Raumgefühl gezügelt wird, so ordnete sich im Garten alle Affektation skulpturaler Schmückerei ebenso wie die Natur (ohne sich allzu ängstlich an die Spaliere Lenôtrescher Kunstregeln zu binden) einem lebendigen einheitlichen Gedanken streng unter, und die Statuen, in Nischen gerückt, am Haus, an den Taxuswänden, so wenig sie immer Kunstwerke waren, sie waren im Ganzen, im Rahmen, immer ein Schmuck. Leider hat bei der Aufstellung neuerer Skulpturen im Garten dieser sichre Raumsinn nicht durchgängig gewaltet. Ein freier Platz ist nicht immer der geeignetste Ort zur Aufstellung eines Bildwerks. Oft ist dieser freie Platz als vollkommene Ruhe so höchst notwendig für den Rhythmus, für den Gedankengang im Garten, oft zerstört ein Denkmal hier, in die Mitte gestellt, den feinsten Durchblick und zugleich seine eigne Wirkung, während es vielleicht am Ende dieses Blicks, von einem Laubengange gerahmt, vor einer ruhig dunklen Wand nicht nur wohltuend im ganzen wäre, sondern auch selbst seiner zur Geltung käme. Das Musterbeispiel solch einer verunglückten Aufstellung ist der Bogenschütze im sogenannten Sizilianischen Garten. Auf einem Rundteil, auf das Laubengänge zuführen, steht er. Vielleicht wäre hier eine zierliche niedrige Skulptur möglich, die den Blick wohl einen Augenblick sammelt, aber gleich wieder über sich hinweg freiläßt auf die schlanke schweifende Bahn. Der Bogenschütze prallt sich vor den Blick, und mit seinen Massen zersprengt er gar den Rahmen der Laubengänge, der seine Wirkung vielleicht noch retten könnte.

Über das neue Sanssouci ließe sich sonst noch manches, aber wenig Erquickliches sagen. Erich Vogeler

Handel und Gewerbe

Staatsschulden und Betriebserweiterungen

In der Presse wird oft von den Staatsschulden, wie von allbekannten Einrichtungen gesprochen. So mancher Staatsbürger ist ja auch fest davon überzeugt, daß er über die Staatsschulden urteilen könne, darüber daß sie zu groß sind und daß sie den einzelnen schwer belasten. Er denkt dabei vielleicht an die Schulden seines Sohns oder an die irgendeines ihm bekannten zugrunde gegangenen Kaufmanns. Nun läßt sich ja nicht leugnen, daß Staatsschulden etwas sehr Verderbliches sein können, aber in einem bestimmten Falle dies zu beurteilen, sind nur wenige imstande. Die übrigen müssen sich damit zufrieden geben, zunächst nur ungefähr zu verstehen, was denn eigentlich Staatsschulden sind. Wir werden sehn, daß manche Irrtümer über diese bedeutsame Einrichtung durch den Namen bedingt sind.

Denken wir uns eine Aktiengesellschaft von hundert Aktionären, die eine Fabrik betreibt. Sie werfe jährlich einen Reingewinn von 4000 Mark ab, das heißt: jeder einzelne Aktionär erhält einen Anteil von 40 Mark, Dividende genannt. Nun sei die Gelegenheit günstig, die Fabrik zu erweitern; es ist eine erhöhte Dividende zu erhoffen, doch fehlen die Mittel. Die Aktiengesellschaft kann sich damit helfen, daß sie neue Aktien ausgibt, sagen wir wieder 100. Der Reinertrag steige nun auf 12000 Mark und die Dividende

Digitized by Google

von jedem der 200 Aktionäre auf 60 Mark. Nur Unvernunft könnte sagen: wie schwer sind die alten 100 Aktionäre jetzt belastet; dafür, daß die neuen Aktionäre beisteuerten, müssen sie ihnen jahraus jahrein eine hohe Dividende zahlen. Jeder begreift leicht, daß die neuen Aktionäre ebenso wie die alten mitgeholfen haben, den Gewinn zu erzielen, indem sie die Geldsumme, über die sie in unsrer Wirtschaftsordnung völlig frei verfügen können, der Aktiengesellschaft zuwandten. Etwas anders erscheint vielen bereits die Sachlage, wenn die Aktiengesellschaft die Erweiterung in der Weise durchführt, daß sie Geld ausleiht und verspricht, im Laufe der Jahre die Summe abzuzahlen, außerdem aber das Geld entsprechend zu verzinsen. Die jährlich abzuzahlende Summe ist jetzt ein für allemal festgesetzt, während die Dividende sich ändern kann. Dennoch unterscheidet sich der Vorgang nur wenig von dem vorigen, es wird den Menschen, welche mithelfen einen Reingewinn zu erzielen, jährlich eine Summe zugesichert. Im Gegensatz zu früher wird aber den Gläubigern der Aktiengesellschaft die eingezahlte Summe zurückerstattet. Der Aktionär kann nämlich nie wieder von der Aktiengesellschaft sein Geld zurückbekommen, wohl kann er aber seine Aktie verkaufen.

Was tut nun der Staat, wenn er seine Tätigkeit erweitern will, den Ausbau seiner Verwaltung, die Entfaltung seines Heeres und seiner Marine beabsichtigt? Er kann keine Aktien ausgeben. Das verhindern verschiedene Umstände. Die Aktionäre bestimmen nämlich in der Generalversammlung, was jedes Jahr in der Fabrik zu geschehen hat, sie müßten sonst befürchten, daß ihre Dividende geschmälert werde. Hätten nun die Staatsaktionäre kein Recht mitzustimmen, wenn der Staat etwa einen Eroberungskrieg führen will, so könnte ihr Geld immer gefährdet sein. Hierzu kommt noch, daß der Staat kein Unternehmen ist, das möglichst viel Reingewinn in Geld erzielen will, sondern ein Unternehmen, das möglichst viel Wohlfahrt zu erzeugen sucht. Der Staat erhält daher auch Krankenhäuser, die ihm nichts einbringen, unterstützt Schulen, baut Straßen, die nichts tragen. Ein Staat kann so überaus blühend und glücklich sein, ohne daß je ein Überschuß erzielt würde. Wir sehen, eine Dividende hat nur dort einen Sinn, wo ein Betrieb möglichst viel Reingewinn erzielen will. Wenn daher der Staat eine Betriebserweiterung beabsichtigt, bleibt ihm nichts andres übrig, als den Gläubigern zuzusagen: Ihr bekommt jedes Jahr eine bestimmte Summe abgezahlt, so daß etwa in 60 Jahren meine Schuld getilgt ist, überdies aber zahle ich euch Zinsen. Die Abmachungen können auch irgendwie anders lauten. Da also der Staat nicht den Reingewinn sondern die Wohlfahrt eines Landes im Auge hat, kann der einzelne nur schwer sehen, ob ein Staat eine Anleihe mit Recht aufgenommen hat, während dies bei einer Aktiengesellschaft, welche ihren Reingewinn ziffermäßig feststellen kann, nicht übermäßig viel Mühe verursacht. Der Staat kann zum Beispiel das Geld dazu verwendet haben, gute Schulen zu bauen, Grund und Boden aufzukaufen, um den Bürgern gute und billige Wohnungen zu errichten, Krankenhäuser zu gründen und für viele andere Zwecke, die das Glück eines Volkes ausmachen. Das Land kann blühen und ge-

Digitized by Google

beihen, und dennoch können vielleicht die Anleihen durch Steuern nur mit größter Mühe verzinst und zurückgezahlt werden. Wir sehen daraus, daß es einiger Studien bedarf, um sich über Staatsschulden ein Urteil bilden zu können. Sie sind nicht ablösbar von den übrigen Erscheinungen des Staatslebens, sie müssen vielmehr als Bestandteile des gesamten staatlichen Baus beurteilt werden. Sie brauchen nicht davon Zeugnis abzulegen, daß ein Staat geschwächt ist, sie können vielmehr darauf hindeuten, daß ein Staat sich so mächtig entfalten will, daß er auch fremde Kräfte zu verwerten vermag. Otto Neurath

Politik und Kultur

Ein Freund von mir, mit dem ich zuweilen außerhalb der Stadt längere Wanderungen mache, ein bekannter „Kulturreformer", ist eine sehr empfindsame Natur. Einmal sahen wir, wie ein Bauernknecht auf dem Felde sein Fuhrwerk halten ließ, eine Büchse hervorholte und eine Krähe schoß. Das Tier konnte noch einige belanglose Versuche machen, zu fliegen, bis der Knecht hinzukam und es mit den Stiefeln tot trat. Mein Freund war außer sich: „Was hat der Mensch nur davon, das arme Ding zu schießen." Ein weniger sensibler Mitwanderer bemerkte trocken: „Die Krähe frißt Saat weg; übrigens hätte ein Habicht sie noch viel übler zerhackt." Jener konnte sich nicht beruhigen; er fluchte und versuchte, „den Lümmel" zur Rede zu stellen. Wieder wanderten wir zusammen, als wir auf der Landstraße, in der Radspur, einen verendenden Hund bemerkten. Ein Wagen rasselte gerade heran; das Tier hinkte mit seiner letzten Kraft mühsam an den Rand, um nicht überfahren zu werden. Mein Freund hielt jeden Vorübergehenden an, um zu erfahren, wem der Hund gehöre und ob ihm wenigstens Wasser gebracht werden könne. Nachdem der Eigentümer ermittelt und benachrichtigt war, beruhigte er sich nicht eher, als bis wir jemand kommen sahen, um den Hund zu holen.

Dieser selbe Mann nun beschäftigt sich auch mit Politik, und dann gehört er zu den Kriegsromantikern. Während des jüngsten Streites wegen Marokko empfahl er in dem Blatt, das er herausgibt, so eifrig wie nur einer eine kriegerische Politik gegen Frankreich. Und zwar weniger, weil er das Kampfobjekt für wertvoll hielt, als weil er von einem Kriege hoffte, daß sich unser Volk durch ihn verjüngen würde. Die Vorstellung von Tausenden und Abertausenden zuckender, in „Schlachten" verwundeter Menschenleiber vermochte sein patriotisches Hochgefühl beim Gedanken an einen mörderischen europäischen Krieg nicht herabzustimmen.

Mir persönlich erscheint die politische Auffassung meines Freundes in dieser Frage rückständig. Er stellt sich in einem modernen deutsch-französischen Kriege an und für sich nicht viel anderes vor, als was sich die Zeitgenossen der Krieger von 70 und 71, zu denen er gehört, vom damaligen Kriege vielleicht noch vorstellen durften. Das ändert aber nichts an der allgemeinen Gültigkeit dieses Beispiels, welches zeigt: daß ein und derselbe Mensch im Kulturleben eine empfindsame mitleidvolle Seele und im politischen Leben eine rücksichtslose Kampfnatur sein kann.

Sollten nun nicht überhaupt Kultur und Politik einander so fremd sein, daß sie gar nichts mit-

Digitized by Google

einander gemein haben? Ich glaube: ja, so ist es. Wo die Politik aufhört, da fängt die Kultur an; wo Kultur ist, da hat die Politik nichts mehr verloren.

Politik ist Kampf um Raum zum Dasein; erst, wo dieser Kampf aufhört, kann Kultur gedeihen. Im wirklichen Kampf ums Dasein denkt der Mensch nicht an die Kultur, sondern nur an die Erhaltung seines Ichs und seiner Art. Daher kommt es, daß, wo ein Mensch einem andern politischer Gegenstand, nicht Mittel ist, er als nichts besseres gilt denn ein Stück unbeseelter Natur, für das man kein Gefühl zu haben braucht. Er wird ergriffen, gemartert, eingekerkert oder getötet, wenn man in ihm einen Schädling sieht; er wird je nach dem allgemeinen Zivilisationsgrade gefangen, gefressen, verkauft, versklavt, beraubt, wenn man Nutzen aus ihm ziehen will. Verschleierter Raub ist sehr bekanntlich noch heute ein beliebtes politisches Mittel, um sich eines Teils der Ergebnisse fremder Arbeit zu bemächtigen; der reine friedliche Tausch, das wirtschaftliche, dem arbeitenden Menschen gemäße Mittel gegenseitiger Hilfe verdrängt jenes „einfachere“ nur langsam.

Kultur nenne ich das Ergebnis des Wirkens arbeitender und künstlerisch tätiger Menschen. Der Mensch unterscheidet sich vom Tier in erster Reihe dadurch, daß er Werkzeuge machen und gebrauchen kann. Werkzeuge setzen ihn in den Stand, die Zeit tausendmal besser auszunützen, als es das Tier vermag. Werkzeuge des Kampfes, Waffen, erleichtern die Selbsterhaltung und den Raub, Werkzeuge der Arbeit, das eigentliche „Werkzeug“, die „Organprojektion“, wie Friedrich Kapp es nennt, erleichterten die friedliche Beschaffung von Gebrauchsgütern. Die friedliche größere Leichtigkeit der Versorgung mit Lebensmitteln verringerte den Neid zwischen Menschen und Menschen und bahnte den Weg für die Differenzierung der „Organprojektion“ zum Zwecke fortschreitender Arbeitsteilung und -Vereinigung in der menschlichen Gesellschaft, was die zeitsparende Wirkung der Werkzeuge vervielfältigte. So kam der Mensch zu dem, was die Voraussetzung seiner „Kultur“ bildet, zu einem Komfort an Zeit. Das Leben des Tieres geht fast ganz auf im Kampf ums Dasein; der Mensch verbraucht nur noch einen verhältnismäßig kleinen Teil seiner Zeit dafür; den übrigen Teil kann er verwenden, sich immer neue Bedürfnisse anzuerziehen und Fähigkeiten auszubilden, Mittel zu erfinden, sie zu befriedigen. „Das Tier und der primitive Mensch ergreifen nur diejenigen Vorräte an Energie, die die Natur für sie in Vorrat hält, und sie verbrauchen in der Regel bei der Beschaffung ihrer Nahrung gerade soviel Energie, wie sie darin ersetzt erhalten. Kaum, daß der Überschuß hinreicht, um das Wachstum des Individuums und die Fortpflanzung der Art zu gewährleisten. Der zivilisierte Mensch aber lernt es mehr und mehr, den ungeheuren Energievorrat der Erde in Formen zu bringen, die er für sich verwerten kann, und den so beschafften Vorrat derart zu verwalten, daß er ihn mit immer geringerem Verlust an eigener Energie verwenden kann.“ So Franz Oppenheimer. Solange nicht die ganze Erde mit Menschen vollbesetzt ist, liefert die Kultur jeder kooperierenden Menschengesellschaft die Mittel, in der Nahrungsbeschaffung schneller fortzuschreiten als sie wachsen kann. Das ist der Grund, weshalb der Menschheitsentwicklung die Neigung innewohnt, immer um-

Digitized by Google

fangreichere Interessengemeinschaften zu bilden und immer mehr Kräfte, die vorher durch den Kampf zwischen einzelnen Menschen und Völkern in Anspruch genommen waren, für den gemeinsamen Kampf gegen die außermenschliche Umwelt freizumachen. In diesem Sinne gehört die Zukunft der „Sozialpolitik".

Der Kannibalismus weicht der Sklaverei, sobald im Kopfe des Kannibalen die Erkenntnis aufdämmert, daß ein Gefangener als lebende Arbeitsmaschine für ihn nutzbringender ist, als wenn er sein Fleisch konsumiert; die Sklaverei weicht der Lohnarbeit, sobald in einer mit Sklaven wirtschaftenden Gesellschaft die Idee siegt, daß das Eigeninteresse ein mächtigerer Antrieb zur Arbeit ist als der Zwang, nachdem die Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit groß genug geworden ist, um zu gestatten, die höheren Bedürfnisse halbfreier Arbeiter zu befriedigen, ohne daß das Unternehmertum aufzuhören brauchte, im Überfluß zu leben. So entstehen immer neue, umfassendere Einheitsbestrebungen, die schließlich alle in einen großen Einheitsgedanken münden müssen.

Wenn unsre Parteipolitiker angefangen haben, mit der Kultur unsres Volkes zu liebäugeln, so beweist das nichts, als daß die Parteipolitik ein Rudiment der Vergangenheit zu werden beginnt. Und der „Kulturkonservatismus" Dr. Adolf Grabowskys? Die Landmüdigkeit der Land-, und die Stadtmüdigkeit der Stadtbewohner vermindert im geistigen Leben die Gegensätze zwischen beiden. Die Landflucht dauert fort, aber in den Städten hört man immer häufiger den Ruf: Zurück aufs Land. Der Bauer hat Verlangen nach städtischer Kultur und der Städter Sehnsucht nach ländlicher Natur und Gesundheit. Nur darum haben Parteipolitiker Aussicht, in fremden Lagern mit Kulturschlagwörtern Anhänger zu werben, Städter Junkern und Bauern Industriebaronen gefolgspflichtig zu machen. In Wirklichkeit kann die Politik beiden Teilen nur dadurch helfen, daß sie mehr und mehr aufhört, Parteipolitik zu sein und mehr und mehr Sozialpolitik wird. Kultur selbst bedarf keiner politischen Hilfe; so etwas muß wachsen. Der arbeitende Mensch ist Sklave, Werkzeug eines anderen, soweit er politisches Objekt, nicht Subjekt ist. Schöpferische Arbeit kann nur vom politisch freien Menschen geleistet werden. Daß politische Direktiven erst recht die Kunst verderben müssen, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Otto Corbach

Von der byzantinischen Krankheit

Aus meinen Kinderjahren erinnere ich mich noch sehr deutlich daran, wie oft in Berlin vor Weihnachten der Wagen Wilhelms des Ersten vor einem Hoflieferantenladen hielt. Der Leibjäger stand vor der Tür, der alte Herr selbst kaufte mit einem Adjutanten drinnen ein, wer vorüberging, warf einen schnellen Blick zu ihm, aber selbst wir Jungen hätten es unter unsrer Quintaner- und Quartanerwürde gehalten, stehenzubleiben und zu warten. Und wie treibt man's jetzt um diese Weihnachtszeit? Eine Menschenstauung von Hunderten, Diener, Schutzleute, um wenigstens eine enge Gasse von der Ladentür zum Wagen frei zu halten. Nicht des Kaisers wegen, dem hat man das Kaufen in Läden schon verleidet, schon irgendeines Prinzleins oder einer Prinzessin wegen. Es ist nicht nur byzantinisch-unwürdig, es ist

Digitized by Google

auch sehr lächerlich-kleinstädtisch, scheint mir.

Aber diese kleinstädtisch-byzantinische Mischung ist nicht nur auf Berlin beschränkt. Sie wird auch durch die löbliche Presse seit rund fünfzehn Jahren geradezu systematisch gezüchtet und verbreitet, so lange ungefähr, wie durch die Verbündung von Momentphotographie und Autotypie die „aktuelle Illustration" aufgekommen ist. Man mußte sich im Bebildern überbieten, und ganz äußerlich bleiben mußte man auch, — also heran, ihr Heimaufnahmen von Mimen, Literaten, Malern, Adligen, Fürsten, ihr Hochzeiten und Verlobungen bei Hof und in der „Gesellschaft", ihr Gleichgültigkeiten, ihr Nichtigkeiten! Wer seinen Magen nicht zu schonen braucht, suche einmal einen Vierteljahrgang „Woche" daraufhin zu genießen. Wenn sich Erbgraf Alix zu Leim-Keim-Reimburg mit Komtesse Eulalia zu Schweinichen verlobt, so bekommen wir nicht nur die beiden Hochgeborenen, sondern auch noch die sämtlichen Festteilnehmer im Bildnis vorgesetzt.

Es scheint, als wenn die byzantinische Krankheit von der Partei ziemlich unabhängig wäre. Was in Berlin nicht fortschrittlich ist, ist ja meistens sozialdemokratisch, trotzdem sind bei jedem „höheren" Ladeneinkauf die unentwegt Wartenden und sind bei jedem Ritt des Kaisers durch die Straßen in dieser hastenden Zeit die Mengen da, die Zeit haben, neben ihm herzulaufen. Von den Zeitungen sind freilich die sozialdemokratischen am Byzantinismus, so weit er die „Gesellschaft" anbetrifft, ohne Mitschuld. Aber die Grenze nach rechts ist sehr bald erreicht, schon im „Berliner Tageblatt" blüht die heimliche Ehrfurcht vor allem Adligen und Reichen nicht bloß veilchenmäßig, sondern in Beeten. Auf der Rechten wird der Byzantinismus bekanntlich besonders gern mit Patriotismus verwechselt. Man braucht nur an so bedeutende Konservative wie Lagarde zu denken, um sich daran zu erinnern, daß es auch in dieser Partei stets Männer gab, die mit Entschiedenheit gegen diese Mesalliance der Gefühle wirkten. Mag sein, es liegt mehr beim Blendenden und Suggerierenden jeder Ausnahmestellung, was das allgemeine Byzantineln heute unterstützt. A

Zu den Tagesereignissen

Die Wahlversammlung

Graublauer Rauch füllt den Saal, aus dem schwebenden Qualm taucht schattenhaft Kopf an Kopf, der Raum erscheint unheimlich in die Tiefe gewachsen. Vor jedem Kopf glänzt hellbraun ein Glas Bier. Den Redner sieht man nur als einen unbestimmten, matten Farbenfleck, weit, weit hinten. Durch die summende Unruhe und das Geklapper der „großen Hellen" schneiden messerscharf die heiseren Töne einer überanstrengten Stimme. Im ganzen Saal ist keiner, der sich behaglich fühlt. Hier und da greift einer zum Glase, um sich das abgestandene Bier, das er sich „anstandshalber" hat geben lassen, „in den Leib zu gießen", mit einem Gesicht, als tränk er aus einer Pfütze.

Dieses widerliche Kneipenmilieu, in dem sich Tausende von Wahlversammlungen abspielen, trägt ganz unmittelbar zur Verflachung und Verrohung des Wahlbetriebes bei. In der Vorstellung des Redners sinken die Zuhörer zu einer spießerhaften Masse hinab, die es nicht wert ist, ihr mit wirklichem Bemühen über die tieferen Zusammenhänge des politischen Lebens und über die verwickelten Motive für dieses oder jenes Verhalten

Digitized by Google

einer Partei Aufklärung zu geben. Es scheint ausreichend, den Leuten da irgend etwas vorzureden, was ihnen wahrscheinlich angenehm zu hören sein wird. Auf der andern Seite schwillt den dummdreistesten Schwätzern der Kamm. Es ist ja alles so selbstverständlich für sie, und sie ihrerseits fühlen sich auch in dieser Kneipenluft zu Hause. Selbstgefällig schütten sie in der Diskussion ihr unklares Vorstellungsgewoge mit dröhnendem Wortschwall über die Hörer aus. Und es kommt leider nur zu oft vor, daß solche belanglosen Schwätzer die lokale Führerschaft an sich reißen, und daß ihr Plebejergehirn Einfluß auf die Entschließungen des Gewählten ausübt, da sie ja „die heimatlichen Wähler hinter sich haben". Die tüchtigeren Männer wenden sich schließlich mit Achselzucken von einem derartigen Betriebe ab.

Darum ist es für die Parteien selbst von Wichtigkeit, ihre Wahlversammlungen so zu gestalten, daß auch Menschen mit einigen Kulturansprüchen sich dort wohlfühlen können, und daß Menschen ohne solche Ansprüche mit einem Gefühl in die Versammlung kommen, als träten sie in die Stube eines Mannes, der gescheiter ist als sie und von dem sie etwas lernen können.

Wo ist eine Partei, die *nicht* behauptet, ihre Wähler *erziehen* zu wollen? Sind doch Volksrechte ohne Volkserziehung ein Widersinn in sich. Alle Parteien wissen sehr genau, wie es „eigentlich" sein sollte. Welche von ihnen wagt aber, dem Übel grundsätzlich zuleibe zu gehen? Wenn dann etwas „verzehrt" werden muß, welche dringt wenigstens darauf, daß die Wirte auch andre Getränke als Bier in ausreichender Menge bereithalten? Wo hat man je gehört, daß ein Versammlungsleiter die Zuhörer auffordert oder daß durch Anschläge gebeten wird, das Rauchen zu unterlassen? Das Qualmen wenigstens bis zum Schlusse des Hauptvortrags zu unterdrücken, ist im Grunde eine einfache Anstandspflicht gegen den Redner, der in den letzten Wochen vor der Wahl meist zwei oder drei Versammlungen täglich durchhalten muß. Die Kandidaten sind zudem sehr häufig ältere Herren, für die das unausgesetzte Reden an sich schon eine starke physische Anstrengung ist. Kurzum, warum bringt man nicht darauf, daß es in den Wahlversammlungen ebenso leidlich zugeht wie bei einem beliebigen Volksbildungsvortrag? Das würde sicherlich eine erfreuliche Hebung auch des *inneren* Gehalts unsrer „politischen Aufklärungsarbeit" zur Folge haben. Daß der heutige politische Wahlbetrieb von einer empörenden Unkultur ist, wird jeder zugeben, der einmal eine „Kampagne" mitgemacht hat; er darf's allerdings gewöhnlich nur unter vier Augen sagen, weil ihn sonst irgendein Gegner als „Verächter des Volkes" hinstellen würde. „Herren", die jedes Wort und jede Gebärde belauern, um dem Gegner einen Strick zu drehen, wuchern ja im Kneipenmilieu wie Brennesseln am Zaun.

Der Wahlkampf ist so roh und widerwärtig geworden, daß viele Abgeordnete und Parteisekretäre aus *allen* Lagern, die berufsmäßig diesen Kampf führen müssen, das Durchdringen würdigerer Formen aufrichtig begrüßen würden. Aber weder einzelne Führer noch einzelne Parteien können da etwas ausrichten. So sollten die Zentralvorstände der Parteien zu einer Art Genfer Konvention zusammentreten, um die Regeln des anständigen Kampfes festzusetzen.

Wilhelm Stapel

Digitized by Google

Die Landpflegerin

Das berufstreue Landvolk nimmt bedrohlich ab, viel stärker, als der zunehmenden Arbeitsteilung in der deutschen Volkswirtschaft entspricht. Die Ursachen der Landflucht sind zum Teil in wirklichen Mißständen, aber auch in Vorurteilen und Irrtümern bei Land- und Stadtbewohnern zu suchen. Zum Kampfe gegen die Landflucht sind daher nicht nur sachliche Maßregeln (Ansiedlung und andre Besserung der sozialen Zustände) notwendig, sondern auch Aufklärungs- und Erziehungsarbeit am Landvolke. Sie wird gewiß auch den Volks- und Fortbildungsschullehrern, den Landgeistlichen, den Gutsherren, dem Heere, vor allem aber doch weiblichen Kräften zufallen müssen; denn die wichtigste aller Aufgaben dabei bleibt, dem Landvolke tüchtige Hausfrauen und Mütter heranzubilden.

Mit Recht hat man darauf hingewiesen, wie segensreichen Einfluß früher die Gutsherrin und die Pfarrfrau auf ihre Umgebung ausgeübt haben. Sie tun's jetzt, wenige ausgenommen, nicht mehr, eine Art Landflucht hat auch sie und ihre Neigungen ergriffen. Die sich dazu entschlossen, waren meist nicht zu solcher Führerschaft imstande, weil ihnen die in den gegenwärtigen Verhältnissen notwendige Vorbildung fehlte. Für diesen Teil der Volkserziehung am Landvolk sind besondere Frauenkräfte erforderlich, gewissermaßen Trägerinnen, Beamtinnen der ländlichen Wohlfahrtspflege im weitesten Sinne, für die sich die Bezeichnung wie Hertzberg bezeugt,

Alles, was in den Haushalt gehört, die Erziehung der weiblichen Jugend, auch der männlichen bis zum Jünglingsalter miteinbegriffen, muß die Landpflegerin soweit beherrschen, wie es der Lebenshaltung der untersten breiten Schicht des Landvolks entspricht. Sie hat also die Jugend im einfachen, billigen, aber kräftigen Kochen, im Gewinnen und Verwerten der Erzeugnisse des Gemüse- und Obstbaues, in der Milchgewinnung, der Schweine-, Geflügel- und Bienenhaltung, in Gesundheits- und Krankenpflege auszubilden, hat Handfertigkeitsunterricht an Mädchen und Knaben zu erteilen, hat sich der Genußveredlung anzunehmen durch Pflege des Gesanges, durch Volksbüchereien, Leseabende, Aufführungen. Ferner soll sie befähigt sein, an der ländlichen Fortbildungsschule für Mädchen ihr Gebiet zu vertreten. Immer ist dabei das Endziel im Auge zu behalten: Der Landbevölkerung muß ihr Beruf und ihre Heimat wieder lieb gemacht werden, man muß sie lehren, die ihr gebotenen reichen wirtschaftlichen und ideellen Werte recht zu erkennen und auszunützen.

Man hat wohl gemeint, es werde der Landpflegerin ein zu umfassendes Gebiet zugemutet, das eine praktisch unmögliche Vorbildungsdauer erfordere. Aber jede Arbeiterfrau muß all das ihr Leben lang ausüben und hat daneben noch die so vielseitigen landwirtschaftlichen Berufsarbeiten zu beherrschen. Auch handelt es sich nicht um eine wissenschaftliche Begründung aller Einzelgebiete vom Ursprung an, wie für höhere Fachlehrerinnen; denn das Hauptziel ist nicht Schulehalten, sondern tätiges erklärendes Überliefern des Könnens und Wissens in persönlicher Zusammenarbeit. Wohl aber sind besondre Voraussetzungen bei der Wahl dieses Berufes zu erfüllen: die jungen Mädchen sollten vom Lande stam-

Digitized by Google

men und das Landleben kennen und lieben, gesund sein und eine abgeschlossene Allgemeinbildung sowie eine gewisse Reife haben. Denn unter 25 Jahren kann die Landpflegerin nicht in die selbständige Arbeit eintreten. Ob diese Trägerinnen der Vorsorge für die Zukunft des deutschen Landvolkes in diesem Berufe ihre Lebensaufgabe sehen, oder ob ihn später im Nebenamt die Hausfrauen oder Haustöchter der Gutsbesitzer, Landpfarrer, Lehrer, Förster ausüben, das ist für die Sache unwesentlich, wird sich auch je nach den Landesteilen, den örtlichen wie persönlichen Verhältnissen verschieden gestalten. Eine große Zahl von gebildeten und nach Geistes- und Herzensanlagen geeigneten Frauen aus ländlichen Familien wird in diesem neuen Berufe die sonst vergeblich gesuchte befriedigende Lebensaufgabe finden.

Die Landpflegerinnen haben natürlich auch theoretisch eine besondere Vorbildung nötig. Hier kommt ein glücklicher Umstand zu Hilfe: in den „wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande“ waren die Ausbildungsstätten für die Offiziere dieser Landschutzarmee gerade zur rechten Zeit vorbereitet und bedurften nur der Ausgestaltung zu land- und hauswirtschaftlichen Seminaren, um für Lehrerinnen an Landpflegeschulen sorgen zu können. Aber die Ausbildungsgelegenheit allein hätte nicht genügt. Der Beruf erfordert eine besondere Organisationsform, die den einzelnen alles Geschäftliche abnimmt, die einen Rückhalt gewährt und zugleich für den unerläßlichen einheitlichen Geist der Arbeit sorgt, also eine Schwesternschaft. Da es sich um die weiten Kreise der Landarbeiter und der Kleinbesitzer handelt, für deren Religion die kirchliche Form wesentlich ist, so wird eine zwar von Engherzigkeit freie, aber doch konfessionelle Gestaltung der Schwesternschaft unerläßlich sein. An eine Ausschaltung aller religiösen Beziehungen ist gar nicht zu denken. Wer dem Landvolk und besonders seinen Kindern und Frauen näherkommen will, der muß mit seinem religiösen Innenleben tief und ehrlich mitfühlen können, also — wie die Dinge heute noch liegen — auf gleichem Bekenntnisboden stehen. Deshalb hat der Deutsche Landpflegeverband eine evangelische Schwesternschaft geschaffen mit entsprechender Berufsausbildung ihrer Glieder, die nicht in erster Linie als Krankenschwestern, sondern als Gesundheits- und Wirtschaftsschwestern wirken sollen. Der Verband wurde im Februar 1907 begründet als eingetragener Verein mit dem Sitz in Berlin; als Mutterhaus gilt bis auf weiteres die Landpflegestation Ober-Schönfeld bei Bunzlau in Schlesien, zugleich Wohnsitz der Vorsitzenden des Verbandes und Oberin der Schwesternschaft Frau Gräfin zur Lippe. Dort wurde auch im vorigen Frühjahre die erste Landpflegeschule eröffnet. Die Ausübung der Landpflege wird in den verschiedenen Landesteilen mancherlei besondere Züge zeigen; deshalb wurde von vornherein der Verband als allgemeiner Rahmen für Deutschland gedacht, in den sich die später zu erwartenden Provinzial- und Landesvereine eingliedern würden. Die Provinz Pommern hat zuerst eine besondere Organisation gebildet. Der Verband arbeitet jetzt bereits auf 35 Landpflegestationen in den verschiedensten Teilen Deutschlands, die natürlich noch nicht mit völlig vorgebildeten Schwestern besetzt werden konnten; meist sind es früher in der Krankenpflege tätig gewesene Per-

Digitized by Google

sönlichkeiten, die für diesen neuen Beruf besondere Neigung und Anlage mitbrachten. Künftig werden die Landpflegerinnen nach der verbindlichen Schlußprüfung noch eine einjährige Ausbildung in der Krankenpflege — ebenfalls mit „staatlichem“ Prüfungsabschluß — durchzumachen haben, um dann bei entsprechender Begabung als Landpflegeschwestern aufgenommen und auf eine Station zur praktischen Arbeit entsandt zu werden. Die persönliche Lage der Schwester kann recht verschieden sein: manchmal lebt sie mit eigenem Haushalt, manchmal im Hause des Gutsherrn, des Pfarrers; auch kommen bei weniger umfangreichem Landpflegebezirk wohl Nebenämter hinzu, wie das einer Privatsekretärin oder Buchhalterin. Die Anstellung geschieht jetzt mit einem Anfangsgehalt in bar von 420 M. bei freiem Unterhalt. Alljährlich wird ein Erholungsurlaub von vier Wochen gewährt, von dem die Hälfte im Mutterhause im Kreise der Schwestern zu verbringen ist. Invaliditäts- und Altersspension wird durch eine entsprechende Versicherung gewährt.

Vor 290 Jahren hat ein genialer deutscher Nationalökonom allerlei Förderungsmittel für das deutsche Volk und besonders auch für die Landbevölkerung gefordert, dabei auch die Unterweisung der Landmädchen in Hauswirtschaft durch darin besonders tüchtige Frauen, und zur geistigen Hebung vier Bücher für das Landvolk vorgeschlagen, von denen er eins der Hauswirtschaft vorbehalten wissen wollte. Wenn man erst heute wieder diese Aufgabe erkannt und endlich tatkräftig angegriffen hat, so darf man bei der großen Anzahl gebildeter Frauenkräfte, die sich nach einer rechten Lebensaufgabe umsehen, einen starken Andrang zu dieser einem hohen Ziel zustrebenden und freudigen Lohn in sich tragenden Lebensaufgabe erwarten, nachdem sie durch Pensionsversicherung und staatliche Anerkennung eine genügende äußere Ordnung und Sicherung erfahren hat. Die bereits in der praktischen Arbeit stehenden Schwestern sind von ihrer Aufgabe begeistert, und einem wie dringenden Bedürfnis jede einzelne entgegenkommt, das zeigt die werbende Kraft, die Zunahme der Anträge und das würde am besten eine Reihe von Bildern aus der praktischen Landpflegearbeit zum Ausdruck bringen, für die hier aber der Raum fehlt. Man lese nach außer in Sohnreys „Land“ in dem von der Gräfin zur Lippe herausgegebenen Landfrauen-Wegweiser und in dem Buche „Die Frau auf dem Lande“, beide im Verlag der Landbuchhandlung. Auch werden gern briefliche Auskünfte gegeben vom Deutschen Landpflegeverband. Nur eine Äußerung einer Gutsherrin mag hier stehn: „Ich bin in der glücklichen Lage, aus Erfahrung reden zu können. Ich habe eine Landpflegeschwester der Gräfin Lippe bei uns anstellen können; hauptsächlich entschlossen wir uns dazu, weil die Obliegenheiten meines Mannes ihn zwingen, einen großen Teil des Jahres in Berlin zu verbringen, und unsre Leute uns gewissermaßen vereinsamt vorkamen; sonst aber schienen uns ideale Verhältnisse in unserm Dorf zu herrschen und absolut kein Bedürfnis nach einer modernen Landpflegeschwester vorzuliegen. Jetzt aber, wo sie erst ein Vierteljahr bei uns ist, hat sich ihr so viel Arbeit in den Weg gestellt, daß ich es schon nicht verstehe, wie wir es so lange ohne diese treffliche Helferin haben aushalten können,

Digitized by Google

und unsre Leute sind glücklich und sprechen wirklich mit strahlenden Augen von »der frommen Schwester«, wie sie im Volksmund wohl immer heißen wird, die so »klaug is«, und als die Leute mir mit einem vorsichtigen Seitenblick sagten, »es kann woll sind, dat se kleuger is, as uns' Fru Gräfin«, da war ich wirklich ganz beruhigt und sagte mir: Landschwester, du hast gesiegt." G. Stieger

Heimatpädagogik

Bildung und Schule

Man hat der alten Schule den Vorwurf gemacht, daß sie zu viel mit bloßen Begriffen, mit leeren Abstraktionen arbeitete, daß sie versäumte, die Kinder vor die Wirklichkeit, vor die Natur, vor das Leben selbst zu stellen. Leben und Schule galten als Gegensätze, die sich nicht vereinen lassen wollten. Zwar wollte man für das Leben erziehen; aber man hielt für geboten, aus der bunten Mannigfaltigkeit, aus dem verwirrenden Vielerlei der Wirklichkeit das Geeignete und Brauchbare auszuheben, methodisch zuzubereiten, zu verdichten und zu sichten, bis der gewonnene Extrakt eigentlich nichts mehr vom Leben an sich hatte, sondern zum Begriff, zum Resultat, zum System, zur logischen Abstraktion geworden war. An die Stelle der Wirklichkeit traten Surrogate, ohne jedoch imstande zu sein, Leben zu ersetzen oder gar zu erzeugen.

Dieser intellektualistischen Richtung gegenüber macht sich in der neuen Schule ein starker Wirklichkeitssinn, ein Hunger nach Natur und Leben, geltend. Das Sinnenfällige, vor allem das Lebendige, verlangt Berücksichtigung im Schulbetrieb. Dazu kommt die ausgesprochene Neigung, den Schüler zur Selbsttätigkeit, zur Arbeit aus innerm eigenen Antrieb heraus, zu erziehen. Als bestes Mittel für die Pflege eignen Wollens, Suchens und Gestaltens aber erachtet man die lebendige Wirklichkeit.

Nun ist es eine Weisheit, die keiner weiteren Begründung bedarf, daß eigentlich jedem Menschen nur die Wirklichkeit zugänglich ist, die ihm räumlich nahegebracht werden kann oder von Natur aus nahe ist. Bei Kindern, die keine größeren Reisen unternehmen können, die engere Heimat. Infolgedessen mußte die Heimat in den Mittelpunkt des gesamten Anschauungsunterrichts gestellt werden, wenn man den Forderungen des Wirklichkeitsunterrichts genügen wollte.

Auch die Vertreter der Kunsterziehung erhoben diese Forderung. Sie fanden in einem rechten Studium der Natur die eigentlichen Grundlagen für ihre weitergehenden Bestrebungen. Nach den Wirklichkeitserfahrungen richten sich die Gebilde unserer Phantasie. Unsre Dichter — Hebbel zum Beispiel in seinen Kindheitserinnerungen — berichten uns, daß in der Jugend die Elemente auch jeder inneren Anschauung der nächsten Wirklichkeit entstammen, und jeder findet die Beweise dafür in der eignen Erfahrung. Der größte Hügel der Heimat wird zum Berg Sinai; der schönste Garten des Städtchens zum Paradies. Man kennt in der Heimat die Stelle, wo Kain den Abel tötete, wo Josephs Brüder die Schafe hüteten und wo David den Goliath erschlug. Auch in seinem Denken, Fühlen und Schauen ist der Mensch, ganz besonders im Kindheitsalter, der Pflanze gleich abhängig von der Scholle, der er entwuchs. Hier im Nährboden seines wirklichen Daseins sind in der Tat die starken Wurzeln seiner Kraft; hier ist das Mutterland auch für sein geistiges Wachsen und Gedeihen.

Digitized by Google

Indem nun die neue Schule diesen wirklichen Heimatboden, diese natürliche Grundlage der ideellen Welt des Kindes, in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen rückte, entdeckte sie zugleich, wie sehr man bisher die eigentliche Heimat verkannt hatte — indem man Stadt- und Landkindern einen wesentlich gleichen Anschauungsunterricht erteilte.

Die Wirklichkeit, die Natur, sollte dem heranwachsenden Menschen verständlich werden. Also mußte sie erlebt werden. So natürlich es nun war, mit der Dorf- oder mit der Kleinstadtjugend vom Leben in Feld und Wald, von den Arbeiten des Landmanns im Frühling, Sommer und Herbst zu sprechen, so verkehrt erwies sich dieses Verfahren für die Kinder der großen Stadt, deren eigentliche Heimat nicht Feld und Wald sind, denen Pflügen, Säen, Ernten, denen das Tierleben im Walde, im Bauernhofe unter Hühnern und Gänsen unbekannte, unerlebbare Dinge waren. Nicht der Anger und nicht der Bach, nicht der Wald und nicht die Heide sind die Heimat unserer Großstadtjungen, sondern der Winkel zwischen Vorder- und Hinterhaus und die Großstadtstraße sind es. Das mag bedauerlich sein, aber es ist nun einmal so und läßt sich nicht von heute auf morgen ändern.

Was den Försterbuben Ludwig Ganghofer in seiner Kindheit alles begeisterte und entzückte: „Das Grillenkitzeln, das Eierstehlen auf den riesigen Heuböden des Rollewirts, die Kartoffelbraterei auf dem Felde und das Feuermachen im Walde, das Staubenschlupfen und Baumklettern, das Holleklopferslaufen und Dreikönigsreiten" — das alles sind dem heutigen Großstadtjungen wohl romantische Ziele, aber keine erlebbaren Wirklichkeiten. Dagegen schwärmt er für die Wachtparade, für die Weihnachtsausstellungen, für Trambahn, Automobil und Luftschiff — und seine Kinderspiele geben uns Kunde davon.

Mit der Erkenntnis dieser Verschiedenheit von städtischer und ländlicher Heimat kam zugleich die Einsicht in die Unnatur der früheren Bestrebungen. Man erkannte das Unsinnige des Unterfangens, Lehrpläne, Lesebücher und andere Unterrichtsmittel für ein ganzes großes Land gleichmäßig zu gestalten und vorzuschreiben. Man lernte die erzieherische Bedeutung der heimatlichen Sonderart einsehen. Man kam zur Heimatpädagogik, zu einer Art „Heimatkunst" innerhalb der Erziehungs- und Unterrichtsbestrebungen.

Es ist nicht abzuleugnen: der Unterrichtsbetrieb wird der natürlichste und erfolgreichste sein, der sich am ungezwungensten der eigenartigen Wirklichkeit anbequemt, die ihn umgibt. Das seelische Spiegelbild dieser Realität findet er in den Köpfen und Herzen der werdenden Menschen, die er erziehen und bilden soll. Diese individuell gestalteten Erinnerungsbilder müssen ihm die Grundlagen für alle „höheren" Bildungsbestrebungen liefern, wenn nicht mit schlecht begründeten oder mit falsch gedeuteten Anschauungen und Begriffen gearbeitet werden soll.

Die pädagogische Folgerung aus solcher Einsicht heißt: Verbannung der Schablone, der Uniformierung, der „Allgemeingültigkeit" beim Aufstellen von Stoffverteilungsplänen. Das Leben in der lauten Großstadt ist andrer Art als im entlegnen Weiler; aber auch zwischen gleichgroßen Gemeinwesen bestehen je nach der geographischen Lage tiefgehende Unterschiede. Die Kinder in einem Rhöndörfchen haben andre Lebenserfahrungen und

Digitized by Google

andre Lebensinteressen als die von Rossitten auf der Kurischen Nehrung; wer seine Kindheit am Rhein verlebte, gestaltet mit andren Erinnerungsbildern als die Jugend im bayrischen Oberland. Der Lehrplan ist der beste, der in seinen formalen Zielen so gehalten ist, daß er jedem einzelnen Lehrer gestattet, die Heimat in ihrer ganzen reichen Einzigkeit darunter zu umspannen, ohne gegen die bestehenden Vorschriften zu verstoßen. Diese formalen Ziele können für das ganze Land die gleichen sein; ihre Verwirklichung in den Stoffverteilungsplänen wird sich verschieden gestalten je nach der Eigenart der heimatlichen Lebensgemeinschaft, der sich an bildender Kraft und Wirkung nichts an die Seite stellen läßt. Wer klug und weise handeln will, der wird sich mit der Wirklichkeit, der gewaltigsten Kollegin, nicht in Zwiespalt setzen, sondern sich ihrer starken Hilfe freuen. Denn nur durch das Leben läßt sich in Wahrheit für das Leben erziehen.

Ernst Weber

Kürzer!

Der Wunsch, die Kunstwartheste minder umfangreich zu bekommen, wird wieder recht vielfach ausgesprochen; er tönt gerade durch das Freundliche, das uns gesagt wird, oft. Er weist ja auch selbst auf freundliche Gesinnung: der Kunstwart sei keines von den Blättern, in denen man nur dies und das lese, man betrachtet ihn als eine Einheit, die man ganz aufnehmen will — biete er aber so viel, so verlange er geradezu ein Studium. Geehrte Damen und Herren, die so schreiben: glauben Sie wohl, daß unter unsern Lesern einige noch ein Mehr an Stoff wünschen? Wirklich, es ist so, aber von diesen wollen wir schweigen! Auch davon, daß gegen eine Verringerung des Umfangs ja kein Mensch auf der Welt weniger einzuwenden hätte, als der Verleger — denn das liegt ja auf der Hand. Es sind innere Verhältnisse, die das Kürzen erschweren. Zugegeben sei, daß einigen unsrer Mitarbeiter die Schreibweise äußerster Gedrängtheit nicht behagt, sie meinen, um nicht steif zu werden, müßten sie Raum für die Arme haben. Die Hauptschwierigkeit liegt aber doch darin, daß wir jetzt zum Verständnis der Zusammenhänge eine große Anzahl von Dingen heranziehen müssen, die früher draußen blieben. Das läßt sich nicht kürzer tun, ohne oberflächlich zu werden. Aber es läßt sich später seltener, läßt sich weniger tun. Dann nämlich, wenn auf soundso viel, was in Betracht kommt, erst einmal hingewiesen worden ist. Erinnerungen können ja knapper sein als erste Erörterungen. Deshalb geben wir die Hoffnung auf eine noch gedrungenere Gestaltung des Kunstwarts doch nicht auf. Übrigens ist er ja schon im letzten Jahr nur durch Kunstbeilagen „korpulenter“ geworden.

Unter uns

Die Triebfedern

Zwei Triebfedern sind es, die mein Handeln bestimmen: die eine ist das Ehrgefühl und die andere das Wohl des Staates, den der Himmel mir zum Regieren gegeben hat. Diese schreiben mir zwei Gebote vor, einmal: nie etwas zu tun, worüber ich zu erröten hätte, wenn ich meinem Volke Rede stehen müßte; und sodann für meines Vaterlandes Heil und Ruhm den letzten Tropfen meines Blutes hinzugeben. Mit solchen Grundsätzen weicht man seinen Feinden nie. Friedrich der Große

Lebende Worte

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Wenn wir von Adolf Menzel sprachen, erwähnten auch wir gelegentlich, was jedermann weiß: daß wir Heutigen König Friedrich kaum anders sehen **können, als mit Menzels Augen. Es** ist kein Schade dabei. Ausweislich der zeitgenössischen Bildnisse war im Angesicht des jungen Friedrich etwas Weichliches, ein wenig Gedunsenes, das mit beginnendem Verfall zu übermäßiger Faltenbildung führte, aber das war rein äußerliches Erbteil: Menzel hatte Friedrich nicht naturalistisch zu porträtieren, er hatte für die Nachwelt sein geistiges Ich herauszuarbeiten, und das gab ihm ein Recht, jenen Zug beiseitezulassen. Von den seelisch bezeichnenden Zügen aber, von allen, die Ausdruck dieses Innenlebens sind, fehlt in seiner Friedrichgestalt keine. Von der Wiege bis zum Grabe lebt sie in Menzels Kunst einheitlich als dieselbe Persönlichkeit, und so überzeugend, daß alle andern bildnerischen Versuche, den Großen zu schildern, weit dahinter zurückgeblieben sind.

Die Illustrationen zu Kuglers Buch sind allzu bekannt, als daß wir sie an dieser Stelle heut wiedergeben möchten. Der Druck auf Büttenpapier, den wir dem Hefte vorsetzen, ist ein originalgroßer Ausschnitt aus dem ersten Blatt des Sammelwerkes „Aus König Friedrichs Zeit". Er zeigt den König in jenen glücklichsten Jahren „zwischen den Kriegen" langsam auf- und abwandelnd im Schlosse von Sanssouci, sich unterhaltend mit einem, der an des Betrachters Stelle gedacht ist und gerade spricht. In des Königs Gesicht ist mit feinsten Kunstmitteln der innere Vorgang ausgedrückt: er hört noch zu, aber hinter seiner Stirn drängen sich schon die lebhaften Geister der Antwort, für die der Mund sich spitzt.

Von Menzels Gemälden aus der Friedrichzeit haben wir die bekanntesten schon früher wiedergegeben. Das erste unsrer heutigen beiden macht uns zu Zeugen des Auftritts an der Leiche des Großen Kurfürsten, wir hören das „Messieurs, der hat viel getan". Ein Gemälde von 1878. Man vergleiche dies spätere Bild mit dem Holzschnitt bei Kugler, um sich des Wachsens der Menzelschen Charakterisierkunst bewußt zu werden! Auch das Aufleuchten in Friedrichs Gesicht erscheint nur einen Augenblick lang ein wenig übertrieben, ein wenig theaterhaft: das plötzliche Sich-ganz-Hingeben an den Augenblick ist ganz Friedrich gemäß, er hat's bekanntlich mitunter auch zu seinem Schaden gezeigt. — Ein außerordentlich fein schilderndes Bild scheint mir das der Begegnung mit Joseph II. Was liegt in dem Gesichte des alternden und schon ein wenig steifgliedrigen Königs, wieviel wirkliche Güte, aber auch wieviel überlegene Weltmännischkeit, die das stürmische Verehren des jüngeren aus dem feindlichen Lager ganz zu nehmen weiß, wie es zu nehmen ist. Auch von den übrigen Anwesenden leben alle ganz individuell bis zu Tauenzien und Seydlitz rechts und Haddik links im Hintergrunde, während Loudon nach der Hauptperson die beste Rolle spielt. Nicht eben glänzend kommen die preußischen Prinzen weg, auch sie in ihrer zuwartenden Haltung sind durchs Mienenspiel meisterlich charakterisiert. Wir setzen noch Menzels eigne erläuternde Federzeichnung hierher. Sie ist nicht nur zum Erkennen der Personen wichtig, sie ist in all ihrer Flüchtigkeit auch zum Vergleichen des Ausdrucks bei den einzelnen interessant.

Digitized by Google

Alsdann fügen wir diesem Hefte zwölf Illustrationen Menzels zu den „Werken Friedrichs des Großen“ bei. Weit weniger bekannt, als die Bilder zur Kuglerschen Geschichte, stehen sie ihnen doch an Bedeutung nicht um Haaresbreite nach, manche übertreffen jene sogar so gewiß, wie Menzel noch ein Stück reifer war, als er sie schuf. Friedrich selbst kommt in unsern Proben nicht als körperliche Gestalt vor, aber gerade die Aufgabe schien uns reizvoll: seinen Geist einmal durch die Umwelt seines Erlebens und durch Ideen zu kennzeichnen, die von ihm ausgingen oder die ihn trafen.

Seiner Charakteristik sind auch die Faksimilien gewidmet, die nach seiner Buchstaben- und nach seiner Notenschrift zwischen den Text gesetzt sind. Alle drei sind höchst bezeichnend für ihn, man lasse sich die Mühe nicht verdrießen, auch seine Worte in ihrem wunderlichen Deutsch zu entziffern. Er lebt nicht nur, er leibt sozusagen auch darin. Wer mehr von solchen Proben wünscht, findet sie am leichtesten in Petersdorffs „Friedrich dem Großen“, einem auch seinem Texte nach sehr guten Buche.

Der Stich nach einer Zeichnung von C. Frisch, den wir noch wiedergeben, ist kurz nach Friedrichs Tode entstanden, uns deucht, er gibt die Trauerstimmung um den großen König schön. Vielleicht hat der Künstler schon die Totenmaske benützen können, die jetzt im Hohenzollernmuseum aufbewahrt wird, ein ergreifend edles Kunstwerk der Natur.

Die Gravüre nach Bernhard Mannfelds Radierung aus der Potsdamer Garnisonkirche illustriert den Rundschaubeitrag „Fromme Wünsche“, wir bringen sie aber auch um ihres eignen Wertes willen. Mannfeld ist zwar bei den „Kennern“ à la mode jetzt nicht auf der Welle, es wird aber kaum lange dauern, dann schwimmt er auch bei ihnen wieder auf. A

Übersichtsblatt von Menzel selbst zu dem Bilde „Begegnung zwischen Friedrich II. und Joseph II. zu Neiße“

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München

Unsre Notenbeilage eröffnet ein Marsch Friedrichs des Großen, der sogenannte Parademarsch, der als der schönste der Friderizianischen Märsche gilt, obwohl manche den etwas meistersingerischen Ulanenmarsch (Kw. XXII, 7) vorziehen. Der König hat Melodie und Baß

Digitized by Google

komponiert, sein Konzertmeister Benda setzte die Füllstimmen in Trompeten aus. Längere Zeit verschollen, ist der Marsch 1816 von Friedrich Wilhelm III. wieder entdeckt worden. Es existiert noch der „Mollwitzer", der nicht mit der Schlacht, sondern mit dem Feldlager Friedrichs bei Mollwitz (1841) zusammenhängt und der musikalisch nicht sehr wertvolle „Marsch 1856". Alle diese Märsche werden jetzt leider in dem viel schnelleren Marschtempo der Gegenwart gespielt und verlieren dadurch an Wirkung. Wir marschieren 114 Schritte in der Minute, jenes Zeitalter nur 72. Das gibt den besten Fingerzeig für den Vortrag. — Um auch einen friedsamen Klang aus dem Zeitalter des großen Königs heraufzubeschwören, folgt ein Adagio des von Friedrich so sehr verehrten Johann Adolf Hasse, aus der Ouvertüre seiner Oper „Alcide al Bivio". Es wird gut sein, das Tempo nicht allzu langsam zu nehmen und auf die ruhige, aber fließende Melodie besonders zu achten. Zuletzt als Zeugnis für das Fortleben des norddeutschen Nationalhelden Karl Loewes herrlichen „Fridericus rex" auf das Gedicht von Willibald Alexis. Wie prachtvoll ist durch Benützung des bloßen Rhythmus des Hohenfriedberger Marsches sogleich die geschichtliche Atmosphäre geschaffen, wie soldatisch, äußerlich rauh, aber innerlich voll sympathischer Wärme klingt die Ansprache an die „verfluchten Kerls"! Der zweite Teil der Strophe bringt dann jedesmal eine freudige Steigerung, die besonders charakteristisch wird bei der Aufzählung der von allen Seiten hereindringenden Gefahren. „Viel Feind, viel Ehr." Und nun der köstliche, komisch-empfindsame Mittelsatz: „Nun ade, Lowise!" Sentimentalität, die sich noch unter Tränen selbst humoristisch zu nehmen beginnt und bei der Vorstellung des mit Pomade bezahlten Franzosen schon die volle Heiterkeit des Gemütes wiedergewonnen hat. Und was gliche beim Wiedereinlenken in die Hauptmelodie dem fanatischen Begeisterungsausbruch „Fridericus rex, mein König und Held!"? Wie Loewe mit den einfachsten Mitteln das Gedicht aus seiner Musik in höchster Lebensfülle, im Großen wie im Kleinen wiedergeboren hat, das gehört ohne Zweifel zu seinen genialen Leistungen. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München

AUS DEM KUNSTWART

ADOLF MENZEL

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

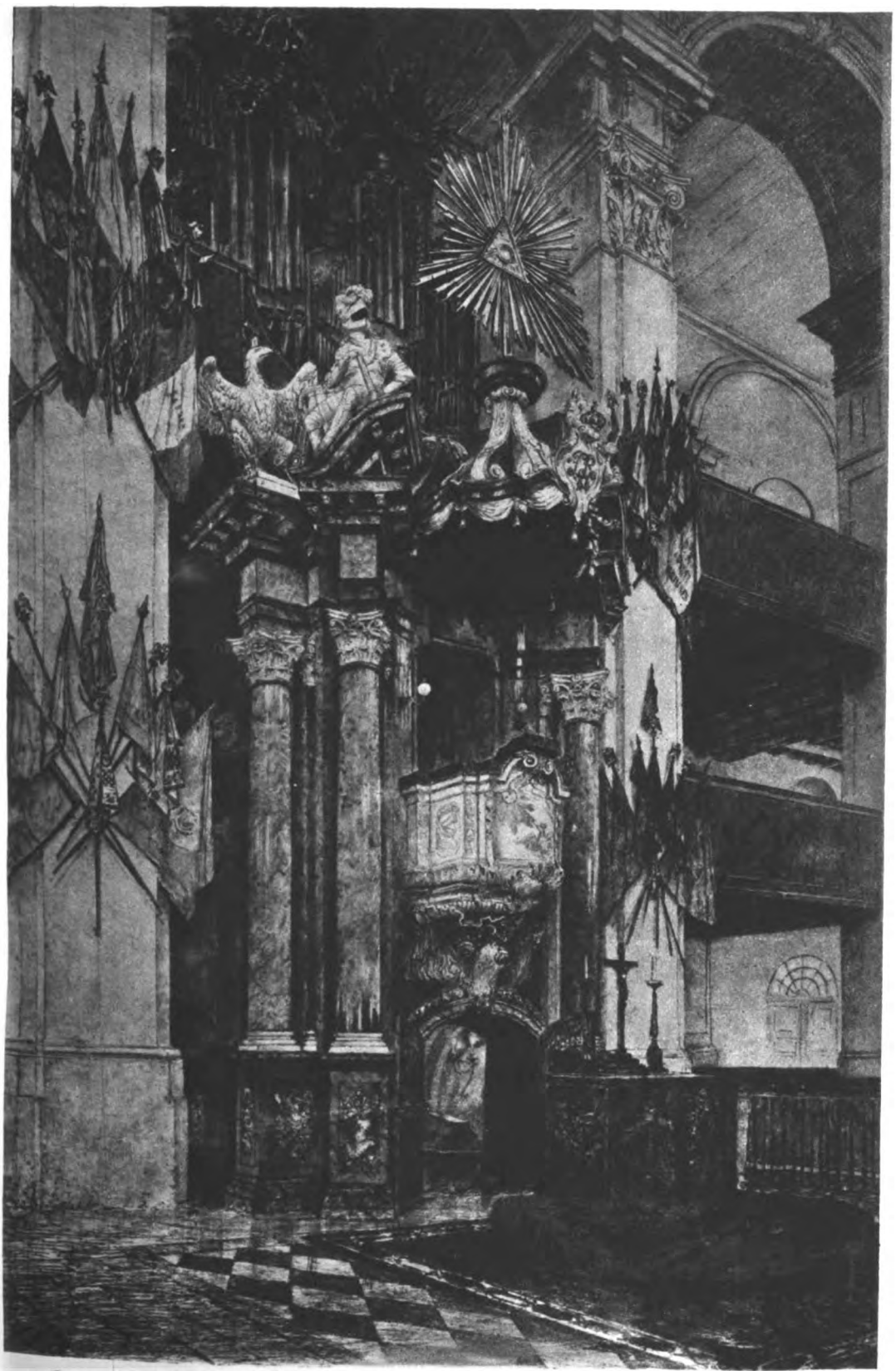
Digitized by Google

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

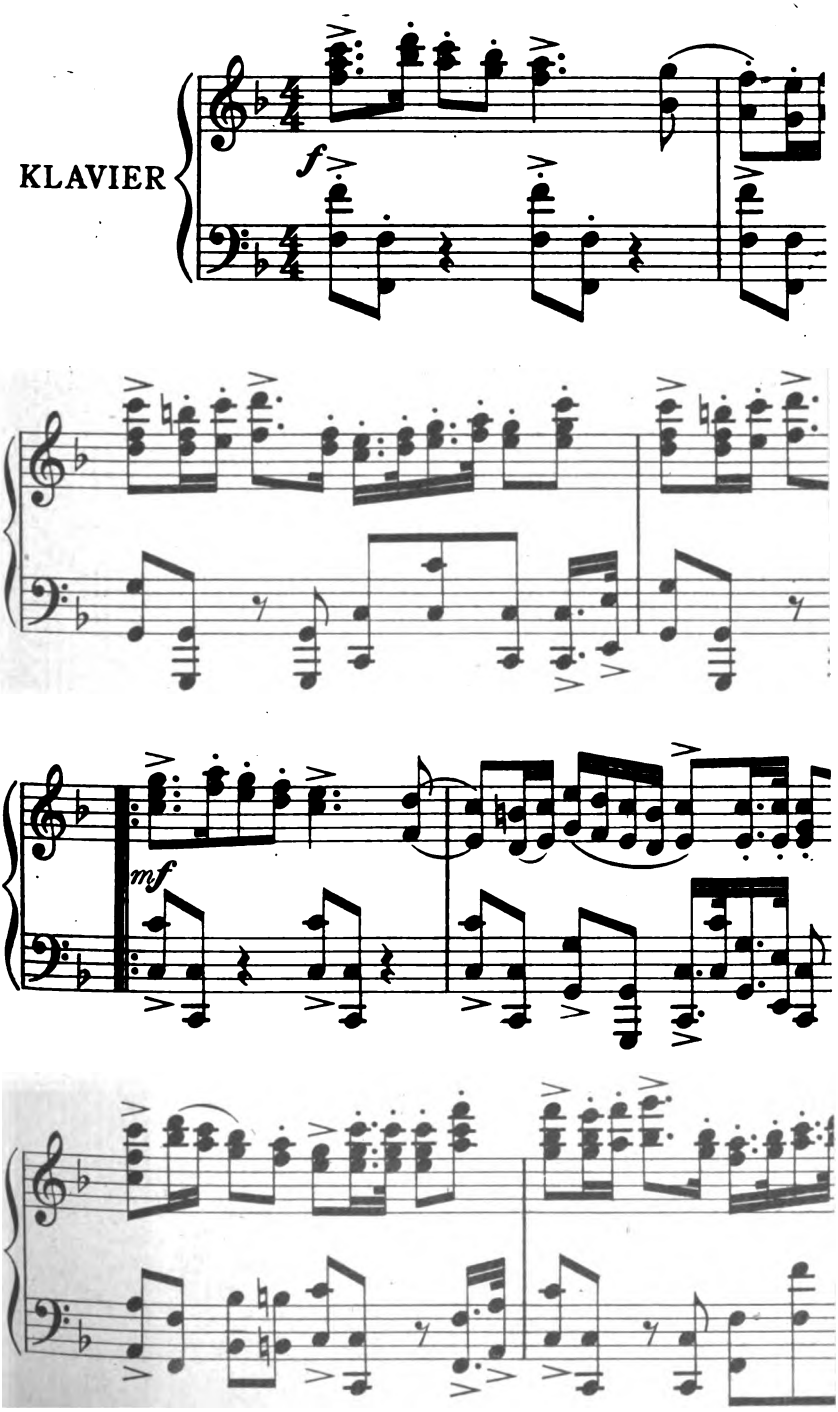


Aus dem Kunstwart

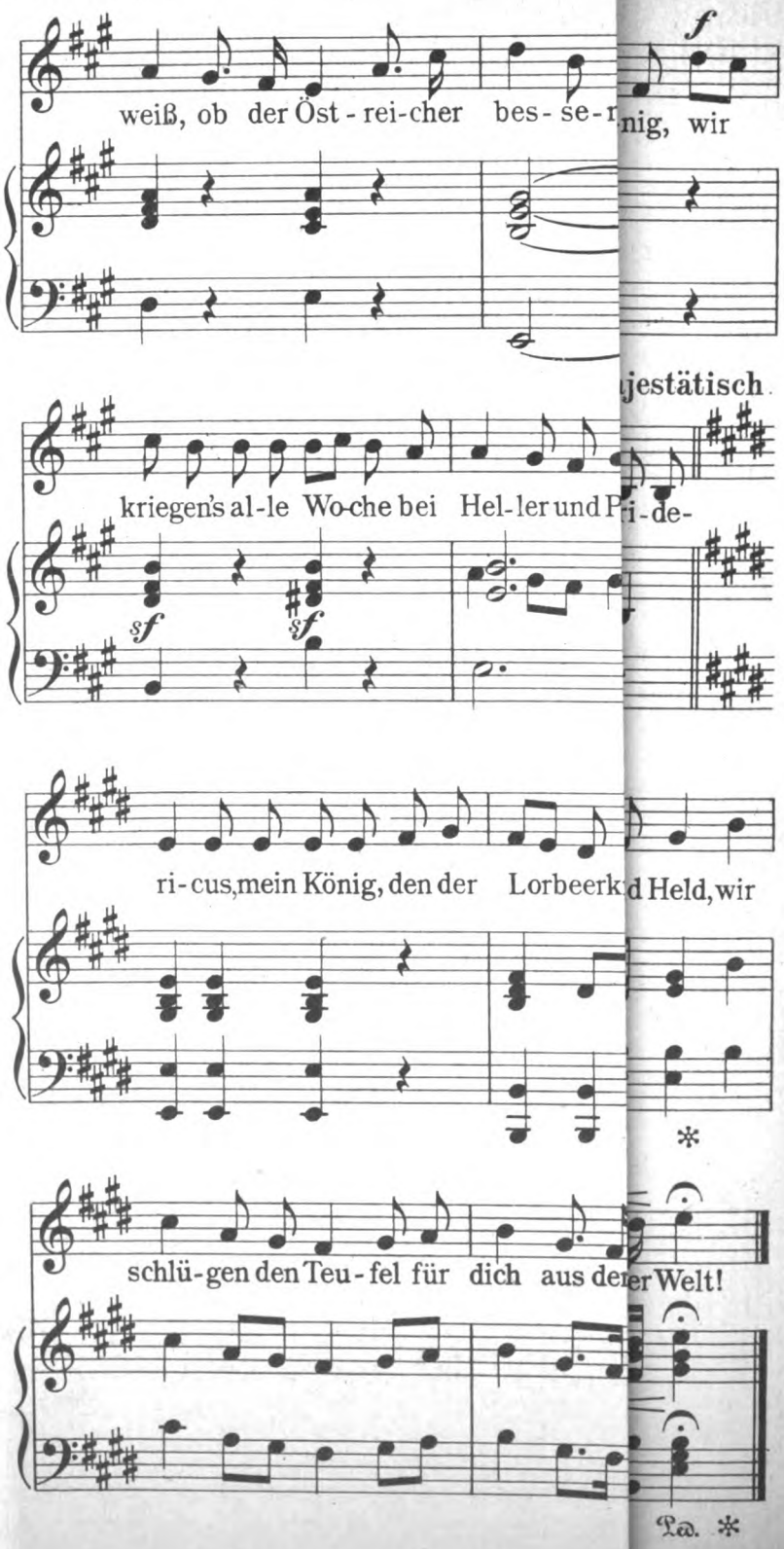
Bernhard Mannfeld

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Heinrich Füssli

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Erstes Februarheft 1912 Heft 9

Nach den Wahlen

Wahlagitation kann nur mit Vorstellungen arbeiten, die schon geläufig oder schnellstens geläufig zu machen sind, also mit Fragen, die alle Welt schon bespricht. Schweres, in diesen Strudel geworfen, mag zwei-, dreimal kreisen, unter sinkt's doch, während das Leichte im Tanzen bleibt. Darum scheint mir ganz in der Ordnung, daß man von den Fragen, die wir heute erwähnen wollen, im Lärme der Volksversammlungen und Leitartikel der letzten Zeit so gut wie gar nichts gehört hat. Denn all das ist ja noch nicht „aktuell". Aktuell aber muß es *werden*. Es ist ja nicht nur das wichtig, daß gesetzgültige Beschlüsse im einzelnen Falle dies oder jenes Vernünftige erreichen. Wichtiger noch ist, daß gesetzgültige Beschlüsse auf möglichst vernünftige *Weise* zustande kommen, denn nur das bürgt dafür, daß sie möglichst *oft* im Ergebnis vernünftig sind. Wohl: Jetzt ist der neue Reichstag gewählt, und damit ändern sich für den gebildeten Kopf seine Aufgaben. Es tritt diese wieder in den Vordergrund: Wirke, daß wichtige Veränderungen, die dir nötig scheinen, vorbereitet werden, indem du Verständnis für sie zu verbreiten suchst. Mit andern Worten: wirke dafür, daß solche Forderungen sobald wie möglich als aktuell empfunden werden. Wer Parteipolitik treibt, hat hierbei die Pflicht, die Auffassungen seiner Partei, soweit er sie mit Überzeugung billigt, zu vertreten. Wir betonen immer wieder, es liegt uns ganz fern, die Berechtigung, die Notwendigkeit solcher Parteipolitik leugnen zu wollen. Aber *wir* arbeiten mit diesem Blatte daran, sie zu *ergänzen*. Parteipolitiker sind wir alle vom Kunstwart außerhalb des Blattes auch noch. Dieses besondern Blattes besondre politische Arbeit hat jedoch, seinem Programm gemäß, dem Herauslösen von Kulturaufgaben aus ihrer Verquickung mit dem Parteileben zu gelten, damit ihre Wichtigkeit *allgemein* empfunden und deshalb möglichst *energisch* und möglichst *rasch* gefördert werde. Gerade diese Zeit jetzt scheint mir besonders geeignet, um auf ein paar Punkte aufzumerken, von denen bei uns so gut wie gar nicht gesprochen wird, weil sie den glücklichen Besitzern unter den Politikern unbequem sind. Wer sich bemüht, die politische Arbeit des Tages, des Jahres als Teil der großen Kulturbewegung überhaupt zu sehn, gerade der wird vielleicht die „Nebenfragen", die hier berührt werden, näher am Zentrum finden, als die politischen Fachleute zugeben. Wir wollen deshalb die Lage nicht etwa verschleiern. Der eigentliche politische Kampf bewegt sich um Interessen. Weitaus am häufigsten um wirtschaftliche, die sich dem Einzelnen oder seinem Stande mit Selbsttäuschungen als Interessen der Allgemeinheit darstellen. Aber auch nationale, religiöse, „doktrinäre" und andere Interessen nicht bloß angeblich, sondern tatsächlich unselbstischer geistiger Art spielen doch auch mit, und ihre bewegende Kraft im Ganzen hängt davon ab, in wie vielen sie wirken, und in diesen, wie stark. Man kann alle die nationalen

Digitized by Google

und idealen Interessen als berechtigt und ihren Kampf als unerläßlich anerkennen und doch die heutige Weise, den Streit auszutragen, für so verfehlt halten, daß die Ergebnisse der Kämpfe dadurch gefälscht und recht ungünstige Nebenwirkungen dadurch erzeugt werden.

Ich gehe von zwei Beispielen aus, die nach diesen Tagen keiner als bloß fiktiv, als künstlich konstruiert ansehen wird. Ein Wähler steht politisch zur Rechten, hält aber das Sträuben gegen die Erbschaftsteuer für so verfehlt, daß er sie schon aus Gründen der Klugheit wünscht, selbst wenn ihm zweifelhaft erscheint, ob man sie aus Gerechtigkeitsgründen fordern dürfe. Wohl: Stimmt er nun für den Kandidaten der Rechten, so stimmt er damit gegen sie, stimmt er für den der Linken, so stimmt er damit für sie, zugleich aber auch für eine Menge weiterer Forderungen, *gegen* die er zu stimmen wünscht. Ein andrer Wähler steht politisch links, aber in den Fragen der nationalen Verteidigung denkt er mit denen rechts. Für wen soll er stimmen? Die rechts entscheiden in den andern Fragen anders als er, die links tun das in einer Frage, die er zu den wichtigsten zählt. Was also geschieht? Unser Konservativer wie unser Liberaler können ihrer Meinung durch den Stimmzettel keinen Ausdruck geben, die Folge ist: entweder sie stimmen unter Gewissenszwiespalt oder sie stimmen nicht. Mir scheint es unwahr, daß die „Partei der Nichtwähler" vor allem durch Gleichgültigkeit zustande käme; wir wissen nicht, wie viele aus so häufigen und so schweren Konflikten wie denen unsrer zwei Beispielmänner der Urne fernbleiben.

Den beiden wäre geholfen, wenn wir das *Referendum* hätten, bei wichtigen Fragen die Möglichkeit einer Berufung vom Parlament ans Volk. Jetzt ist die nur durch Auflösung möglich. Dann aber stehen die Neuwahlen erst recht unter einer „Wahlparole", die einem Abgeordneten auf fünf Jahre, das heißt für, sagen wir: fünfhundert Fragen die Vertretervollmacht danach gibt, wie er sich zu einer einzigen, wie er sich eben zur „Wahlparole" stellt. Man denke an die Septennatswahlen, an die von der Sozialdemokratie so genannten „Hottentottenwahlen", denke aber auch an sogenannte „Teuerungswahlen" usw., um das Unsinnige der Einrichtung unterm Schlaglicht zu sehn. Aber nicht einmal bei den Vorgängen um Bülows Rücktritt sprach man davon, und doch hätte das Referendum, das manchen als eine sozialdemokratische Parteiforderung gilt, damals sehr im Interesse der Regierung gelegen. Es hätte eine Befragung des Volks über die Steuervorschläge allein ermöglicht, während man die Auflösung bekanntlich aus Furcht vor der „roten Flut" vermied. Wir hören überall von der „Verknöcherung" unsrer politischen Parteien, warum schafft man nicht endlich den engen Zusammenhang mit der Entwicklung der Meinungen im großen Leben „außerhalb des Saals", den die stete Kontrolle des Referendums bewirken kann? Man ermögliche den Wählern, dem Abgeordneten zu sagen: „In den Grundsätzen stimmen wir überein, vertritt mich, wenn sich's aber um gewisse Dinge handelt, über die man verschieden denken kann, so erlaube mir, selbst zur Urne zu gehn." Zwar hat schwerlich schon irgendwer einen stichhaltigen Grund gegen das Referendum gehört, das sich ja anderswo längst auch praktisch bewährt hat — aber nochmals: bei uns hört

Digitized by Google

man überhaupt kaum davon. Unsrer Überzeugung nach ist es die dringlichste Kulturforderung im politischen Leben überhaupt.

Ebensowenig wie von einer wirklich aufklärenden Agitation für das Referendum kann bei uns von einer für die Vertretung der Minderheiten in den Staatsparlamenten gesprochen werden. Jedes „Proporz"-System hat irgendwelches Bedenkliche, sicher, aber eben deshalb müßte eine öffentliche Erörterung dafür sorgen, daß man das bestmögliche erkenne und einführe. Denn einführen muß man doch wohl eins, soll nicht der Unsinn weiterbestehen, daß ein paar Stimmen, daß lächerlichsten Falles eine auf der Mehrheitseite soundso viel Zehntausende auf der Minderheitseite unwirksam macht. Mit den strittigen Fragen des allgemeinen oder nicht allgemeinen, des öffentlichen oder geheimen, des gleichen oder des Pluralwahlrechts braucht die der Verhältniswahl gar nicht verbunden zu werden: mag man darüber verschiedener Meinung sein, wie vielen man das Wahlrecht und in welchem Umfange man's ihnen gibt, aber schlechterdings widersinnig ist doch wohl, das Wahlrecht zu geben und dann von einem äußerlichsten Zufall abhängen zu lassen, ob es wirkt oder ins Wasser fällt. Wenn einer rechts vom Proporz ein übermäßiges Anwachsen der Linken fürchtet, so sollt ihm die Tatsache zu denken geben, daß beispielsweise bei der Vertretung Sachsens im Reichstage gerade die Sozialdemokratie vom Nichtbestande der Verhältniswahl am meisten profitiert hat und daß, was hier eingetreten war, morgen anderswo, übermorgen in den meisten Gauen des Reichs geschehen kann. Die Stimmenzahl der Opposition überwog ja schon bei den vorigen Reichstagswahlen die der Regierungsparteien, wächst sie weiter, so kann's dazu kommen, daß gerade die Regierungsparteien unterm Mangel einer Minderheitsvertretung am schwersten leiden. Andre Wahlfragen mögen Parteisache bleiben, das Einführen der Minderheitvertretung ist keine. Im vorigen Herbst war ich im Ausland Zeuge von wichtigen Wahlen nach einem Proportionalsystem. Seltsames Erlebnis für den Deutschen: eine Wahl, bei der alle Parteien sich eine bestimmte Zahl von Abgeordneten ohne weiteres zugestanden, so daß auf der Liste jeder Partei auch ihre schroffsten Gegner standen. Braucht darauf hingewiesen zu werden, wieviel der praktische Zwang zur gemeinsamen Arbeit mit dem Gegner dazu beiträgt, in ihm nicht einen Narren oder Lumpen, sondern einfach einen Mann mit andern Meinungen zu sehn? Einen, den man nicht bloß zu bekämpfen, einen, mit dem man auch zusammenzuarbeiten hat?

Es ist wohl bald so weit, daß die gebildetsten Deutschen sich als Angehörige einer Kulturpartei fühlen, deren Abgeordnete in allen Fraktionen sitzen mögen. Nur im Kampf und meistens nur durch Macht werden die materiellen Interessen sich auseinandersetzen. Es scheint sehr zweifelhaft, ob jemals alle Politik Kulturpolitik sein kann, ja: ob nicht gerade in seiner Roheit auch der nackte Kampf der materiellen Interessen — der nackte, nicht der verlogene — ein des Erhaltens, ja, sozusagen des Herausarbeitens wertes urwüchsig notwendiges Ding ist. Aber daß in der Menschheit der „gesunde Egoismus" aus allzuviel idealer Geistigkeit bleichsüchtig werde, aus Sorge deshalb werden keinem die Haare grau. Jedesmal, wenn es gelingt,

Digitized by Google

eine bisher mit Fraktionspolitik verknüpfte Frage aus dieser Verquickung zu lösen, hat die Kulturpartei ein Stück Arbeitsland mehr. Und ein besonders wichtiges, wenn sich's dabei um eine Frage der Organisation der Entscheidungen selber handelt. Das wäre bei der Minderheitvertretung so, vor allem aber bei der Einführung des Referendums. Wird nun endlich die allgemeine Vorarbeit dafür in allen Parteien einsetzen? Oder ist auch dazu die „Verkalkung" in den Fraktionsadern schon zu hart? A

Vortragsbildung

Ein Gespräch

Die Idealistin: Vorhin erzählte mir eine Bekannte, sie habe diesen Winter an die hundert Vorträge gehört. Ich stand dabei ganz beschämt, denn ich habe höchstens ein Dutzend besucht. Es ist wahr, man sollte diese guten Gelegenheiten, sich über alle möglichen Materien auf angenehme Weise belehren zu lassen, viel mehr ausnutzen. Leider ist meine Aufnahmefähigkeit nur begrenzt.

Der Skeptiker: Sollten Sie es durch Fleiß und Übung nicht dahin bringen können, es Ihrer Bekannten gleichzutun, sie wohl gar zu übertreffen? — Etwa zur Kaffeestunde einen Vortrag über die Lebensgewohnheiten der Schlupfwespen; zur Vesper einen über Goethes Verhältnis zur Antike oder einer anderen Dame, abends einen über „Die sittliche Hebung des Kellnerinnenstandes"? Dazwischen ließe sich vielleicht noch einer über die Nordpolforschung, das Salome- oder das Eheproblem einschieben.

Die Idealistin: Warum so ironisch? Die Gebiete des Wissens sind zu groß, das Leben ist zu kurz, als daß jeder sich selbständig über alles unterrichten könnte.

Der Skeptiker: Sie haben recht! Das Leben ist wirklich viel zu kurz, als daß jeder über jedes Bescheid wissen könnte. Aber erlauben Sie mir eine Frage: ist das denn nötig?

Die Idealistin: Man möchte doch etwas wissen von der Welt, in der man lebt, nicht so verständnislos hindurchtaumeln! Und soll man da nicht dankbar sein, wenn andre einem helfen, sich zu bilden, und einem so Zeit und Mühe sparen?

Der Skeptiker: Es rührt mich, ja wahrhaftig: es rührt mich, daß Sie unsre moderne Bildungsstreberei für faustischen Erkenntnisdrang nehmen. Aber Fausten hätte es sicher nicht befriedigt, seinen Wissensdurst in Vorträgen zu stillen, — nicht einmal Wagnern, denn der war zu gründlich und scheute weder Zeit noch Mühe.

Die Idealistin: Es ist doch natürlich nicht der Zweck eines Vortrags, gründlich zu belehren. Er will doch nur anregen.

Der Skeptiker: Wozu anregen? Zum Selbststudium? — Sie sagten ja eben selbst: Vorträge sind ein abgekürztes Verfahren, um sich zu bilden. Also bleibt es bei der Anregung. Was soll es denn aber, sich ewig anregen zu lassen — zu neuer Anregung? Für mich ist der Schrei nach „geistiger Anregung", den man besonders in Frauenkreisen ewig hört, so recht bezeichnend für unsere aus Denkschlaffheit und Sensationslust gemischte Geistesverfassung. Anregung! In der

Digitized by Google

Gastronomie ist es das Schnäpschen vor der Mahlzeit. Aber im Geistigen erregt das Apéritif selten einen rechten Hunger nach kräftiger Kost, sondern nur nach einem neuen Apéritif! Durch die Mode, alle und jede Materie in das Prokrustesbett von sechzig Minuten Vortragsdauer einzuspannen, charakterisiert sich unsre moderne Bildung, die die oberflächliche Alleswisserei zum Prinzip erhebt. Heute muß alles populär sein, für den Massengeschmack zubereitet. Nicht zu lang — denn dann ermüdet das Durchschnittshirn. Nicht zu ernst, sonst wird's dem Durchschnittsmenschen unbehaglich. Ein lieblicher Humor muß die Rednerlippe umspielen — die abgestandensten Witze finden bei einem Vortragspublikum dankbaren Widerhall. Ein paar Schlagworte müssen fallen, denn die lassen sich mit nach Hause tragen.

Die Idealistin: Ich ahnte nicht, daß Sie ein solcher Vortragsfeind seien!

Der Skeptiker: Ich bin kein Feind von Vorträgen, sondern von der Vortragsmode. Wer ungefressen aus Afrika zurückkommt, der muß einen Vortrag halten. Wer in China war, muß einem p. p. Publikum mitteilen, wie es ihm dort gefallen hat. Wer ein Buch geschrieben hat, muß sich redend darüber verbreiten, wie er dazu gekommen ist. Wenn ein Fräulein eine Doktorarbeit gemacht hat, muß sie sie flugs als Vortrag verwenden. Oberlehrer reden über Goethes Weltanschauung, Pastoren über Nietzsche und alte Jungfern über Liebe und Ehe. Ich kann nicht umhin, das einen Unfug zu nennen, besonders, da die meisten „Redner" gar nicht reden können.

Die Idealistin: Es wird doch auch über alles geschrieben, warum soll nicht ebenso gut geredet werden?

Der Skeptiker: Sie argumentieren vortrefflich. Es schriftstellern so viele Leute, die nicht schreiben können, warum sollen die Leute nicht Vorträge halten, ohne reden zu können. — Ich gebe Ihnen aufrichtig zu: es wird viel zu viel geschrieben. Aber die Sünde der einen bessert die der andern nicht.

Die Idealistin: Vorträge sind eine lebendigere Form als Bücher, um Wissen, Erfahrungen, Ansichten weiterzugeben. Hier spricht der Mensch zum Menschen, und das ist doch die ursprünglichste Art, sich mitzuteilen. Was einen Vortrag eindrucksvoll macht und meist weit über den mitgeteilten Wissenstatsachen oder Denkergebnissen steht — das ist die Persönlichkeit!

Der Skeptiker: Wenn eine da ist. Es ist doch nicht jeder, der in persona vors Publikum hintritt, eben dadurch eine Persönlichkeit. Ist er's, dann freilich wird ein Vortrag ein Genuß, ein bedeutendes Ereignis. Zu solchen rechne ich, gleichviel wie ich die Herren sonst bewerte, Vorträge von Naumann, Thode oder Harden. Thodes donnernder Idealismus und Hardens feuilletonistische Eleganz sind mir als Besonderheit einer Persönlichkeit gleich willkommen und interessant. Zu einem guten Vortrage gehört dasselbe wie zu einem Buche: daß einer etwas zu sagen habe und daß er die besondre Ausdrucksform beherrscht. Was soll es, daß mir jemand einen Aufsatz „vorträgt", den man angenehmer für sich lesen könnte? Und bequemer! Aber die Leute machen lieber den Weg zu einem Vortrags-

Digitized by Google

saale, als daß sie einen Aufsatz im Konversationslexikon nachschlagen, wo man zum Beispiel alles Notwendige über die Schlupfwespen finden kann. Es muß einen — mir unbegreiflichen — Reiz haben, sich irgend etwas vorreden zu lassen. Am liebsten freilich mit Lichtbildern. Drei Viertel aller Vorträge sind ja Bilderbücher mit gesprochenem Text. Am allermeisten aber ziehen jene Vorträge, deren Thema in Frageform gestellt ist: „Was ist der Sinn des Lebens?" „Gibt es eine Unsterblichkeit?" Dann strömt die Menge hin, vertrauend, daß der Mann auf dem Podium ihr von acht bis neun Probleme lösen wird, an denen die Menschheit sich seit Jahrtausenden vergeblich müht. Kommen die Leute aus solchen Vorträgen enttäuscht nach Hause, geschieht ihnen gerade recht. Der Zulauf, den alle pseudo-naturwissenschaftlichen oder „philosophischen" Vorträge haben, redet laut von unserm geistigen Bankerott. Unter den hundert Vorträgen, die Ihre Bekannte gehört hat, werden sich wohl auch einige theosophische, spiritistische, mystisch-mystifizierende befunden haben. Vielleicht gehören die auch zur „Bildung".

Die Idealistin: Warum sprechen Sie „Bildung" immer so aus, als ob es in Gänsefüßchen stände?

Der Skeptiker: Weil ich die Zeitungs- und Vortragsbildung im Sinne habe, die Pseudobildung, die dem eitlen Wunsche entspringt, mitsprechen zu können, die mehr Wissen vortäuschen will, als man hat, die Bildung, die im Kaffeeklatsch von Weltanschauung spricht und in der Trambahn von Idealismus, die ein Arsenal von Schlagworten gesammelt hat, um Gegner totzuschlagen. Soll ich Ihnen ein Bild entwerfen von der Bekannten, die in einem Winter hundert Vorträge gehört hat? Sie hat über alles ein Urteil — aber dieses Urteil ist nicht von ihr; wenn ein berühmter Mann, eine neue Theorie genannt wird, setzt sie eine vertraute Miene auf, aber näherem Eingehen weicht sie aus. Sie ist krampfhaft auf der Suche nach „Anregungen", aber sie vermag nicht ein ernstes Buch zu Ende zu lesen. Sie schwört auf jede neue Berühmtheit und übt mit ihrer „Bildung" einen Terrorismus über ihre Freunde aus: „Das müssen Sie lesen! Das müssen Sie hören! Das muß man gesehen haben!" Kurz: sie hat die Bildung, die sich für alles interessiert und nichts versteht, eine Bildung, die aus allen Töpfen genascht hat, mit einem Worte — sie hat Vortragsbildung.

Die Idealistin: Ihr Urteil ist doch wirklich einseitig. Wenn Vorträge nur seelische Verflachung und Pseudobildung schüfen, würden sie wohl kaum, wie's doch der Fall ist, von ernsten Männern, denen es um die Verbreitung echter Bildung zu tun ist, als Mitteilungsweg benutzt werden.

Der Skeptiker: Ich meine doch, ich sagte bereits, daß ich nicht von einzelnen Vorträgen spreche, unter denen es vorzügliche gibt; auch greife ich dieses Mittel, Wissen und Bildung zu verbreiten, nicht im Prinzip an: ich wende mich nur gegen die Vortragsmode. Ich will Ihnen gern ausdrücklich zugestehen, daß ich Vorträge, die zugleich interessant und belehrend sind, — wie zum Beispiel die der Urania in Berlin — für ein vorzügliches Mittel halte zur Volkserziehung und -Bildung; durch solche edleren Genüsse wird der An-

Digitized by Google

ziehungskraft der schlechten Varietés besser entgegengewirkt als durch Entrüstungspredigten. Und gewiß: Vorträge sind auch das geeignetste Mittel zu segensreicher Propaganda, — zur weniger segensreichen leider auch, aber vor Mißbrauch ist kein an sich edles Mittel geschützt. Schließlich gestehe ich Ihnen gern zu, daß der Vortrag eines Menschen, der des Wortes wie des Gedankens mächtig ist, und der nicht verschmäht hat, den richtigen Gebrauch der Stimmittel bei einem Fachmann zu erlernen, mir einen erlesenen Genuß gewährt, so ästhetisch wertvoll wie der irgendeiner anderen künstlerischen Leistung und menschlich vielleicht noch wertvoller.

Die Idealistin: Da sind wir ja ganz einer Ansicht!

Der Skeptiker: Aber das darf man nicht im Anfange sagen, denn dann gäbe es keine Unterhaltungen, und gäbe es die nicht, so sähe man die Dinge immer nur von seiner eigenen Seite.

H. von Beaulieu

Gunnar Heibergs Dramen

Spricht man von nordischer Dramatik, so steht Ibsens und Björnsons Dichtung so sehr im Vordergrund, daß es scheint, alles andre müsse daneben verschwinden. Und da Björnson sein Bestes wohl trotz manches vortrefflichen Stückes nicht in der reinen Gestaltpoesie des Dramas gegeben hat, so repräsentiert uns Ibsens gewaltige Reihe vom „Puppenheim“ bis zu dem Epilog „Wenn wir Toten erwachen“ eigentlich allein die nordische Szenen- und Dialogdichtung. Wer weiß von Hamsuns Dramen, von Rasmussen, von Aanrud? Allerdings, eine strengste Auslese würde diese drei und manche andern vielleicht nicht in den Kanon des „notwendig zu Lesenden“ aufnehmen. Einer aber gehört unbedingt noch zu den Unentbehrlichen, deren Einblick in die Tiefe und deren Überblick über das Gefüge und Getriebe der Menschlichkeit eigene und starke Bilder vermittelt: Gunnar Heiberg.

Manche seiner Akte spielen sich szenenlang ganz schlicht ab; man glaubt, daß die Geschehnisse und Ideen — die vielen politischen etwa — mehr nur einen geschickten mechanischen Aufbau bilden, dem eine Explosion folgen wird. Alles scheint sich etwas kurzatmig vorzutragen, die Ideen klingen sogar etwas abgebraucht, trivial, wenn auch gelegentlich fühlbar wird, wie sicher diese klaren Grundgedanken aus vielmaschigen Gedankengeweben herausgelöst sind. Aber dann tritt etwas ganz Unerwartbares ein. Als wenn plötzlich eine Gestalt sich sekundengeschwind entkleidete. Ein Mädchen sagt: „ich will Ihre Geliebte werden!“, oder ein Revolutionär sagt: „der Staatsminister hat meine Mutter zur Geliebten gehabt, das steht morgen in der Zeitung.“ Plötzlich nun gewinnt nach rückwärts das Gesehene durch diese grell aufzuckenden Lichter tieferen Sinn. Trotz der Kürze des Vorangegangenen fühlt man sich schon tief mit dem seelischen Erlebnis der Gestalt verbunden, deren Innentiefe so aufbricht. Es ist erschreckend, aufreizend, was da geschieht — aber unmittelbar folgt die Erkenntnis, daß es nicht unvorbereitet war. Nur ein Seelenkenner und Seelendeuter von fühlsamstem Ohr und strichsicherster Hand kann solche Erlebnisse innerlich ertasten und frei hinstellen. Heiberg ist aber durchaus

Digitized by Google

kein „Differenziertheiten“tüftler. Seine erschütternde Gestaltklarheit kommt nicht durch sorgsames Aneinanderreihen von einzelnen Zügen zustande, sondern sie rührt her von einem tiefstverwurzelten Gefühl für das Urmenschliche, das nie sich Genugtuende, das ewig Wandelhafte, Sehnsüchtige, zum Himmel Aufblickende und mit dem Teufel Spielende. Jene Szenen, in denen schreckhaft Wildes, Überwältigendes geschieht, bereiten für ihn nur den Grund, auf dem er die Flammengebilde seiner metaphysischen Seelenerlebnisse lodern lassen kann. Es folgt ihnen jedesmal eine tiefe, alles umfassende Wandlung, und seine reinste Tragödie endet mit einem Tod von eigner Hand, der nicht aus Verzweiflung, sondern aus über das Leben hinausgreifender großer Sehnsucht geboren ist: die Flamme verzehrt sich in tragisch froher Glut. Ich kenne kaum eine andre Dichtung, deren innere Notwendigkeit so überwältigt wie diese; Ibsens „Rosmersholm“ und Holzens „Sonnenfinsternis“ sind logischer gefügt, sichtlicher geführt, Björnsons „Über die Kraft“ hängt deutlicher vom Willen ab, die antiken Tragödien sind schicksalhafter geleitet — hier schwankt alles wie ein Wanderer in trübem Schneelicht, und doch liegt ein Gefühl darüber, als sähe man einen Irrsinnigen mit verblendetem Instinkt unabirrbar ins Feuer taumeln. Nur daß ihm willig-widerwillig unsre Liebe folgt, wie die Noltens jener Peregrina.

Zwei von Heibergs bisher übersetzten drei Dramen haben politischen Anstrich. Ihre Themen sind ungefähr diese.

„Tante Ulrike“ ist eine ältere Unverheiratete, deren ganze Hingabe dem Elend und dem Aufstreben der Millionen aus dem Schmutz gehört. Während ihre Familie satt und zufrieden im bestehenden Staat Amt und Würden umlagert, gewinnt sie, die geschmäht und roh behandelt wird, die entschlossene Teilnahme eines zarten und feinen Mädchens, ihrer Nichte, für sich. Diese verliert dadurch ihren schwächlichen Geliebten und verläßt die Familie. Tante Ulrike widerstrebt dem — sie sieht für Helene ihr eignes Schicksal voraus, das einsam, düster, verbitternd, liebearm ist, und sie schildert es der „staaterhaltenden“ Gesellschaft schamvoll und doch eindringlich. Aber Helenes Kraft besiegt sie und an ihr zerschellt das ganze Glasgebäude der Wohlehrbaren in übel glitzernde Scherben.

„Das große Los“ gewinnt ein junger, kluger Mensch in dem Augenblick, als er nach jahrelanger Vorbereitung die sozialistische Partei zur Revolution führen will. Da durchzuckt ihn — im Anblick der zahllosen Kulturmöglichkeiten, die Geldbesitz in sich schließt — der Gedanke zu warten. Er tritt zurück, ändert seine Meinung, seine Lebensweise, verliert seine Geliebte in der Schwäche, die ihn nun beherrscht; zuletzt gibt er alles zu wohltätigen Zwecken aus; wie er aber, von seiner Geliebten geleitet, in öffentlicher Revolutionversammlung aufs neue sprechen will, trifft ihn die rächende Revolverkugel. Er hat die Wandlung nicht überstanden.

In dieser starken Tragödie steht die Frau ziemlich allein, die den Revolutionär liebt, ihn aber verläßt, da er ihre Erwartungen nicht erfüllt. Es ist wie ein Vorklang zu Heibergs furchtbarster Dichtung, die „Tragödie der Liebe“ heißt. Sie hat nur drei Gestalten, den Mann, das Weib, das sich frei dem Manne vermählt, der es be-

Digitized by Google

gehrt, und den Dritten. Die Frau will nur Liebe, nur das Unendliche, allein die dauernd reine starke Schwingung der einen Saite, die Hingabe heißt. Kaum aber hat sie sich zögernd dem Mann genähert, da erscheint der Dritte, ein wandernder Dichter (der an Knut Hamsun erinnert), und leert sein Glas auf „einen glücklichen Ausgang des Liebeskampfes“. Erstaunt wendet Karen über dies Wort aus Hartwig Hadelns Mund den Kopf, und es beginnt nun ein seltsamer Wortwechsel, dessen Inhalt Liebe, Glück, Zweisein und die tiefen Zwiste in all diesen Erlebnissen sind; Worte fallen, die wie überspannte Narrenrede klingen, doch auch voll Weisheit und Menschlichkeit sind. Aber alle Bedenklichkeiten treiben Karen nur tiefer in die Entschlossenheit, Erling Kruse zu gehören. Ein Jahr reiner Wonne folgt für ihn, ungebrochnen Glückes. Es geht zu Ende, und nun, da Erling allmählich wieder seiner Arbeit, seinem geliebten Forst zustrebt und den Rausch in häusliche Ehe überführen will, erwacht in der Frau erst die tiefste Sehnsucht, das begehrlichste, grauenreichste Liebenmüssen. Sie setzt ihr Leben, indem sie ein Kind rettet, der schwersten Gefahr aus, will aber nichts von Edelmut wissen. „Ich liebe dich bis in den Tod!“, mit diesen Worten fällt sie Erling unmittelbar danach um den Hals. Zwei Jahre hausgebundener Liebegewohnheit folgen, bitter für Karen, froh für Erling. Da bricht (im dritten Akt) endlich aus ihr das Begehren, in irren, gewaltsamen Worten, unbeherrschbar wie eine sturmbewegte Flut, von Sinnenschauern durchzittert, oft an der Grenze des Wahnhaften, aber gerade dann mit dem Klang der letzten, allertiefst erlebbaren Wahrheit, deren Angesicht Furcht und Schrecken erregt. Es schwebt das Wort Hartwig Hadelns über dem Geschehen: „nie lieben zwei sich gleichzeitig“. Erling, kein Philister an sich, steht ratlos vor ihr, spricht gütig, klug, tiefeinfach, und doch scheint er wie ein Stümper, dessen Liebe ein elendes Schwelen ist gegen ihre Feuerlohe. Er ist, ganz selbstgetreu, imstande, sie nun zu verlassen, um seinen alltäglichen Weg zu gehn; und Hartwig Hadeln kommt, in dessen feiner, verdüsterter, vereinsamter Seele der göttliche Funke sich an Karens Liebe zum Brand entzündet. Selig ausströmende Liebe verwirrt, verbindet, verkettet, verglüht nun sie und ihn. Als Erling heimkehrt, löscht Karen selbst ihr Leben aus. Erling steht dürftig in dem Hause, das die Liebe „heimgesucht“ hat, Hadeln aber folgt Karen jubelnd nach. —

Heiberg steht mit seiner Energie der Seelendarstellung heute ziemlich einsam da. Strindberg wollte oft vergeblich das, was Heiberg konnte, Schnitzlers „Weites Land“ hat verwandte Klänge. Aber Heiberg kennt die konzentrierteren Wirkungen, die mutigere Aussprache; er wirkt einschneidender, härter. Unerklärlich, warum die deutsche Bühne von ihm so wenig Vermerk nimmt, da er bei sorgsamer Regie sogar auf ein nichtliterarisches Publikum Wirkung verspricht! Otto Brahm wäre berufen, seinen Namen weitbekannt zu machen.

Man würde dann sehen, welche Kraft in diesem keineswegs scheinbaren Poeten steckt. So oft die Klage kommt, unsre Dichtung erlahme in Subjektivitäten, und sie kommt häufig mit Recht, so muß doch immer wieder die Gewalt des rein Menschlichen, des in sich geschlossenen Erlebens erkannt werden. Wir haben nichts Größeres als den Men-

Digitized by Google

schen, und nicht ohne Grund hat man das Drama als die höchste Dichtung hingestellt, da sie nur ihn zum Gegenstand hat. Die Ehrfurcht vor diesem „unwirklichen" Wirklichsten, das wir selbst sind, erschüttert aus Gunnar Heibergs Dramen stärker als aus den meisten zeitgenössischen Werken sonst. Empfindung, Gefühl, Leidenschaft sind für ihn nicht nur Teilgebiete einer weiter reichenden Seeleneinheit, sondern der Seele eigentlicher Flammenkern, ihr unüberwindlicher Gebieter, das Element, worin sie sich selbst, ihr Leiden und ihre Höchststeigerung erlebt. Und dies Element leuchtet nicht nur hervor aus seinen Gestalten, sondern brandet überall über die Grenzen ihrer Außenformen hinaus, es wächst an zu nie gesehener Größe und offenbart erst nun, welcher innerlichen Gewalt jene innere Seite des Menschen fähig ist, deren Rätsel die Philosophie, deren Walten die Poesie aller Zeiten hingerissen hat. Dies ist der „Einblick" und „Überblick", von dem anfangs die Rede war, und durch ihn steht Heibergs Schauen nun neben dem von Dichtern, deren Horizont fernere Gebiete noch umspannte als der seine. Dieser bildliche Ausdruck bedeutet keine Wertabgrenzung: was ins Gesichtfeld des Einzelnen zu liegen kommt, ist sein Schicksal; er kann es nur zur höchsten, lebendigsten Anschauungform bringen, und insofern ist Heiberg schon heute ein Vollender und Vollendeter.

Ezard Nibden

Lose Blätter

Aus Gunnar Heibergs „Tragödie der Liebe"

[Wir drucken im folgenden als Probe aus Heibergs „Tragödie der Liebe" den dritten Akt ab, in dem das „alle Lust will Ewigkeit" sich wohl mit stärkerer Gewalt ausspricht als in irgendeiner Dichtung sonst. Über den Zusammenhang gibt der obige Aufsatz alles Notwendige. — Alle drei Dramen Heibergs sind von Dr. Gustav Morgenstern übersetzt und im Verlag Georg Merseburger in Leipzig erschienen, auf dessen Nordische Bücherei wir schon mehrmals hingewiesen haben.]

Zwei Jahre später. (Drei Jahre nachdem sich Karen und Erling in der Waldhütte oben gefunden haben.) Heller Abend im Spätsommer. Ein gemütliches Zimmer in Erlings und Karens Villa in einem Waldbistrikt. Reich und geschmackvoll ausgestattet. Hier und da Jagdrequisiten als Schmuck. Eine Büste Karens. Im Hintergrund führt eine offene Tür mit Portieren auf einen Altan. Man hat über hohe Bäume Fernsicht aufs Gebirge. Die Stube liegt im zweiten Stock. Kaffeeservice auf einem kleinen Tisch im Vordergrund. Karen geht auf und ab, wie unruhig, unentschlossen. Sie setzt sich und beginnt ihre Wanderung von neuem. Sie bleibt vor der Büste stehen, sieht sie an. Glättet sich die Wangen. Packt dann etwas in einen Rucksack, der auf einem Stuhl liegt. Sie sammelt sich, als Erling mit dem Diener Johannes hereintritt. Erling nimmt ein Gewehr von der Wand und reicht es dem Burschen.

Erling: Ich denke, wir probieren das einmal.

Karen (schenkt Kaffee ein): Der Kaffee.

Digitized by Google

(Draußen hört man Hunde bellen.)

Erling: Die Hunde sind unruhig.

Johannes: Sie merken, wohin es geht. (Ab.)

Karen: Nun habe ich eingepackt, was dir das Liebste ist.

Erling (noch mit dem Gewehr beschäftigt): Danke.

Karen: Weißt du, was ich meine?

Erling: Nein.

Karen (leicht lachend): Weißt du nicht einmal, was dir das Liebste ist?

Erling: Ich weiß es wahrhaftig nicht.

Karen (den Rucksack vor die Tür setzend): Nie bist du so aufgeräumt und so zerstreut, wenn du in die Pflanzungen fährst.

Erling: Ja, Wild und Bäume aber auch! (Plötzlich:) Das ist mir das Liebste. Besonders die Pflanzungen natürlich. Weshalb willst du nie mehr mitgehen?

Karen: Ach — ich finde, ich bin nur im Wege.

Erling (zerstreut, während er ein neues Gewehr nimmt und prüft): Du meinst wohl: Schuster bleib bei deinem Leisten?

Karen (lacht).

Erling: Worüber lachst du?

Karen: In der letzten Zeit hast du angefangen, so viele Sprichwörter anzuwenden.

Erling: Wirklich? Das ist doch seltsam.

Karen: Früher sagtest du, Sprichwörter seien nur für die Menge.

Erling: Und sie schmeckten nach aller Welt Mund — ja. Und nun gebrauche ich sie selber. So tief kann man sinken. Was war es nun aber, was ich sagen wollte — wir sprachen von den Pflanzungen — ja! Ich wollte dir ein Geheimnis anvertrauen. Und das ist, daß ich dich nie so lieb habe wie oben im Walde.

Karen: Ich habe dich lieber, wenn du hier bist.

Erling (lacht): Du sagst das so trocken und kurz. — Und so gemütlich, wie diese späten Jagdmittage sind, so oft ich in die Berge soll! Nie bist du so gemütlich wie da. Dann ist eine Art — ich hätte bald gesagt koketter, etwas melancholischer Charme über dir, so berückend, daß ich mich doch jedesmal erst losreißen muß. Und durch diese feine, kleine Melancholie fühle ich mich, offen gestanden, etwas geschmeichelt.

Karen: Ja, nie bist du froher, als dann. Bei einem solchen Jagdabschiedsmittag.

Erling (läßt die Gewehre, setzt sich an den Kaffeetisch): Nein — der Sturm heute nacht! Ich bin neugierig, wie es den jungen Bäumen im Lossetal ergangen ist. Sie sind erst vier Jahre alt.

Karen: Die armen Bäumchen.

Erling: Ja. — Du hättest die Telegraphenstange auf dem Hügel sehen sollen. (Zieht seinen Bleistift aus der Tasche.) Die Drähte waren zu beiden Seiten vom Sturm zerrissen.

Karen (nachahmend): Und hingen herab.

Erling (zeichnet): Ja — so!

Karen: Wie gut ich das verstehen kann.

Erling: Dabei ist doch wohl nichts schwer zu verstehen.

Karen (lachend): Wie die Telegraphenstange sich fühlen muß? Nein. (Nach kurzer Pause:) So stürmte es auch in unsrer ersten Nacht.

Digitized by Google

Erling (der eine Zeitung genommen hat, lächelnd): Das vergesse ich nie. Welch merkwürdiger Abend, Karen.

Karen: Und welch merkwürdige Nacht!

Erling: Und der wunderliche Hadeln, der dazu kam.

Karen: Er ist nicht so ein Enthusiast wie du.

Erling: Nein, darin hast du recht. Ihm brennt es im Innersten. Er flammt nicht so auf wie ich. Es ist doch dumm, daß er niemals heraufkommt, uns zu besuchen. Er ist ja doch immer unterwegs. In der Stadt war es so gemütlich, wenn er ab und zu abends zu uns kam. Und er versprach doch so bestimmt, uns in diesem Sommer einmal zu besuchen.

Karen: Ich kann ihn recht gut entbehren.

Erling: Das ist so merkwürdig an dir — es ist fast krankhaft, finde ich — daß du eigentlich alle Menschen gut entbehren kannst.

Karen: Ja, so ziemlich.

Erling: Mich ausgenommen.

Karen: Dich ausgenommen, ja.

Erling: Heute bist du wieder so reizend angezogen. Du bist so verschieden. Denn zuweilen siehst du geradezu aus wie eine —

Karen: Wie eine Schlampe.

Erling (lachend): Ja, um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen.

(Man hört die Hunde.)

Erling (steht auf): Johannes ist vorgefahren.

Karen: Ach, bleib noch etwas sitzen. Und wenn du erst in einer Stunde führest, kämst du doch noch bei Tage an. Ich bin bald genug allein.

Erling: Da kannst du sehn. Du solltest nicht so viel allein sein. Ich finde oft, es ist etwas einsam hier oben.

Karen: Wenn du nicht im Walde bist.

Erling: Ja. Warum bittest du nicht eine deiner Schwestern oder beide, hier heraufzukommen — oder wen du sonst willst?

Karen: Ich kümmre mich nicht um Gesellschaft. Ich wollte es ja gerade, daß wir heuer früher hierher zögen als im vorigen und vorvorigen Jahr. Ich wollte es.

Erling (steht auf): Im Frühjahr aber reisen wir nach Paris.

Karen: Nicht meinetwegen.

Erling: Willst du nun auch nicht nach Paris?

Karen: O nein — da es damals nichts wurde, so — —

Erling: Aber ich wollte doch damals auch —

Karen: Aber erst, nachdem ich mich — heroisch aufgeführt hatte.*

Erling: Ja, du großer Gott. Wenn ich nur daran denke, so werde ich stolz auf dich. (Illustrierend:) Schwebtest wie ein Vogel dicht über den Schienen — schlugst die Krallen in das Kind — schwebtest weiter. (Bewundernd:) Damals warst du froh, Karen, als du den kleinen Jungen gerettet hattest.

Karen: Den Teufel kümmerte ich mich um das Kind.

Erling: Was sagst du? (Lacht laut.)

---

* Bezieht sich auf den Schluß des zweiten Aktes, wo Karen, um noch nicht das freie Liebeglück mit dem Ehestand tauschen zu müssen, plötzlich eine Reise nach P. vorgeschlagen hatte; darauf hatte sie dann mit Lebensgefahr ein Kind gerettet.

Digitized by Google

Karen: Deinetwegen habe ich es getan.

Erling (weiter lachend): Du bist wirklich gut. (Er ist an das Fenster links gekommen:) Aber du! Was willst du jetzt mit dem Sturzbad? Der Verschlag ist ja auch über den Haufen geblasen.

Karen: Das macht nichts. Ich kann ja nur dort vom Fenster aus gesehen werden. Und es ist ja niemand im Hause außer mir und den Mädchen.

(Man hört Johannes mit der Peitsche knallen.)

Erling (geht auf den Altan): Ja, nun komme ich, Johannes. (Wieder ans Fenster:) Wasser genug ist nun in der Rinne. Das ist ja nicht eine Dusche, das ist ein Wasserfall. Es wäre übrigens hübsch, dich dort zu sehn — mitten im Schaum.

Karen: Findest du?

Erling: Ja, jetzt in der untergehenden Sonne. — Doch nun zum Ernst des Lebens. (Streichelt sie:) Übermorgen hast du mich wieder.

Karen: Dann grüß also.

Erling: Wen?

Karen: Die Bäume.

Erling: Ich werde die andern Bäume vom schönsten Baum im ganzen Walde grüßen. (Küßt sie.) Adieu!

Karen: Adieu.

(Erling geht ab. Karen steht einen Augenblick mitten im Zimmer. Ihr Gesicht verzerrt sich, die Augen flackern unschlüssig.)

Erling (draußen): Karen! Adieu, Karen! Auf übermorgen.

Karen: Adieu. (Man hört ihn fahren.)

Karen (auf dem Altan, ruft mit aller Macht): Erling, Erling! Komm noch einmal herauf! (Sie geht unruhig im Zimmer auf und ab. Erling kommt. Er hat die Peitsche in der Hand. Sie stehen einen Augenblick da und sehen sich an. Und als er sprechen will, sagt)

Karen: Liebst du mich nicht mehr?

Erling (scherzend): Adieu also, Karen! (Will gehn.)

Karen: Antworte mir. Liebst du mich nicht mehr?

Erling: Jawohl.

Karen: Ebenso stark wie früher?

Erling (denkt etwas nach, dann bedächtig): Auf eine andre Art als früher.

Karen (schreiend): Schlag mich mit der Peitsche. (Geht ein Stück, bleibt dann stehn, erwacht gleichsam in großem Erstaunen, sagt mit halbem Lächeln, gedämpft, langsam, wie für sich:) Liebst du mich nicht mehr, Erling Kruse?

Erling: Doch, Karen. (Geht zu ihr.)

Karen (wie vorher): Als du heute nacht bei mir warst, da hab also ich dich gebettelt.

Erling: Herrgott, Karen. — So geht es ja immer hier auf Erden. (Nimmt seinen Bleistift und zeichnet auf einer Zeitung, die vor ihm auf dem Tisch liegt.)

Karen: In Wellenlinien.

Erling: Ja. Anfangs war wahrhaftig ich der unglückliche Liebhaber.

Karen: Weshalb hast du mich dann genommen, wenn ich dich nicht so gern hatte, wie du mich? Ich widerstrebte — ich kämpfte für mein Leben.

Digitized by Google

Erling (ruhig, beinahe etwas streng): Bereust du?

Karen (stark): Bereuen, daß ich glücklich gewesen bin? Ich brauche wohl nicht zu bereuen, wenn ich jetzt auch unglücklich bin.

Erling (geht nach dem Altan, ruhig): Stell das Pferd ein, Johannes.

Karen (geht auch auf den Altan): Stell das Pferd nicht ein, Johannes. (Zu Erling:) Kannst du auch das mit deinem Pedanten aufzeichnen? (Zeigt auf den Bleistift, den Erling in die Tasche steckt.)

Erling (ruhig und still): Du weißt doch, daß außer dir kein Weib existiert, das ich liebe.

Karen: Existierte doch eins, damit ich es hassen, es zermalmen, es überwinden könnte. Glaub mir, ich würde gewinnen. Ich würde dich eifersüchtig machen — etwas Leib und etwas Seele fortgeben — etwas hier, etwas da — so wie alle andern. Ich vermag es aber nicht. Ich liebe dich ja. Ich liebe dich. (Erling geht auf sie zu.)

Karen: Rühr mich nicht an. Ich horche und horche und höre keine Hilfe. (Weich, wie für sich:) Ich würde an meinem Leibe neue Dinge für dich entdecken. — (Wirft sich vor ihm zu Boden:) Such in dir selber, such, ob du nicht etwas verborgen hast. Wir kennen ja uns selber nicht — wie hätte ich wissen können, daß ich einmal hier liegen würde?

Erling: Steh auf, Karen.

Karen (steht halb auf, schüttelt den Kopf): Warum?

Erling: Das geht nicht an, weder für dich noch für mich.

Karen: Sollte ich etwa nicht für mein Leben flehen?

Erling (bestimmt): Steh auf. (Er will ihr helfen. Sie geht allein und setzt sich. Er setzt sich auf der andern Seite des Zimmers.)

Erling (in ruhigem, mildem Tone): Ich meinte, wir wären nun so erwachsen, daß wir die Ehrenpforte mit dem Flitter, den Blumen und Girlanden niederreißen könnten, die wir damals bauten, als wir im Rausch gingen und glaubten, es gäbe nur zwei Menschen in der weiten Welt. Es sind ja andre Menschen da, und es gibt andre Dinge auf Erden als unsre Liebe. (Stark und innig:) Und liebe ich dich jetzt anders als in der ersten Zeit, so bedeutet das, daß ich dich inniger liebe, reicher, ich kann wohl sagen menschlicher. Wenn ich in den Wald hinausfahre, bin ich kaum über den Zaun hinausgekommen, und schon fange ich an, mich nach dir zu sehnen. Ja, ehe ich hier weggehe, freue ich mich darauf, daß ich mich sehnen werde. Schon beim Mittagessen. Und wenn ich dort oben gesund und fröhlich meinen Weg stampfe, wie nun jetzt im Spätsommer, wenn der ganze Wald klingt wie ein tiefer Celloton, dann durchschauert mich unendliche Wonne. So fühle ich mich als den Auserwählten unter den Menschen. Ich gehe und lächle pfiffig über mein großes, frohes Geheimnis. Ich, ich bin's, der im Leben gewonnen hat. — Dort oben fing ich auch an, dich klarer zu sehn, als wenn ich mit dir hier oder in der Stadt zusammen war. Und je deutlicher ich dich sah, um so mehr liebte ich dich. Ich wußte ja — ich glaubte — ich wußte, so wartetest auch du zu Hause auf mich. Ich wußte es. Nicht wahr, Karen?

Karen (nickt, ohne aufzublicken; kaum hörbar): Ja, ich habe gewartet.

Erling (steht auf): Allen Flitter riß ich von der Ehrenpforte von damals, als du die einzige warst und ich der andre einzige. Und mit jeder Rosette, die ich herunterriß, kamst du mir näher. (Lächelt.) Oft

Digitized by Google

war es harte Arbeit; denn solid hatten wir gebaut. Und schließlich war es mir ein förmlicher Genuß, als ich die letzten Stücke herunterriß — denn endlich sah ich dich so, wie du in Wirklichkeit warst, so wahrhaftig, so herrlich, so harmonisch — ja Karen — denn es ist, als sängen deine Seele und dein Leib zusammen. (Geht zu ihr hin.) Nie war dein Arm weißer und runder, nie sah ich deinen Mund zittern, wie da, nie sah ich dein Auge in Liebe brechen wie —

Karen (wie vorher): Wie oben im Walde.

Erling: Ja, wie dort oben. Jedes Paar berauschte Dompfaffen kann sich eine Ehrenpforte bauen. Aber wahrhaftig, seltenes Glück gehört dazu, um sich ein Heim zu bauen, wie deines und meins. (In starker Bewegung:) Sieh dich in der Welt um. Beobachte andre Menschen. Beobachte fast alle, die wir kennen. (Setzt sich, bewegt:) Ja, ich meine fast, wir könnten niederknien und danken, dafür danken, wie es uns ergangen ist. (Karen verbirgt den Kopf in starker Bewegung.)

Erling (setzt sich neben sie): Und, liebe Karen — glaubst du, ich weiß nicht auch, daß auf dem Grunde jeder Seele etwas Wunderliches ist, etwas Rätselhaftes, von dem wir nichts wissen und was schwer zu regieren ist. Aber gerade da haben wir uns ja zu helfen. (Legt den Arm um sie.) Und ich bin so froh, und so stolz, daß ich hier neben dir sitzen und dich in Ruhe reden kann. Ich fühle, daß ich es bin, der dir helfen kann, jetzt und allezeit, und nach einer Krise wie der heutigen dein Gemüt ins Gleichgewicht bringen kann. Und das, Karen, das kann ich, weil ich mich gelehrt habe, dich so zu sehen, wie du bist — (lächelt:) jetzt, wo der Rausch vorüber ist. (Er geht schnell auf den Altan.) Johannes! (Bleibt plötzlich stehn und lacht.) Nein, du solltest Johannes sehn. Er ist auf seinem Sitz eingeschlafen. Das ist ein friedliches Leben! (Er geht wieder zu ihr, hocherfreut:) Karen, Karen. Ich fühle, nach diesem Heute kommt die Freude in neuen Strahlen auf uns herabgeströmt. (Er schlingt den Arm um ihren Nacken und lehnt den Kopf an ihre Brust.) Herrliche, herrliche Karen. Wie gut es ist, seinen Kopf an deine Brust zu lehnen. Und wenn ich die Augen schließe, sehe ich sie — (Sieht sie an.) Wir feiern heute einen neuen Hochzeitsabend. Wie das erstemal im Gebirge. Wir zünden die Lichter an, stellen Champagner auf den Tisch, trinken aus allen meinen silbernen Bechern. Hervor mit allen Ehrenpreisen. (Zieht sie leidenschaftlich an sich.) Der Kummer und alles Schlimme hat dich noch tausendmal schöner gemacht. Nie warst du mein wie jetzt.

Karen (macht sich sanft los, geht zum Altan und sieht hinaus. Sie spricht anfangs in etwas gedämpftem, fernem Ton): Damals aber war ich glücklich.

Erling: Damals?

Karen: Damals, als wir die beiden einzigen Menschen in der weiten Welt waren.

Erling (wie etwas müde): Wir sind ja aber nicht die beiden einzigen Menschen in der weiten Welt.

Karen: Ich hoffte es bis heute.

Erling: Wir waren es ja nicht einmal damals.

Karen: Ich fand, wir waren es.

Erling: Glaubst du nicht, daß all das wahr ist, was ich dir eben gesagt habe?

Digitized by Google

Karen: Ja. Leider.

Erling: Leider?

Karen: Das ist es ja, was es so unsäglich hoffnungslos macht.

Erling: Was ist denn so hoffnungslos?

Karen: Was du heute gesagt hast.

Erling: Daß ich dich jetzt lieber habe?

Karen: Als damals, da du mich liebtest.

Erling: Lieben — lieben. Du mußt doch auch etwas Vernunft annehmen. Alles in der Welt, in der Natur, im Herzen der Menschen entwickelt sich. Wir werden anders mit den Jahren, die gehn. Die Liebe wird auch anders.

Karen: Dann ist sie nicht meine Liebe.

Erling (etwas heftiger): Wir sind ja nicht immer gleich neu für einander.

Karen: Du bliebst gleich neu für mich — an Leib und Seele.

Erling: Das bildest du dir nur ein. Es kann nichts nützen, sich dem Leben selbst zu widersetzen. Du bist auch nicht immer dieselbe. Du wirst ja wenigstens eine andre.

Karen: Ja, vielleicht eine andre, die ich nicht kenne, mit der ich kein Glück teile, eine Feindin, die anders über das denkt, was für mich das einzige ist —

Erling: Dann wirst du aber auch dazu kommen, alles anders zu sehn.

Karen: Was hilft das mir jetzt?

Erling: Es ist, als sprächst du ins Leere. Deine Rede klingt fern.

Karen: Ja.

Erling: Du machst dich halsstarrig. Du hältst die Augen zu. Du willst nicht sehn. Du willst nicht. (Er ist aufgestanden und steht gerade vor ihr; Karen antwortet nicht, sieht nur gleichsam an ihm vorbei.) Was machst du mir zum Vorwurf?

Karen: Nichts.

Erling: Dann ist es aber doch zu kindisch, gegen das Leben selbst anzurennen.

Karen: Mein Leben ist auch das Leben.

Erling: Unser Leben ist das Leben, Karen. (Er spricht nun wieder gedämpft und mild.) Du mit deiner feinen Natur, du, die so still und vernünftig umhergeht, fühlst du denn nicht, daß das Gedämpfte, das Milde, das in den letzten Jahren über unserm Leben lag, daß das weit größern innern Wert, weit größern menschlichen Wert hat als der — Sinnenrausch der ersten Zeit. Daß man da noch fragen muß! Bedenke doch. All das, was wir in diesen Jahren zusammen erlebt haben, all das, was wir gemeinsam haben, bedeutet das für dich nichts? Unsere gemeinsamen Freuden, unser gemeinsames Leid, all die Trägheit, der ich begegnet bin, alle Falschheit und Dummheit! Und unsre Erinnerungen! Unsre Geheimnisse! Unsre Arbeit! Unser gemeinsamer Zukunftsglaube! Unser Haus! Unser Heim!

Karen: Was hat die Liebe mit Haus und Heim zu tun und mit all dem andern?

Erling (kann erst nicht antworten): Bei Gott, mir wird angst. Ich kenne dich nicht wieder. Du willst doch nicht alles verwüsten? Das ist alles so unwirklich, was du sagst, daß ich dir nicht antworten kann.

Digitized by Google

Karen (direkter, aber noch gedämpft): Nein. Das ist Wirklichkeit, daß du jeden Tag und jede Nacht dich einen Schritt von mir entfernt hast. Und ich folgte dir, Schritt für Schritt. Schlich dir nach. Und ich liebte dich mehr mit jedem Schritt, den du tatest. Weil ich dich liebte und weil du gingst.

Erling: Du bist krank, Karen.

Karen: Nun nicht mehr. Nicht mehr seit heute, wo du sagtest, du liebtest mich nicht mehr wie früher, — du liebtest mich anders. Früher wußte ich das auch. Nacht für Nacht, wenn du schliefst, wußte ich das. Aber ich getraute mich nicht, es zu wissen.

Erling: Liebe, liebe Karen. Das bildest du dir ja ein.

Karen: Heute aber — bei jedem schönen Worte, das du mir heute sagtest, gingst du viele Schritte, weiter und weiter von mir weg — in den Wald hinauf, in dich selbst hinein, weit über die Noreberge hinauf. Und ich kann dir nicht länger nachkommen. (Streckt die gekrümmten Finger gegen ihn.) Und du kannst mich nicht sehn. Du gingst und gingst, und sahst mich nicht.

Erling: Ich sah dich nicht?

Karen: Nein, du sahst mich nicht.

Erling: Das ist ja nur eine kranke Einbildung, die von dir Besitz ergriffen hat.

Karen (mit gesteigerter Erregung): Ist es eine kranke Einbildung, daß du mich nicht sahst?

Erling: Ja. Ja. Ja.

Karen: Sahst du mich in der Nacht, wenn ich dalag, die Finger an deiner Kehle? Sahst du mich?

Erling: Karen!

Karen (macht die Bewegung): So! Und war nahe daran, zuzudrücken. Nacht für Nacht. Ich wollte dich aufhalten, so lange ich dir noch nachkam. (Sie starren sich an. Nach kurzer Pause sagt)

Karen (halb singend): Das war ich. Die wirkliche. (Nach kurzer Pause, stark:) Du warst der, der mir alles irdische Glück gegeben hatte, und als der solltest du sterben.

Erling (findet endlich die Sprache wieder): Dies hier in unserm Zimmer (macht eine zeigende Handbewegung), in meinem und deinem Zimmer. Das bist du und ich, und wir stehn da und reden miteinander. (Ausbrechend:) Das ist ja Wahnsinn.

Karen: Dieser Wahnsinn aber bin ich. Und die Ehrenpforte und der Sinnenrausch und die kranke Einbildung bin ich. All das bin ich. Für mich aber ist das alles das Leben, das wirkliche Leben, das einzige, das lebenswert ist. Denn ich habe nichts mit deinen Bäumen zu tun und mit deinen Büchern und deiner Arbeit für die Menschen und für das Land, außer weil du mich liebtest. Ich finde, nur ein Ding ist ernst — daß wir uns liebten. Ich finde, alles, was nicht unsre Liebe ist, ist häßlich, häßlich, häßlich. Was machte es aus, wenn wir in tiefster Seele unglücklich würden, da wir uns liebten? (Stark und klar:) Damals, als du mich liebtest — nicht jetzt, wo du oben im Wald stehst und dich sehnst — da fühlte ich das Leben, das schöne gefährliche Leben, über dem der Tod schwebt. Da war alles feierlich und strahlend. Da war alles klar und vernünftig, und ich verstand alles — alles

Digitized by Google

war mir lieb — deine Bäume und dein Bleistift; denn alles war selbstverständlich und jubelnd gleichgültig, wie tausend kleine frohe Dinge, die nur die mächtige, ewige Welle mehrten, die uns trug, die beiden einzigen Menschen in der weiten Welt. (Stärker und leidenschaftlich innig:) Das war mir der herrliche, herrliche Sinn meines Lebens. (Nach kurzer Pause, die Arme emporhebend wie entsetzt:) Und nun! Hier stehe ich an diesem hellen, fürchterlichen Abend, in dieser Wüstenstille — — ich stehe vor mir selbst wie eine Fremde — wie ein kalter Stein, von dem es eiskalt auf meine Seele übergeht. (Wild und leidenschaftlich:) Ach stünde ich in der Wüste, tausend Meilen Sand um mich und über mir Millionen Sterne. Ich allein. Nackt. Nicht einmal ein Band. Und ein Löwe käme auf mich zu — — damit ich wieder fühlen könnte, daß das Leben in mir braust und der Tod mir droht.

Erling (der sie sprachlos angestarrt hat, endlich in dumpfem, tiefem, fast kindlichem Ton, als wäre er nicht gewohnt zu sprechen): Kann ich dir helfen, Karen?

Karen (ruhig, kalt): Nein. Fahr in den Wald. Dort gehören die Enthusiasten hin. Die Liebe kann sie nicht gebrauchen. Sie braucht nur Männer und Frauen, die lieben können. Du konntest nicht lieben, Erling.

Erling (fast bittend): Ach Karen.

Karen (wieder wild, leidenschaftlich): Du wolltest mich entkleidet sehn. Dort unter der Dusche, in der untergehenden Sonne. Hier siehst du mich. Schamlos entkleidet, ohne Ehrbarkeit. Alles hab ich entblößt. Siehst du mich nun? Siehst du die Dirne?

Erling (setzt sich, die Hände vor dem Gesicht).

Karen (holt tief Atem, geht dann zu Erling, sieht ihn mit halb höhnischem, halb traurigem Lächeln an): Nun bin ich leer. (Wieder hervorsprudelnd:) Bis die Nacht mich wieder aus ihrem schwarzen Brunnen voll geschöpft hat. (Dann fast zärtlich:) Es ist ja nicht deine Schuld, Erling.

Erling (hebt den Kopf, innig und bestimmt): Ich verstehe das nicht. Ich verstehe das nicht. Ich fühle mich arm und klein. Das ist aber, weil ich nicht verstehe. Ich wußte nicht, daß es das gibt.

Karen: Woher solltest du das auch wissen?

Erling (steht auf, stark und leidenschaftlich, während er auf sie zugeht): Und ich liebe dich. Liebe dich so, daß ich dem wilden Vogel, der auf der Brandstätte unsres Hauses sitzt, die Flügel ausreißen könnte.

Karen (sieht ihn mit flammenden Augen an, mit einem Ausdruck wilder Freude, kann vor Erwartung kaum Atem holen): Erling!

Erling: Aber ich kann nicht. Ich kann nicht; denn ich liebe dich. (Setzt sich überwältigt.)

Karen (wieder still und ruhig): Ja, Erling. Aber dann willst du auch tun, worum ich dich bitte — — willst du nicht?

Erling: Ja — alles.

Karen: Und da bitte ich dich, ob du nicht zu den Pflanzungen fahren willst.

Erling: Nein.

Karen: Du hast es mir aber versprochen.

Erling: Nein, ich fahre nicht.

Karen: Ich bitte dich herzlich.

Digitized by Google

Erling: Glaubst du, ich werde dich jetzt verlassen?

Karen: Das ist lieb von dir. Jetzt kannst du mich aber wohl verlassen. Ich will so gern einige Zeit allein sein.

Erling: Ich werde mich im andern Zimmer aufhalten. Du brauchst mich nicht zu sehn.

Karen: Nein, nicht so. Ich will mich allein fühlen.

Erling (geängstigt): Aber Karen —

Karen: Du brauchst dich nicht zu ängstigen. Nun bin ich ruhig. Ganz ruhig.

Erling: Ich getrau mir's nicht.

Karen: Wenn eine solche Krise, oder wie ich es nun nennen mag, vorüber ist, dann ist sie vorüber. Du weißt, wir Frauen übertreiben so leicht. Nun bitte ich dich, sei vernünftig. Es wird uns beiden wohl tun, allein zu sein. Du fährst zu den Pflanzungen und schöpfst frische Luft. Ich bleibe hier und nehme mir eine kalte Dusche. (Mit schwachem Lächeln:) Das brauche ich wohl zunächst — nicht wahr — damit meine Seele und mein Leib wieder zusammen singen können. Und wenn wir uns übermorgen wieder treffen, dann sind wir beide ganz andre Menschen. (Sie geht auf den Altan.) Johannes — nun kommt er! (Lacht!) Gott, wie das Idyll auffuhr. (Küßt Erling.) Adieu also!

Erling: Darf ich wirklich nicht bleiben?

Karen: Nein, Erling.

Erling (ergreift ihre Hand): Karen — unterbricht sich:) Nein, ich will nichts sagen.

Karen: Das brauchst du auch nicht. Ich fühle, was du fühlst. (Nach kurzer Pause:) Und denk nie anders von mir.

Erling (lächelt; sein ganzes Gesicht zittert. Geht).

Karen (bleibt mitten im Zimmer stehn, bewegt sich nicht. Nach einiger Zeit hört man draußen)

Erling: Karen.

Karen (geht auf den Altan): Ja.

Erling: Wirf mir die Peitsche herunter.

Karen (eilt zu dem Stuhl, wo die Peitsche liegt, bleibt dann plötzlich stehn, bedenkt sich, geht wieder auf den Altan und ruft unter Lachen): Du kannst Johannes nach ihr heraufschicken. (Nach einiger Zeit kommt Johannes.)

Johannes: Es wird dunkel, bis wir ans Ziel kommen. (Karen zeigt auf die Peitsche. Johannes nimmt sie und geht. Bald darauf ruft)

Erling: Adieu, Karen!

Karen (beim Altan, aber ohne sich zu zeigen): Adieu. (Winkt mit dem Taschentuch. Dann hört man Erling fahren.)

Karen (fährt zusammen): Er fährt. (Sie nimmt sich zusammen, steht steif, stolz und trotzig; dann läßt die Spannung in ihrem Körper nach. Sie faltet die Hände. Bald darauf kommt von rechts das Mädchen.)

Das Mädchen: Unten ist ein Mann, der nach der gnädigen Frau fragt.

Karen (anscheinend ganz ruhig): Wer ist es?

Das Mädchen: Ich kenne ihn nicht.

Karen: Ist es der Amtmann?

Das Mädchen: Nein, ich kenne ihn nicht. Er kam gerade, als Johannes um die Ecke bog.

Digitized by Google

Karen: Hat er nach mir gefragt?

Das Mädchen: Er fragte nach Herrn und Frau Kruse.

Karen: Lassen Sie ihn heraufkommen. (Karen ab durch die erste Tür rechts, das Mädchen durch die zweite Tür auf derselben Seite.)

(Einen Augenblick später kommt Hartwig Hadeln. Er legt Hut und Tasche auf einen Stuhl, bleibt eine Weile an der Tür stehn. Dann bemerkt er Karens Büste, tritt zu ihr, streichelt ihr die Wange.)

(Inzwischen ist die Tür zu Karens Zimmer geöffnet worden. Man hat gesehn, wie sie hereinguckte und dann die Tür schloß. — Nach einiger Zeit kommt Karen. Sie ist in einem langen Bademantel. Sie schleicht unbemerkt heran.)

Karen (hinter ihm stehend): Endlich haben Sie einmal den Weg zu uns gefunden. (Sie streckt den nackten Arm vor, gibt ihm die Hand:) Ich werde gleich wieder da sein. Ich will nur hinunter und ein Verjüngungsbad nehmen. (Links ab. Bald darauf hört man das Sturzbad.)

Karen: Hadeln!

Hadeln (fährt auf; bleibt aber stehn): Ja.

Karen (nach kurzer Pause): Hadeln! (Hadeln geht nach dem Fenster.)

Karen (gleichzeitig): Ist das nicht schön? In der untergehenden Sonne?

Rundschau

Allgemeineres

Sachlichkeit

Die folgenden Darlegungen sind einer Rede entnommen, welche der Berliner Philosoph Karl Stumpf vor einiger Zeit über das Thema des „ethischen Skeptizismus" hielt, oder eigentlich wider ihn. Obgleich rein theoretische Untersuchungen im allgemeinen dem Kunstwart ferngehalten werden, bringen wir diese Gedanken doch gern den Lesern zur Kenntnis; sie enthalten in ungewöhnlich klarer Form einen großen Teil der Lebensanschauung, auf welcher nach unsrer Meinung heute allein fruchtbare Mitarbeit an der Kulturentwicklung sich aufbauen kann. Wie das soziale Denken sich mit philosophischem vermählt und die einfache Erkenntnis so vieler nur-Arbeiter hier von einem vielseitigen und besonnenen Denker bestätigt wird, das erscheint uns bemerkenswert genug; kaum wird es gelingen, dem besten Geist der Zeit bald wieder einen so klassischen und würdigen Ausdruck zu finden. Auch dem mehr ästhetischen Betrachter sei Stumpfs Buch (Reden und Vorträge, Verlag J. A. Barth, Leipzig) empfohlen; was so selten begegnet, tritt darin rein hervor, eine klare, sachliche Sprache auch in verwickelten Fragen, eine Kraft des Ausdrucks, die ohne Pathos ihres persönlichen und sachlichen Gewichts nie entbehrt, eine nicht hineingeheimniste, sondern belebende und quellende Fülle von lebendigen Beziehungen und Anregungen. Stumpf ist nicht mehr jung und hat verhältnismäßig wenig „Allgemeines" veröffentlicht. Um so wertvoller und bedeutender ist diese nicht umfangreiche Sammlung des Tiefsten und Wichtigsten, was ein anerkannter Forscher in langen Jahren reger Beteiligung am Geistesleben gedacht und innerlich bewegt hat. H. H.

Digitized by Google

„Noch ein andres Bedenken richtet sich gegen die Herleitung der Sittlichkeit aus der Macht der Überlieferung und dem Wegfall egoistischer Reflexionen. Wäre es so, dann wäre unser moralisches Handeln nur ein mechanisches Tun nach bestimmten gleichförmigen Schablonen, während doch wahre Sittlichkeit, wie Kant mit Recht sagt, »niemals zur Gewohnheit werden, sondern immer ganz neu und ursprünglich aus der Denkungsart hervorgehen soll«. Sie ist stets der Natur des einzelnen Falles gemäß und keineswegs immer in Übereinstimmung mit der Überlieferung. Was sollten wir zu den großen Kämpfern sagen, wie Giordano Bruno, wie Luther, was zu den Tausenden, die geheiligter Überlieferung zum Trotz allein dem folgten, was sie als gut und recht erkannten, obschon es ihren persönlichen Interessen zuwiderlief und den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit, auch oft genug den Christen eine Todsünde war? Gerade in Konflikten mit der Überlieferung tritt die Übergewalt ethischer Gesinnung am reinsten zutage. Was soll uns hier die Macht stumpfer Gewohnheit, was auch die angeborene Gutmütigkeit zur Erklärung helfen!

Demnach ist die volle Lösung des ethischen Rätsels sicherlich nicht bloß in der beliebten Formel zu finden, Sittlichkeit sei die Tochter der Sitte. Die Erforschung des Ländlich-Sittlichen und seiner Entwicklungsgeschichte ist Völkerpsychologie, aber sie ist noch keine Ethik.

Was ihr dazu fehlt, geht aus den letzten Betrachtungen hervor. Gerade das, was nach jener falschen Auffassung im Laufe der Zeiten hinweggefallen wäre, muß heute noch, und mehr denn je, das Wesentliche sein, wenn anders eine wahrhaft ethische Entwicklung existiert: die Einsicht. Diese Einsicht kann aber nicht bloß darin bestehen, daß man Gutes tut, Schlechtes unterläßt, weil altüberkommene Gefühle das Tun und Lassen begleiten (obgleich auch eine solche Reflexion, wenn sie bewußt und ausdrücklich angestellt wird, das Handeln schon über die Stufe bloßer Instinkttätigkeiten hinaushebt). Vielmehr müssen die Gefühle selbst auf Erkenntnis ruhen, von Erkenntnis durchdrungen sein, und nur insoweit werden sie ethische heißen dürfen. Es muß Handlungen oder, richtiger gesagt, Gesinnungen geben, deren innerer Wert unabhängig von allen äußeren Geboten und Gewalten jedem, der sehen kann und nicht die Augen schließt, entgegenstrahlt . . . (es folgen hier Bemerkungen über den Inhalt dieser Gesinnungen, über das Problem der »Gefühlsevidenz«, das sich darin birgt, und die objektive Unvermeidlichkeit einer »Güterlehre«, feingefühlte Andeutungen vor allem über die Möglichkeit und Notwendigkeit, diese Erkenntnis lebendig zu betätigen).

Von der Güterlehre, die den Anfang der Ethik bilden muß, führt nun zur Pflichtenlehre vornehmlich der Gedanke und die Erkenntnis, daß die Verwirklichung jener Güter in irgend erheblichem Grade nur innerhalb der menschlichen Gemeinschaften, und zwar nur durch ein Aufgehen des Individuums in den gemeinschaftlichen Zielen möglich ist. Nicht eine Vorschrift liegt hierin, sondern in erster Linie ein psychologisches Naturgesetz, aus dem dann erst die Regel folgt, daß, wer individuelle Vollkommenheit erreichen soll, sich selbst vergessen muß.

Schwung und Zug kommt nur in ein Leben, das von großen objektiven Zielen erfüllt ist. Die Rose, die, sich

Digitized by Google

selber schmückend, auch den Garten schmückt, ist doch für den Menschen nicht das richtige Gleichnis. Und wenn Nietzsche, der Sprößling einer ungleichen Ehe zwischen Romantik und Darwinismus, von Herrenmenschen träumt, die hoch über der profanen Menge wie die Häupter der Alpen ihre einsame Größe genießen, so ist dies auch mehr poetisch als psychologisch gedacht. Durch Verlegung aller Willensziele in das Subjekt können Herrenmenschen nur im Sinne von Cesare Borgia, Karikaturen wahrer Menschengröße, erwachsen. Alle Wortkünste Nietzsches wiegen den schlichten Satz nicht auf, der die wahre Grundformel auch für unsre Zeit und das Geheimnis aller Größe enthält: Nur wer seine Seele verliert, wird sie gewinnen.

Diese Formel ist's, die unausgesprochen in der gewaltigen Bewegung nach einer sozialen, objektiv gerichteten Ethik zum Ausdrucke kommt, einer Bewegung, die wie die Sturmflut über allen noch so genial formulierten Subjektivismus hinwegschreitet, weil sie ungleich tiefer in der menschlichen Natur begründet ist. Wer nicht in objektiven Interessen lebt, hat seinen Lohn dahin, indem er verurteilt ist, zeitlebens nur die Gesellschaft seines elenden Selbst zu teilen, dem er allen Inhalt genommen hat, das er nur künstlich aufzuputzen vermag. Wie anders, wer in einem Kunstwerk, in Problemen der Wissenschaft, der Technik, der nationalen Wohlfahrt aufgeht: welchen Reichtum an Leben, an wahrer Wirklichkeit saugt er, ohne es zu wollen, in sich ein! . . .

In jeder Weise also zeigt sich ethische Gesinnung identisch mit *sachlicher* Gesinnung. Die Quintessenz der Pflichtenlehre liegt hierin beschlossen.

Zwei Hauptforderungen aber stellt eine solche objektiv gerichtete Güterethik, wenn sie das Leben umfassen und durchdringen will, an ihre Adepten. Die eine heißt: möglichst umfassende Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Wirklichkeit. Für eine formalistische, individualistische, aszetische oder sonstwie weltfremde Ethik mag alles gleichgültig sein, was nicht direkt dem Seelenfrieden dient oder sich unter die abstrakte Formel ordnet. Für eine Güterethik dagegen muß die Anatomie des sozialen Körpers, die Technik des Lebens von Bedeutung werden. So wahr es immer bleiben wird, daß nichts in der Welt gut ist als allein der gute Wille, das heißt daß nicht erst der Erfolg entscheidet, ebenso wahr ist es doch, daß der beste Wille das Schlimmste bewirken kann, wenn er nicht von Kenntnissen über die realen Bedingungen für den Eintritt des Guten in diese Welt begleitet ist. Eine Kunst, die stets das Gute will und stets das Böse schafft, wäre noch weniger willkommen als die von umgekehrter Beschaffenheit.

Die andre Forderung heißt: unersättliches, nimmerruhendes Nachdenken über das Wesen und die Wurzeln der Sittlichkeit. Über ethische Probleme grübeln ist selbst schon eine ethische Betätigung, und niemals sollte sie stillstehen. Dadurch allein gewinnen auch reale Kenntnisse erst wahre Fruchtbarkeit. Wir legen, um auf Beispiele hinzuweisen, mit Recht ein großes Gewicht auf die Kenntnis der Gefahren, die aus dem Mißbrauch des Alkohols oder aus geschlechtlichen Verfehlungen für den einzelnen und für die Gesellschaft entspringen können. Wie aber, wenn einer, im vollen Besitz aller Kenntnisse von Ursachen und Wirkungen in diesen Dingen, uns erklärt: »Für meine Person bin ich bereit, die Folgen

Digitized by Google

zu riskieren, am Wohlergehen der andern aber ist mir nichts gelegen?« — Dann stehen wir sofort vor dem Abgrunde, dem himmelweiten Unterschiede zwischen Klugheitslehre und Sittenlehre, vor der Schwierigkeit, ethische Überzeugungen in einem Gemüte zu begründen, das sich von Autorität und Tradition losgesagt und sein Sach auf eigne Überlegung gestellt hat. Dann mögen wir nach Resten jener überkommenen Gefühle von Billigung und Mißbilligung suchen, die auch dem Skeptiker geblieben zu sein pflegen. Aber die Aufgabe der ethischen Aufklärung beginnt erst mit der Weckung des Selbstdenkens über diese Probleme. Wir müssen unter Zerstörung jener unzulänglichen Erklärungen des Gewissens aus blinder Gewöhnung in dem Zweifler das Bewußtsein zu wecken suchen, daß es Werte an sich gibt, deren Anerkennung er sich nicht entziehen kann, und daß sie auch für ihn selbst nur durch Aufgehen in den objektiven Zielen erreicht werden können."

Vom Paradox

Das Paradox ist eine Form dessen, was man das Geistreiche nennt. Wir stellten einmal einige Gesetze für das Geistreiche auf; darunter als letztes: die Wahrheiten rund und auch von der Rückseite sehen zu lernen, damit auch ihre Schatten und Negationen deutlich würden. Hierzu sei ein Einzelfall nachgetragen, der gerade für unser damaliges Beispiel, den Nietzscheschen Stil sehr charakteristisch ist.

Nietzsche stellte sich jenseit von Gut und Böse. Er war überzeugt, daß das moralische Urteil ein Fehlurteil sei. Man müsse dem Sinn der Erde gemäß und also antimoralisch urteilen. Wir lassen hier wie billig, alle Fragen nach der Richtigkeit dieser Meinung beiseite, auch die, ob er auf diese Weise wirklich der Moral entging oder nur einer neuen andersartigen Moral das Wort sprach. Wir setzen unsern Fuß fest auf den von ihm eingenommenen Standpunkt „jenseit von Gut und Böse". Es soll also nicht mehr moralisch geurteilt werden, sondern nur noch natürlich.

Hören wir: „Leben selbst ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Überwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwängung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens Ausbeutung" —.

Indessen dies sind ja alles moralische Urteile; Nietzsche könnte schließen: „Das Leben selbst ist unmoralisch", womit er mindestens, mildestens gesagt, nicht jenseits von Gut und Böse stünde. Er scheint auch selbst ein ähnliches Gefühl zu haben. Denn er fährt fort: „aber wozu sollte man immer gerade solche Worte gebrauchen, denen von alters her eine verleumderische Absicht eingeprägt ist?" Indessen auch dies ist ja wieder moralisch, erzmoralisch geurteilt! Wenn das Leben amoralisch vorgeht, wie sollte es, — und noch dazu „von alters her" eine „verleumderische Absicht" haben? Oder standen die, welche diese Worte bildeten, außerhalb des Lebens? und wo standen sie dann?

Hier liegt gewiß auch eine sachliche Schwierigkeit vor. Aber Nietzsches Bewußtheit ist so groß, und die moralische Verurteilung des moralischen Urteilens so wuchtig, dazu so durchgehend, daß man nicht an eine ungewollte Unklarheit glauben kann. Es liegt vielmehr die Kunstform des Paradoxes, des bewußten Selbstwiderspruchs vor.

Was bedeutet diese Kunstform?

Gehen wir zur Veranschaulichung auf ein andres Gebiet über:

Digitized by Google

Wir betrachten eine Reihe Momentphotographien von springenden und laufenden Menschen. Der eine sieht aus, als ruhe er weich auf einem unsichtbaren Kissen, der andre, als stehe er auf einem Bein und schlenkre das andre in der Luft, der dritte gar wie ein Hampelmann, dessen Schnur angezogen ist. Es geht dem Photographieapparat wie der Logik. Er kann keine Bewegung auffassen. Streng genommen kann auch die bildende Kunst das nicht.

Wie hilft sie sich? Sie gibt eine Stellung, welche die Phantasie des Beschauers anregt, eine Bewegung zu sehen, wo etwas Stehendes da ist. Eine solche Stellung wird, genau gesehen, stets eine Art Selbstwiderspruch enthalten. Die Gestalt steht still, aber in einer Stellung, die sie im wirklichen Stehen nicht einnehmen könnte: so zwingt sie, sie bewegt zu sehen.

Von der Sprache

Im Reich des Denkens gibt es etwas Ähnliches. Die stärksten, wertvollsten Gedanken lassen sich nicht unmittelbar vortragen. Denn sie sind die, welche im Denken selbst eine Bewegung vollziehen, ein Werden, ein Sichstrecken. Das widerspricht dem straffen Denken. Wie soll man es ausdrücken? Man drückt es durch einen Selbstwiderspruch aus, der den Leser zwingt, eine Bewegung, eine Entwicklung zwischen Anfang und Ende des Satzes zu denken.

„Moralisch urteilen ist unmoralisch." Was für eine Distanz trennt das Ende dieses kurzen Satzes von seinem noch in die Ohren klingenden Anfang. „Moralisch urteilen ist unmoralisch." Aber das ist ja selbst ein moralisches Urteilen, — also unmoralisch. Also ist das Urteil unmoralisch, daß es unmoralisch sei, moralisch zu urteilen. Also ist es nicht unmoralisch, moralisch zu urteilen . . . Wie soll man aus dem Zirkel heraus?

Man bemerkt, daß zwischen Wortlaut und Sinn des Satzes die Ebene sich verändert, eine starke Bewegung stattgefunden hat. Dem Wortlaut nach ist man in der Sphäre des moralischen Urteilens. Aber in dieser Sphäre ergibt der Satz einen Widerspruch. So wird der Hörer angeregt, die Bewegung in seinem Inneren zu vollziehen, durch die er auf eine Stelle kommt, von der aus ihm sein früheres Urteilen als minderwertig vorkommt.

Man kann einen Bogen Worte aufbieten, um diese Bewegung des Denkens zu beschreiben. Der Geistreiche, das heißt der künstlerisch Denkende stellt die Bewegung selbst dar, kurz, schlagend und zweifelsfrei.

Seine Kunstform dafür ist das Paradox. **Artur Bonus**

Aussprecherei

Darüber sind wir uns doch einig, nicht wahr: Wenn einer in der Gesellschaft „Bahbi" ausspricht statt „Bäby", so ist er unten durch. Es ist fast so schlimm, als wenn er „kleines Kind" zu einem „Bäby" sagt.

Neulich saßen wir zu fünft an einem Tisch und sprachen über Maeterlinck. „Ae" ist „ä", so wähnten wir und sprachen dann frisch und fröhlich von „Mäterlinck". Bis auf einmal der fünfte, der bisher geschwiegen hatte, laut und feierlich sich so vernehmen ließ: „Jaja, der Maaterlinck . . ." Wir viere fuhren zusammen, vernichtet waren wir, einfach vernichtet.

Warum, fragen Sie? Warum?! Ich bitte Sie, stellen Sie sich vor, es hätte einer in der Gesellschaft von Schakespehahre gesprochen!

Digitized by Google

Wäre dieser Mensch nicht abgetan?

Freilich, leicht ist es nicht, das ist schon wahr, an allen Aussprachеklippen blamagelos vorbeizuschiffen. Sagt da einer von drei Kameraden neulich: „Geht ihr heute abend in den »Hamlet«?“ „»Hämlet«, meinst du wohl, mein Freund?“ korrigierte der zweite. „»Hämlét«, meint ihr vielleicht?“ sagte eiseskalt der dritte, und er blieb Sieger. Denn was sollten die zwei andern sagen? Das ist doch ein alter Schnee: Wer die verrückteste Aussprachеrei hat, ist immer obenauf. Es sei denn, daß der Gegner nicht von der Aussprachereibildung angekränkelt ist. Wie der Münchner Maurer Anno achtundachtzig, der unbekümmert vom „General Buhlanger“ gesprochen hat, bis ihm einer sagte: „»Buhlangschee«, heißt es, »Buhlangschee«, mein Lieber.“ „Ach was,“ gab ihm der andre zur Antwort, „du sagst ja doch auch »Handlanger« und nicht »Handlangschee«.“

Der Maurer kann sich so was leisten, ohne das geringste einzubüßen. Doch die „Gebildeten“ sind übel dran. Ich weiß noch gut, wie ich in der Schulzeit mit einem Schlage minderwertig wurde, weil ich in der Mary Stuart den Grafen „Leicester“ aussprach, wie er dastand, anstatt „Lester“, wie es sich gehörte. Aber mir geschah nicht besser, als wir selber andre behandelten. Unsern alten braven Geographieprofessor, zum Beispiel. Die Geographie von Mexiko war an der Reihe, und die beiden berühmten Vulkane mit den blödsinnigen Namen tauchten auf. „Popocatépetel und Citlaltépetel“, stellte sie uns der Professor vor. Und wir sagten's nach. Zu Hause aber schlugen wir im „großen Andree“ nach und fanden den Akzent auf dem „a“. „Popocâtepetel“ und „Citlâltepetel“ also. Vorbei war der Respekt vor dem Professor. Der konnte künftig sagen, was er wollte, wir nahmen's nur mit Vorbehalt und schlugen stets zu Hause im „großen Andree“ nach.

In jener „aufgeblasenen“ Periode unsrer Jugendzeit spickten wir unsre Rede, wo wir gingen oder standen, mit solchen Wörtern, die möglichst vertrackt ausgesprochen wurden. Ja — wir stellten uns extra dumm, um nichtsahnende Onkel und Tanten hereinzulegen. „Du, Tante, wie sprichst du das Wort hier auf dem Zettel aus?“ „»Brougham« halt, wie's dasteht, lieber Junge.“ „Falsch, Tante, falsch,“ jubelten wir, »Bräm« wird's ausgesprochen, »Bräm«, Tante, »Bräm«!“

Oder der Onkel lud uns ein zum Mittagessen im „Augustiner“. Und zum Dank dafür fingerten wir nach dem Mittagessen die berühmte Worcestershire Sauce in dem eckigen Fläschchen heran und hielten sie vor sein gütiges Angesicht. „Onkel, sag mal, wie heißt denn eigentlich diese Sauce?“ Nicht als ob der Onkel nicht auch mal englisch gelernt hätte. Nur daß das Wort halt nicht im „Deutschbein“ stand zu seiner Zeit. „Hm,“ sagte er und betrachtete die Etikette, „»Worcestersсheier«.“ „Ja, Onkel — aber unser Englischprofessor, Mr. Watson, spricht es »Wustersсher« aus. Ist das nicht eigentümlich, Onkel?“ Der gute Onkel wurde richtig rot dabei — so freche Bildungsrangen waren wir. Aber unser Vetter Schnitzelberger, der dabei saß, und der auf Konditor gelernt hatte, sagte indigniert: „Jetzt mit der englischen Sprach balst mir net gehst: »Grüß di Gott« schreibt ma, und »steig mir am Buckel nauf« hoast's.“ Eigentlich hat er sogar

Digitized by Google

noch was Kräftigeres gesagt. Dann waren wir die Indignierten, natürlich, kamen aber selbigen Mittag nicht mehr auf gegen diesen Vetter. Denn was kann man gegen einen solchen Menschen machen, dem die ganze Ausspracherei „wurscht“ ist?

Wie erstaunt war ich jedoch in spätrer Zeit, als ich über die deutsche Grenze kam und erkennen mußte, daß das ganze Ausland auf dem Standpunkt meines Vetters Schnitzelberger stand. Das ganze Ausland — die gebildetsten Engländer sogar.

„Anno Dominei“, sagte der Lateinprofessor in London für „Anno Domini“.

„Wörkau“, sprach der Doktor aus für unsern „Virchow“.

„Dschises Kreist“, sagte der humanistische Student für „Jesus Christ“.

„Sine ira et studio“, sagte mir ein sonst gebildeter Fahrtgenosse zwischen Liverpool und London. Das heißt, das wollte er sagen. Aber „Seine eirä et studeio“ sprach er's aus. So lehre man's im ganzen Engelland, behauptete er noch dazu. „Aber, Mensch, glauben Sie wirklich, daß die alten Römer so gesprochen hätten?“ hielt ich ihm entgegen. „Vielleicht — vielleicht auch nicht,“ bemerkte er mit größtem Gleichmut, „jedenfalls spreche ich es englisch aus, einfach deshalb, weil ich ein Engländer bin.“

Und dann traf ich drüben überm Ozean aufrechte Leute, die ohne Zittern von unserm Schiller und von unserm Goethe als von einem „Skiller“ und von einem „Goti“ sprachen, einfach deshalb, sagten sie, weil sie Amerikaner in Amerika wären.

Und wir Deutschen in Deutschland? Wir, die wir uns gewissenhaft die Zunge verrenken, um „idiomatisch“ „Don Chuan“ und „Don Chichote“ zu sagen — wir, die wir eine Postkarte mit bezahlter Rückantwort an Ellen Key geschrieben haben: „Bitte, gnädige Frau, wie spricht man Ihren Namen aus — Kei, Ki, Ke oder Kä?“, ehe wir es wagten, in Gesellschaft über Ellen Key zu sprechen — wir Deutschen, die wir ein ganzes Leben lang zwischen korrekten und noch korrekteren Aussprachereien hin- und hergockeln?

Oder sollten wir in einer fernen Zukunft etwa auch . . . ?

Wer tut mit und sagt von morgen ab mit mir in froher Unbekümmertheit:

„London“ anstatt „Löndn“?

„Oskar Wilde“ anstatt „Oscar Weild“?

„Macbet“ anstatt „Mäcbéth“? und

„Faber Kerl“ anstatt „dihr Sör“?

Fritz Müller

Literatur

Dickens

Wie jung ist er gestorben, und wie früh war er in der Welt berühmt — daß er heute als Hundertjähriger immerhin noch leben könnte, man glaubt es kaum, so sehr steht er vor unsrer Seele als einer aus der guten alten Zeit! Aber nur in Anbetracht des Körperlichen verwundern wir uns, denn wer Dickens je als einen Freund seiner Seele gekannt hat, der hat ihn wohl nie als veraltet empfunden. Die Einrichtungen, zwischen denen seine Gestalten lebten, ja, die sind recht guten Teils nicht mehr, das Schuldgefängnis, die Sklaverei, und auch das Wie und Drumherum des Tageslebens in Röcken und Stöcken, mit Vatermördern und Drehlocken, Kanapees und Postkutschen, Vorstadthäuschen und Landstraßentreiben, es paßt nur sehr stellenweise noch in die Automobil- und Fliegerzeit. Auch von den Gebärden, die dieser Poet beim Erzählen brauchte,

Digitized by Google

würde man heute gar viele anders machen, und über manchen Behelf, mit dem er am Faden weiterspann, lächeln wir wohl gar, wir Weisen. Der Mensch Dickens aber mit seiner Beweglichkeit und Ruhsamkeit, mit seiner Kleinigkeitsfreude, aus der plötzlich der große Humor heraustritt, mit seiner Wehmut dann, und wieder mit seinem herzlichen Zorn — wir vermuten: dieses Ich Dickens wird noch gerade so lange heißbackige Leser finden, wie man sich die Voraussetzungen seiner Geschichten einigermaßen vorstellen kann.

„Eigentlich" war er ja ein „Tendenzschriftsteller". Vater wie vieler dieser Geschichten ist die Absicht, zu bessern und zu bekehren! Wenn du aber einmal ein richtiger Poet bist, Freund, so magst du Tendenz schreiben wollen, es wird doch immer aus Versehen Dichtung daraus. Denn nur, wenn du keiner bist, glückt dir's, nüchtern auszulesen und zusammenzustellen, was für deine löbliche Absicht paßt, und dieses dann zusammenzuordnen, daß so etwas wie ein Exempel draus wird, das aufgeht. Dagegen, bist du Poet, so siehst du alles andre auch, weil du das runde Leben siehst, fühlst es auch, zeigst es auch, kannst gar nicht anders, weil du eben mitten darin bist, nur daß deine Persönlichkeit die andern zwingt, das Herz der Dinge da schlagen zu fühlen, wo dein Herz schlägt.

Wenn wir uns in dieser Zeit bitterböser Konflikte zwischen Deutschen und Engländern auf das uns und ihnen Gemeinsame besinnen wollen, so tun wir gut, zu einem Bande Dickens zu greifen. Wo die Persönlichkeit sich aus der Rasse nährt, daher fließt es hier auch zu uns, bis wir meinen, wir sähen neben Dickens den Reuter, ja den Raabe kaum als seine Vettern, beinah als seine Brüder sitzen. Nicht einmal die Skandinavier sind dem deutschen Humore so verwandt wie er. Wenn manche seiner Bücher auch bei uns Volksbücher geworden sind, es ist recht so. Als eines auch der unsern gedenken wir seiner. Nicht mit staunendem Aufblick wie zu einem Halbgott an Geist, nicht mit nicht fassender Bewunderung wie zu einem alle Mitstrebenden überschreitenden Künstlergenie, aber mit dem, dessen Ausdruck all seine Bücher vor allem andern sind, mit Liebe.*

Felix Dahn †

Für uns Alte kommen bei seinem Namen drei Erscheinungen zusammen, die alle miteinander einst sehr rege waren und heut ausgelebt haben: die Geibel-Schule, der historische Roman und die sogenannte „altdeutsche" Geistesrichtung. Wenn wir aber jetzt schwer begreifen, daß Dahn einmal für einen großen Dichter gegolten hat, so dürfen wir ihn doch nicht etwa mit Ebers und Baumbach oder gar mit Eckstein und noch Geringeren zusammentun. Seine Bücher zeugen noch heutigestags von Werten, die sie immerhin auf andern Höhen halten. Zunächst: Dahn kannte, als Gelehrter, seine Stoffe vorzüglich, er schilderte aus dem Vollen. Dann: er war wirklich ein Temperament, und wenn er oft in den Höhenrausch kam, so war doch stets eine Entflammtheit von innen heraus dabei, zumal eine echte und starke nationale

* Gute neue Übersetzungen nach Dickens hat jetzt Gustav Meyrink bei Albert Langen in München herausgegeben. Auch im Inselverlag erscheinen welche, mit den alten Bildern.

Digitized by Google

Begeisterung. Schließlich: er war ein formales Talent von ungewöhnlichem sprachlichem Geschick. Keines seiner Gedichte war eigentlich ursprünglich, aber er empfand so ziemlich alle Töne aufrichtig nach und vermochte nach diesen Nachempfindungen mit Leichtigkeit vom schlichten Volksliede bis zum hohen Balladentone zu singen, wie er in seinen Romanen auch große Kulturbilder mit einer Art Kaulbachischen Talentes malte. Das Letzte fehlte ihm überall, aber er hatte Vieles. Zumal die vom Deutschtum begeisterte Jugend wird ihm noch lange dankbar bleiben, und dieser Dank geht auch an den Poeten in ihm zu Recht. Der akademische Lehrer und Forscher Felix Dahn hat ihn noch in besondrer Weise um unser Volk verdient.

Seegeschichten von Poeck, Seeliger und Frenssen*

Frenssens neuer Roman hat mit den hier genannten andern Werken und so manchen früheren mehr als den Heimatboden gemein. Nicht nur Blankeneses kleine Häuser und Gärten, die weite Flut der Elbe, die in Nebel oder Sonnenschein, sturmbewegt oder ruhig atmend zum Meere zieht, nicht allein jene vielen Wörter aus dem Seemannleben, jenes jargonhafte Platt, das dem Mitteldeutschen immer etwas Marinegeruch und Weltmeergeschmack vermittelt; da ist auch das nachdenkliche Gesicht der einsamen Frau in der kleinen Hütte, deren Mann draußen um den dürftigen Unterhalt das Leben wagt oder es verloren hat; da sind die knappen Gespräche der Wortunkundigen, schwer herausgepreßt aus dem monatelang verschlossenen Mund, da ist, das Schicksal der Einzelnen lenkend, der Handeleifer und Konkurrenzdruck unter den Reedern, da bewegt sich schwerfällig der alte Lotse mit dem scharfen Blick für das Wetter auf See und im Herzen der kleinen Mädchen, da ist immer die gleiche frische, stolze, übererregte Kraft junger Welterstürmer, die ihr Glück erzwingen wollen und es so leicht verscherzen.

Es braucht dies alles nun keineswegs in konventionellen Formen dargeboten zu sein. Davor schützt etwa Wilhelm Poeck schon die gründliche Vertrautheit mit Land und Leuten; es ist eine rechte Liebe zu Ding und Wesen, womit er denn alles schildert, was irgend in den Bereich seiner Fabel hineinragt. Da ist kein Bauernhof, von dem er nicht sozusagen Grund- und Aufriß, allgemeine und individuelle Züge, dessen Bewohner er nicht mit einem detaillierten Stück ihrer Lebensgeschichte und Lebensanschauung schilderte; bekannt wird der Leser mit den Namen aller Schiffe, Segel und Winde, mit den verschiedenen Arten der Fischerei, mit den sozialen Verhältnissen, den kleinen und großen Sünden und Tugenden der Bewohner des Dorfs; er wird ins Pfarrhaus geführt, wo auch der Arzt des Ortes zum Kaffee erscheint und soziale Theorien aufstellt — kurz, aus dem Stoff kann kein Schilderer mehr herausholen, und wer mit der Wirklichkeit dieses „Pagensand"-Dorfes und der alten Seefischerei vertraut werden will, hat hier den treuesten Berater. Es ist dies

* Gustav Frenssen, „Der Untergang der Anna Hollmann" (Grote, Berlin), Wilhelm Poeck, „Simon Külpers Kinder" (Grunow, Leipzig), E. G. Seeliger, „Riffe der Liebe" (Georg Müller, München).

Digitized by Google

übrigens ein halb vergangenes Stück Welt: die Dampffischerei hat dem gefahrvollen Segeln allmählich die Daseinsbedingungen verschlechtert, und die festen, seeharten Fischer alten Schlages sind im Aussterben; Poeck schildert dies anschaulich genug, wehmütig etwas, und doch mit Vertrauen auf künftigen Sieg der Lebenskraft. Die eigentliche Geschichte, in welche alle diese Schilderungen gewoben sind, tritt natürlich oft zurück: es ist das alte Lied von Liebe, Sünde, Reue, Tod, Alter und Jugend, Vergehen und Kommen, wohl verteilt auf zwei, auch drei Generationen, nicht eben spannend, aber doch fesselnd, voll menschlicher Wärme, an den Höhepunkten ergreifend. Sie sind nicht allzu häufig, diese Bücher voll Rasse und Einheit, Kraft und echtem Lebensduft, Klugheit und Weltbescheidung, mit einem gelegentlichen Aufblick über den nahen Horizont; sie bereichern und gewinnen sich ihre Leute.

Der Schlesier Ewald Gerhard Seeliger greift einen benachbarten Stoff mit weniger Sorgsamkeit für die Sache an. Er sieht ihn etwas impressionistisch in gröberen Zügen; Kenner etwa dürften vielleicht ein paar nicht genau verwendete Fachausdrücke finden. Seine Liebegeschichten spielen nicht im ehetreuen Fischerdorf, sondern im Großstadtvorort Blankenese; es ist viel mehr lose Rede in den Gesprächen der Jungs und Mächen, leichterer Wechsel der Gesinnung, mancher gelungene Scherz, manche flüchtige Träne. Im Kerne steckt nichts Schlechtes, und wenn die Wege der Beteiligten auch in ferne Erdteile führen und mancher Faden vom Tode abgerissen wird, verschiedne Liebeverhältnisse anders endigen, als die erste Neigung wollte, so kommt das leichte Schiff der Erzählung doch schließlich mit eines sorglosen, aber geübten Steuermannes Hilfe gut in den Hafen. Und der Leser findet sich zuletzt zwar nicht von tieferer Bedeutung und grübelndem Sinnen beschwert, aber froh im Gefühl, daß auch hier Lieb und Leben frisch erblühte.

In Frenssens Novelle begegnet mancherlei, das schon von den beiden Romanen her bekannt ist. Ernste, verbitterte und tief empfindende Seemannseele und heitere Liebelei, die in das Schicksal jener hineinragt. Aber es ist nicht sein Ziel, von irdischen Begebenheiten zu plaudern oder zu berichten. Das erste Kapitel seines kurzen Werkes hat vierthalb Seiten, in denen das Thema hart und klar aufklingt: Großvater und Vater sind dem jungen Jan Guldt früh gestorben, auf den schlechten Schiffen der reichen Hollmanns, die böse Geschäfte abwickelten, elend zugrunde gegangen; seine Mutter nährt ihn karg und in ihm Haß gegen die Leuteschinder und -verderber. Und er ist der Kraftmensch, der das Schicksal nicht nur auf sich nimmt, sondern an sich reißt, es zwingen und richten will, der Gott und Menschen herausfordert und „sein Wort mit ihnen reden will". Nicht allein um Rache an den Hollmanns ist es ihm, sondern um Lebensgewalt und Hinausschleudern der tiefen Kraft überhaupt, um Brennen und Lodern der Flamme, die eine Jugend und länger in seiner Brust geschwelt hat.

Es ist ein Dichterwille, der so mit hartem Griff die Gestalt aus dem Fließen des Geschehens reißt und sie fest machen will, daß ihre Züge sich eingraben in die Erinnerung, und der den tiefen seeli-

Digitized by Google

schen Unterstrom rauschen und brausen machen will, daß er den Alltag übertönt und den Lebenssinn weckt, ihn zu hören und zu ehren. Derselbe Blick für das Wesenhafte, Gestaltende, tief Erlebbare hat auch die Szenen herausgehoben, diese kurzen, von strömenden Energien belebten Auftritte, in denen sich Jan Guldts junge Seele voll Haß saugt und über die hinweg er zum Tatmenschentum erwächst. Er verläßt erbittert die Heimat, wo ein Hollmann ihn zum Überfluß in den Grund gesegelt hat, und wird Seemann mit weiten Fahrten. Ein Funken Menschenzutrauen ist ihm noch geblieben, aber gemeiner Betrug eines ziemlich elenden Kerls, um dessen Besserung Jan sich aufopfernd bemüht hat, zertritt ihn. Heimgekehrt findet er auch die Mutter tot. Drei Kapitel, dreißig Seiten bringen diese Schicksale. Der gänzlich Vereinsamte ringt sich nun allmählich aufwärts, findet die Liebe eines kleinen, ein wenig sonderlichen, tieffühlenden, aber spielerisch beweglichen Mädchens, macht sein Examen, rast plötzlich in — grundloser — Eifersucht auf, geht in schäumendem Trotz auf einen Hollmanndampfer, der einen jungen Hollmann trägt; hier erhofft er Rache, hier die Aussprache mit Gott und dem Teufel, die ihm dies alles auferlegt haben. Die feine Art des Knaben, der die Sünden seiner Väter schwer trägt, verleitet ihn, schon diesem die Niedertracht der Hollmanns schrecklich auszumalen und ihn wie eine Schicksalstimme zum Bessern zu drängen. Wie aber schließlich die „Anna Hollmann“ untergeht, ist all sein Kampf ein wüstes, wirres Ringen gegen die brutale Übergewalt der Elemente, traumhaft verkettet mit zähem Glauben an seine Mission, erlebt in halluzinatorischen Bildern, welche die düstern und furchtbaren Visionen seiner Rachegelüste endlich ans Licht bringen. Gerettet wird er, aber sein Gedächtnis ist gelöscht, sein Bewußtsein gestört. Auf englischen Dampfern, mit englischem Namen führt er weiter ein sinnloses, mechanisches, vegetierendes Dasein, ringend, daß ihm Erinnerung wiederbringe, was der furchtbare Untergang ihm geraubt hat. Allmählich erhellt sich ihm die Vergangenheit, langsam, farblos, ohne Antrieb und Sinn. Als er zu dem gealterten, einsamen Mädchen heimkehrt, das den jungen Ikarus noch phantastisch glühend liebt, erkennt ihr Auge ihn, aber nicht ihre Liebe. Matt gehen sie auseinander. Er endet auf einer Nordmeerfahrt, zu der neuer Mut ihn gelockt hat, — in ihrem Sinn lebt der kühne Jungmann wieder auf, von dem das Sprichwort ging — : „ich kann alles, sagt Jan Guldt“.

Man kann an der prächtig knappen, zielsicheren Weise, womit Frenssen diese schwer erregte Geschichte zum Nacherlebnis bringt, eine aufrichtige Freude haben; man fühlt sozusagen, daß ein Mann am Werk ist, der weiß, wie man es macht, der alle Mittel beherrscht und dessen Phantasie rege genug ist, um der schaffend-formenden Arbeit das Material frisch und kräftig darzureichen. Nun habe aber ich persönlich ein lebhaftes Gefühl, als ob er nicht nur zielsicher, sondern auch in höchstem Grade zielbewußt, sogar wegbewußt arbeite. Sehe ich von wenigen Zeilen ab, so ist mir keine Stelle in Erinnerung, die mit dem leisen Ton innerer, lebendiger Notwendigkeit spräche, keine frei schwingende, rein klingende, sorglos singende Saite im ganzen Orchester. Absicht hat

Digitized by Google

alles gestimmt, — und für mein Gefühl schließlich verstimmt. Allmählich wird man sich des Zwiespalts bewußt, der durch die Novelle geht: ein Stoff ist da, der, wie wenige andre Intuition, freies naturhaftes Reden verlangt, — das Brausen des schicksalmächtigen Meeres und die Urkraft des δεινὸς ἄνθρωπος war von je freischwingender Ton, unberührbarer Selbstwert — aber ein Mann hat sich an ihn gewagt, der ihn in eine überaus sorgfältig und künstlich gefügte Reihe von Geschehnissen und Geschickzügen einbettet. Nahe besehen erscheint nun das Ganze unwahrscheinlich, phantastisch-abenteuerlich, gespenstisch beinahe, alles entfernt sich ebenso weit von unserm natürlichen Mitgefühl und verliert so die eigentliche dichterische Gewalt, wie es äußerlich der beliebten Seeschauergeschichte sich annähert. Ein äußeres Anzeichen der Künstlichkeit des Ganzen ist, daß die meisten Nebengestalten überhaupt nicht recht anschaubar werden, sie ragen nur so weit in die Geschichte hinein, wie das Flackerlicht des mystischen Guldt-Schicksals auf sie fällt.

Dieser Zwiespalt kann in Frenssens Begabung liegen. Dann wird er, wenn der Stil der Mensch ist, wie man sagt, weiter zwar vielleicht technisch meisterhafte, aber für das Gefühl errechnete, künstlich geformte Werke bilden. Doch kann der Zwiespalt auch in dem Zufall liegen, daß dieser Poet an diesen Stoff geriet. Dann wird es sich später erweisen, — und wer Freude an dem klugen und werksicheren Verfasser hat, wird das wünschen.

Seegeschichten — das Meer hat so wenige Dichter gefunden, so viel Liebe ihm auch dargebracht worden ist. Zwei von den hier Genannten haben den Sehwinkel zu gering genommen, als daß sie mehr denn kleine Ausblicke auf seine Unendlichkeit hätten gewinnen können. Der Dritte griff zu spitzfingrig hinein: es will sich nicht fassen lassen, nur schauen kann es die menschliche Seele. Und dies wird denn immer das Zeichen der großen, reinen, auserwählten Dichter sein, daß sie schauen und ihr Schauen gestalten wollen. Erzählen, erfreuen, fesseln, — diese Ziele liegen auf einer andern Ebene. Man braucht diese Ebene nicht für niedrig zu halten, aber man wird sie von der Höhe der Schauenden unterscheiden müssen. Ezard Nidden

Über die Schillerstiftung

und ihre Verwaltung sind seit ihren ersten Anfängen die Klagen nicht stumm geworden. Ihr ältester Kritiker war Hebbel, denn der schrieb schon 1862 das Wesentliche auf, was sich gegen sie sagen läßt: sie „verteilt Almosen an die Skribenten statt Pensionen für die Autoren von Rang und Bedeutung“. Seitdem hat sich aller paar Jahre einmal ein junger Schriftsteller über die Sache entrüstet, dafür sorgte schon die Öffentlichkeit der Mitteilungen. Nach einer Weile ward's immer wieder still, denn man sah ein, daß der Fehler in den Satzungen lag. Wenn die Zinsen „deutschen Schriftstellern und Schriftstellerinnen“ zugut kommen sollen schon deshalb, weil sie für die Nationalliteratur „*verdienstlich*“ wirken, und wenn man solche, „die sich *dichterischer Formen* bedient haben“, schon deshalb bevorzugen soll — wie dehnbar sind dann die Maßstäbe! Je dehnbarer sie sind, je mehr Leute behaupten aber: „sie passen auch auf *unsre* Produkte“, ohne daß man ihnen widersprechen kann. So ist es ganz natürlich,

Digitized by Google

daß bei der Verteilung der „Ehrensolde“ möglichst viele bedacht werden, so daß bei den Erwägungen die Wichtigkeit der Bedachten für die Nationalliteratur zurück- und die Bedürftigkeit vorantritt. Man nahm diese Entwicklung hin, weil sie an und für sich immerhin etwas Nützliches brachte: eine Alters- und Krankheitsversorgung für Geistesarbeiter und ihre Angehörigen. Wer weiß, wieviel ehrliches, ja heißes Mühen in diesen Kreisen um gute und teilweis um hohe Ziele mit Hoffen und Sehnen vertan wird, der wird aus dem „si desint vires tamen est laudanda voluntas“ auch den Wunsch nach einiger Verringerung der Sorgen dieser Männer und Frauen herleiten, selbst wenn einmal ein paar blaue Scheine infolge des Dunkels im Grenzland zu Unrecht an einen Dilettanten kommen. Für eine Menge achtbarer Geistesarbeiter ist die Schillerstiftung der letzte Trost.

Beim Freimachen der Talente jedoch, bei der Aufgabe, der Allgemeinheit die besten Kräfte der Begabten zu sichern, bei der Volkswirtschaft der geistigen Güter kann die Schillerstiftung ohne Umstoßen der Stiftungsurkunde vielleicht etwas mehr als jetzt leisten, niemals aber wirklich Bedeutendes. Das ward auch von ihr selber anerkannt, sonst hätten nicht ihre Generalsekretäre und alle darum ersuchten Mitglieder ihres Vorstandes die Eingabe mit unterzeichnet, die ich seinerzeit an den Reichstag um Gewährung der Mittel zu einer „Goethestiftung“ gerichtet habe. Wer etwas darüber nachlesen will, wie wir uns die Lösung dieser Aufgaben denken, der findet das Wichtigste dazu in der 65. Flugschrift des Dürerbundes: „Urheberschutz und Urheberschatz“. A

Schmidtbonns „Zorn des Achilles“ und Bahrs „Tänzchen“

Berliner Theater

Reichlich lange hat es gedauert, bis Wilhelm Schmidtbonns Griechentragödie (Buchausgabe bei Fleischel in Berlin) nach Berlin auf das Deutsche Theater gekommen ist. Bin ich recht berichtet, hat noch im letzten Augenblick ein hinter den Kulissen ausgefochtener „Streit der Könige“ die Aufführung verzögert: dieser germanisch blonde, deutschbäuerische Achill, sollte Kayßler ihn spielen, der ihm die ungebrochene Naivität eines geraden und zähen Herzens zu geben versprach, oder Wegener, der für diesen alle akademische Schönheitstradition so gründlich verleugnenden Peliden die hellen blauen Augen in gebräunter Haut, das breite eckige Gesicht und den „riesenhaft ungefügen Leib“ mitbrachte? Nur keinen Schönling und Pathetiker, war die Parole; weniger noch als für Kleists Achill, der sieghafte Jugend, strahlenden Glanz der Erscheinung und ein Stück schwärmerischen Knabenhumors nicht entbehren kann, erschien für diesen trotzigen Berserkerzorn eines in seinem Ehrgeiz gekränkten Dreißigjährigen die hübsche Larve und singende Stimme eines juvenilen Romantikers am Platze, wie Moissi sie dem Todesgeliebten der Penthesilea gab. Denn nichts galt es von vornherein entschiedener abzuwehren als die Vorstellung jener idealen Jünglingsgestalt mit dem großäugigen, edelgeschnittenen Antlitz, dem weichen Gliederbau und den harmonisch ausgeglichenen Bewegungen, in deren Bilde sich eine übelberatene hellenistische Schönheitssehnsucht gewöhnt hat

Digitized by Google

den männermordenden Myrmidonenkönig zu sehen. So entschied man sich schließlich für Wegener, der von allen die sicherste Bürgschaft bot, daß jenes verfälschende und verlindernde Bild der Erinnerung ferngehalten wurde, daß vielmehr gleich von Anfang an der Eigensinnige, Trotzige und Rebellische auf schweren, breiten Beinen stand, er, der als tragischer Held durch fast alle Dramen des Rheinländers schreitet, jener eigenwillig Auffässige, der die Brandfackel seines unerbittlichen Herzens, seines zähen Einzelgefühls in die Reihen der andern schleudert, wo Gehorsam, Pflicht, Überlieferung, Pietät und gute Sitte zu Hause sind. Unter solchem Zeichen kämpfen der junge, aus dem Vaterhause verstoßene Held der „Mutter Landstraße“ und der Graf von Gleichen, der sich von der Sittlichkeit der Heimat sein in fremdem Erleben gewonnenes Glücksgefühl nicht zertrümmern lassen will; kämpft auch dieser ritterliche Griechenbauer, der den ungefügen Block seines einsamen innern Gefühls dem Wohl und Willen der Gesamtheit entgegenwälzt und ihn nicht mehr verrückt, auch wenn er in blutige Schuld gerät und sich selbst zuletzt den Schädel daran zerschellt. Gegenwart, Mittelalter und Antike — der dramatische Wille und das tragische Ziel des künstlerischen Subjekts bleiben sich treu, dort wie hier.

Treu und eng halten sich Gang der Handlung und Wachstum des Konflikts zunächst an der Seite des Homer. Sie dürfen es, ohne in den Geruch einer schwächlichen Abkochung zu geraten. Der stählern federnde Rhythmus dieser straffen Sprache, die Energie dieser sparsamen Bilderwahl, die erdhafte, quellfrische und doch sinnlich warme Ausdruckskraft schlicht elementarer Gefühle, die alles aus erster Hand zu haben scheint, die ganze ehrlich blanke Rüstung dieses Poeten macht ihn der Nachbarschaft eines Dichters und Schöpfers nicht unwürdig, der, wie uns dünken will, von Urbeginn im Rate aller Dinge saß. Was so leicht kein anderer von heute ungestraft wagen durfte: ganze wohlbekannte Wendungen Homers von seinen eignen grundverschiedenen Rhythmen in die Arme schließen zu lassen, bei ihm duldet man es — so gut verträgt sich Einfachheit und Geradheit hier mit Einfalt und Größe dort.

Dennoch ist diese Gefolgschaft nicht ungefährlich. Nur zu leicht geschieht es, daß ein Weggenosse wie der Sänger von Chios seinen Wanderkameraden von der Straße seines ursprünglichen Willens ablenkt oder ihn zur Weile lädt, wo Eile geboten. Die Wegführung der Briseis durch den neidischen Eigennutz des Agamemnon; Achills Kampfweigerung; seine Hartnäckigkeit auch bei den wachsenden Nöten der Griechen; seine Nachgiebigkeit gegen die Bitte des leicht überredeten Patroklos, ihn, den über alles geliebten Freund mit der goldenen Rüstung des Peliden zu waffnen; der jubelnde Auszug des Stellvertreters, indessen Achill, keuchend vor zornig verhaltener Kampflust, gegen die Wände seines Zeltes anläuft — dies alles bleibt in den Fußstapfen des Homer und hält nirgends längere Rast und Herberge, als sich für den zur stärkeren Intensität, aber auch zur äußersten Plastik und greifbarsten Anschaulichkeit verpflichteten Dramatiker ziemt. Und auch das neue Motiv, das Schmidtbonn zur Verschärfung der tragischen Katastrophe einführt, faßt nur noch fester und konsequenter das Ziel dramatischer Schicksalsgestaltung ins

Digitized by Google

Auge: Wenn nicht der Zufall des hin und her wogenden Kampfes, sondern die arge, vorbedachte List der Fürsten es ist, die Hektor und Patroklos aufeinanderhetzt, wieviel furchtbarer muß da Kampf- und Rachwut des Achilles aufgestachelt, wieviel gefährlicher die Spannung des Widerstreits zwischen tatenlosem Zorn und blutiger Mordgier in ihm gesteigert werden! Rache und Mordlust siegen: Achill stürmt ins Feld, den Tod des Freundes an Hektor zu rächen, obwohl — und damit wird die Tragik dieses eigenwilligen Zornes gerade durch seine scheinbare Heilung mit schneidender Ironie vollends auf die Spitze getrieben — die feindlichen Heerführer inzwischen Friede geschlossen haben und die des Krieges müden Griechen sehnsüchtig in die geliebte Heimat verlangen. Jetzt, so hofft und erwartet man von dem bisher so sicher und kraftvoll zuschreitenden Dramatiker, jetzt wird sich seine Tragödie mit jähem, gewaltigem Schwung auf den schicksalskritischen Gipfel heben: hier gekränkter Eigenstolz, dort Notruf des bedrohten Vaterlands! Statt dessen verbeißt sie sich, von einer der berühmtesten Situationen des Epikers verführt, in die Schilderung des Kampfes zwischen Achill und Hektor wie des Triumphes, den der Sieger über ihn feiert, und stört so empfindlich das tragische Gleichgewicht, das bis dahin beide Schalen in gemessener Schwebe hielt. Allzusehr auch wird von der einprägsamen, schweren Wucht dieser zu breit gemalten Rachetat die erschöpfte und sänftigende Einkehr überschattet, die nach dem Austoben seines letzten Zornes über Achills im Grunde kindlich arglose Seele kommt. Und wenn er sich endlich, aus fernen Träumen erwachend, von den ihn umringenden und bedrohenden Landsleuten scheidet, um erneut in die Scharen der Feinde zu stürmen, so bleibt unklar: vollzieht er gehorsam, müde dieser Welt, das über ihn ausgesprochene Todesurteil der Freunde, oder richtet er, frei und stolz in seinem Zorn bis zum letzten Augenblick, sich selbst durch sich selbst? Dies hätte verdient, so klar, stark und bezwingend herausgearbeitet zu werden, wie die Aufrüttelung der schon halbverzagten Griechen durch Achills todesentschlossenen Vorantritt in prachtvoller, ehern schmetternder Größe das Drama beschließt und krönt.

Sich selber, seinem ungebrochenen Eigentriebe treu, geht der einsam alle Überragende, der übermächtige Einzelne in den Tod; aber zuletzt wird der Fluch seines Trotzes doch noch zum Segen: er reißt auch die Halben mit sich auf seine Höhe. Seine Tragödie freilich spielt sich allein in seinem Innern ab. Er selbst ist sein allein würdiger Widersacher. Er hat keine Gegenspieler, die gleichberechtigt mit ihm die Waffen kreuzen. Nicht der krämerhafte Agamemnon, nicht der leicht gewonnene, leicht übertölpelte Patroklos, nicht das von Krankheit, Kriegsmüdigkeit und Heimweh geplagte Volk ist der tragischen Schwere, die hier gefordert wird, gewachsen. Einsam steht der Zorngewaltige da, alle Speere der Tragik, alle Wärme des dramatischen Interesses zieht er auf seine Brust. Wir wollen Werk und Dichter deshalb nicht schelten, so sehr uns auch manchmal, in dieser Vereinzelung des tragischen Helden, die Ekstase seines herausgesprengten Gefühls gewaltsam, ja künstlich überhitzt erscheint. Wir wollen im Gegenteil erfreut und dankbar sein, daß wieder einer da ist, der, ungehemmt von lyrischen Blumenketten und dekorativen Arabesken, auf den Zielpunkt eines

Digitized by Google

einheitlichen dramatischen Willens zuschreitet und als gehorsamer Schüler von der Bühne gelernt hat, wie man die Bühne meistert.

Es fällt schwer, der Würdigung eines so ernsten und verantwortungsbewußten Werkes auch nur ein flüchtiges Wort über Hermann Bahrs neuestes, unverantwortlich leichtfertiges Stück anzuhängen. Sein „Tänzchen“ (Buchausgabe bei Fischer, Berlin), in würdevergessener Laune von Brahm am Lessingtheater aufgeführt, vereinigt alle Schwächen, Widerlichkeiten und Bosheiten jener verlogenen Mischgattung in sich, die zum Sensationsstück (Fall Jagow-Durieux-Kerr) zu zage, zur Zeitsatire zu klein, zum Publikumschwank zu blasiert ist. Es geschieht ihm recht, daß es schon am zweiten Abend zum Mauerblümchen verurteilt wird — denn immerhin: es gibt Richter in Berlin.

Friedrich Düsel

Max Halbes „Ring des Gauklers“

Münchner Theater

Nach dreißig langen Jahren ist der Friede ins Land gekommen, und ein kaiserlicher Reitergeneral a. D. sitzt vor der Dorfschenke der Heimat, Botschaft vom einstigen Liebchen zu erwarten. Die Susel, jetzt Freifrau, Wittib, reich und wunderschön, steigt alsobald von hoher Burg hernieder, rufend: „Mein Henning!“ Des Torwarts Sohn und die Susel vom Dorfe: die Jugendgespielen, die Kriegsgefährten — sie haben sich aufs neue gefunden. Aber der Ring, der Zauberring, dieser niederträchtige „Ring des Gauklers“, der hat sich inzwischen verloren. Er, der des Generals Fortune gemacht hat — wo ist er hin? Die Susel ist untröstlich, der Geliebte muß das Glückspfand wiederhaben und damit den Glauben an sein Glück. Der Nekromant des Schlosses soll den Ring schaffen. Er vermag es und will es, aber er ist ein gleichfalls niederträchtiger Mensch und verlangt die ganze Freifrau mit Zubehör als Belohnung. Niemals! Oder — vielleicht nur für eine Nacht? Dann eher, dann — ja! So stöhnt sie. Nein, grinst er, fürs Leben! Wohlan denn — beschließt sie, ich tu's um meiner Liebe willen, und schenke meinem Henning dafür die eine Nacht.

Hier halten wir bebend vor Erwartung inne. Es kann ja nicht sein, daß die Niedertracht im Bocksbart und schwarzen Habit triumphiere. Ein so stattlicher Reitergeneral sollte mit einem so schäbigen Teufelsbraten nicht glatt aufräumen, wenn er ihm im Wege steht? Aber der Teufel schafft den Ring zur Stelle, leibhaftig den Ring, und wenn auch Henning selbst nicht so recht mehr an seine Kraft glauben will, die Susel glaubt steif und fest an ihn; außerdem hat sie sich dem Magister zugeschworen. Was nun? Hier offenbart Max Halbe, unser dichterischer Gewährsmann für dieses „Spiel“ in vier Akten, die durchbohrende Schärfe seiner Kombinationsgabe. Der unersetzliche Ring mit dem „Blutstein“ ist ein Zauberring wie ein Dutzend andre mehr, der Nekromant ist ein Schwindler (das haben wir uns doch gleich gedacht!) und überdies verheiratet (wohl uns!), sein Weib, die Komödiantin, erscheint wie gerufen und entlarvt durch ein Schauspiel in aller Form, was an dem Scheusal noch zu entlarven ist. Werft es in die Wolfsschlucht!

Ich hätte nichts dagegen, wenn

Digitized by Google

Halbe diesen ganzen „Ring des Gauklers“ hinterherwerfen wollte. Solange er ihn als ein wahrhaftes Besitztum zur Schau trägt, wird man die Unbefangenheit seines Trägers bewundern müssen, eine derart kindlich geleimte Arbeit für ein ehern geschmiedetes und ernst zu nehmendes Werk auszugeben. Mir ist es nicht gelungen, in dieser kümmerlichen Gabe etwas andres zu sehn als einen unüberlegten Versuch Max Halbes, sich in ein Kostüm zu stecken, dem er leider nicht gewachsen ist. — Die Uraufführung fand im Residenztheater statt. Eugen Kalkschmidt

Musik

Saison- oder Repertoirebühne?

Fruchtbarer als die durch die Mehrdeutigkeit der Bezeichnungen bisweilen irreführende Unterscheidung von Kunstanstalten und Geschäftstheatern scheint mir jene zu sein, die das Repertoiretheater der Saisonbühne gegenüberstellt. Unter der letzteren Bezeichnung verstehe ich alle Theater, welche die ganze Saison mit einigen wenigen Neuheiten oder Neustudierungen bestreiten und auf die Zugkraft dieser ihr Dasein bauen. Die Saisontheater sind die Vettern der fliegenden romanischen Stagionen, die gleichfalls auf dem Grundsatz des Abspielens einer geringen Anzahl von Stücken beruhen. Die deutsche Stagione währt eben vom Herbst bis ins Frühjahr und wird nach den Sommerferien mit neuem Programm wieder aufgenommen. Die Saisonstücke wechseln, das Personale bleibt. Es hängt das mit dem Trieb zur Seßhaftigkeit zusammen, der im deutschen Schauspielerstande jetzt vorwaltet und nicht wenig dazu beigetragen hat, ihn in sozialer Hinsicht zu heben.

Ein solches Saisontheater bietet seinen Mitgliedern den Vorteil, daß sie ihre Kraft nicht durch das Vielerlei und nicht durch die Hast des Studiums zersplittern. Es kann alles langsam und sorgfältig probiert werden, bis es totsicher „sitzt“. Die Ausstattung wird gleichfalls mit besonderem Bedacht getroffen, weil man beim Kostenvoranschlag mit zahlreichen Reprisen des Stükkes rechnet, so daß sich der Aufwand auf eine Reihe von Abenden verteilt. Diese Vorzüge der technischen Vollendung bis ins einzelne dienen aber wieder dazu, die Zugkraft der Vorstellungen zu erhöhen. Aber die Grundlage des Saisontheaters ist eine recht unsichere. Einige Mißgriffe des Leiters, eine schlechte Jahresernte auf dramatischem Gebiete — und das Unternehmen ist vernichtet. Aber gerade aus dieser fortwährenden Gefahr sprießt die künstlerische Bedeutung des Systems, weil diese Gefahr einen Antrieb bildet, genau zu prüfen, stetig zu prüfen, alles zu prüfen, was an neuen Stücken und Opern einläuft. Ein noch brach liegendes, wirksames Werk zu finden, einen bisher unbekannten, erfolgsfähigen Autor zu entdecken ist keine bloße Ehrgeizfrage, sondern geradezu eine Lebensfrage einer solchen Bühne, die natürlich nur in einer Millionenstadt bestehen kann. Da es jedoch so viele echte, neue Talente bezw. so viele gute neue Stücke in der Regel gar nicht gibt, um den Bedarf der Saisontheater zu decken, so müssen sie, um nur zu existieren, freilich auch zu falschen Steinen greifen, müssen in Sensation arbeiten, mit geschickten Machern sich verbinden, und dies alles unabhängig vom Geschmack ihres Leiters, sondern einfach unter dem unerbittlichen Zwange der Verhältnisse.

Ganz anders liegt die Sache bei

Digitized by Google

den Repertoirebühnen. Die Meisterwerke der dramatischen Weltliteratur bilden den Hort solcher Bühnen, auf den sie sich immer zurückziehen können, wenn ein Vorstoß mit einer modernen Novität nicht oder nur teilweise gelingen wollte. Das Risiko ist wesentlich geringer, die erziehliche Wirkung wenigstens in der Möglichkeit unendlich. Da es sich zumeist um Werke handelt, deren künstlerischer Wert und deren Eindruck auf das Publikum bekannt sind, so wird hier weniger die selbständige Urteilsfähigkeit des geistigen Leiters als vielmehr seine Erfahrung, die Weite seiner künstlerischen Bildung in Betracht kommen. Hier liegt auch der Grund, warum hervorragende Repertoirebühnenleiter als Saisontheaterdirektoren oft ganz versagen und umgekehrt. Und während es bei den letzteren darauf ankommt, Stücke zu wählen, welche möglichst viel en suite gegeben werden können, und ein Ensemble zusammenzustellen, das einen engen Kreis von ganz bestimmten Aufgaben vorzüglich löst, wird im andern Falle die Tugend des Leiters in der mannigfachen Abwechslung und Verteilung des Repertoires liegen, in der Vielseitigkeit, wozu er sein Personal erzieht. Man wendet freilich gegen das Repertoiretheater ein, daß es zu viel wolle und darum wenig erreiche. Und sicher ist, daß eine Saisonbühne ihren wenigen, bis ins kleinste sorgsam vorbereiteten Stükken mit einem ad hoc angeworbenen Ensemble viel mehr und auch intimere Wirkungen abgewinnen kann, als die Repertoirebühne, die in kleineren Verhältnissen, bei halbwegs leichtmütiger Führung zur reinen Stilbarbarei gelangen muß.

Man ist bei uns Deutschen gewöhnt, auf die Stagione der Romanen als auf die minderwertige Erscheinungsform einer oberflächlichen Kultur herabzublicken. Mit Unrecht. Ihr Prinzip hat zunächst den Vorteil, daß es auch verhältnismäßig kleinen Städten hervorragende Künstler zuführt, wie sie der betreffende Ort nach seiner wirtschaftlichen Kraft wohl einige Wochen, aber nimmermehr dauernd zu halten vermöchte. Städte, die sich bei uns mit einer kläglichen Schmiere begnügen müßten, bekommen in Italien die Werke der dramatischen Kunst wenigstens durch eine kurze Zeit von ersten Künstlern zu hören. Dadurch steigern sich die Ansprüche und hebt sich natürlicherweise der öffentliche Geschmack. Ich unterschätze auch das Moment nicht, daß man die Kunst nicht als ein täglich schlecht und recht zu befriedigendes Bedürfnis behandelt, wodurch ihre Wirkung sich abstumpft, daß der Kunsthunger sich vielmehr nur in einer bestimmten, darum herbeigewünschten und festlich herausgehobenen Zeit befriedigen kann, daß die Stagione zu einer Kette von „Sonntagen der Phantasie“ wird, und daß, bei der Beschränkung auf einige wenige zur Aufführung gelangende Werke, das Publikum veranlaßt wird, dasselbe Werk mehrmals anzuhören. Dadurch lernt das welsche Publikum neue Werke im allgemeinen besser kennen als das deutsche, das vor allem nach den Premieren trachtet und, wenn es abonniert ist, jede Reprise als eine ihm widerfahrene Unbill anzusehen pflegt. Dazu kommt, daß eine Stagione gleichwie die Saisonbühne nicht wie die Repertoirebühne die verschiedensten Stile durcheinander praktiziert, also seine Darbietungen auf eine ansehnliche Stufe artistischer Vollendung treiben kann. In der Stagione ist der Star, der Typus des

Digitized by Google

fahrenden Künstlers, des selbstherrlichen, launischen Virtuosen und improvisatorischen Genies eine sehr natürliche und berechtigte Erscheinung, wogegen das Repertoire ganz andre Tugenden züchtet, um schließlich dem gewissenhaften „Spielbeamten“ zuzusteuern, der seine Rolle bis aufs i-Tüpfchen kann, pünktlich zur Probe kommt und streng die Anweisungen seines Regisseurs oder Kapellmeisters befolgt. Eine Individualität kommt durch das Stagione- und Starprinzip rascher zur Geltung, weil sie sich mehr auf die ihr besonders „liegenden“ Paraderollen beschränken darf, sich nicht in Aufgaben bloßstellen muß, die sie eben nur „übernehmen“ kann. Wie rasch verlieren manche bei ihrem Gastspiel geradezu glänzende Künstler ihren Nimbus, wenn sie erst im laufenden Repertoire „arbeiten“.

Gleichwohl, meine ich, sollen wir im Repertoiretheater die eigentümliche deutsche Institution erkennen und hochhalten. Der Gedanke einer Anstalt, welche die Bewahrerin der Meisterwerke aller Zeiten und Völker wäre, ein Museum des wahrhaft Lebendigen, konnte nur in einem Lande verwirklicht werden, das den Begriff der Weltliteratur geprägt hat. Die Nachteile des Systems aber lassen sich wenigstens mildern, sobald man die Fehlerquellen kennt und die Vorzüge, die es anderseits bietet, um so kräftiger hervortreten läßt. Freilich, wer ein Repertoiretheater nicht anders führt wie eine Stagione, hat die Stärke des ihm anvertrauten Apparates nicht verstanden. Der Gefahr der Stilverwirrung kann durch absichtsvolle Belebung des Stilgefühls bezw. der Empfindlichkeit für Stilunterschiede begegnet werden, und endlich sei nicht vergessen, daß die Beschränkung auf wenige Werke und einen einzigen Stil der Stagione und dem Saisontheater zwar ungemeine Vorteile sichert, von einem bestimmten Punkt an jedoch sehr leicht in Manier und Einseitigkeit umschlägt. Der Künstler, der hundertfünfzigmal in der Saison eine und dieselbe Aufgabe durchzuführen hat, verliert seine geistige Spannkraft, wird zum Automaten, und damit büßt auch die technisch vortrefflichste Wiedergabe unfehlbar an Wirkung ein, wogegen die Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Aufgaben, wie sie ein klug geleitetes Repertoiretheater ihm stellt, nicht nur das Berufsinteresse des Künstlers wach erhält, sondern ihn auch zur Entfaltung aller in ihm verborgenen Kräfte und Gaben anregt. So wie die Stagione am besten zu einer Kunst paßt, deren Ahnherr das Stegreifgenie war, so gehört die Repertoirebühne zu einer Kunst, deren Mutter das Studium ist. Und wie sehr die soziale Stellung des Bühnenkünstlers durch die langfristigen Engagements an den Repertoirebühnen gewonnen hat, bedarf keiner Worte. Um ihretwillen mag man auch über manche, mehr dem Pflichtgefühl als der Inspiration entspringende Leistung mit mildem Sinne hinwegsehen.

Es kann sich also nach dem Gesagten nicht darum handeln, die eine der drei Typen: Stagione, Saison- und Repertoirebühne etwa durch eine andere zu ersetzen. Je nach den Umständen haben sie alle drei ihre Berechtigung, bilden sie drei verschiedene Möglichkeiten der modernen Bühnenpraxis für die wohl unterscheidbaren, wenn auch durch mancherlei Mischformen und Übergänge verbundenen Kategorien des theatralischen Berufes: Star, Spezialist und Repertoirespieler.

Richard Batka

Digitized by Google

Kein Führer zur Gesangliteratur

Ein schön ausgestattetes Buch: „Gesang, seine Entwicklung und wertvollsten Lieder", im Verlag Max Hesse, der Riemanns wertvollste Werke gebracht hat — das ist nun freilich auf den ersten Blick etwas Verlockendes. So was brauchte man schon lange. Aber sobald man den Band aufschlägt, stellt sich gleich heraus, daß der Verfasser, Ö. v. Hazay, seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Den Hauptteil des Buches füllen biographische und musikgeschichtliche Mitteilungen in einer überflüssigen Ausführlichkeit, die aber in Betreff des eigentlichen Stoffes (Gesang, Lied) ziemlich knapp gehalten sind. Und was das Schlimmste ist: überall zeigt sich ein Mangel an sicherem Urteil, statt einer prägnanten Charakteristik bekommt man oft Phrasen, oft scheint es, daß der Verfasser die Dinge, worüber er redet, nicht einmal ordentlich kennt. Ich muß diese Vorwürfe durch Stichproben belegen. Weingartner bekommt 62 Zeilen Biographie und Kritik seiner andern Werke. Die Lieder werden mit 1½ Zeilen abgetan: „Seine Lieder haben Aufsehen erregt und werden in Konzerten viel vorgetragen." Das ist alles. Und nun mache sich einer ein Bild von Weingartners Lyrik! In ähnlich nichtssagender Weise werden Pfitzner, Mahler, Ritter u. a. abgetan. Auch das Verzeichnis der wertvollsten Lieder bereitet eine arge Enttäuschung. Von Pfitzner wird nur „Sonst" als wertvoll angeführt. Von Streicher fehlt der für ihn charakteristischste Wunderhornband, Plüddemann, Dräseke fehlen ganz. Dafür werden Meyer-Helmund mit 36, Lassen mit 69, Hildach und Hans Hermann mit 21, Fischhof mit 23, Fielitz mit 16 Liedern berücksichtigt ... Dankenswert wären die Hinweise auf die französische, englische, italienische und russische Liedliteratur, aber die Befürchtung, daß sie so unvollständig und urteilslos sind wie die Kenntnis des deutschen Liedes, raubt uns das rechte Vertrauen. Es fehlen übrigens Mussorgski, Fibich, Lazzari. Von den sehr eigenartigen Liedern des Finnen Sibelius werden nur drei und gerade die mindest bedeutenden erwähnt. Und so könnte man noch lange mit dem Verfasser rechten. Gewiß findet sich neben Plattheiten auch manche gute Bemerkung, aber deshalb mußte wahrlich kein dickes Buch geschrieben werden. Für einen Artikel hätten diese Glossen vielleicht ausgereicht. Schade! Jetzt erst, nach dem verunglückten Versuch, sehen wir so recht, wie nützlich ein gutes Buch dieses Inhaltes für unsre Sängerwelt wäre. Richard Batka

Bildende Kunst

Heinrich Füßli

Bis Tschudis segenreichste Tat, die „Jahrhundert-Ausstellung", geschehen war, haben nur ganz wenige Leute etwas von Heinrich Füßli gewußt, und diese wenigen über den Namen hinaus nur sehr weniges. Er war ein Schweizer, der mit Lavater, Klopstock und Wieland, dann mit Mengs und Winckelmann bekannt war, Goethe spricht von ihm, er lebte in London, dann in Rom, schließlich zog er wieder nach England. Dort entfaltete er eine rege kunstgelehrte und man darf sagen kunsterzieherische Tätigkeit, die schon wegen einer Tatsache sehr merkwürdig ist: er glühte nicht nur für Michelangelo, er wirkte gleichzeitig für das Verständnis des Großen am Gegenpol, des damals fast allge-

Digitized by Google

mein noch unbegriffenen Rembrandt. Cornelius Gurlitt, der in seiner „Deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts“ Füßli sechs Seiten widmet, schreibt über ihn als Kunstschriftsteller: „Überall ein auf sinnliches Erkennen, auf künstlerisches Eingehen in die Eigenart begründetes reifes Urteil! Ich wüßte keinen Deutschen, aber auch keinen Nichtdeutschen aus der Zeit um 1800, dem die jüngste Kunstkritik so zustimmen kann, als ihm, als Füßli.“

Aber auch als Künstler war Füßli merkwürdig genug. Gurlitt, wiederum, nennt ihn den „echtesten Kunstgenossen“ von Carstens. Am meisten bekannt war er als Illustrator, wir wollen heute auf seine Gemälde verweisen. Gelegentlich der Jahrhundert-Ausstellung haben wir die beiden dort ausgestellten Füßlischen Werke, an die jetzt schwer heranzukommen wäre, für den Kunstwart sorgfältig reproduzieren lassen, mit der Herausgabe warteten wir aber bis jetzt, da die ausschließliche Herrschaft des Impressionismus damals das Verständnis für Füßli zu sehr erschwert hätte. Nun bitten wir, die Beilagen zu betrachten. Es steckt Geist von Michelangelo her darin und Geist von Rembrandt her, Klassizismus, Romantik, Lichtzauberei — Eklektizismus. Ja. Aber während es bei andern Malern mit solchem Zusammentun „aus“ zu sein pflegt, beginnt bei Füßli aller Erkenntnis der Elemente zum Trotz ein Eigenleben. Was Michelangelo und Rembrandt bei dieser „Hexe“ hier: es ist doch ein dämonisches Wesen für sich, was da zusammengekauert unterm späten Mond durch seltsame Strudel fährt! Und wie ist der „Puck“ ganz anders gesehn und gefühlt, als wir ihn kennen, dieser boshafte Kobold mit Fledermausflügeln, der Gott weiß wo und Gott weiß wie herumspukt! Ist das „Vermischung von Kunststilen“, so ist es, sagen wir: originelle. Ist es aber wirklich welche? Wo sind denn hier Elemente, die sich stören, die sich widerstreben? Ist nicht hier tatsächlich etwas Neues, das von den verschiedenen Richtungen früherer Zeit nicht mehr nahm, als was *jeder*, auch der Größte, entnimmt, Anregung? Ist es nicht eine ganz *eigenartige* Kunst, die hier erwächst?

Sie bleibt treibender Keim. Füßli, dem Kinde seiner Zeit, fehlte das gewaltige Können, das außerhalb einer lebendigen Tradition nötig gewesen wäre, um Gesichte, wie er sie träumte, für wache Augen am Tage zu bannen. Aber nicht nur als Nachfühler alter Kunst, auch als Ahner neuer Möglichkeiten gehörte er zu den Bedeutenden. 1741 geboren, war er 36 Jahre älter als Runge, aber noch 15 Jahre überlebte er ihn. Erst 1825 starb er in Putney Hill bei London.

Angewandte Kunst

Die Reform der Baugewerkschulen

Die Leistungen der preußischen Baugewerkschulen machen, wenn man bloß nach dem äußern Anschein urteilt, gegenwärtig einen vortrefflichen Eindruck, besonders in geschmacklicher Hinsicht. Der frühere Griechen-, Säulen- und Palastkultus ist endgültig überwunden, und an seine Stelle ist die Pflege schlichter Sachlichkeit und heimischer Bauweise getreten. Leider hat man sich aber bei der Reform der Schulen nicht auf diese verständige Säuberung des Lehrstoffes beschränkt, sondern im Übereifer auch eine neue *Methode* eingeführt, die sich als ein gefährlicher Krankheits-

Digitized by Google

Aus „Kunst und Leben“ 1912 (Berlin, Fritz Heyder)

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus „Kunst und Leben" 1912 (Berlin, Fritz Heyder)

MAX SLEVOGT

Digitized by Google

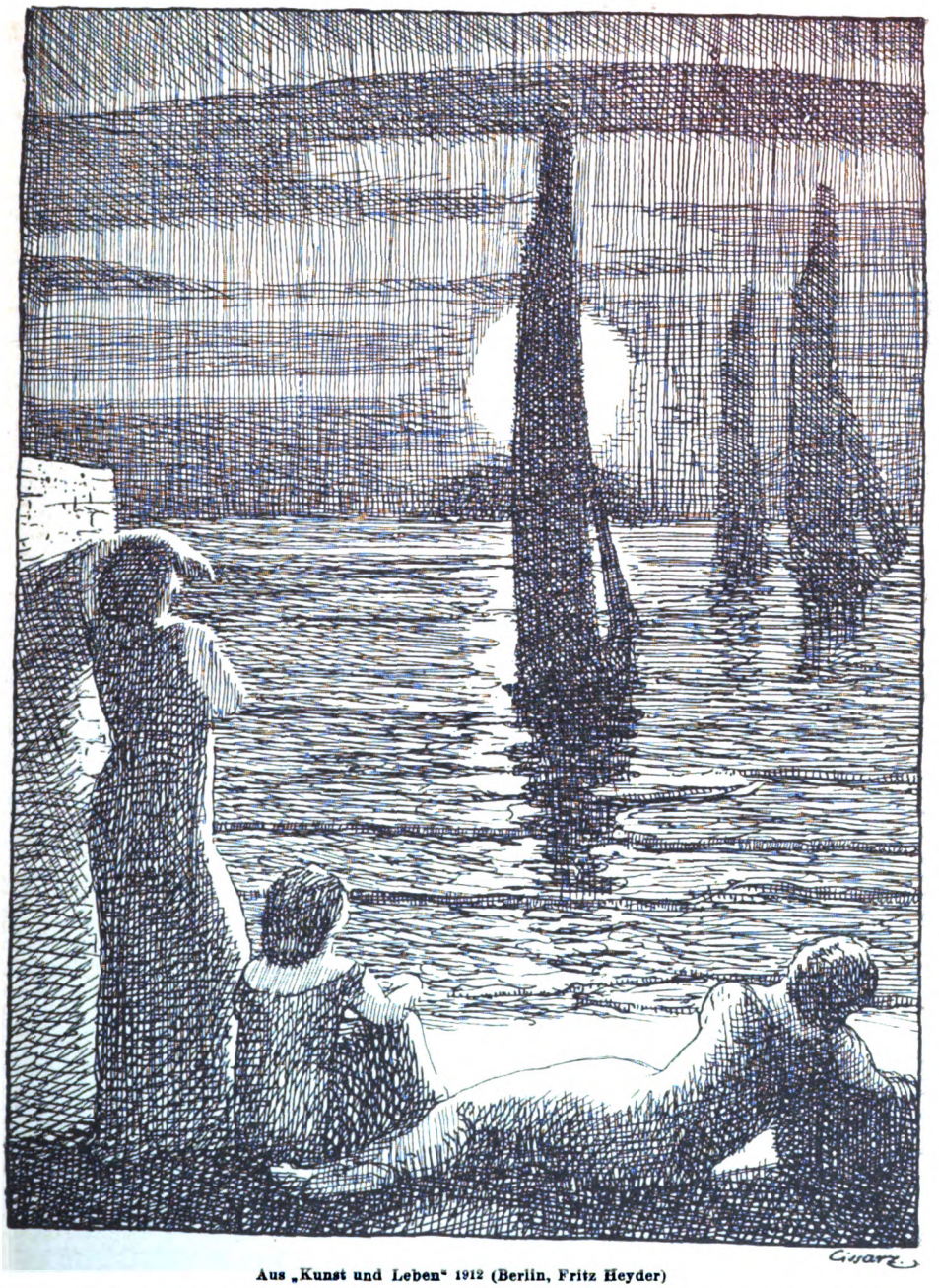
Digitized by Google

Aus „Kunst und Leben" 1912 (Berlin, Fritz Heyder)

JULIUS DIEZ

Digitized by Google

Digitized by Google



Aus „Kunst und Leben“ 1912 (Berlin, Fritz Heyder)

Digitized by Google

Digitized by Google

erreger erwiesen hat. Damit ändert sich bei genauerer Untersuchung das Urteil über die genannten Schulen und es bietet sich in Wirklichkeit das jedem Arzt wohlbekannte Bild innerer Erkrankung bei blühendem Aussehen.

Die in der Fachpresse schon oft besprochene neue Lehrmethode verfährt nach dem Grundsatz „vom Ganzen zum Einzelnen". Während man sich früher im Anfangsunterricht auf die Einübung der fachmännischen Einzelheiten beschränkte und erst in den Oberklassen zur Bearbeitung ganzer Gebäude überging, wird jetzt schon in der untersten Klasse sofort mit der Bearbeitung ganzer Gebäude begonnen und daran die Behandlung der Einzelheiten angeschlossen. Das erscheint auf den ersten Blick sehr verständig, enthüllt sich aber bei genauerem Zusehen als Verirrung.

Richtig ist, daß bei der Betrachtung eines Gebäudes die Einzelteile wie aus dem Ganzen heraus entwickelt erscheinen. Aber bei der Bearbeitung eines Bauentwurfes ist es gerade umgekehrt. Da müssen zuerst die fachmännischen Einzelforderungen klargelegt und gelöst werden. Denn hiervon allein hängt die Zweckmäßigkeit des Bauwerkes, also überhaupt seine Existenzberechtigung ab. Das „Ganze" ist dann im wesentlichen nichts andres als das letzte Endergebnis aller vorausgegangenen Einzelarbeit. Der Grundgedanke des neuen Lehrverfahrens beruht also sozusagen auf einer optischen Täuschung, steht aber mit dem tatsächlichen Verlaufe bautechnischer Geistesarbeit in Widerspruch.

Unter diesem grundsätzlichen Irrtum leidet der ganze Unterrichtsbetrieb und vor allem auch der Geschmacksunterricht, und dadurch erhält diese „Fachfrage" auch für die breite Öffentlichkeit Bedeutung. Denn gerade davon, daß in der Geschmackserziehung der Baugewerksmeister, in der früher so viel gesündigt worden ist, künftighin keine Fehler mehr gemacht werden, hängt der Erfolg unsrer Heimatschutzbewegung, wenigstens soweit sie gegen die bauliche Verunstaltung von Stadt und Land gerichtet ist, in ganz erheblichem Maße ab.

Auch dem Nicht-Fachmann dürfte ohne weiteres klar sein, daß die Bearbeitung ganzer Gebäude durch den Anfänger gar nicht anders möglich ist, als nur unter fortwährender intensivster Beihilfe des Lehrers. Das widerspricht aber der Erziehung zu selbständigem Arbeiten und führt unweigerlich zum Scheinerfolg. Die Schülerzeichnungen täuschen eine Fülle und eine Sicherheit technischen und geschmacklichen Könnens vor, die der Anfänger überhaupt noch nicht besitzen kann.

Das genügt eigentlich allein schon zur Ablehnung des Verfahrens. Aber der pädagogische Grundfehler, dem Schüler Aufgaben zuzumuten, die seine momentane Leistungsfähigkeit weit übersteigen, führt auch sonst noch auf falsche Bahnen. Das soll hier, weil es von allgemeinem Interesse ist, am Geschmacksunterricht kurz nachgewiesen werden.

Der wichtigste Grundsatz für die Betätigung guten Geschmackes ist die Qualitätsforderung. Die äußere Erscheinung eines jeden Gegenstandes soll wahrhaftiger Ausdruck innerer Gediegenheit sein. Unerläßliche Voraussetzung für geschmackvolles Gestalten im Bauwesen ist also die Kenntnis alles dessen, was man unter bautechnischer Gediegenheit versteht: richtige

Digitized by Google

Verwendung und Bearbeitung der Baustoffe, zweckmäßige Raumanlage, verständige Konstruktion usw. Der Anfänger weiß davon noch gar nichts, und natürlich kann ihm das alles auch nicht in überstürzter Eile auf einmal beigebracht werden. Darum wäre es überhaupt das Richtigste, mit dem Geschmacksunterricht erst dann zu beginnen, wenn bei dem Schüler die zum Verständnis geschmacklicher Belehrung notwendigen Voraussetzungen vorhanden sind, nämlich erst dann, wenn er bereits über einen angemessenen Besitz technischer Vorkenntnisse verfügt. Statt dessen wird nach dem neuen Lehrverfahren nicht bloß mit „Gestaltungslehre" sofort in der untersten Klasse angefangen, sondern sogar gleich mit der allerschwierigsten Aufgabe bautechnischer Geschmacksbetätigung, mit der Gestaltung des ganzen Hauses. Ist das nicht ein Anfang am verkehrten Ende? Muß das nicht unweigerlich zu unverstandener Bildermacherei führen, also gerade zu dem, was man im Geschmacksunterricht bekämpfen will?

Die Gesamterscheinung eines Hauses soll, wie oben gesagt wurde, das letzte Endergebnis, gleichsam die reife Frucht aller vorausgegangenen fachmännischen Einzelarbeit sein. Die beste Grundlage für eine gute Geschmacksbildung des Bautechnikers ist also ein möglichst gründliches Studium der fachmännischen Einzelheiten, nicht aber eine vorzeitige, übereilte Behandlung des Ganzen. So notwendig es ist, den ungesunden Detailkultus zu bekämpfen, nämlich das unsinnige überladene „Dekorieren" der Fassaden, ebenso notwendig ist es, einen gesunden Detailkultus zu fördern, nämlich jenen, der sich liebevoll in alle Einzelheiten eines Bauwerkes vertieft, um alles, bis zu den kleinsten Kleinigkeiten herab, im Geiste strengster Sachlichkeit zu gestalten. Aus der unerbittlichen Konsequenz, mit der an den besten Beispielen alter bürgerlicher und ländlicher Baukunst gerade die Einzelforderungen gelöst wurden, hat sich ihre glückliche und ausdrucksvolle Massenwirkung in der Regel ganz von selbst ergeben. Und gerade aus dieser Sicherheit in der Gestaltung des Einzelnen erwuchs früher jene gesunde Tradition, die schließlich auch für das Ganze den jeweiligen zeitgemäßen Typus geschaffen hat. Daß der Typus, also das Ganze, die Gesamterscheinung, jemals das Erste in der Entwicklungsreihe gewesen sein könnte, ist ganz undenkbar. Wenn wir also unsrer bürgerlichen und ländlichen Bauweise die frühere geschmackliche Sicherheit zurückerobern, ihr eine gesunde Tradition verschaffen und einen den modernen Anforderungen entsprechenden Typus für sie finden wollen, so gibt es gar keinen andern Weg hierzu als den, nicht „vom Ganzen zum Einzelnen" zu arbeiten, wie es das Schlagwort des neuen bautechnischen Lehrverfahrens fordert, sondern umgekehrt „vom Einzelnen zum Ganzen".

Die „Umkehrung des Lehrplanes", die man bei der Reform der preußischen Baugewerkschulen vorgenommen und von der man sich so viel versprochen hat, war also ein Fehler. Gerade im Geschmacksunterricht steht sie der konsequenten Durchführung gesunder Erziehungsgrundsätze nur im Wege. Was jetzt Gutes geleistet wird, ist, soweit es nicht nach dem oben Gesagten überhaupt nur als Scheinerfolg bezeichnet werden muß, nicht ein Erfolg der Methode, sondern nur der verständigen Wahl des

Digitized by Google

Stoffes. Solange aber der Unterricht an den Baugewerkschulen nur zur Hälfte einwandfrei, zur andern Hälfte aber mit schweren Mängeln behaftet ist, so lange kann er nicht als zuverlässige Grundlage für eine wirklich gediegene, den hohen technischen und geschmacklichen Forderungen der Neuzeit entsprechende Fachbildung unsrer Baugewerksmeister gelten. Bruno Specht

Volkskunst

Im Kinematographentheater. Programm: Kindesliebe. Erstes Bild: die halberwachsene mutterlose Tochter in rührender Geschäftigkeit um den noch stattlichen Vater. Zweites Bild: eine listige Dorfkokette kapert den noch stattlichen Vater. Und nun das bekannte Schema. Das Kind wird systematisch aus dem Hause geschafft, der Vater, ein anständiger Kerl, aber borniert, bringt sie zu Bekannten in Dienst. Sie wird wie ein Kind des Hauses behandelt, aber die Sehnsucht. Rührende Briefe an den Vater, vollinhaltlich projiziert. Der Vater kann nicht lesen — das Ganze spielt ja in der Normandie, und das deutsche Arbeiter- und kleine Vorstadtpublikum muß diese Tatsache, die namentlich die jüngeren Zuschauer schon etwas befremdet, ebenso anstandslos hinnehmen, wie die Pariser humoristischen Ehebruchsgeschichten, die bisher nur zu höheren Preisen und daher auch vor einem anderen Publikum in Theatern und Varietés vorgeführt wurden; die Lieferung der Films haben natürlich Pathé Frères. Die Stiefmutter schiebt falsche Texte unter. Das Kind wird immer kränker, die besorgten Dienstgeber bringen die kleine Patientin nach Hause. Schmerzliches Erstaunen des Vaters, er wirft das böse Weib zum Hause hinaus. Schluß.

Das Publikum ist aufrichtig gerührt. Und der künstlerisch gebildete Beschauer, der sich in das „Kino“ verirrt hat, grübelt: er steht vor einem Stoff, der tatsächlich auf das Volk wirkt; der dick aufgetragenen Sentimentalität beraubt, bleibt noch immer ein menschlich trauriges Ereignis, das durch die Zwiespältigkeit, die in der Gefühlswelt des Vaters doch offenbar entsteht, selbst nicht der tragischen Note entbehrt. Und jedes menschlich mögliche Erlebnis kann künstlerisch verwertet werden. Ist doch der menschliche Lebensablauf im wesentlichen einfach, und Volkskunst heißt vielleicht nichts anderes, als Kunst auf wenigen menschlichen Grundelementen aufgebaut. Einige wenige menschliche Züge, so allgemein, daß jeder Beschauer etwas Ähnliches kennt und selbst schon durchgemacht hat, und so vertieft, daß der Beschauer mitgerissen wird; vertieft, nicht kompliziert. Die Komplikation bleibt dem Ungebildeten, der erst herangezogen werden muß, unverständlich und schwächt daher die Wirkung ab.

Und nun ein anderer volkstümlicher Abend. In Wien, das Volkstheater gibt ihn oder das Raimundtheater. Das deutsche Volkstheater, weil Nestroy noch immer sein Publikum hat, namentlich in der Firmwoche, wo die Firmkinder pflichtschuldigst von den Göden ins „Téatter“ geführt werden, das Raimundtheater, weil Girardi ein Gastspiel hat. Girardi gibt „Mein Leopold“. Handwerksmäßiges Parvenütum, handwerksmäßige Ehrlichkeit, die es natürlich auch zu einer behäbigen Wohlhabenheit bringt, der berühmte goldene Boden, Sturz des Emporkömmlings und Läuterung durch die Armut. Im letzten Akt, wo der psychologische Zusammenhang bei der Hauptperson ein

Digitized by Google

bißchen aus der Kanone geschossen ist, ist der Künstler von rührender, echter Menschlichkeit. Nicht Girardi der Komiker, sondern Girardi der Darsteller schlichter Menschlichkeit. Die Frauen wischen sich die Augen, aber das Stück ist elend, das spürt auch das wenig verwöhnte Publikum, nur Girardi haucht diesem Firlefanz von Sentimentalität eine Seele ein. Das Menschliche wird zur Karikatur, weil es um jeden Preis humoristisch sein muß — Humor und Sentimentalität scheinen noch immer die Eckſteine volkstümlicher Kunst zu bilden — das Zeitliche daran ist den Leuten fremd geworden. Nicht viel anders ist es, wenn wir uns Nestroys „Zu ebener Erde und im ersten Stock“ anschauen, so ziemlich das einzige, was sich von Nestroy auf der Bühne gehalten hat. In den ersten zwei Akten eine zwerchfellerschütternde Komik, untermischt mit Sentimentalität, Verhältnisse, die dem Publikum fremd geworden sind, Beziehungen von Kindern zu Eltern, die es nicht mehr kennt, und im dritten Akt Hals über Kopf die Lösung oder eigentlich gleich ein paar. Lös dich oder ich freß dich. Das Allgemein-Menschliche geht wieder verloren. Die Leute haben nur gelacht, ein seelisch vertiefter Eindruck fehlt, und das Bleibende für die Firmlinge ist nur, daß sie im „Téatter“ waren.

Sehen wir uns eine dritte volkstümliche Darbietung an. Sie wird auf den Wiener Theatern nicht eigentlich geboten, aber stellen wir uns einmal vor, einer unserer Direktoren wolle volkstümliche und dabei doch wirkliche Kunst pflegen. Was würde er wohl am ehesten geben? „Die Weber“, „Bartel Turaser“, vielleicht die „Erde“? Das hieße: soziale Milieustücke, Konflikte, die durch eine bestimmte Umgebung mit so eiserner Konsequenz, geboten sind, daß der Mensch ihnen gegenüber zum Nichtslein zusammenknickt. Das Geschobenwerden durch soziale Mächte formt die Handlung, das Allgemein-Menschliche tritt nicht klar hervor. Und so wirkt diese Kunst denn auch in erster Reihe auf den Gebildeten, der die außermenschlichen Zusammenhänge überschaut, und wenn es sich um Kämpfe des Proletariats handelt, auf den klassenbewußten Arbeiter. Der gleichgültige naive Beschauer, dessen Fühlen erst durch Kunst geweckt und erzogen werden soll, trägt am wenigsten heim.

Dieser naive Beschauer braucht einen Helden. Er braucht Stücke, die ihm an fest umrissenen Gestalten die Einfachheit menschlichen Lebens vorführen, so, daß ihm die Traurigkeit und der Humor, die Tragik und Lösung menschlichen Seins verständlich wird, ohne wesentlich zeitlich bedingte Konflikte. Das Verständlichste ist immer das allgemein und zeitlos Menschliche in seiner Schlichtheit. Es ist möglich, daß für das Volksstück ein „gerechtes Ende“ notwendig ist, wo die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. Wir sagen: möglich, wir könnten uns auch das Gegenteil vorstellen; jedenfalls ist Sentimentalität kein notwendiger Bestandteil. Ein wirklicher Künstler könnte auch ohne sie die Rührung wecken, die das Volk nun einmal in erster Reihe braucht, wenn Kunstgenuß veredelnd und erzieherisch auf es wirken soll. Und noch eins kommt hinzu: in solchen Stücken träte auch die Kunst jener Schauspieler hervor, die selber aus dem Volkstümlichen hervorgegangen sind, die Kunst eines Alexander Girardi etwa, die am größten ist, wenn sie schlichte Menschlichkeit darstellen darf. Heute läßt man solche Schauspieler in

Digitized by Google

lächerlichen, sinnlos zusammengeschmierten Operetten auftreten, weil man für sie nichts hat. Das soziale Milieustück ist für sie schon zu differenziert.

Anna Schapire-Neurath †

Nochmals vom „Untertanen"

Vom Recht

Herr Professor Oskar Schanze schreibt uns:

„Im ersten Dezemberhefte ward die Meinung vertreten, es gäbe, abgesehen etwa von Mecklenburg, in den deutschen Staaten keine »Untertanen« mehr. Die ersten Autoritäten der Staatsrechtswissenschaft (Gaber, Seydel, Laband, Jellinek, Anschütz usw.) sind alle übereinstimmend anderer Ansicht. Die Staatsangehörigkeit hat zum Inhalte Pflichten und Rechte gegen den Staat. Der Staat ist zugleich ein herrschaftlicher und ein genossenschaftlicher Verband. Als Pflichtsubjekte, der Herrschaft des Staates gegenüber sind die Staatsangehörigen Staatsuntertanen, als Subjekte öffentlicher Rechte gegenüber dem Staate, als genossenschaftliche Elemente des Staates sind sie Staatsbürger. Im modernen Staate ist der Staatsangehörige nicht bloß Untertan, sondern auch Bürger — das ist der Fortschritt. Aber das Pflichtverhältnis ist auch jetzt noch das Primäre. Die Untertanschaft besteht dem Staate gegenüber, sie ist das notwendige Gegenstück zur Herrschaft des Staates, zur rechtlichen Macht des Staates, freien Personen Befehle zu erteilen und sie zu ihrer Befolgung zu zwingen. Solche Macht des unbedingten Gebietens kommt jedem Staate zu, deshalb gibt es auch in Republiken Untertanen. Es ist richtig, daß in dem Verhältnisse von Herrschaft und Unterwerfung sich die Staatsangehörigkeit im modernen Staate nicht erschöpft. Aber die Staatsangehörigkeit als ein bloß berechtigendes Verhältnis aufzufassen, scheitert an der Natur des Staates."

Es kommt uns natürlich nicht bei, es so aufzufassen; im Gegenteil: gerade zur Stärkung des Bewußtseins von der Verantwortlichkeit gegenüber dem Staat, gerade zum Bewußtmachen der Pflichten gegen den Staat wünschten wir ja das Wort „Untertan" vermieden. Denn die Mehrheit versteht es nur im Gegensatz zu einem Obertan, einer Obrigkeit, lebendigen Personen, Monarchen oder sonst „regierenden Herren", die befehlen können und damit dem „Untertan" auch die Verantwortung abnehmen. Es scheint uns auch nicht, als wenn die Erlasse usw. das Wort „Untertanen" sorgfältig allein nach dem staatsrechtlichen Begriffe brauchten, sie benützen es meistens nicht, um eine Seite des Staatsmitglied-Verhältnisses zu bezeichnen, sondern sie nennen den Staatsangehörigen schlechtweg so. Dafür aber scheint uns das Wort „Staatsbürger" ungleich zweckmäßiger, als das Wort „Untertan" mit seinen fatalen Assoziationen.

Phrasen

Zu den Tagesereignissen

werden bekanntlich zu Wahlzeiten auch von den Zeitungen, die sich an die Intelligenz wenden, maschinenmäßig gedroschen. Nicht nur das „Geschäft", auch die Erregung bringt das so mit sich, also darf man's nicht tragisch nehmen. Aber es lohnt sich immerhin, mit den Händen mal auf die Tenne zu greifen, um nachzusehn, was da liegt.

Glaubt man den Aufrufen „in letzter Stunde", so ist niemand verächtlicher als der Nichtwähler. Stets wird bei ihm als selbstverständlich angenommen, daß

Digitized by Google

er nur aus Gleichgültigkeit oder Bequemlichkeit seine „Wahlpflicht“ nicht ausübe, und daß er, wenn er mitstimmte, im Sinn dessen abstimmen würde, der über ihn schilt. Als wenn gerade ein selbständiger und denkender Kopf im Gewirr der Meinungen nicht zu dem Ergebnis kommen könnte: ich weiß diesmal nicht, ob ich meine Stimme dem oder jenem geben soll, ich stimme lieber nicht, als vielleicht verkehrt, gerade aus Verantwortlichkeitsgefühl also stimme ich dieses Mal nicht mit.

Anderseits: stimmt einer, ohne zu einer Partei zu gehören, für sie, so ist er „Mitläufer“, und als solcher für alle, die für den Gegenkandidaten stimmen, eigentlich noch verächtlicher als der Nichtwähler. Schwer hat's der arme Wähler also, wenn er nun einmal mit keinem Parteiprogramm übereinstimmt, wirklich. Er ist „kein Mann“, wenn er nicht wählt, und ist „ein Waschlappen“, wenn er wo „mitläuft“, — während doch sehr möglicherweise in derselben Zeitung betont wird, daß die heutigen Parteiprogramme längst „veraltet“ sind. Nun: „Er soll sich der Partei anschließen, mit der er in der Hauptsache übereinstimmt“, antwortet uns der Politiker. Aber abgesehen davon, daß die meisten Parteiprogramme mehrere „Hauptsachen“ haben, so wird der Wähler möglicherweise meinen: es käme in der praktischen Politik nicht so sehr auf das „Endziel“ irgendwelcher Partei an, als darauf, welche Fragen in der bevorstehenden Gesetzgebungsperiode voraussichtlich zu Entscheidungen drängten. Darüber weiß er freilich meist auch nichts, als was ihm vorgeredet wird, um seine Stimme für links oder rechts zu fangen.

Aber noch auf etwas andres möchten wir aufmerksam machen. Alle Kraftentscheidung geschieht in gewissem Sinn nach dem Parallelogramm der Kräfte: hier stößt es nach rechts, dort nach links, die Entwicklungslinie aber ist die Diagonale, falls die wirkenden Kräfte gleich stark sind. Das sind sie nun nicht. Deshalb wird der Politiker, wenn er denkt, diejenige Richtung zu stärken suchen, die ihm zu schwach scheint, gerade, damit das Schiff in die Diagonale kommt. Er wird eine stärkere Vertretung der Linken wünschen, wenn ihm die Rechte, und eine Kräftigung der Rechten, wenn ihm die Linke zu stark scheint, und das, ohne daß er die Endziele sei's der Rechten, sei es der Linken billige. Es ist doch wirklich für Kindergehirne gedacht, wenn wir dem konservativen „Mitläufer“ einen Vorwurf daraus machen, daß er so stimme, obgleich er doch die „Endziele des Junkertums“ nicht billige, oder dem sozialdemokratischen, obgleich er doch gegen den „Zukunftstaat“ sei. Der eine hat ein Recht, uns zu erwidern: „Ich stimme für das, was mir national erscheint, weil ich das Nationale in diesen Kämpfen stärken will“, der andre: „Ich stimme rot, weil ich die Linke zu stärken wünsche“ — daß weder die „Junker“ noch die „Genossen“ die Entwicklung allein bestimmen können, wirklich, das weiß man. Das „Mitlaufen“ links wie das „Mitlaufen“ rechts kann also durchaus logische politische Handlungsweise sein. Es versteht sich von selbst, daß wir solche Leute bei abweichender Parteistellung zu unsrer Partei zu bekehren suchen. Aber als verächtliche Schwachmatiker des Denkens und Wollens sollten wir sie so lange nicht hinstellen, als die „Endziele“ hüben

Digitized by Google

wie drüben noch tief unter der Kimmung stehen. Es gibt vielerlei Wind, und der Segler benutzt jeden — gerade, wenn er denkt.

Ceterum censemus: wir brauchen das Referendum, das dem Wähler bei wichtigen Fragen das eigene Mitreden vorbehält. Mit dem Referendum im Hintergrund ist es viel leichter, für einen zu stimmen, wie es viel leichter ist, einen Rechtsanwalt zu wählen, wenn man weiß: in wichtigen Sachen fragt er dich doch. Erst wenn das Referendum da ist, werden wir von Wahlpflicht annähernd mit so gutem Recht reden dürfen, wie wir das jetzt schon zu tun gewohnt sind.

Zum Thema: Frauenbewegung und Politik

Es wäre leichter, sich über die Frauenbewegung zu verständigen, wenn erst einmal zwei Vorbedingungen der Debatten erfüllt wären. Man sollte strenge zwischen öffentlicher Frauenwirksamkeit für Kulturzwecke und solcher für politische Zwecke unterscheiden. Dann: man sollte sich daran gewöhnen, die Frage nach politischen Frauenrechten von der Frage abhängig zu machen, ob die Männer die Verantwortlichkeit für die Kulturrechte der Frauen noch tragen wollen oder können. Daß die reine Politik eigentlich den Männern überlassen sein und bleiben sollte, wird von weitblickenden Frauenrechtlerinnen deutlich empfunden, selbst von solchen, die im Tageskampfe oft über das Ziel hinausschießen. „Man mache sich klar," sagt beispielsweis Grete Meisel-Heß in ihrem Buche über die „Sexuelle Krise", „was es bedeutet, wenn bei einem Schiffsunglück der Donnerruf des Kapitäns erschallt: »Zuerst die Frauen!«. Das Prinzip, das diesem Rufe zugrunde liegt, welches die »Schwäche« des Weibes beschützt und das leichter zerbrechliche Gefäß, welches um so kostbarer ist, weil es die Gattung trägt, vor allem »gerettet« haben will, ist das tiefste und wichtigste der Gesellschaftsseele, und dieses Prinzip darf nimmermehr gefährdet werden durch eine falsche Art von Gleichmacherei." Dieselbe Frau faßt die Frauenbewegung auf als „ein Zwischenstadium zur Mutterbewegung"; sie bewertet Frauenerwerb nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zwecke der Mutterschaft, und warnt davor, „Frauenarbeit dazu zu benützen, Mutterkräfte brachzulegen und sie umzuwandeln in Pferdekräfte". Einer solchen Auffassung entspricht aber die Forderung, daß der Mann im öffentlichen Leben der Wellenbrecher bleibe, hinter dem die Frau ungestört sich ihrem Hauptberufe, der Mutterschaft, im weitesten Sinne widmen kann.

Mann und Weib

Damit ist nun ganz und gar nicht gesagt, daß die moderne Frau wie ihre Vorläuferinnen in „guten alten" Zeiten im Familienleben eingesponnen bleiben solle. Sie muß sich den veränderten Zeitumständen anpassen. Einst war die Kleinfamilie das Hauptorgan des Wirtschaftslebens. Auf dem Lande waren der Bauer und seine erwachsenen Söhne hauptsächlich mit der Beschaffung, die Bäuerin und die Töchter vorwiegend mit der Bereitung der Rohstoffe zum Genuß beschäftigt; die Frauen kochten, buken, schlachteten und räucherten, spannen, webten, färbten, stickten und schneiderten, zogen Lichte, bereiteten Seife usw. Dasselbe leisteten, wenn sie nicht in der Werkstatt und beim Verkauf mitarbeiteten, Frauen und Töchter des Handwerksmeisters, der in der

Digitized by Google

Regel nebenbei auch etwas Landwirtschaft betrieb.

Heute leistet die Marktwirtschaft das meiste von dem, was die Kleinfamilie früher besorgte. Unsern städtischen Frauen ist eigentlich nur noch das Kochen, ein Hauptteil der Kindererziehung, ein wenig Krankenpflege und hier und da etwas Bekleidungsarbeit geblieben. Der Unterhalt der Familien kann aber im allgemeinen nicht allein oder fast allein auf Männerarbeit gestellt sein, und da das weibliche Element nicht gleich außerhalb der Familie Ersatz für die ihm verloren gegangenen Arbeitsgelegenheiten suchte oder fand, so lernten die Männer in den Städten die Ehe bald als einen kostspieligen Luxus betrachten; das Durchschnittsalter der Eheschließenden wurde immer höher, die Zahl der Junggesellen und alten Jungfern schwoll an, die Prostitution dehnte sich zu erschrecklichem Umfange aus. Für die Verhältnisse auf dem Lande kommt das noch nicht in Betracht, weil der Bäuerin im Wirtschaftsleben so viel Obliegenheiten verblieben, daß der Bauer heute wie von jeher heiraten muß, wenn er vorwärts kommen will. Die Töchter der Städte müssen jetzt in der Regel auf Arbeit gehn. Das ergibt natürlich von selbst auch einige Unabhängigkeit von der Familie und damit neue Möglichkeiten für die Entfaltung der weiblichen Persönlichkeit. Diese Emanzipation ist unbedenklich. Die öffentliche Sittlichkeit ist nur dadurch gefördert worden, daß der Mann in der Kulturmenschheit aufhörte, das Weib als verschließbares Eigentum zu behandeln.

Neun Millionen Frauen stehen in Deutschland heute schon im Erwerbsleben, sind, mit andern Worten, für die Marktwirtschaft tätig. Nun liegen aber hier die Verhältnisse heute so unglücklich, daß die Erwerb suchende Frau auf den Arbeitsmärkten nicht als eine willkommene Gehilfin des Mannes, sondern als seine Konkurrentin erscheint. Jüngst kam die Redaktion einer großen Tageszeitung auf den Einfall, mehrere Leiter von großen Betrieben, die viele weibliche Arbeitskräfte beschäftigen, über ihre Erfahrungen mit diesen auszufragen. Die Zeugnisse, die den arbeitenden Frauen ausgestellt wurden, waren zum Teil wahre Lobeshymnen. Man sollte derartigen Dokumenten nicht zuviel Bedeutung beimessen, denn kapitalistische Produktionsleiter sind in dieser Frage keine unbestochenen Zeugen — ihnen ist allzuoft die Frauenarbeit nur darum besser als Männerarbeit, weil sie billiger ist. Frauenkräfte werden verwendet, um Männerlöhne zu drücken, mag das auch auf Kosten der Gesundheit der Inhaberinnen geschehn. So kommt es, daß die Frauen, die am Erwerbsleben teilnehmen, um den Männern zu helfen, Brot zu verdienen, als Feindinnen betrachtet werden, die Männern „das Brot wegnehmen". Daraus entsteht das widerliche Schauspiel, daß Frauen und Männer um Brotstellen miteinander kämpfen, während zugleich beide Teile mit den Arbeitgebern um den Anteil am Ertrage der eigenen Arbeit feilschen müssen. Weil der Mann mit der sozialen Frage nicht fertig werden kann, sieht sich die Frau genötigt, in dem Augenblicke, wo sie beginnt, für die Marktwirtschaft zu arbeiten, Politik zu treiben, einen Teil ihrer Kräfte für den Schutz der Gattung zur Verfügung zu stellen. Die Rasse braucht ihre Reserven für den Kampf um ihr Dasein auf.

Digitized by Google

Soweit die modernen Frauen sich aus Notwehr politisch betätigen, ist hieran auch der allgemeine Verfall des gesellschaftlichen Verantwortlichkeitsgefühls in der Männerwelt schuld. Überall greift die Neigung um sich, hinter irgendeiner Verfehlung eines Mannes nach der Parole: „Cherchez la femme!“ eine weibliche Triebfeder zu wittern. Mangelnde Selbstzucht wird mit „weiblichen Verführungskünsten“ entschuldigt, und solche Entschuldigungen werden auch von Richtern als Milderungsgründe anerkannt.

Angesichts des Jammergesindes von Männern, die wir heute so vielfach im politischen Leben sehn, ist es nicht zu verwundern, wenn die Frauenrechtlerinnen den Drang zur Politik in sich spüren. Natürlich und gesund ist das nicht, das sei nochmals wiederholt. Der Fall Schapiro sollte unsre Frauenrechtlerinnen gelehrt haben, wie gefährlich es für ihre eigne Bewegung ist, wenn sie sich mit der eigentlichen Politik mehr einlassen, als unbedingt nötig ist. Eine maßlose Erregung gegen die ganze Einrichtung des neuen weiblichen Berufes von Polizeiassistentinnen ging durch die öffentliche Meinung im Lande, weil eine Polizeiassistentin den Ehrgeiz gehabt hatte, eine scharf zugreifende Polizistin zu sein. In einer öffentlichen Versammlung zog eine vernünftige Führerin der Frauenbewegung die richtige Lehre aus diesem Vorgang. „Die Polizeiassistentin“, sagte sie, „sollte nur Fürsorgerin sein. Ihre Tätigkeit als solche stellt einen inneren geraden Gegensatz dar zur Tätigkeit der Polizei, deren Wesen Zwang ist. Sie fängt da an, wo die Tätigkeit der Polizei aufhört. Sie hat nichts mit ihr zu tun. Beide Tätigkeiten schließen sich aus, und darum können die Fürsorgeaufgaben der Polizeiassistentin nicht den ihr wesensfremden Polizeiaufgaben angegliedert werden. Sie soll als Fürsorgerin in dem Mutterboden der Fürsorge, in der freiwilligen Hilftätigkeit verbleiben. Als detachiertes Organ eines Fürsorgevereins soll sie Hand in Hand mit der Polizei, aber für ganz andre Zwecke, nach ganz andrer Richtung wirken. Ideale Gründe verbieten es, daß die Frau zu polizeilichen Überwachungs- und Zwangsfunktionen des Strafvollzugs, zum Beispiel auf dem Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit, angestellt werde.“ Da das Wesen nicht nur der Polizei, sondern aller Art Politik Zwang ist, so gilt das, was hier für einen besonderen Fall gesagt wurde, für alle Beziehungen zwischen politischen Dingen und Frauen. Die Frauen sollen sich von der Politik fernhalten, es sei denn, sie würden um ihrer Selbsterhaltung willen oder zur Bekämpfung eines ausbeuterischen Unternehmertums dazu genötigt, sich einzumischen. Wir leben in einer Übergangszeit, und die heischt Duldung für manche üble vorübergehende politische Notbewegungen. In der Wirtschaftsordnung der Zukunft wird wahrscheinlich wieder die Hausfrau eine größere Rolle spielen, als heute möglich ist. Die meisten Menschen werden wieder ihr eigenes Stück von der Mutter Erde besitzen, und dann kann die Wirtschaftsperson der Kleinfamilie unter freieren allgemeinen Verhältnissen wieder größere Bedeutung erlangen. Die Freiheit, sich außerhalb des Hauses zu betätigen, wird der Frau verbleiben; aber der Zwang hierzu wird großenteils wegfallen, und damit werden von selbst

Digitized by Google

manche Nöte verschwinden, die heute die Schwierigkeit verursacht, die weibliche Arbeit für die Marktwirtschaft mit der Mutterschaft in Einklang zu bringen. Zudem wird der Arbeitsvertrag überhaupt aufgehört haben, eine politische, also eine Machtfrage zu sein, um nur noch eine Rechtsfrage zu bedeuten. Dann wird es keiner politisierenden Frauen mehr bedürfen, um der Frau die Stellung zu gewinnen oder zu erhalten, die ihr gebührt, und keine Frau wird das Bedürfnis empfinden, dem Manne seine natürliche Pflicht, das Volksganze zu vertreten und vor Gefahren zu schützen, streitig zu machen, und zwar je weniger, je mehr Männer dieser ihrer Pflicht wirklich genügen. Wenn politisierende Frauen auftreten, um den Politik machenden Männern öffentliche Gardinenpredigten zu halten oder ihnen gar ins Handwerk zu pfuschen, so beweist das unter anderm auch, daß an der Männlichkeit jener Männer vieles nicht in Ordnung ist. Otto Corbach

Körperpflege

Pöbelboxen und Boxersport

Herr Dr. Artur Luerssen schreibt Huns:

In der Weihnachtsnummer des Kunstwarts haben Sie dagegen Stellung genommen, daß die „Pöbelkunst" des Boxens gegenwärtig in Deutschland Eingang findet. Ich möchte Sie nun darauf aufmerksam machen, daß Ihre Ausführungen nur eine besondere Abart des Faustkampfes treffen — das erwerbsmäßige Preisboxen.

Lassen Sie mich kurz die verschiedenen Arten des Boxens skizzieren: Es wird in der Gegenwart zunächst als Kunst der Selbstwehr im Ernstfall ausgeübt, und dann verfolgt es die Absicht, den Gegner kampfunfähig zu machen, ohne ihn an Leben oder Gesundheit zu gefährden. Das wird kunstgemäß erreicht durch einen kräftigen Fauststoß auf bestimmte Stellen des Kopfes oder die Herzgegend. Dort werden gewisse wichtige Nerven und Nervenzentren erschüttert und vorübergehend gelähmt, so daß der Getroffene fällt, seiner Glieder und manchmal auch seiner Sinne auf kurze Zeit nicht mehr mächtig. Nach Abklingen dieser Ohnmacht ist der Getroffene so gesund und leistungsfähig wie zuvor, — aber gewöhnlich nicht mehr so angriffslustig.

Weiter wird der Faustkampf als Sportboxen zur Leibesübung angewandt und dabei genau so ausgeführt wie im Ernstfall — nur, daß die Stöße ganz leicht geführt und auch noch durch außerordentlich dick gepolsterte Handschuhe unwirksam gemacht werden. Ein regelrechter Stoß tut dann nicht mehr als ein Wurf mit einem festen Sofakissen oder einem Schneeball. Nur bei ganz ungeschicktem oder rohem Vorgehen kommen heftigere Stöße vor, aber auch dann werden keine Rippen gebrochen oder Zähne ausgeschlagen, wie das Publikum gewöhnlich fürchtet, es erfolgt auch keine Ohnmacht.

Ganz anders das Preisboxen der Professionalboxer! Da im sportlichen Wettkampf die Wirkung der Stöße wegfällt und daher der Kampf schwer zu beurteilen und zu entscheiden ist, stoßen die Professionalboxer möglichst stark zu und lassen als Entscheidung den sogenannten „Knockout" gelten, einen Niederstoß mit mindestens elf Sekunden lang dauernder Kampfunfähigkeit. Im Ernstfall — ohne Handschuhe —

Digitized by Google

würde nach wenigen Sekunden der erste gute Treffer entscheiden. Da die Professionalboxer aber nach polizeilicher Vorschrift und, um das teuer bezahlte Schauspiel lang und die Hauptsache spannend zu machen, ganz leicht gepolsterte Handschuhe tragen, und da sie weiter durch Abhärtung recht standhaft geworden sind, so wirken die Stöße nur halb. So dauert es — statt weniger Sekunden — gewöhnlich mehrere oder viele Runden zu je drei Minuten, ehe der Kampf entschieden wird — vielfach nach Erschöpfung und Zermürbung des einen Kämpen. Dabei wird recht oft recht wenig Kunst gezeigt, denn die meisten kämpfen vorsichtig und suchen den Kampf in die Länge zu ziehen, und es kommt zu jenen widerlichen Verletzungen und Szenen, die den Preisboxkampf in den allgemeinen Verruf gebracht haben.

Leider ist nun in Deutschland den meisten nur diese üble Abart des Faustkampfes bekannt, und mit ihr wird nun auch das harmlose Sportboxen verdammt. Wir Sportboxer sind aber überzeugt, daß in wenigen Jahrzehnten unser Sport in Deutschland ebenso eifrig gepflegt werden wird wie drüben in England und Amerika, denn er ist eine der schönsten und geistvollsten Leibesübungen. Die bald stürmischen, bald lauernden Bemühungen der Gegner, zu treffen, zu wehren, zu meiden, führen zu einem prachtvollen Spiel der Glieder und Gedanken: man rühmt mit Recht, daß im Sportboxen zuerst die Arbeit des Kopfes, dann die der Beine und zuletzt erst die der Arme den Ausschlag gibt.

Wir sind über das Boxen, wie es von Geldinteressenten dem deutschen Publikum vorgeführt wird, ganz Ihrer Meinung, und das kommt ja auch in unsern strengen Regeln zum Ausdruck, die dem „Amateur"-Boxer verbieten, an einem Preiskampf oder überhaupt einer bezahlten Schaustellung teilzunehmen. Auch wir legen gegen die Einführung von Preiskämpfen in Deutschland (es haben schon welche stattgefunden!) Verwahrung ein, — anderseits aber sehen wir mit Freude, daß die wirklich „vornehme Kunst der Selbstwehr" als Sport bei uns immer mehr Anhänger findet. Artur Luerssen

Auslese- oder Berechtigungschule?

Bildung und Schule

Der Extemporaleerlaß hat ein ungewöhnlich lebhaftes Für und Wider in den Zeitungen und Zeitschriften hervorgerufen. Weniges, von dem was gesagt wurde, ging im günstigsten Falle über methodische Erörterungen hinaus: recht oft blieb man bei einem summarischen Aburteilen je nachdem des alten oder neuen Zustandes. Zufrieden aber war man mit dem Erlaß so gut wie nirgends. Lag das nur an seinem Wortlaute? Oder war es überhaupt unmöglich, durch eine Verfügung des Ministeriums hier gründlich zu bessern? Wenn der Erlaß ein Doppelgesicht hatte: lagen die Ursachen davon nicht tiefer als dort, wo die meisten Kritiker sie sahen, in methodischen Irrtümern oder amtlichen Halbheiten?

Das Extemporale, so betont der Erlaß, ist mehr Übung als Prüfung; daneben ein Mittel, den Wissenstand der Klasse kennen zu lernen. Der Termin darf vorher nicht bekannt gegeben werden, damit keine besondre Vorbereitung möglich sei, und wenn etwa ein Viertel der Arbeiten geringer als genügend ausgefallen ist, so werden sie nicht zensiert. Überdies finden die Extemporalia in größeren Zwischen-

Digitized by Google

räumen statt, dafür werden häufig unzensierte kurze Übungsarbeiten vorgenommen, „möglichst in jeder Unterrichtsstunde, die für grammatikalische und stilistische Übungen angesetzt ist“. Durch alle diese Bestimmungen, vor allem aber durch die viel angefochtene und methodisch bedenkliche, die das Zensurrecht des Lehrers vom Ausfall der Arbeit abhängen läßt, wird dem Extemporale der Charakter einer Übung gegeben. Gleichwohl bleibt die Übersetzung ins Lateinische bei der Reifeprüfung bestehen, ohne daß die Schüler in der alten Weise darauf vorbereitet wären. Das alte Lehrziel bleibt also — äußerlich; man sucht nur weniger steile Wege zu ihm. Klafft hier nicht ein Widerspruch, der weit gefährlicher ist als die radikalsten Reformgelüste, gefährlicher auch als das starrste Verharren im alten Zustand? Steckt hier nicht eine innere Unwahrheit?

Die höhere Schule, zumal das humanistische Gymnasium, hat ihr Wertvollstes als Auslese schule geleistet. Man sollte weniger ängstlich darum besorgt sein, wie diese Auslese vorgenommen wird, nach welchen Kenntnissen und Fähigkeiten, als daß sie zu Recht bestehe. Statt dessen schafft man immer neue Erleichterungen, zweckmäßige und gesunde zusammen mit solchen, die dem Sinn der höheren Schule zuwiderlaufen. Und muß sie schaffen, wie die Dinge nun einmal liegen: Die höhere Schule kann nämlich je weniger Auslese schule sein, je mehr sie Standes- und Berechtigungsschule wird, denn die Stände, die auf die Berechtigungen der Reifeprüfung Anspruch erheben, werden immer breiter. Diese Übelstände sind nicht ohne weiteres von der Schule aus zu bessern. Kein Erlaß keines Unterrichtsministers wird deshalb hier je etwas andres bieten können als „Halbheiten“. Nur aus den großen sozialen Zusammenhängen heraus kann der Schule geholfen werden — so wie sie nur dann gedeihen kann, wenn sie ihr Wirken auf diese Zusammenhänge einstellt. Das meiste, was in den Schulreformfragen heute geschrieben und geredet wird, erledigt sich dadurch von selbst, daß es die Schule aus sich heraus reformieren will: Münchhausen, der sich am Zopf aus dem Sumpf zieht.

Selbst von einer so im engeren Sinne methodischen Frage aus wie der des Extemporale kommt man zu den weiteren: werden die akademischen Berufe und die Vorbildung zu ihnen bei uns nicht überschätzt? Wieviel trägt dazu bei die Eigenart unsres Beamtentums, das diese Vorbildung bevorzugt, und die allzu verbreitete Begehrlichkeit der Deutschen nach der pensionberechtigten sicheren, durch Prüfungen erwerbbaren Beamtenstellung? Und hängt nicht mit der „Verbeamtung“ unsres Lebens (möge eine schlimme Sache einen schlimmen Namen dulden!) überhaupt der Aberglaube zusammen, den wir Deutschen gemeinhin, in wenig förderlichem Gegensatz zu andern praktischen Nationen wie den Engländern und Amerikanern, in Prüfungen setzen? Einem ruhigen Beobachter möchte es fast scheinen, als sei gerade das als streng verschriene Gymnasium alten Stils weniger auf Prüfungen als auf Leistung aufgebaut gewesen, und als wüchse die Leidenschaft für Prüfungen auf der einen, die Angst vor ihnen auf der andern Seite, je mehr das Zutrauen zu den Leistungen schwindet. Weil man aber so peinliche Dinge nicht gern zugestehen wird, bleibt man in Halbheiten stecken und läßt es auch im Falle des Extemporales im unklaren, ob man Prüfung oder Übung meine.

Digitized by Google

Gegen alle diese ineinander verflochtenen schultechnischen und sozialen Schwierigkeiten, auf deren Klärung und Beseitigung wir, so eifrig wir daran arbeiten mögen, unmöglich warten können, gibt es nur eine wirksame Hilfe: die lebendige erzieherische Persönlichkeit, die die Widersprüche der Zeitlage in sich zur Einheit verarbeitet. Und wenn uns nicht das Vertrauen auf die unmittelbare Praxis der Erzieher selbst vorwärts führt: behördliche Erlässe allein können das nicht. Das hieße zu viel von ihnen verlangen. Sie können nur eines leisten: jenes Vertrauen auf den Lehrer und des Lehrers auf sich selbst fördern oder hemmen. Einige Bestimmungen des Erlasses tun das erste: halten wir uns an sie.

Ludwig Mahr

Sprachverbildung

Ich war einmal auf dem Hamburger Dom. Das ist ein großer Jahrmarktstrubel mit vielen, vielen Buden. Ich ging in eine Bude hinein; die hieß das verhexte Haus. Es war sehr merkwürdig. Man ging durch lange dunkle Gänge, und tappte um viele matt beleuchtete Ecken; man hörte es hart und laut rasseln und poltern, der Boden fing an, sich zu bewegen, man fiel in ein Loch und krabbelte wieder hoch, man wurde gegen die Wand geworfen und stolperte schließlich auf schwankender Bahn ins Freie. Man lachte zwar, aber im Innern grauste einem doch noch ein wenig. Es war einem noch etwas wirr im Kopf, und man fühlte sich unsicher auf den Beinen. Aber man war ja wieder im Hellen und auf festem Boden; es verlor sich bald.

Wenn nun aber ein Mensch von früher Jugend an so hergerichtet wurde, daß er durch solche verhexten Häuser glatt hindurchgehen könnte, ohne zu straucheln oder nur anzustoßen, selbst wenn die Häuser verschieden konstruiert wären, wie sollte es wohl sein, wenn ein solcher Mensch nun im Hellen auf fester Erde gehen wollte wie ein anderer Mensch? Er würde gehen, wie ein Mensch geht, der blind und taub ist.

Die Leser erinnern sich einen Augenblick an das Extemporale, das ich vor kurzem im Kunstwart veröffentlicht habe. Er wird von dem, was drin stand, nichts behalten haben. Aber er wird noch wissen, daß ihm beim Lesen zumute geworden ist, wie mir in dem verhexten Haus. Er braucht's nur noch einmal zu lesen, dann wird das Gefühl sicher wiederkommen.

Nun, auf unsern Gymnasien richten wir die Jungen so her, daß sie durch diese dunkeln Wortirrgänge glatt hindurchkommen. Und wenn sie's können, sagen wir, daß dies ein Beweis ihrer geistigen Reife sei. Wir führen sie zur Sprache nicht auf dem Weg, den die Sprache selber geht, nicht durch Hören und Reden, sondern auf dem Weg der Grammatik. Die Leute, die deutsche Worte zu diesem dunklen Wirrwarr zusammensetzen, sind selbst längst blind und taub geworden. Was Sinnlichkeit der Sprache ist, dafür haben sie längst jedes Gefühl verloren. Sie belehren zu wollen, das hieße wirklich zu dem Blinden von der Farbe und zu dem Tauben vom Klange reden. Die Jungen aber, die von ihnen zugerichtet werden, die werden schließlich wie ihre Lehrer; auch sie verlieren die Sinnlichkeit und das Gefühl für den freien Gang der deutschen Sprache. Wer Hunderte von Primaneraufsätzen verbessert hat, der kann davon mitreden. Wenn ein Junge durch diese Schule gegangen ist, und sich dann noch in seiner Muttersprache schlicht und klar aus-

Digitized by Google

sprechen kann, mit dem Klang, den die deutsche Sprache will, dann ist's ein halbes Wunder und eine besondere Gnade von Gott.

Wer die Folgen dieses grammatischen Sprachbetriebs aus jahrelanger Erfahrung kennt, der weiß, woher es kommt, daß in Deutschland so viel miserables Deutsch geschrieben wird, und er wundert sich nicht, daß so oft die Gelehrten am allerschlechtesten schreiben.

Der preußische Kultusminister hat nun die Abschaffung des Extemporales verfügt. Nützen wird es nichts; denn das Ziel des Unterrichts soll dasselbe bleiben, und die Methode ist im wesentlichen nicht geändert. Heinrich Frese

Unter uns

Gertrud Stamm *

Bei der neuen Reihe von Schattenriß-Publikationen, die der Kunstwart nun herausgibt, mag die Jüngste den Vortritt haben: Gertrud Stamm. Wir haben über sie schon im ersten Oktoberhefte gesprochen und wollen das dort Gesagte nicht wiederholen. Alle ihre Originale sind aus ziemlich handfestem Papiere geschnitten, damit man sie frei in die Luft halten kann; wer die Blätter unsrer kleinen Mappe nimmt, wird gut tun, diese Haltung nachzuahmen, indem er das Licht durchs Papier scheinen läßt. Erstaunlich, wie die Illusion dann rege wird! Linien, die starr bleiben, sind bei Gertrud Stamm eine Seltenheit, aus zweierlei Gründen. Erstens: alles ist scherengerecht, kein Strich ist nur gezeichnet, und so stellt sich bei richtiger Betrachtung der Reproduktionen die Vorstellung der ursprünglichen Handarbeit aufs leichteste wieder her, hier nicht Abbildungen von Schattenrissen, sondern persönlich geschnittene Originale zu sehen. Zweitens: alles ist aufs äußerste charakteristisch. Es sind „Zeichenfehler" dabei, Versehen, Übertreibungen, aber das, was bei dem betreffenden Gegenstande das Bewußtsein gepackt und den Willen zum Schneiden bewegt hat, das ist nie erlahmt, es hat die Hand bis zum letzten Schnitte regiert. Um dies ursprünglich Erregende herauszubringen, wagt unser Fräulein jede Kühnheit, den Verzicht aufs Profil, den Verzicht sogar auf eine „Ebene", wie denn zum Beispiel die Verkäuferin des „entzückenden Hutes" in ihrer Begeisterung den Oberkörper verdreht und der Herr bei der Blume im Glase ihn richtig „sacken" läßt. Es gibt künstlerisch nichts „keckeres" an Silhouetten. Dabei ist die Derbheit der Behandlung durchaus nur scheinbar, sie wirkt wie ein Kunstmittel, durch das die Feinheiten um so reizvoller werden. Man prüfe zum Beispiel „die Schönheit" daraufhin, wie höchst fein mit den allerkleinsten Mitteln die Umrißlinie des Gesichtes gearbeitet ist.

Wir sind Schattenrissen gegenüber im allgemeinen lange nicht streng genug, es wäre sonst unmöglich, daß bei uns Schattenzeichner und -zeichnerinnen geschätzt würden, die über einen geschickten süßen Dilettantismus nur selten hinauskommen. Die Gaben dieser Gattung werden noch vielfach mehr als Kunststücke denn als Kunstwerke angesehn. So fehlt uns noch die rechte Übung im Betrachten, die rechte Gewöhnung, der Umrißlinie bis in die kleinste Kleinigkeit nachzufühlen. Wer das vermag, dem wird aus dem „Schattengeiste" der Stamm das Leben entgegensprudeln. A

* „Schattengeist", Schattenrisse von Gertrud Stamm, herausgegeben vom Kunstwart (München, Callwey, 2 M.).

Digitized by Google

Kleine Ergänzungen

Die Textstellen aus Friedrich dem Großen, die wir unter die Illustrationen Menzels gesetzt haben, sind der 1886 bei R. Wagner in Berlin erschienenen Jubiläumsausgabe „Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen“ entnommen.

Selbstverwaltung öffentlicher Angelegenheiten

Hat man sich überzeugt, daß das Verdrängen der Nation von jeder Teilnahme an der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten den Gemeingeist erstickt, und daß dessen Stelle eine Verwaltung durch besoldete Behörden nicht ersetzt, so muß eine Veränderung in der Verfassung erfolgen. Das zudringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeindeangelegenheiten muß aufhören, und dessen Stelle nimmt die Tätigkeit des Bürgers ein, der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt, weil ihn seine Verhältnisse in das wirkliche Leben hineinrufen und zur Teilnahme an dem Gewirre der menschlichen Angelegenheiten nötigen. Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken; denn sie ist mit ihrer Lage und ihren Bedürfnissen am besten bekannt, und auf diese Art nimmt die Verwaltung eine dieser Lage gemäße Richtung und kommt in Übereinstimmung mit dem Zustande der Kultur der Nation. Freiherr vom Stein

Lebende Worte

Unsre Bilder und Noten

Zu den zwei sonderbaren Bildern von Heinrich Füßli, die wir den Lesern heut vorlegen, wolle man den Rundschaubeitrag dieses Heftes vergleichen.

Unser drittes Blatt reproduziert eine Radierung von Carla Pohle. Sie gibt Kunst, die „von jedem Zweck genesen“ ist, Kunst, frei von jeder Absicht, irgend etwas außer sich selbst zu vermitteln — wie ihre Freunde sagen: „reine Kunst“, wie ihre Gegner vielleicht sagen: „Ästheten-Kunst“. Selbst die Vorstellung nackter Mädchen kommt kaum zur Klarheit, es sind mehr Halbschatten, die sich da im Lichte bewegen, als Körper. Der Augenfreude am Ganzen aber wird sich kein gebildeter Sinn entziehen können. Wie hier Hell und Dunkel wohllautend mit- und ineinander klingen, wie der Raum sich ordnet, wie die Linien, die Gebilde sich harmonisch bewegen und wie eine süße Liebesstimmung gleich ferner Frühlingsmusik nur eben aufhaucht, das ist für den Empfänglichen denn doch von einer holden, traumhaften Schönheit.

Blicken wir nach diesem Bild auf die Schattenrisse von Gertrud Stamm, so schreiten wir mit einem Tritt so ungefähr bis ans entgegengesetzte Ende der Kunst, der wirklichen Kunst, denn auch hier sind Götter. Auch über die Stamm sagen wir einiges in der Rundschau.

Dann bringen wir noch eine Anzahl Federzeichnungen und zwar nach Julius Diez, Max Slevogt, J. V. Cissarz und Hermann Gradl. Sie sind alle dem Heyderschen Kalender „Kunst und Leben“ entnommen und erscheinen hier, um an diesen nochmals zu erinnern. Näheres zu ihnen zu sagen, liegt kein Grund vor, wir müßten

Digitized by Google

uns auch damit wiederholen. So genüge es heute, an die früheren Beiträge des Kunstwarts zu erinnern, die sich mit dieser Zeichenkunst beschäftigt haben. Es gibt nicht viel besser lohnenden Kunstgenuß, als vor Zeichnungen der unendlichen Mannigfaltigkeit bewußter und unbewußter Strebungen in der Künstlerseele nachzugehn, bis die scheinbar geordneten und scheinbar ungeordneten Striche als Ausdruck der Künstlerpersönlichkeit sprechen. Von unsern heutigen Blättern sucht ein jedes einen andern Zipfel des großen Tuchs aufzuheben, welches das Sichtbare „geheimnisvoll am lichten Tag" verschleiert. A

Unsre Notenbeilage enthält eine Probe aus der neuen Komposition des Goetheschen „Faust" von Theodor Streicher. Er hat natürlich nicht den ganzen „Faust" in Musik gesetzt, sondern nur einzelne hiezu geeignete „Szenen und Bilder". Zwei Monologe daraus sind bei Breitkopf & Härtel jüngst erschienen. Wir geben hier ein Bruchstück der Szene in Auerbachs Keller mit dem Flohlied als Mittelpunkt. Den Lesern des Kunstwarts, denen die eigentümliche Genialität Streichers seit Jahren aus vielen Proben vertraut ist, wird es nicht schwer sein, den köstlichen Holzschnittstil der vorliegenden Musik, die von Witz und Humor und drastischer Komik geradezu strotzt, zu genießen und alle Einzelheiten auszukosten. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JOHANN HEINRICH FÜSSLI

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS GERTRUD STAMMS „SCHATTENGEIST“

DIE SCHÖNHEIT

Digitized by Google

DER ENTZOCKENDE HUT

Digitized by Google

MÖLLERN

BEIM GLAS MIT DER BLUME

Digitized by Google

MAGD UND ZIEGE

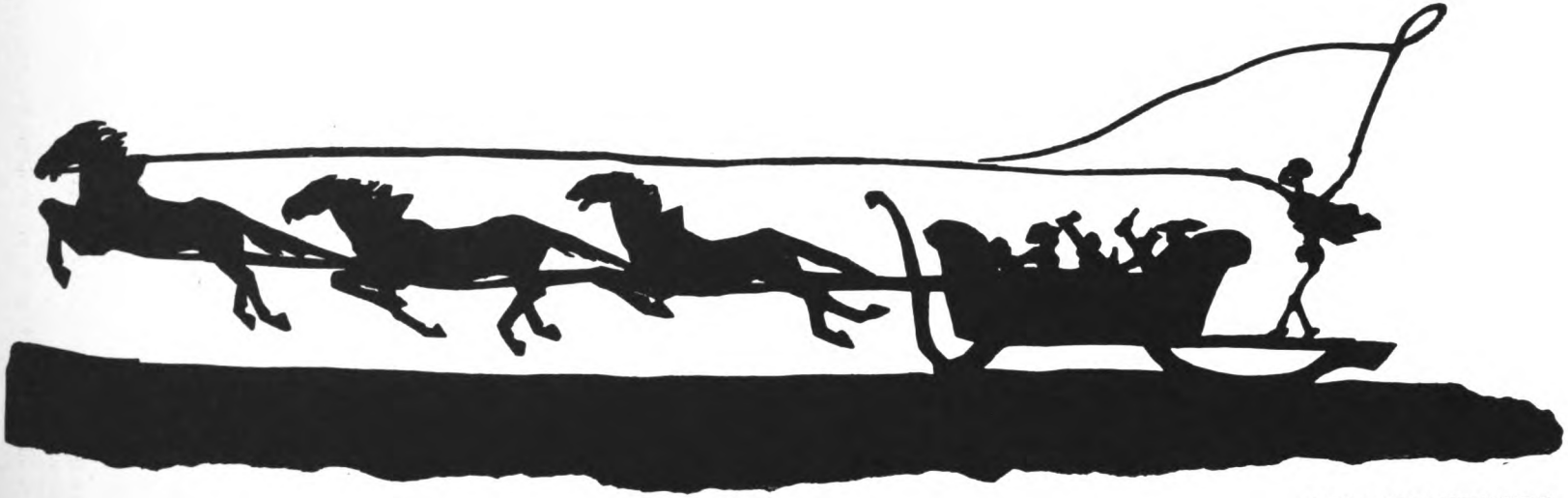
SPATZENGEZÄNK

Digitized by Google

DIE ZIEGENHIRTIN

DER KLEINE KÖNIG

Digitized by Google



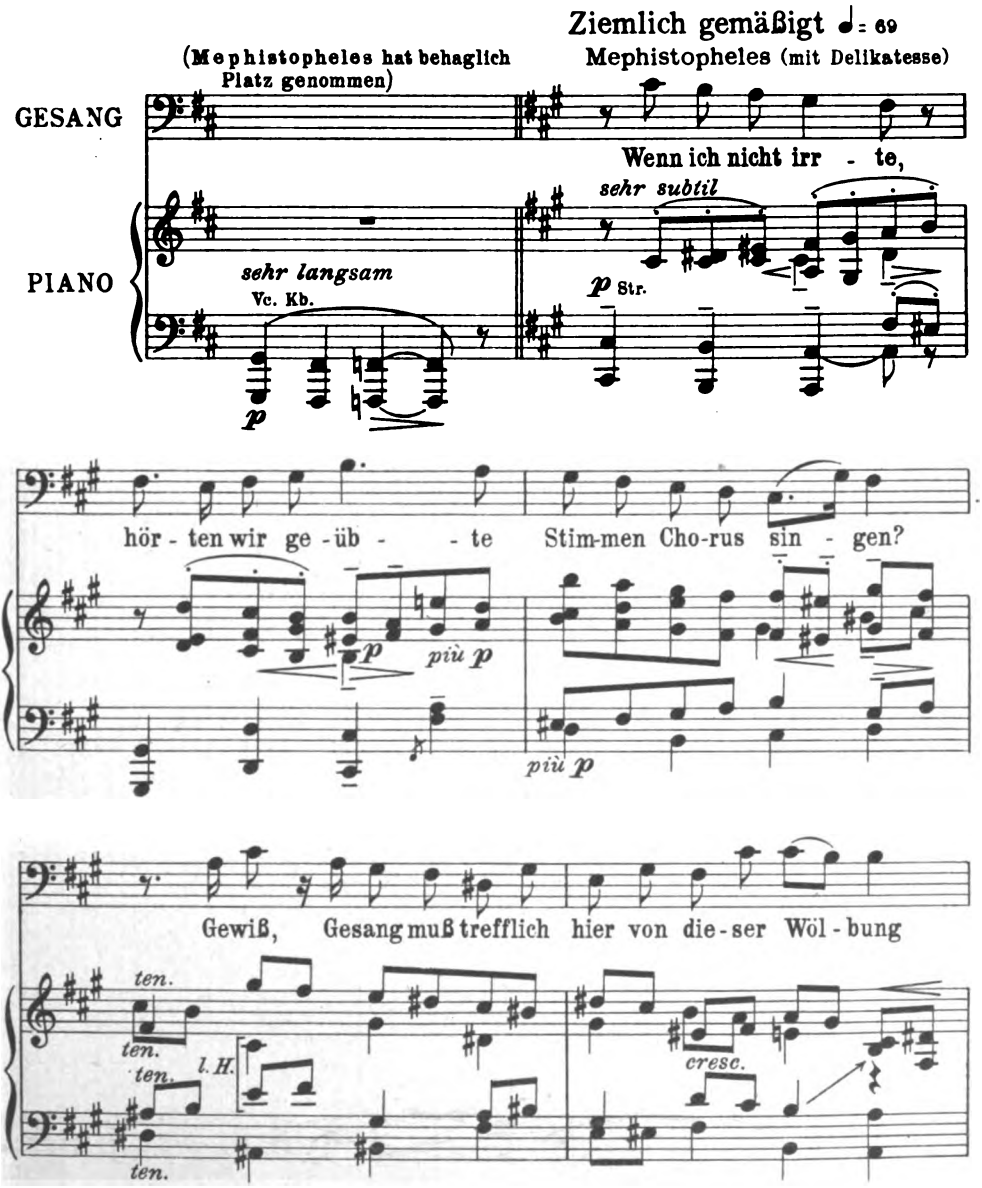
DIE JUCHHEIFAHRT

Digitized by Google

THEODOR STREICHER

Fragment aus:

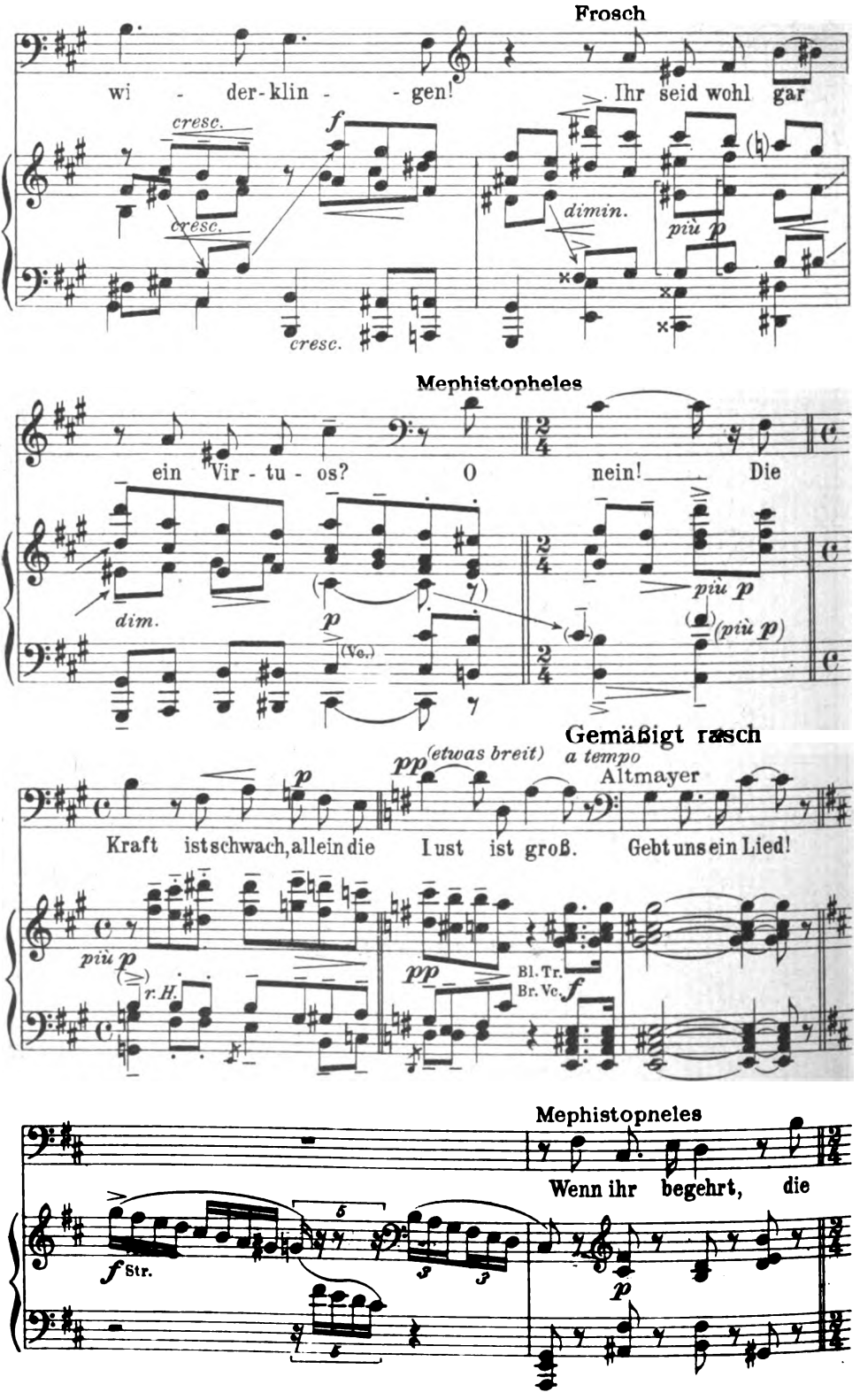
„AUERBACHS KELLER"*)



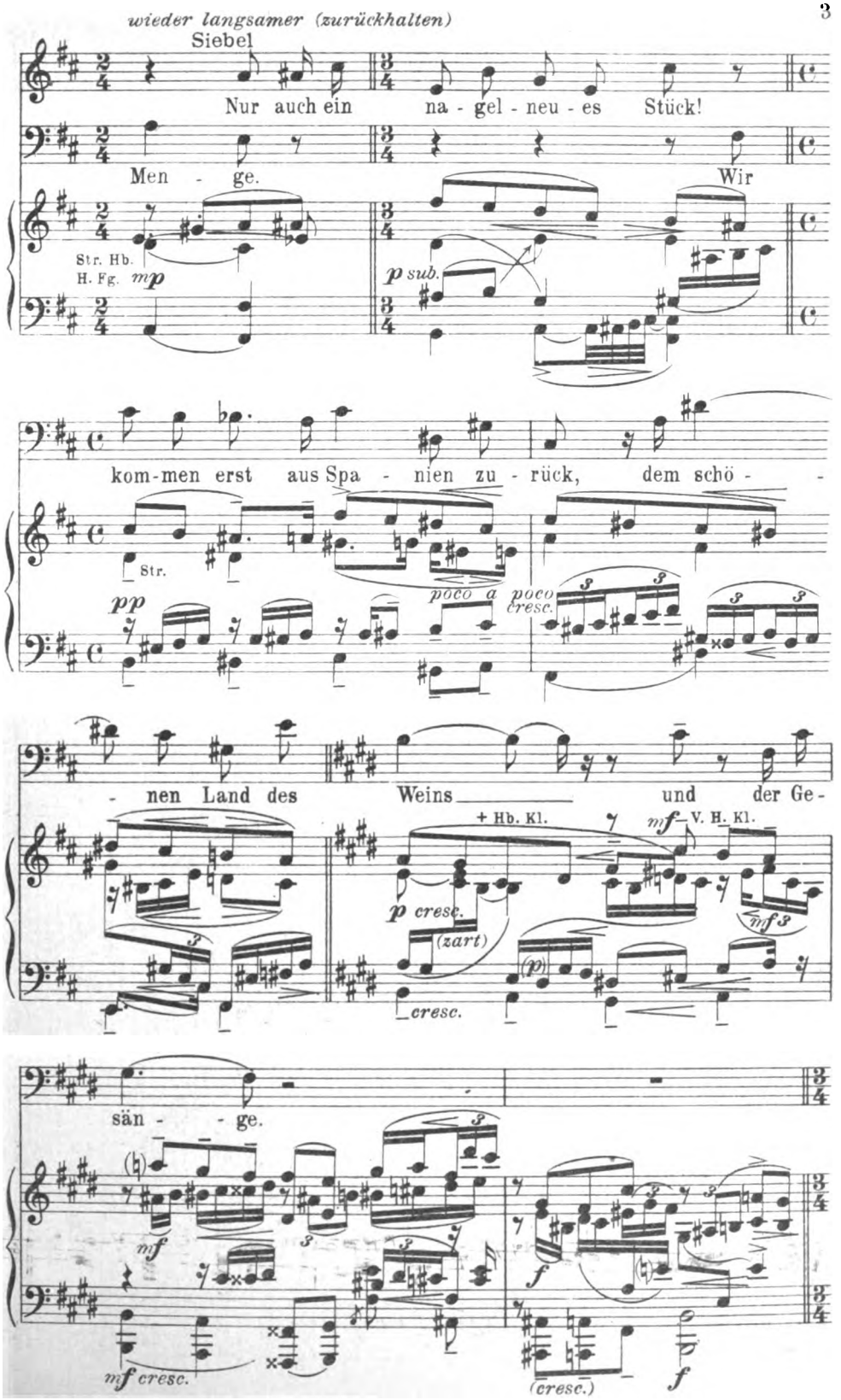
Die unregelmäßigen Versetzungszeichen behalten nur einen Takt Giltigkeit und werden in den folgenden Takten nicht besonders aufgelöst

*) Aus den „Szenen und Bildern aus Goethes „Faust:" Erste Veröffentlichung aus der Handschrift. Mit besonderer Bewilligung

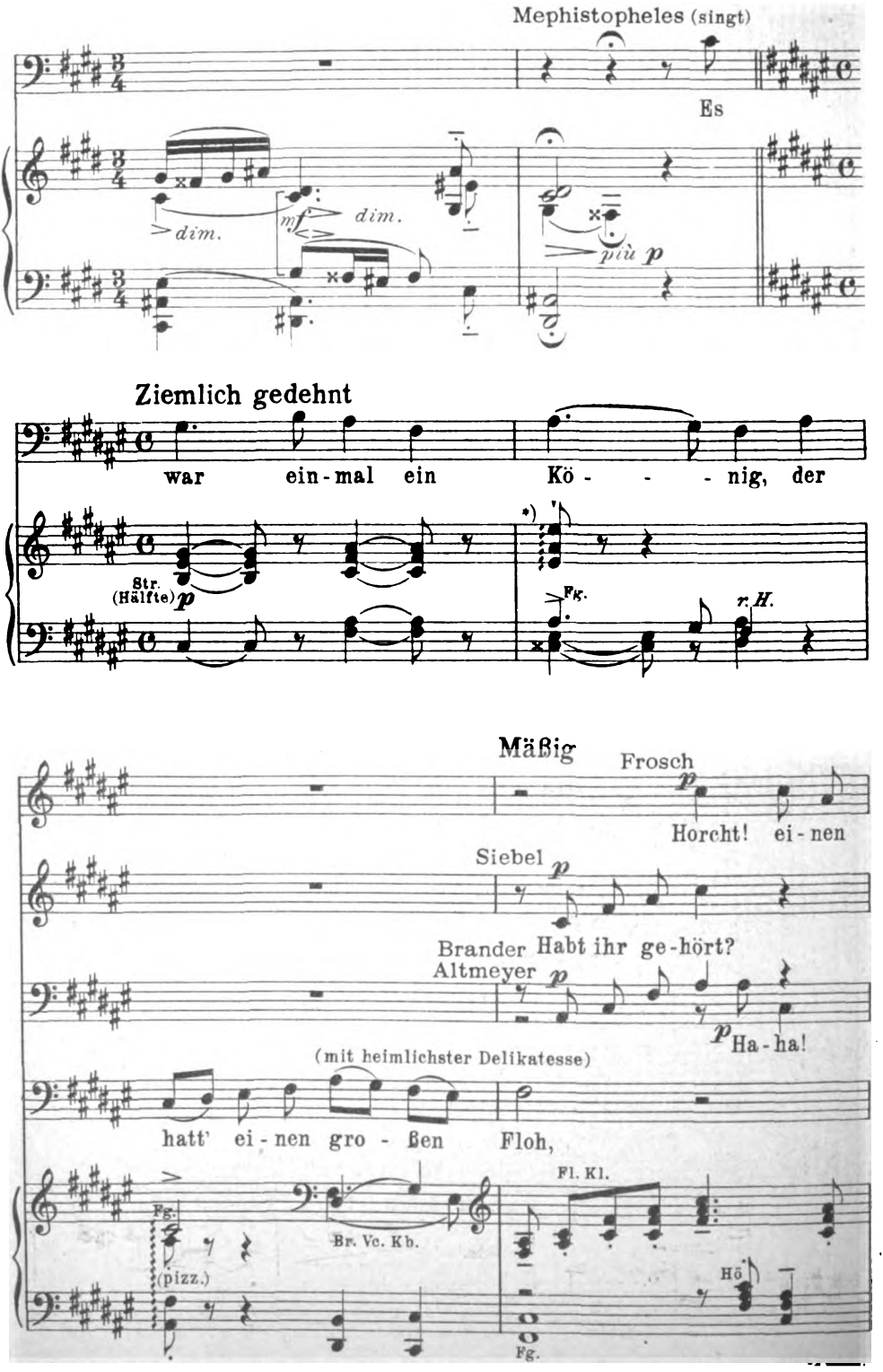
Digitized by Google



Digitized by Google

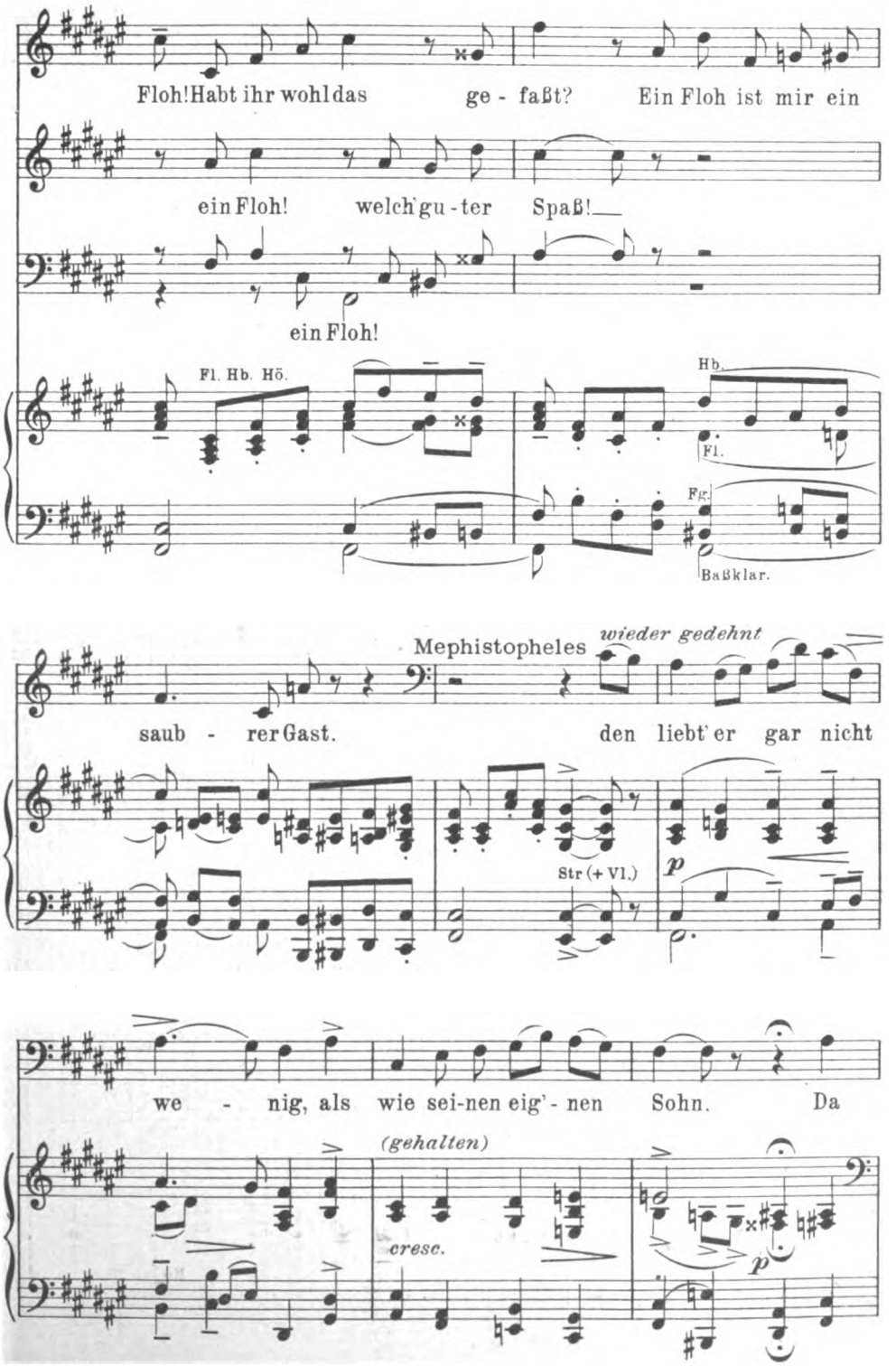


Digitized by Google

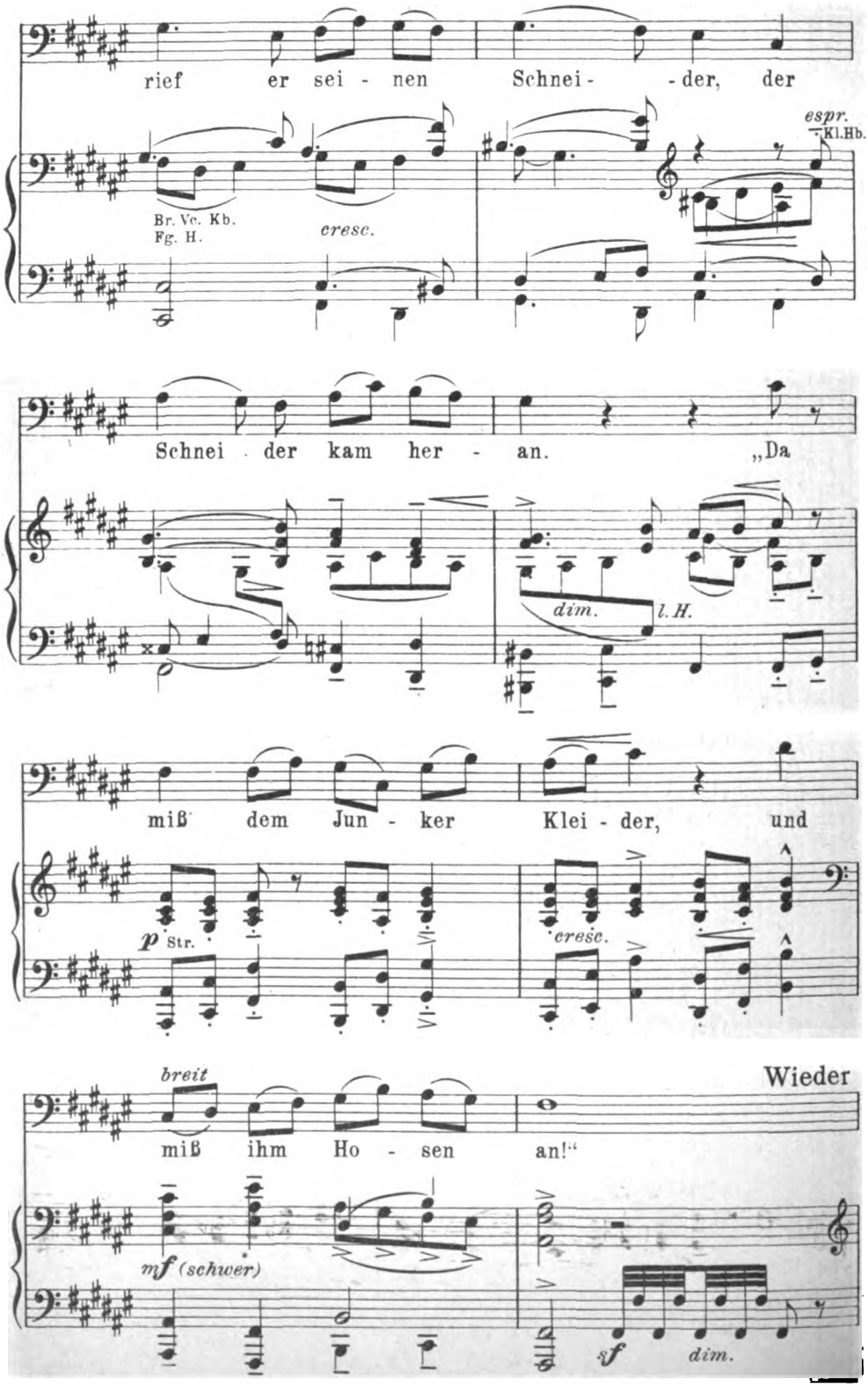


*) für pizz.

Digitized by Google

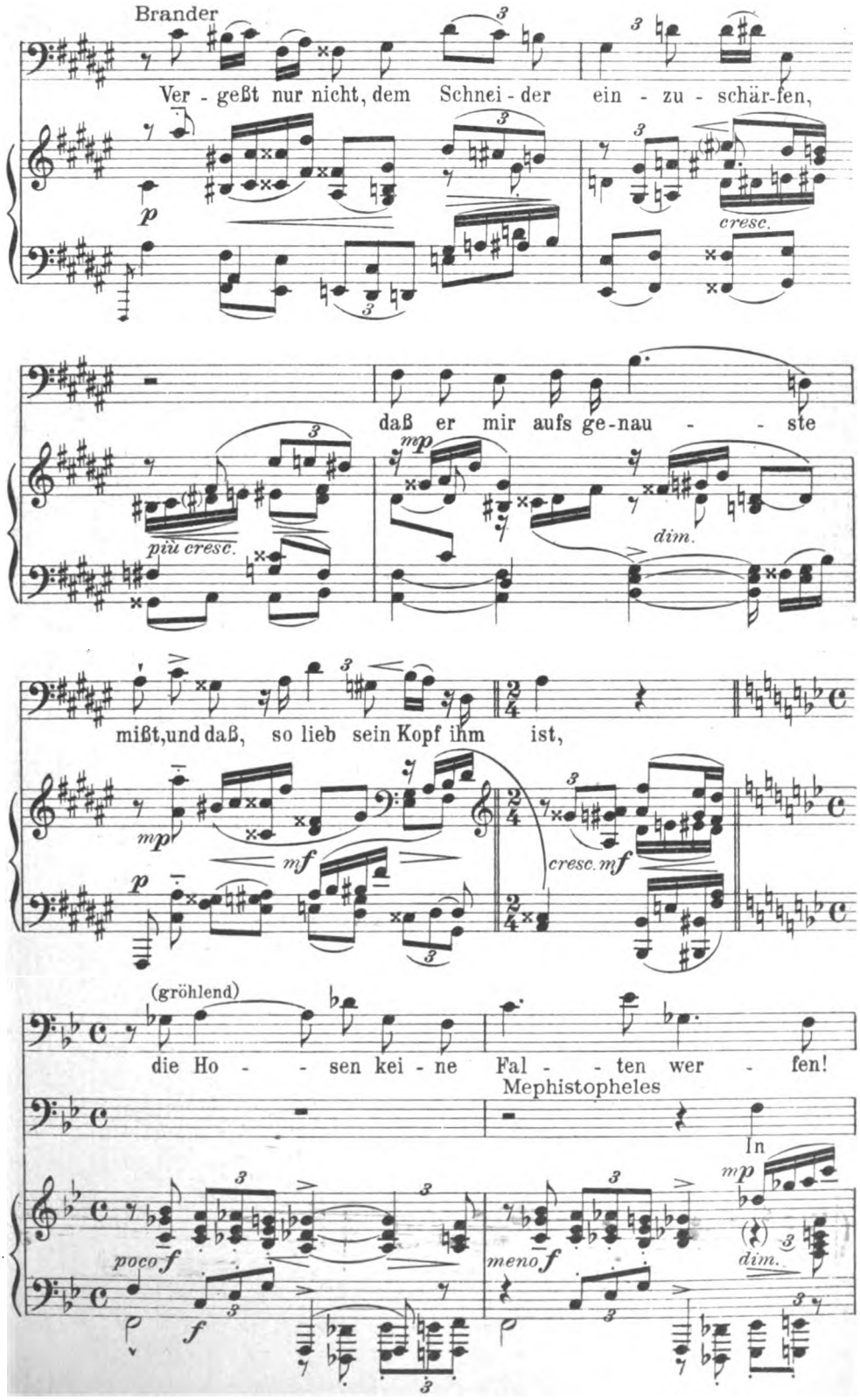


Digitized by Google

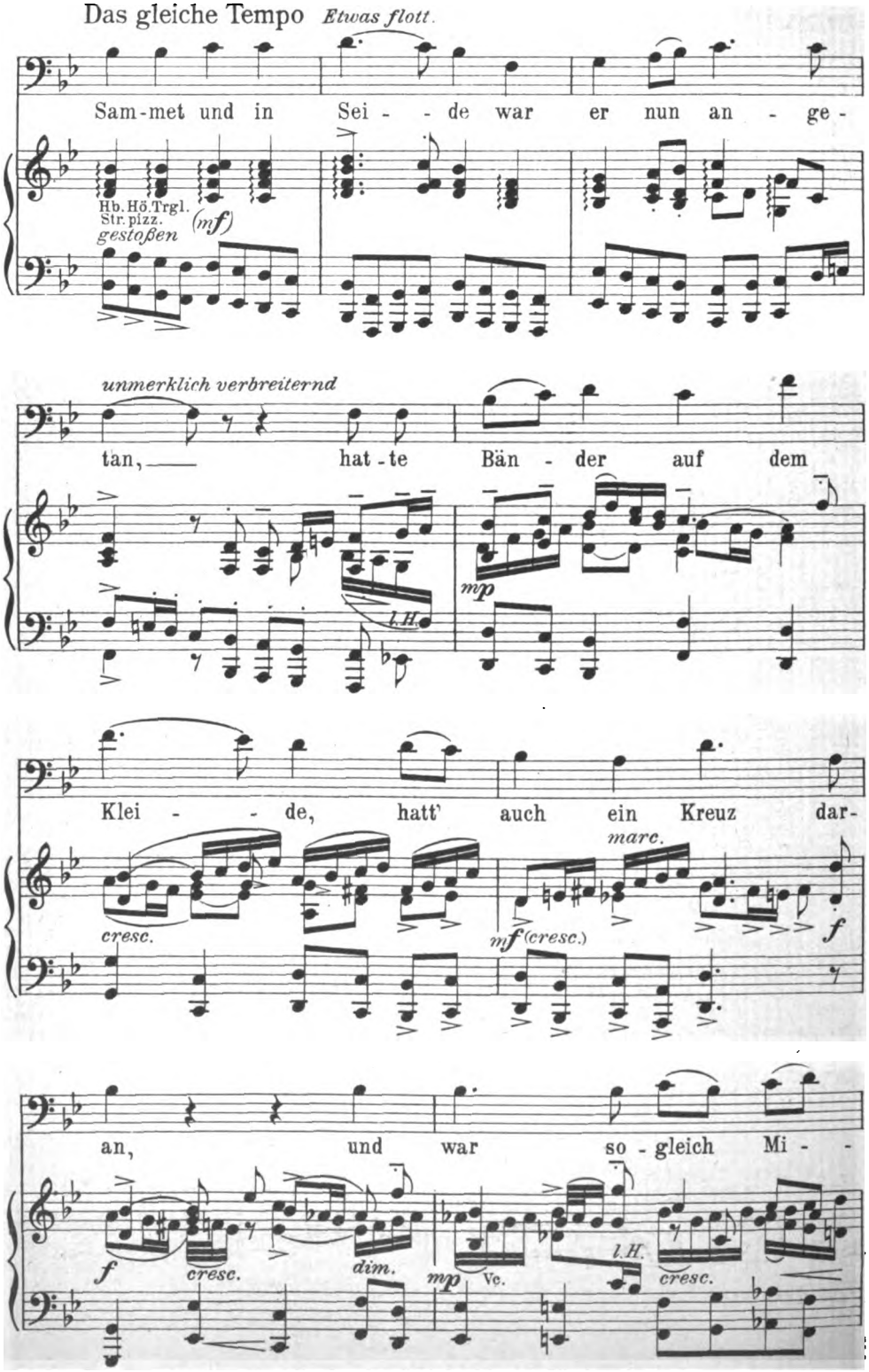


Digitized by Google

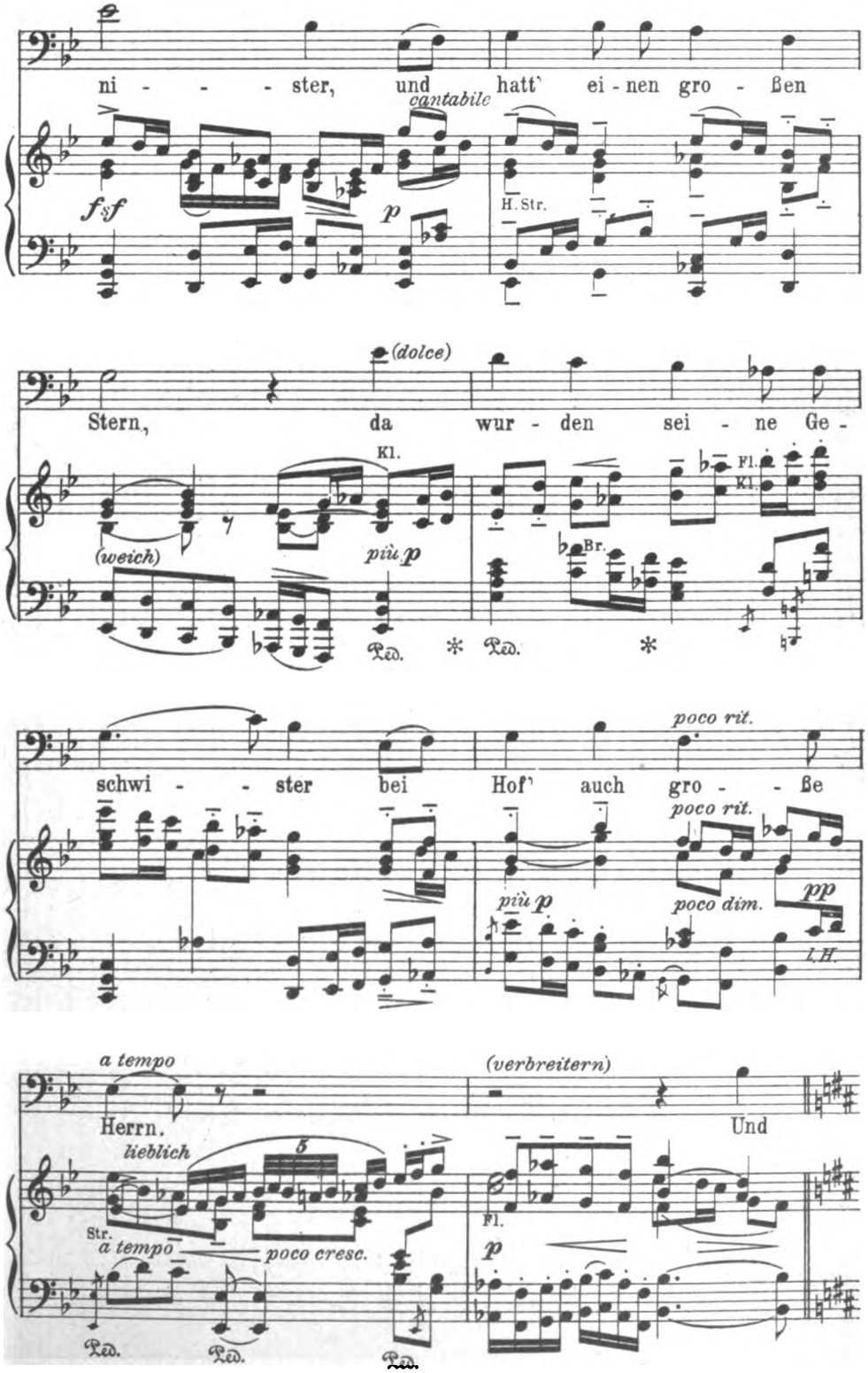
lebhafter *(Wie zuvor)*



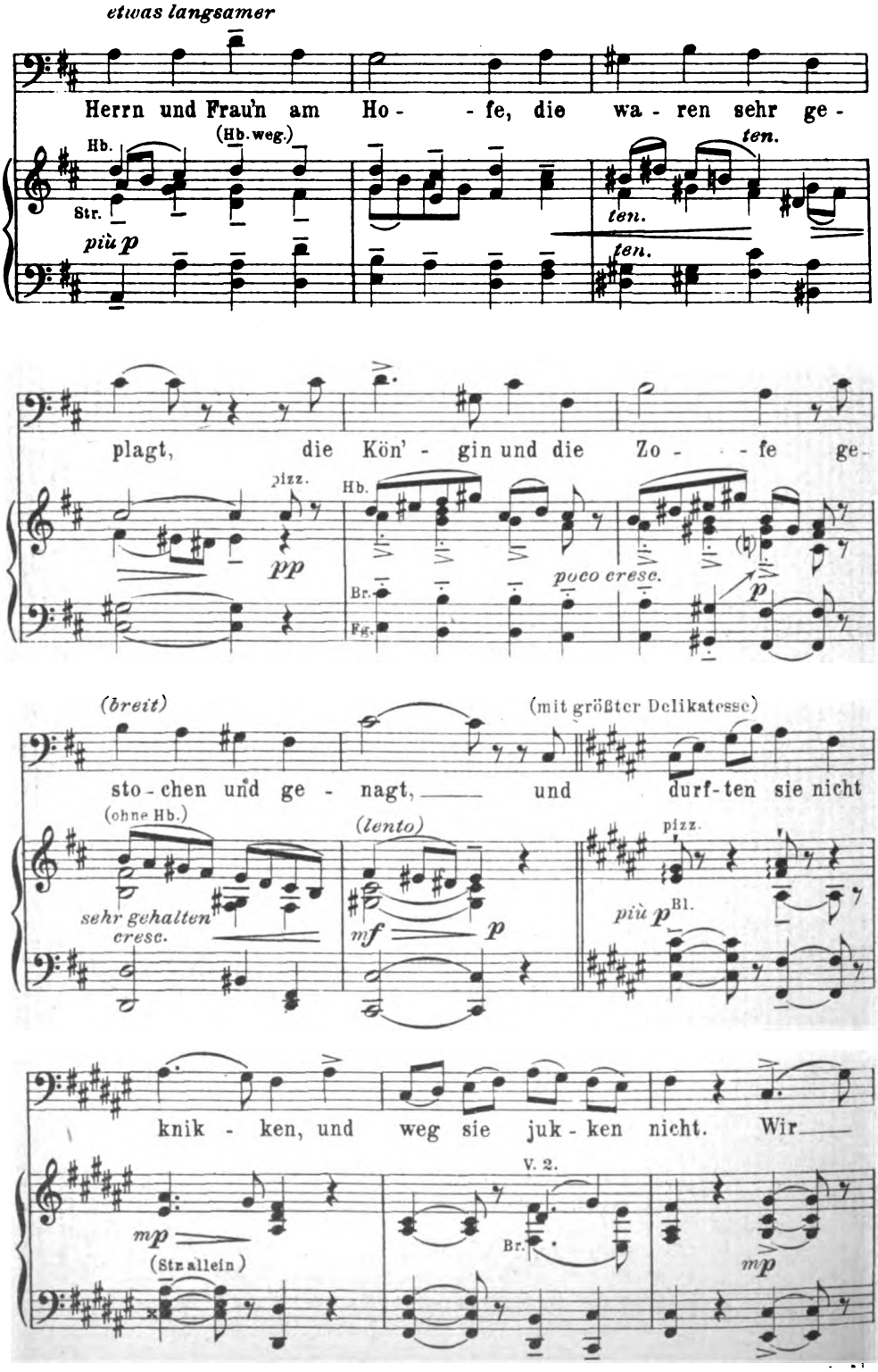
Digitized by Google



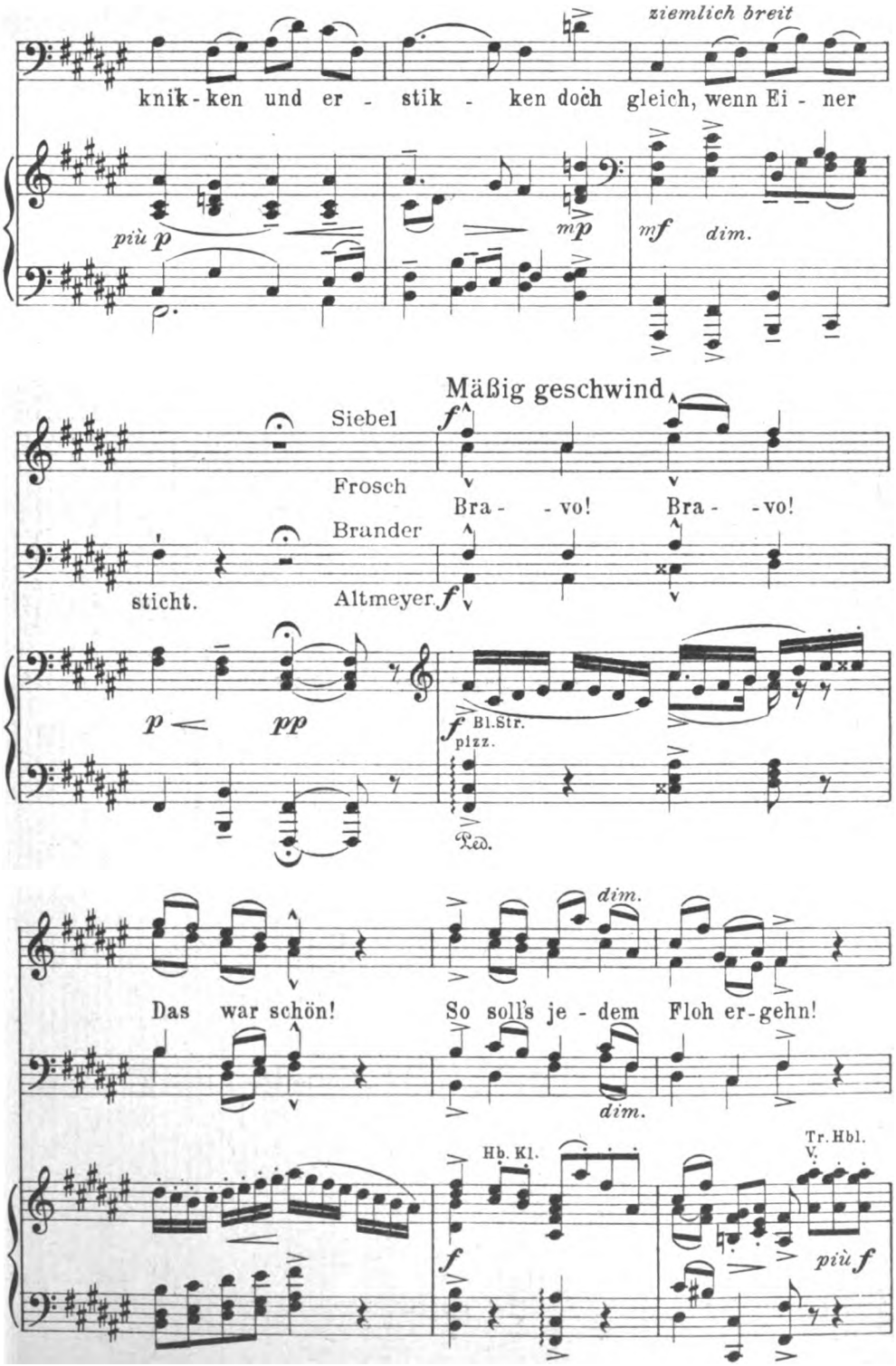
Digitized by Google



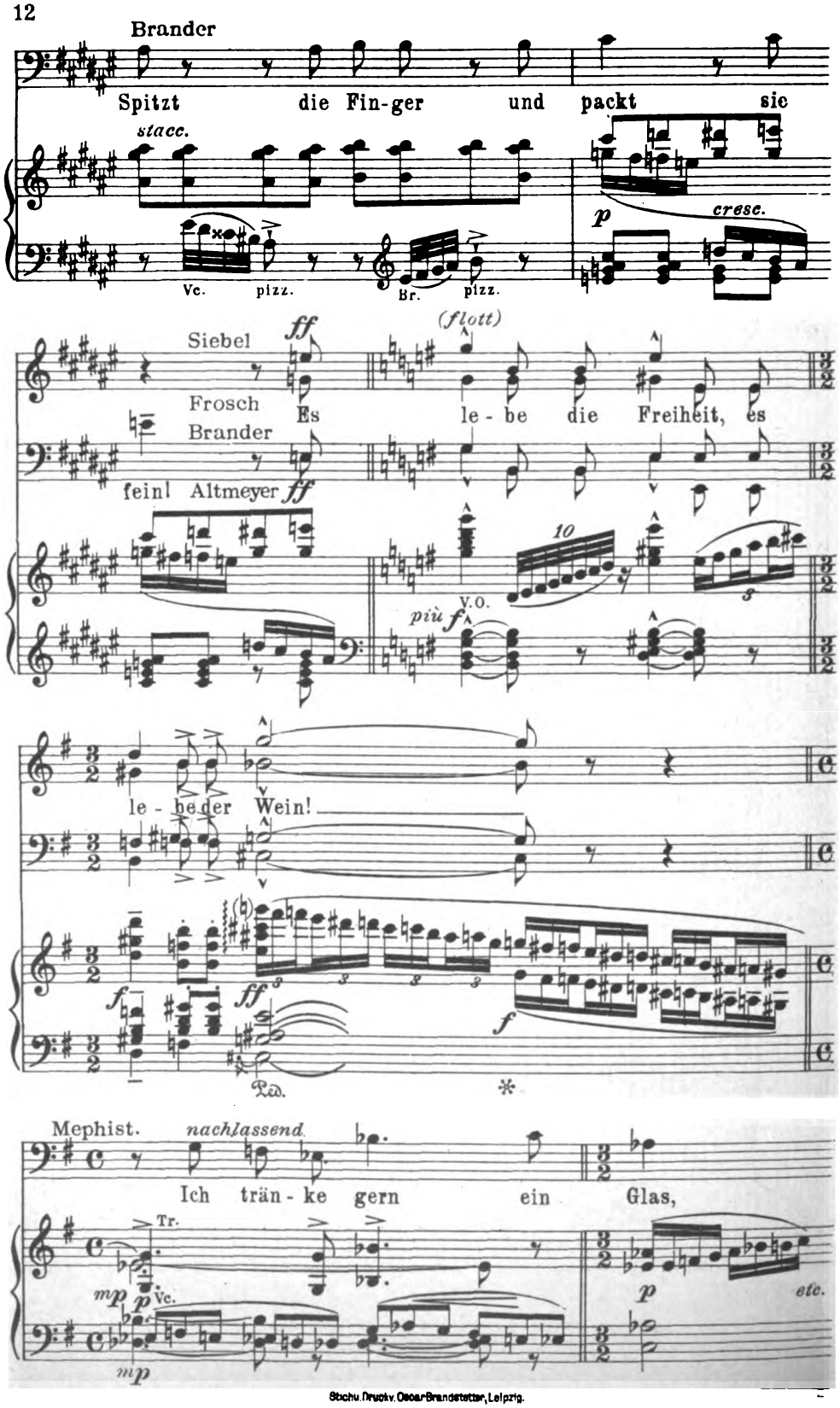
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Stichu. Druckv. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

ALBERT WELTI

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Zweites Februarheft 1912 Heft 10

„Erzieher“ und „Weltmann“

Alles Menschenwerk läßt sich von zwei grundsätzlich verschiedenen „Standpunkten“ aus beurteilen. Wer sich auf den ersten stellt, mißt mit sittlichen Maßstäben, er fällt Werturteile, er äußert Lob oder Tadel, zeigt Begeisterung oder Entrüstung. Wer den zweiten einnimmt, wertet zunächst überhaupt nicht: er analysiert und erklärt; er untersucht etwa die Vorbedingungen einer Handlung, geht ihren Motiven nach, sucht sie nachzufühlen und zu verstehen. Der erste ist der moralisierende, der wertende, der richtende, der „sittlich pathetische“ Standpunkt; der zweite der erklärende, verstehende, begreifende. Auch von einer „pädagogischen“ und „psychologischen“ Verhaltungsweise ließe sich reden.

Dieser Gegensatz ist von den sonstigen großen Gegensätzen der Lebensanschauungen ziemlich unabhängig. Zwei Menschen können genau dieselben Grundsätze verfechten und doch über einen konkreten Fall niemals zur Verständigung kommen, weil sich der eine instinktiv auf den Standpunkt des moralisch pathetischen und Zensuren austeilenden Erziehers stellt, der andre aber auf den des analysierenden Psychologen, dem nichts Menschliches fremd ist. Ebenso oft ist aber auch das Umgekehrte der Fall. Zwischen dem Anarchisten, der jeden Fürstenmord in ehrlicher Begeisterung als Heldentat preist, und dem normalen, gutgesinnten Staatsbürger, der ohne weiteres den Attentäter als fluchwürdiges Scheusal, als Abschaum der Menschheit bedingungslos verurteilt, besteht gewiß hinsichtlich der politischen und moralischen Überzeugung der denkbar stärkste Gegensatz. Aber im Sinne der hier in Rede stehenden Unterscheidung ist ihre Verhaltungsweise ganz die gleiche: sie stehen beide auf dem „moralisch pathetischen“ Standpunkt; und beiden gleichmäßig entgegengesetzt ist das Verhalten dessen, der „verstehen“ will. Dieser ist ebenso fern von Begeisterung wie von Empörung; er versetzt sich in die Seele auch des größten Verbrechers, er rechnet mit dessen ererbten und angeborenen Trieben und Leidenschaften als gegebenen Faktoren, er begreift ihn als Produkt seiner Umgebung, seiner Erziehung, der sozialen Verhältnisse und endigt mit der bekannten Formel: Alles verstehen heißt alles verzeihen. Zumal der Leugner der Willensfreiheit wird diesen Standpunkt leicht zu verfechten wissen. Solange er im Auge behält, daß alles menschliche Tun zwingende Ursachen hat, solange er es als notwendig begreift, solange wird er auch kein echtes moralisches Pathos aufbringen.

Es wird wenig einzelne und Kollektivhandlungen, wenig menschliche Bestrebungen und Institutionen geben, die nicht schon von beiden Standpunkten aus beurteilt worden sind. Ob über die Ermordung Stolypins oder die Vergewaltigung Finnlands, über antisemitische Metzeleien, über Roheiten und Verleumdungen im Wahlkampf, über Revolutionen oder Kriege geurteilt wird: immer fühlen sich die einen zum Richten und Aburteilen berufen, während die andern alles „historisch begründet“ oder „psychologisch erklärlich“ finden. Den Pre-

Digitized by Google

diger Jatho nennt der eine Orthodoxe einen Pflichtvergessenen, der nicht einmal soviel Anstand habe, aus einer Gemeinschaft auszutreten, die er bekämpft; aber der andre sieht in ihm nur ein Opfer der modernen Theologie; er habe, nachdem er einmal den festen Grund des Glaubens verlassen, nur ehrlich die letzten Folgerungen aus seiner Überzeugung gezogen. Der eine Liberale spricht von unerhörter Ketzerrichterei, er wettert gegen die intolerante, in überlebten Dogmen erstarrte Kirche; aber der andre hält es für selbstverständlich, daß die protestantische Kirche, wie *jeder* Organismus, den Instinkten der Selbsterhaltung folge und Elemente von sich abstoße, die ihr Dasein gefährden. — Schließlich kann man auch von einem Standpunkt aus den andern beurteilen. Man kann es „verständlich" finden, daß andre selbst in übertriebene Begeisterung oder in ungerechte Empörung geraten, und man kann diese Gefühlswallungen als nützlich, ja unentbehrlich für die Kulturentwicklung *begreifen*: nur mit ihnen könne man wirken und Ziele erreichen, während gerecht abwägende Objektivität und der Versuch, sich in die Gedankenkreise des Gegners einzuleben, alle Kampf- und Tatenfreudigkeit lähme und zu Parteilosigkeit und Unfruchtbarkeit verdamme. —

Debatten dieser Art sind natürlich aussichtslos. Haben Parteien entgegengesetzte Grundsätze und Überzeugungen, so sind ja die Debatten meist auch ohne Erfolg; aber die Streitenden reden doch wenigstens *gegeneinander*. Stehen sie aber — im Sinne unsrer Ausdrucksweise — auf verschiedenem „Standpunkt", dann reden sie nicht *gegeneinander*, sondern aneinander *vorbei*. Sie gleichen zwei Freunden, die von verschiedenen Hügeln ins Tal hinabblickend, dort von einem neuen Gebäude einen lebhaften ästhetischen Eindruck gewinnen, und die sich dann hinterher über diesen Eindruck in die Haare fahren: „Es paßt wundervoll in die Umgebung!" schreit der eine; „Es ist eine Schändung der Gegend!" donnert der andere. Und der Humor der Sache ist, daß beide genau den gleichen Geschmack, dieselbe ästhetische Anschauungsweise haben, und daß jeder dem andern ohne weiteres zustimmen würde, wenn er sich nur dazu bequemen wollte, das Tal *von demselben Platz aus* anzusehn wie der andere. —

Es hieße den Gegensatz zu eng fassen, wollte man das moralisierende Verhalten schlechthin als Sache des Herzens, das begreifende als Sache des Kopfes bezeichnen. Es sind durchaus nicht nur die temperamentvollen, von echtem und starkem sittlichen Empfinden getragenen Naturen, die mit Vorliebe moralisch werten und richten. Auch die dürren Pflicht- und Gesetzesmenschen, die unfähig sind, eine Tat der Leidenschaft zu verstehn, die kleinen Gouvernantennaturen, die selbstgerechten Splitterrichter und Nörgler sind immer bei der Hand, ihre konventionellen moralischen Urteile aufzudrängen. Anderseits handelt es sich bei dem „verstehenden" Standpunkt nicht nur um ein kühles objektives Analysieren und Erklären: das Begreifen wird zu einem *Mit- und Nachempfinden*, und dieses geht leicht in ein Entschuldigen und Rechtfertigen über, verwickelte seelische Vorgänge, die mit starken, ganz spezifischen *Gefühlen* durchsetzt sind. Es sind daher nicht nur die positivistisch gerichteten, rein intellektuellen Naturen mit dem Wahlspruch: „Alles, was ist, ist vernünftig", die

Digitized by Google

ein Richten und Verurteilen ablehnen. Da sind die milden, abgeklärten, ein wenig resignierten Weisen, denen nichts Menschliches fremd dünkt; da sind die Ästheten und psychologischen Feinschmecker, für die ein Verbrechen nur als reizvolle seelische Erscheinung in Betracht kommt; da sind die Amoralisten, denen schon die Wörter sittlich und pathetisch wider den Geschmack gehen; ferner die passiven, ewig parteilosen Zuschauernaturen, die nur begreifen, niemals eingreifen wollen; aber auch die Schwächlinge, deren rührseliges Mitleid zwischen dem Verbrecher und seinem Opfer hin und her schwankt; die nie in flammende Empörung geraten und nie den Willen und die Kraft haben, zu richten und zu strafen.

Gewisse typische Veranlagungen des Geistes und Charakters neigen dazu, den einen oder den andern Standpunkt zu bevorzugen. Man denke an die Dogmatiker und Relativisten, die Menschen des Erkennens und die des Willens und der Tat, die Fanatiker und die Toleranten, die Utopisten und die Realpolitiker. Zwei bekannte Typen sind vielleicht als „Erzieher" und „Weltmann" zu charakterisieren. Der erste will überall tadeln, bessern, reformieren; immer wieder regt er sich über die Ungerechtigkeiten und Unvollkommenheiten des Daseins auf. Der andere dagegen huldigt dem „Nil admirari", er nimmt gelassen die Welt, wie sie ist: „Ich werd sie nicht ändern!" Während der erste in der Durchschnittsnatur des Menschen eine veränderliche, also auch zu beeinflussende Größe sieht, betrachtet sie der andere als Konstante. Auch alles Niedere und Gemeine ist ihm nicht sowohl Gegenstand der Aufregung und Entrüstung, als vielmehr ein Faktor, mit dem man zu rechnen hat und den man gelegentlich benutzen muß, um nützlich zu wirken. Der eine unterliegt leicht der Versuchung, alle seine Kräfte an Unmögliches zu setzen, unter die Schwärmer zu geraten und sich in Utopien zu verlieren; der andre, alle idealen Bestrebungen von vornherein als aussichtslos zu belächeln und dort, wo andre sich redlich mühen, parteilos und untätig dabeizustehen, allenfalls als geistreicher Räsoneur oder als witziger Zyniker.

Jeder der Standpunkte kann mit Größe gepaart sein. Zumal die bahnbrechenden Reformatoren, die der Menschheit nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen gedient haben, sind im Sinne der hier gewählten Ausdrucksweise sicherlich Erzieher-, sicherlich „Schulmeister"-Naturen gewesen, wie der „Praeceptor Germaniae".

Die Frage, ob ganz allgemein der erzieherliche oder der weltmännische, der moralisch pathetische oder der begreifende Standpunkt schlechthin der höherwertige sei, oder ob die ideale, „einzig richtige" Verhaltungsweise vielleicht in einer Kombination beider Standpunkte bestehe, nach Art eines gerechten richterlichen Urteils, das zwar alle mildernden Umstände weitherzig berücksichtigt, schließlich aber doch nicht umhin kann, eine Verurteilung auszusprechen und eine Strafe zu verhängen: diese Frage steht etwa in einer Reihe mit der andern, ob es „richtiger" sei, die schlimmen Seiten der Welt mit schwerem Ernst oder mit Humor anzusehen, oder vielleicht gar die goldene Mittelstraße zu wählen und gemäßigt humoristisch und gemäßigt düster dreinzublicken. Jeder auch nur in Gedanken angestellte Versuch, dauernd und

Digitized by Google

ausschließlich einen dieser Standpunkte festzuhalten, führt notwendig ins Absurde. Bleibt also nur der übliche Ausweg, die Frage im allgemeinen abzulehnen und die Entscheidung auf den Einzelfall abzuschieben. „Fürwahr, wer diese Welt nimmt recht in Augenschein, Wird bald Demokritos, bald Heraklitos sein." Goethes Spruch läßt sich auch dahin abändern, daß man an die Stelle des lachenden und weinenden Philosophen die Typen des Weltmanns und Schulmeisters oder die des „moralisch Pathetischen" und des „Verstehenden" setzt. Aber freilich, dieses „bald so, bald so" erscheint niemals ganz willkürlich. Nicht immer in der Theorie und nicht immer bewußt, aber tatsächlich nimmt doch jeder stillschweigend an, es komme für jeden einzelnen Fall nur ein „allein richtiger" oder „idealer" Standpunkt in Frage: der sittliche Instinkt, der Geschmack, der Takt diktiere schon dem gesund Empfindenden, wo er streng moralische Werturteile zu fällen und wo er alles zu verstehen und alles zu verzeihen habe.

Leider teilt nur dieser ideale Standpunkt das Schicksal des echten Ringes in der schönen Erzählung, die Lessing dem weisen Nathan in den Mund legt. Der Naive hält selbstverständlich den Ring für den echten, den er selbst besitzt; aber der Kritische muß einräumen, daß leider gar keine Kennzeichen da sind, durch die sich der echte Ring vom falschen unterscheiden ließe. Und so bleibt ihm ehrlicherweise nichts übrig als zu konstatieren, daß immer beide Beurteilungsweisen möglich und gerechtfertigt erscheinen, daß beide in ihrer Art unanfechtbar und unwiderlegbar sind. Natürlich werden gläubige Christen keinen Augenblick daran zweifeln, daß der Stifter ihrer Religion jedesmal den „absolut richtigen" Standpunkt eingenommen habe, als er Heuchlern und Hoffärtigen moralisch pathetisch entgegentrat, Zöllnern und Sündern aber begreifend und entschuldigend; als er voll Empörung die Wechsler aus dem Tempel trieb, aber der Ehebrecherin gegenüber ein Richten und Verurteilen ablehnte: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" Aber leider lassen sich auch die herrlichsten Vorbilder und trefflichsten Beispiele immer verschieden verwerten. Handelt es sich darum, irgendeinen dem Vorbild nicht völlig analogen Fall zu beurteilen, etwa eines jener modernen Alltagsereignisse, die vor allem die sittliche Reaktion des zeitungslesenden Bürgers herausfordern: die Eheirrung einer Prinzessin, die Wechselfälschungen und das Lotterleben eines heruntergekommenen Aristokraten, die sexuellen Perversitäten eines Bankiers —, dann stehen dem Vertreter jedes Standpunktes auch passende Zitate zur Verfügung. Wo der eine voll heiligen Eifers „Ihr Otterngezücht!" donnert, mahnt der andere in hoheitvoller Milde: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!" — Mit dem „Consensus omnium bonorum" ist es eine eigene Sache, und das Moralische versteht sich — trotz Vischer — nicht immer von selbst.

Ist es demnach aussichtslos, darüber Grundsätze aufzustellen, welcher Standpunkt eingenommen werden solle; oder zu untersuchen, welcher der „höhere" sei, so ist um so interessanter zu beobachten, wie nun tatsächlich in bestimmten Fällen einzelne Persönlichkeiten oder Menschengruppen urteilen; wann sie mit moralischem Pathos einsetzen und

Digitized by Google

wann sie alles verständlich und verzeihlich finden; bei welcher Gelegenheit sie den „Weltmann", bei welcher sie den „Schulmeister" oder sagen wir: den „Erzieher" hervorzukehren pflegen. Nichts ist aufklärender über die Moralität eines Menschen als solche Beobachtungen. So sehr auch ein solcher seiner Natur folgend den einen oder andern Standpunkt bevorzugen mag: es kommen immer Augenblicke, wo er ihn bewußt oder unbewußt wechselt. An dieser Verhaltungsweise ändern auch Vorsätze, Prinzipien und Theorien des Urteilenden nur wenig. Das Bekenntnis zur Lehre der materialistischen Geschichtsauffassung, alle Moral einer Zeitepoche stelle nur einen „ideologischen Oberbau" dar, der als Begleiterscheinung materieller Verhältnisse, als Ergebnis der ökonomischen Entwicklung aufzufassen sei, dieses Bekenntnis hat wohl noch keinen sozialistischen Redakteur abgehalten, sich über die verkommene Bourgeoismoral sittlich pathetisch zu entrüsten, also das als unerhörte Tatsache zu brandmarken, was er kurz zuvor als notwendige Erscheinung theoretisch begriffen hat. — Im übrigen ist's natürlich auch nicht richtig, daß die Überzeugung von der Unfreiheit des Willens allein den „begreifenden" Standpunkt zulasse. Alle deterministischen Reflexionen kommen ja aus einem gewissen Zirkel nicht heraus: auf der einen Seite scheint zwar die Einsicht in die Notwendigkeit alles Geschehens und Tuns zu fordern, Empörung und Entrüstung auch über die niederträchtigsten und gemeinsten Handlungen für zwecklose und unvernünftige Gemütsbewegungen zu erklären; aber anderseits ist doch der Gedanke nicht abzuweisen, daß auch diese Vorgänge in der Seele des Urteilenden ihre zwingenden Ursachen haben, daß auch sie natürliche und notwendige, niemals zu eliminierende Erscheinungen sind. Darum kann selbst der entschiedenste Leugner der Willensfreiheit es immer rechtfertigen, wenn er unter dem Eindruck eines Verbrechens sich genau wie ein Indeterminist empört und entrüstet, eine Reaktionsweise, die wohl auch regelmäßig eintritt, wenn er selbst oder ihm werte Menschen das Opfer niederträchtiger Handlungen geworden sind.

Ich kann nur wiederholen: es kommt kaum vor, daß jemand — absichtlich oder unabsichtlich — einen der beiden Standpunkte konsequent und dauernd festhielte. Auch nicht innerhalb relativ kurzer, festumrissener Gedankenkreise, zum Beispiel in einem Buche. Man kennt jene angeblich „wissenschaftlichen" Werke, die ein unentwirrbares Gewebe von Wert- und Sachurteilen darstellen, wo jede objektive Analyse sich mit moralischen Deklamationen kreuzt. Das sind gewiß sehr ungenießbare und unerfreuliche Erzeugnisse. Aber anderseits sind doch auch jene Werke als „unpersönlich" und langweilig verschrien, in denen der Autor allzu peinlich vermeidet, seine subjektive Stellungnahme erkennen zu lassen. Ich erinnere mich augenblicklich keines wertvollen Buches über menschliche Dinge — Spinozas Ethik vielleicht ausgenommen —, in dem der Autor niemals Empörung, Hohn, Haß, Verachtung, Ekel, kühle Zustimmung oder Begeisterung zum Ausdruck brächte, wenn auch nur in Form von beiläufigen Bemerkungen oder durch stilistische Nuancen.

Vor mir liegt zufällig das bekannte Buch Werner Sombarts über Sozialismus und soziale Bewegung. Es trägt auf dem

Digitized by Google

Titelblatt den bekannten Satz Dunoyers: „Je ne propose rien, je n'impose rien: j'expose." Soll das Motto eine Art Programm sein, so ist es in der Hauptsache gewiß gut durchgeführt. Aber das hindert selbstverständlich nicht, daß der Autor uns in mehr als einer Hinsicht mit seiner sehr entschiedenen Wertungsweise bekannt macht. Man vergleiche in dieser Beziehung einige Stellen im Schlußkapitel des Werkes, das vom Klassenkampf handelt:

„Und noch ein letztes möchte ich hervorheben, was man, wie mir scheint, wiederum mit Unrecht dem Klassenkampf nur allzuoft aufbürdet: den menschlichen Haß gegen alle Angehörigen fremder Klassen. Ich meine: gemütlich wie ethisch, sollte man über dem Trennenden des sozialen Kampfes das Einigende des Allgemeinmenschlichen nicht vergessen."

„Aber man glaube nicht, daß dieses verbitterte und verbissene, vergrämte und gallige Wesen, das heute den Sozialisten vieler (nicht aller) Länder anhaftet, aus der Natur des Klassenkampfes folge, und daß jemand, der hier ins Gewissen redet (ich nehme den Kritikern die Einwände, die ich voraussehe, vorweg), der Arbeiterschaft die Waffe des Klassenkampfes aus der Hand schlagen und die Rückkehr zu dem »wahren Sozialismus« predigen wolle, »von dem schon Marx« usw., wie dann das Klischee jener Kritiken weiter lautet."

„Stellt man sich aber auf jenen höheren, humanen Standpunkt, so wird man von selbst die Forderung erheben, daß der soziale Kampf auch mit anständigen Mitteln geführt werde, nicht mit vergifteten Pfeilen. Wie sehr wird hierin auf beiden Seiten gefehlt! Wie gern wird dem Gegner Unehrlichkeit oder irgendein anderer schlechter Beweggrund für sein Verhalten untergeschoben! Schon ganz äußerlich die Tonart der Meinungsäußerung: wie abstoßend, wie verletzend, wie roh ist sie nur allzuoft! Und muß das sein? Gehört das notwendig zur kraftvollen Wahrung des eigenen Standpunktes? Glaubt man sich etwas zu vergeben, wenn man auch im anderen Lager Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit als die leitenden Grundsätze der Handlungsweise vermutet? Ich glaube doch nicht. Gerade demjenigen, der sich grundsätzlich auf den Boden des Kampfes stellt, der in aller Geschichte immer wieder den Kampf als den innersten Kern alles Geschehenden sieht, gerade dem wird es leicht fallen müssen, diesen Kampf ehrlich zu führen, dem Gegner nicht weniger lautere Motive als sich selbst unterzulegen."

„Gerade wir Deutschen stehen in diesem Punkte wohl allen anderen Nationen nach. Hier ist es in den Kreisen des Proletariats wieder einmal der Geist Marxens, der Unheilvolles wirkt. Denn der letzte sozialdemokratische Reporter, der eben aus dem Dunkel Galiziens auftaucht: wenn er auch sonst nichts von Marx übernommen hat, die hämische Schreibweise hat er ihm sicher abgeguckt. Und von demselben letzten Reporter, der für ein bürgerliches Blatt schreibt, gilt dasselbe: wo es sich um die Sozialdemokratie handelt, ist die schofelste Behandlung noch immer gut genug.

Demgegenüber möchte ich an die Worte Lassalles erinnern:

»Wahrheit und Gerechtigkeit auch gegen einen Gegner — und vor allem ziemt es dem Arbeiterstand, sich dies tief einzuprägen — ist die erste Pflicht des Mannes.«

Wie man sieht, steht Sombart dem Klassenkampf selbst erklärend

Digitized by Google

und begreifend gegenüber. Aber insofern er diesen Standpunkt auch von andern verlangt, insofern er mit „sollte“ und „müßte“ operiert, kann er schon nicht mehr sagen: „Je ne propose rien, je n'impose rien“. Und wo er die Art des Klassenkampfes verurteilt, wie sie tatsächlich — zumal in Deutschland — geübt wird, seine Roheit, Gehässigkeit, Unehrlichkeit und Ungerechtigkeit, — da tritt er ganz auf den moralisch pathetischen Standpunkt. Mir persönlich sind die angeführten Stellen aus der Seele geschrieben. Immerhin ist's möglich und zulässig, selbst jenen so unerfreulichen Erscheinungen auch einmal rein erklärend und begreifend gegenüberzutreten. Man kann sachlich feststellen, welche Gründe zusammengewirkt haben, um gerade in Deutschland den Klassenkampf so scharf und gehässig zu machen. Man kann es erklären, warum Arbeiterführer, die in der Zeit des Sozialistengesetzes wie räudige Hunde behandelt und herumgehetzt wurden, jenes „verbitterte und verbissene, vergrämte und gallige Wesen“ angenommen haben, von dem Sombart — wohl etwas übertreibend — spricht. Und man kann es anderseits begreiflich machen, warum gerade deutsche Idealisten, die sich in ihrer Weise redlich um das Wohl der Arbeiterklassen bemüht zu haben meinen, oder weshalb gerade die um ihren Geldsack bangenden deutschen Philister zu einer so tiefen Erbitterung gegen die sozialdemokratische Partei gekommen sind. Warum sollte man nicht ferner untersuchen, inwiefern Haß, Verachtung, Hohn für den heutigen Durchschnittsmenschen, wie er nun einmal ist, unvermeidliche Begleiterscheinungen des Kampfes sind, auf deren Schwinden in absehbarer Zeit zu hoffen vergebene Liebesmüh ist? Man hat diese unerfreulichen Erscheinungen ja schon mehrfach „gerechtfertigt“. Als Sudermann seine bekannte Broschüre über die Verrohung der Theaterkritik im Tone des gekränkten Biedermanns geschrieben hatte, antwortete ihm Maximilian Harden:

„Er (Sudermann) klagt über die »Verseuchung unserer Theaterfeuilletons« mit Hohn und Verachtung. Hohn und Verachtung sind aber, wie ihm zunächst hier gesagt sei, gute, literarisch ehrliche, vom Kriegsrecht der kultiviertesten Völker anerkannte Waffen des Kritikers. Weil ein Schriftsteller mit diesen Waffen ficht, ist er nicht etwa schon von vornherein zu verdammen. Wichtig ist nur die Frage, ob der Gegenstand, das Werk, die bekämpfte Person so beschaffen ist, daß man ihr mit Verachtung und Hohn an den Leib rücken dürfte. Und selbst die dieser Frage gefundene Antwort bestimmt nur den Wert solcher Kritiken, die nicht, als Ausdruck einer im Denken und Empfinden durch Willenskraft oder Wortgewalt starken Persönlichkeit, von eigenen Gnaden leben. Wo ein Kritiker menschlicher Einrichtungen und artistischer Leistungen als Individualität etwas bedeutet, da verhallt auch sofort die Frage nach der objektiven Richtigkeit seines Urteils. War Aristophanes gerecht gegen Sokrates und Euripides? Jesus gerecht gegen die Priester und Schriftgelehrten in Israel? Luther, Savonarola, Bruno gegen die damals unersetzliche Kulturmacht des Papsttums? Lessing gegen Corneille, gegen Voltaire sogar? Der große Fritz gegen das deutsche Heldenepos und gegen den Götz? Goethe gegen Wieland und Kleist? Boerne gegen Goethe? Heine gegen Platen? Schlegel gegen Kotzebue? Menzel gegen das junge Deutschland? Schopenhauer gegen Hegel und die Universitätsphilosophie seiner Zeit? Wagner

Digitized by Google

gegen Mendelssohn und Meyerbeer? Marx gegen die Volkswirtschaftslehrer der englischen Bourgeoisie? Lassalle gegen Schulze aus Delitzsch? Otto Ludwig gegen Schiller? Bismarck gegen die Bekenner des papistischen und des sozialistischen Glaubens? Sainte Beuve gegen Balzac und Flaubert? Treitschke gegen Heine? Zola gegen Hugo? Nietzsche gegen Jesus, Schiller, Strauß, Wagner, die Sand, Zola? Sie alle haben im Kampf wider das ihnen schlecht und schädlich Scheinende Hohn und Verachtung nicht gespart, sie alle sich hundertmal, tausendmal von der Richtschnur objektiver Gerechtigkeit entfernt. Möchten wir ihre Kritik, ihre Satire deshalb missen? Sie lebt, weil sie dem Hirn, dem Assoziationsvermögen eines kraftvollen Zeugers entstammt, lebt als die Vision eines im Wollen, Sinnen, Gestalten von der Herde unterschiedenen Menschen, und nur der Böotier fragt ihrer Berechtigung, ihrer Gerechtigkeit nach." — — „Von solchen Skrupeln läßt Herr Sudermann seines Geistes Hochflug nicht hemmen. Nicht eine Sekunde weilt er vor der Frage, ob Hohn und Verachtung nicht das dem Kritisierten Gebührende war, und ob der Leistung des Kritikers, mag sein Endurteil manchem auch ungerecht dünken, nicht persönlicher Wert eine über das kritisierte Werk weit hinausreichende Bedeutung gibt."

In diesen Ausführungen ist Harden gewissen Kampfmitteln gegenüber der Begreifende und Rechtfertigende — während er freilich gleichzeitig der Persönlichkeit Sudermanns nichts weniger als „verstehend" gegenübertritt. Auch hier zeigt sich, wie groß die Mannigfaltigkeit in der Benutzung der beiden Standpunkte auch innerhalb einfacher Gedankenkreise ist, wie die energische Vertretung des einen in gewisser Hinsicht geradezu die Vertretung des andern in anderer Hinsicht bedingt.

Es ist immer reizvoll und aufklärend, die Aufmerksamkeit darauf einzustellen, bei welchen Gelegenheiten eine Persönlichkeit ihren Standpunkt wechselt. Etwa: zu beachten, wo der alte Fontane, der fast immer milde abgeklärt urteilt und „keinen Sinn für Feierlichkeit" und Pathos hat, plötzlich alle moralischen Register zieht; oder aus welchem Anlaß der meist gereizt kritisierende und schroff aburteilende Eugen Dühring auch dem Gegner verstehend gerecht wird. Es sind ganz bestimmte Zusammenhänge, in denen Schopenhauer sich darauf besinnt, daß es nicht die Aufgabe des Philosophen sei, sich zu entrüsten, sondern zu erklären, daß „Deklamieren wohlfeiler sei als Beweisen, und Moralisieren leichter als Aufrichtigsein"; während er sonst bei relativ geringfügigen Anlässen sich ereifert und wettert, ja sogar in wüste Schimpfereien verfällt, eine Gewohnheit, die er selbst einmal in einem Briefe an Frauenstädt mit einem „gut gebrüllt, Löwe!" ironisiert hat. —

Daß vor allem persönliche Sympathien und Antipathien dazu drängen, einen bestimmten Standpunkt einzunehmen, ist ja eine alltägliche Erfahrung. Eltern verstehen und verzeihen auch die niederträchtigsten Handlungen geliebter Kinder, während persönliche Abneigung ein strenges moralisches Richten erleichtert. Wie grotesk wäre es den meisten vorgekommen, hätte man von Bismarck verlangt, er solle sich — wenn auch nur in momentaner Stimmung — in die Seele eines alten Achtundvierzigers versetzen, er solle auch ihn einmal als sittlichen, für seine Ideale charaktervoll kämpfenden und leidenden Menschen würdigen oder ihn auch nur als historische Kuriosität wie andere gel-

Digitized by Google

ten lassen. Meines Wissens hat er das nie getan; wohl aber hatte er für diese alten Kämpen Hohn und Verachtung und „pädagogische" Maßnahmen, während er sich andern gegenüber sehr wohl als der Verstehende und Begreifende zeigen konnte; auch solchen, die ihn stärker durch „Friktionen" reizten und größere Widerstände bereiteten, als dies die alten Fortschrittler zu tun die Macht hatten. Auch über die kleinstaatlichen Fürsten hat er gelegentlich in vertrautem Kreise die Schale seines Zorns entleert, wenn sie durch allzu ängstliches Geltendmachen ihrer Sonderrechte seine Pläne störten. Aber im großen ganzen trat er ihnen „psychologisch begreifend" und „historisch verstehend" gegenüber. Und um die „berechtigten Empfindlichkeiten" der hohen Herren zu schonen, hat er manchem Kompromiß und mancher halben Maßregel zugestimmt, die wenig nach seinem Herzen gewesen sein mögen. —

Oft ist der Standpunkt gewissen Menschengruppen — sozialen Klassen, Berufsständen, politischen Parteien — durch die Konvention vorgeschrieben, über die nicht mehr reflektiert und debattiert wird. Es versteht sich ganz von selbst, daß ein gewisser Typ des korrekten und schneidigen Mannes gegen die gutgemeinten und schwärmerischen Ideen eines Friedensapostels nur lächelnd und achselzuckend den Standpunkt des überlegenen Weltmanns hervorkehrt: „Was wollen Sie? Seit die Welt besteht, hat es immer Krieg gegeben; das wird auch immer so sein, solange Menschen Menschen bleiben und Neid und Haß und Mißgunst unter ihnen herrschen. Schließlich ist der Krieg doch auch ein Element der göttlichen Weltordnung. Der Kampf ist der Vater aller Dinge, der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner." So geht's weiter nach bekannter und bewährter Formel. Dieselben Personen aber, die so gelassen und weltmännisch über nationale Kriege zu reden wissen, finden zu anderer Zeit nicht Worte genug pathetischer Entrüstung über die „unser Volksleben schwer schädigenden" Lohn- und Klassenkämpfe, über die „gewissenlosen Hetzer" und Störer des holden Friedens und der süßen Eintracht im Volke. — Man versuche Personen dieser Art mit ihren eigenen Worten zur weltmännischen und verstehenden Betrachtungsweise zurückzuführen. „Wozu die Aufregung? Solange Menschen Menschen bleiben, wird es immer Klassengegensätze und Klassenfeindschaften geben. Neid hier, Herrschsucht und Habsucht dort sind nicht auszurotten. Das ist immer so gewesen und wird immer so bleiben. Auch der soziale Kampf ist schließlich ein Element der göttlichen Weltordnung. Entfesselt er nicht Opferwilligkeit, Solidaritätsgefühl und andere schöne Tugenden, die ohne ihn verkümmern müßten? Nein! — auch der soziale Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner." — Überredungsversuche dieser Art sind natürlich wirkungslos. Man wird belehrt, daß nationale und Klassenkämpfe die verschiedensten Dinge der Welt seien, worauf dann erneute Deklamationen folgen gegen die Hetzer, die die Volksseele vergiften, und Erbitterung und Zwietracht in die Reihen der Volksgenossen tragen. Jetzt ist nicht mehr der Kampf der Vater aller guten Dinge, sondern der Friede erscheint, wie bei Schiller, als „lieblicher Knabe" in rosigem Licht.

Digitized by Google

Aus Erfahrungen dieser Art muß man wohl schließen, daß es sich für den wohlgesinnten Mann ziemt, die internationalen Friedensbestrebungen immer nur vom Standpunkt des überlegenen „Weltmannes“ zu belächeln; daß es sich aber schickt, alle Sympathien mit den Lohn- und Klassenkämpfenden der Arbeiterbevölkerung vom Standpunkt des moralisch pathetischen und ermahnenden „Schulmeisters“ zu verurteilen.

Es ist nicht gerade erbaulich, durchschauen zu müssen, wie oft hinter dem Standpunkt der Beurteilung ein persönliches oder ein Klassen-Interesse steht. Nicht weil einer seiner Naturanlage gemäß auf dem begreifenden Standpunkt steht, verzeiht und rechtfertigt er eine Tat, sondern umgekehrt: weil er ein augenblickliches Interesse daran hat, eine Tat zu rechtfertigen und zu verzeihen, deshalb tritt er ganz instinktiv, ganz unbewußt, ganz aufrichtig und ehrlich auf den Standpunkt des Begreifenden und macht dann sich und andere glauben, dieser Standpunkt sei der allein angemessene, der höhere oder gar der einzig mögliche. Wobei ihm niemals einfällt, daß er wenige Stunden vorher ebenso naiv und kategorisch den moralisierenden Standpunkt vertreten hat, nur um eine Tat oder den Täter möglichst tief zu entwerten und zu verurteilen. Hat sich zum Beispiel ein Offizier zu einer Mißhandlung eines Untergebenen hinreißen lassen, dann pflegen die Berufsgenossen und ihr Anhang in schöner Übereinstimmung diese Handlung als erklärlich und begreiflich hinzustellen: „Man soll sich nur einmal in die Lage eines Vorgesetzten hineindenken, der mit einer Schar ungewöhnlich bornierter und widerspenstiger Rekruten zu tun hat, dem selbst Nachteile in seiner Stellung erwachsen, wenn er nicht in einer kurz bemessenen Zeit seine Leute ordentlich auszubilden weiß. Gerade der tüchtige und gewissenhafte Offizier gerät da leicht in einen Zustand der Reizbarkeit, und es gehört eine fast übermenschliche Selbstbeherrschung dazu, sich niemals zu Worten und Taten hinreißen zu lassen, die allerdings mit dem Buchstaben des Reglements nicht im Einklang stehen. Welcher Verständige wollte von einem jungen, temperamentvollen Herrn verlangen, er solle zwar im Felde höchste Schneid bewähren, aber auf dem Exerzierplatz die Lammsgeduld und Gelassenheit eines Pestalozzi entfalten?“ Mit der gleichen Selbstverständlichkeit treten aber die allem Militärwesen feindlich Gesinnten auf den moralisch pathetischen Standpunkt. Jeder demokratische Redakteur brandmarkt die Mißhandlung als unmenschliche Roheit, als abscheuliche, unverzeihliche Bestialität: wer nur ein wenig vornehm und anständig empfinde, sei unfähig, sich gerade an einem Wehrlosen zu vergreifen, der fast rechtlos der unbeschränkten Gewalt der Vorgesetzten preisgegeben sei. — Geschieht's aber umgekehrt, daß der bis aufs Blut gereizte Soldat sich in der Wut an seinem Vorgesetzten vergreift, dann ist mit einem Schlage rechter Hand, linker Hand alles vertauscht: der Begreifende wird zum Richtenden und der Richtende zum Begreifenden. Dort verurteilt man den Disziplinbruch als unerhörtes, nur durch drakonische Strafen zu sühnendes Vergehen; hier „erkennt“ man ihn als natürliche und entschuldbare Notwehr, ja als selbstverständliche, aus den Selbsterhaltungsinstinkten mit Naturnotwendigkeit folgende Reaktion.

Digitized by Google

Das strenge Pflichtgefühl und edle Pathos auf der einen Seite und das liebevolle Nachfühlen und Mitempfinden auf der anderen würde erfreulicher wirken, wenn es nicht fatalerweise so oft nur der Mantel der Parteilichkeit und eines persönlichen oder Klassen-Interesses wäre. —

Schopenhauer hat ein merkwürdiges Fragment hinterlassen. Das Werk sollte eine Technik der Disputierkunst oder, wie er es nannte, eine „eristische Dialektik" werden. Darin beabsichtigte er alle die zahlreichen und mannigfaltigen Kunstgriffe, Schliche und Schikanen zu sammeln, deren sich „die Leute, wie sie in der Regel sind", bedienen, um unter allen Umständen recht zu behalten. In seinem Nachlaß hat sich ein ganz ansehnliches Material vorgefunden. Doch hat er später die Arbeit zurückgelegt, weil eine „ausführliche und minutiöse Betrachtung der Schleichwege und Kniffe, deren die gemeine Menschennatur sich bedient, um ihre Mängel zu verstecken", seiner „Gemütsverfassung nicht mehr angemessen" war. Und nur einige Proben hat er im zweiten Bande der Parerga und Paralipomena veröffentlicht. Wäre es meine Aufgabe, diese noch ganz unvollständige Sammlung zu ergänzen, so würde ich unter andern auch das folgende „Stratagem" aufstellen:

Handelt es sich darum, eine moralisch anrüchige oder doch nicht ganz einwandfreie Sache zu verteidigen, so stelle man sich resolut auf den Standpunkt des Begreifenden. Hat man sie erst einmal als „erklärlich" und „entschuldbar" dargestellt, dann ist es leicht, den Anschein zu erwecken, als sei sie in jeder Hinsicht gerechtfertigt oder gar als gut und lobenswert erwiesen. Das Moralisieren der Gegner aber entwerte man überlegen lächelnd als in starrer Konvention befangen, als pedantisch, schulmeisterlich, beschränkt oder pharisäerhaft. — Kommt es aber umgekehrt darauf an, eine Sache herabzusetzen und zu verurteilen, dann stelle man sich auf einen möglichst erhabenen Standpunkt des Moralischen und betone gleich von vornherein im pathetischen Brustton, daß man in Fragen der Sittlichkeit allerdings strengen Grundsätzen huldige und nicht gewillt sei, Zugeständnisse an eine laxe, alles beschönigende und vertuschende Moralauffassung zu machen. Den Standpunkt des Begreifenden aber, den etwa der Gegner vertreten sollte, weise man als unentschlossen parteilos, lau und schwächlich zurück, und man deute an, daß die, welche immer alles verstehen und entschuldigen wollen, wahrscheinlich selbst Werg am Rocken haben und der Nachsicht bedürfen. Da jeder Standpunkt in seiner Art unwiderlegbar ist, wird man seine Position i m m e r behaupten können, — sobald man nur über die nötige Lungenkraft und Zungenfertigkeit verfügt.

Wo gestritten und debattiert wird, da ist es meist wenig anziehend, in die Winkel der Herzen hineinzuleuchten. Auch der sonst Wohlmeinende und anständig Gesinnte entfaltet niedrige Züge, wenn ihn die Leidenschaft packt, recht zu behalten. Man kann es Schopenhauer als Menschen gewiß nicht verübeln, daß er angeekelt seine Eristik beiseite legte. Aber ein „Philosoph" war auch er in diesem Augenblicke nicht. Es gibt ja immer ein Mittel, über einen solchen Ekel hinwegzukommen: man erfasse auch jene menschlichen, allzu mensch-

Digitized by Google

lichen Züge mit theoretischem Interesse erklärend und begreifend und habe dann die Entsagung und den Mut zu sprechen: „Homo sum, humani nihil a me alienum puto.“ K. O. Erdmann

Warum geben wir diesen Sätzen an leitender Stelle Raum? Der Verfasser wie wir selber könnten nicht schlimmer mißverstanden werden, als wenn man daraus den guten Rat herausläse: treib's nun so oder so, es ist alles eins und im Grunde alles gleichgültig. Als Auseinandersetzung der Tatsachen wie der Überzeugungen entwickelt sich die Kultur, und alles wird in ihr mitwirken, was in irgendeinem Sinne Kraft ist. Was zu tun uns unser Innerstes, unser „Gewissen“ drängt, das dürfen wir deshalb nicht nur, das müssen wir tun, wenn wir gerade uns nicht ausschalten wollen, die wir uns doch nicht für die Schlechtesten halten. Wir werden es so tun, wie der Imperativ in uns befiehlt. Aber auch der ist nicht starr, und wie er uns heute anderes und anders befiehlt, als unsern Ahnen vor dreihundert Jahren, so befiehlt er auch dem einzelnen anders, je mehr er die Welt um sich, je mehr er auch Freund und Gegner in ihren Zielen wie in ihren Gründen erfaßt — je mehr er wächst und je mehr er reift. Der Kampf der Kräfte wird nicht schwächer dadurch, aber er wird dadurch reiner. Ob der einzelne dann schließlich als „Erzieher“ oder als „Weltmann“ denkt und spricht, er denkt und spricht dann jedenfalls nicht nur als Herdentier, sondern als Mensch, der nach seiner Kraft sich selber erzogen hat.

Lose Blätter

Die Verlobte

Novelle von Hans Reisiger*

Der alte Herr Gorreluk hatte sich und seine drei noch unerwachsenen Töchter aus dem steinernen Getriebe der Stadt in das kleine Haus geflüchtet, das er sich weit hinter stillen Wäldern in der Nähe des Meeres aus Holz gebaut hatte.

Es war erst jüngst fertig geworden. Herr Gorreluk hatte die Pläne dazu selbst gezeichnet und insbesondere alle die Farben angegeben, mit denen die Grundflächen und Leisten an Wänden, Decken, Türen und Fenstern gestrichen werden sollten. Das Gesamtbild des Häuschens war jedoch nicht zuerst in seinem Kopfe aufgetaucht. Er hatte einst in einer Abendgesellschaft neben einem sehr berühmten Baumeister gesessen und flüchtig von seiner Absicht, sich ein stilles Haus zu bauen, gesprochen; worauf der sehr elegante, mit einer großen Glatze versehene Herr ein Glas Wein hinuntergestürzt, einen goldenen Bleistift hervorgezogen und auf die Rückseite seiner Tischkarte schnell die Umrisse eines kleinen Hauses gezeichnet hatte. Diesen unter den Lichtern einer großen Tafel bei Wein

* Aus Reisigers „Stillen Häusern“ (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M.), besprochen in der Rundschau dieses Heftes.

Digitized by Google

und Wechselrede zutage getretenen Schemen hatte Herr Gorreluk zu bannen gewußt. Er hatte das schmale Papier mit seiner feinen, gepflegten Hand von dem Damast aufgenommen und mit höflicher Erlaubnis des Baumeisters eingesteckt und wenige Wochen darauf den Bau begonnen.

Das Haus stand nun leibhaftig zwischen Wäldern und Wassern in reinen, herben Lüften da. Das ganze waldige Hinterland lag hügelig erhöht und zog sich auf der einen Seite in gewaltigem Bogen bis ans Meer, das man in der Ferne sehen konnte. Nach rechts hin war das Land frei und verwuchs heideartig fern in den Sand der Dünen.

Das Haus selbst war niedrig und abgesehen von dem Untergrunde und der Schornsteinwand ganz aus Holz. Das Dach war leicht nach beiden Seiten gesenkt und mit Torf bedeckt, in dem Gras und Unkraut wuchs. Ein Nebendach lag etwas tiefer, über dem Raum des Hauses, der als Diele eingerichtet war. Die Balken der Wände waren braun gebeizt; innen jedoch war alles Holzwerk in der größten Farbigkeit angestrichen, die durch keine überreiche Möblierung gestört war.

In der Ecke des Obergeschosses, mit der Aussicht nach dem Walde, lag die Behausung der drei Töchter des Herrn Gorreluk.

Wie im ganzen Hause, so waren auch hier Schränke und Betten in die Wand eingebaut. Jedes der drei Matratzenlager war von einer leichten, bis an die Decke reichenden Holzwand umgeben, deren oberer Teil von Stäben durchbrochen war, als ein jüngferlicher Traumkäfig. Jeder dieser Schlafräume hatte sein besonderes kleines Fenster. Das gemeinsame Hauptfenster, das an der Hinterwand des Hauses lag, war niedrig aber breit und licht, ohne vieles Leistenwerk, und ließ die grünen Sonnenschatten reichlich ins ganze Zimmer spielen. Der dünne Vorhang, der an der Seite hing, war aus weißem Stoff gemacht und mit großen, blassen Rosen leicht bestickt. Der Fußboden war mit einem hellen Mattenteppich bedeckt, in der Mitte stand ein runder Tisch, und an der einen Wand befand sich ein großer Spiegel, darin man sich ganz sehen konnte.

Die drei Töchter des Herrn Gorreluk mußten sich ihr Zimmer allein besorgen. Niemand im Hause durfte es ohne ihre Erlaubnis betreten, und der alte Herr Gorreluk hielt darauf, daß jedermann diese Klausur respektierte und sich im Falle eines Besuches der allergrößten Ritterlichkeit und Zurückhaltung befleißigte.

Die drei Fräulein Gorreluk betrieben ihre Kemenatenherrschaft in einer prinzessinnenhaften Manier und walteten der Wonnen des Refugiums mit großer Würde. So löste sich für sie, ihrer Natur und ihrem Alter gemäß, aller Widerstreit zwischen zu großer Scheu und einer bloß gesellschaftlichen Sicherheit in einer Art Spiel.

Das Wesen der drei Mädchen war dem ihres Vaters fremd. Der alte Herr Gorreluk war ein äußerst feiner und ritterlicher Mann, von sehr zarter Gesundheit, mit einer hohen, schmalen Stirn und elegant geschnittenem weißen Vollbart. Er bewegte sich mit sicheren und durchaus achtungfordernden Manieren und war sich der tausend winzigen Balancierungen der Kräfte im Verkehr der Menschen wohl bewußt. Aber er war sich ihrer ein wenig zu bewußt; er hatte es sich angewöhnt, sein Benehmen in vielen Fällen immer erst ein wenig im voraus zu memorieren, und war allmählich in einen leichten Nebel von Affektiertheit hineingeraten.

Digitized by Google

Seitdem er, nach dem Tode seiner Frau, unmerklich einsamer und gleichgültiger geworden war, war diese Unnatürlichkeit nur noch wie ein schwaches, etwas süßliches Parfüm an ihm haften geblieben.

Die verstorbene Frau Anna Gorreluk war von einer seltsamen Schönheit gewesen. Von Kind auf an alle Arten von Sport gewöhnt, hatte sie bis zu ihrem frühen Tode kräftige, rassige, elegante Glieder gehabt, eine sonnig braune Haut im Gesicht und am ganzen Leibe, frei von jedem Makel; auch nicht einer Zehe Glied, auch nicht ein Fingernagel war verbildet oder verdrückt. Sie trug enggeknotet eine Fülle schwarzen Haares über einem schlanken, starken Nacken; dabei hatte sie seltsam verlockende, feuchtschimmernde graublaue Augen und einen etwas vortretenden, weichen und sinnlichen Mund.

Als sie aus den riesigen, aber kargen Ebenen der Besitzungen ihres Vaters in das Haus des Herrn Gorreluk in die Stadt gezogen war, hatte sie sich zuerst wie eine Gefangene gefühlt. Hier, wo alles reich und weich war, wo man mit engem Prunk und erstickenden Genüssen die Freiheit und Kraft des Körpers tötete, wo man selbst leibliche Übungen nur als Gelegenheit zu neuen Modetorheiten benutzte, hier verging ihr die Lust, ihre alten Gewohnheiten auf eine kümmerliche Art weiterzutreiben. Sie mochte nicht im Stadtpark elegant spazieren reiten oder die kläglichen, geschniegelten Rasen- und Ballspielchen der Großstadt betreiben oder in Badeanstalten, in denen alles aufs Schönste eingerichtet ist und nur das Wasser mulmig und kümmerlich fließt, ihren an die blanken, kalten Seen ihrer Heimat gewöhnten Körper baden. — Sie zog sich lieber ganz zurück. Sie begnügte sich mit ihrem Haus und mit einsamen Spaziergängen, zu denen sie freilich auch immer erst weit hinausfahren mußte.

Infolge dieser Veränderung kam allmählich immer mehr die große Weichheit zum Vorschein, die im Grunde ihr Wesen war. Sie war eine an Leib und Seele für die Liebe geschaffene Frau. Und als sie an der Geburt ihrer dritten Tochter starb, war sie noch im Zwielichte des Todes von einer wilden, wehen, verlockenden Schönheit. In der grauen Morgenstunde, die wider aller Erwarten schon ihre letzte war, war sie noch einmal ganz allein. Die Wärterin schlief. Das Fenster war ein wenig offen, und sie witterte blind die neblige Luft wie einst als Mädchen auf manchem Morgenritt in den weiten Feldern ihres Vaters. Sie dachte nicht an ihren Mann und nicht daran, daß sie drei Kinder geboren hatte, von denen sie fort müßte; es war ihr nur, als ob sie nun wieder einmal frei auf ihrem treuen Pferde in den Rauch der Frühe, in das weite Rund der Erde hineinreiten dürfte, in die frische, scharf und kühl duftende Leere des Paradieses, das schwarze Haar eng überm Nacken geknotet, die Augen schimmernd in die Ferne gerichtet, den Mund leicht geöffnet und die Flanken ihres nackten Gaules fest umschließend mit den braunen, blanken Gliedern.

Dies lag nun alles jahreweit zurück. Frau Gorreluk hatte ihren Töchtern ihre schönen, gesunden Glieder vererbt und Haar und Mund und Augen. Nur Marie, die zweite, war blond; auch waren ihre Züge, besonders der Mund, weicher und begehrlicher, als die der andern beiden.

Man war noch im Spätwinter in das Haus eingezogen. Die erste

Digitized by Google

Zeit über war es bitter kalt gewesen, denn die Öfen heizten schlecht und mußten ihr bißchen Wärme verblasen lassen von den gewaltigen Winden, die scharf und stetig gegen den Wald herwehten. Man wickelte sich allerorten in Decken ein und saß tagsüber in dem einzig möglichen heizbaren Aufenthaltsort, dem Eßzimmer. Trotz dem schlechten Wetter unternahm jedoch Herr Gorreluk jeden Tag einen längeren Spaziergang mit seinen Töchtern, von dem nur die blonde Marie sich manchmal ausschloß, weil sie leicht von Erkältungen des Halses befallen wurde. Man wanderte alsdann ziemlich schweigsam über die nassen oder leicht wieder überfrorenen Wege dem Ende des Waldes zu, vielleicht zwei, drei Stunden im Bogen und wieder zurück. Herr Gorreluk pflegte dann in seiner liebenswürdigen, ritterlichen Art dies und jenes seinen Töchtern zu zeigen oder sich selbst bei ihnen nach diesem oder jenem zu erkundigen; denn sie hatten von ihrer Mutter die starke Witterung für Verhältnisse und Erscheinungen der Natur geerbt. Bei der jüngsten, die Anna hieß, war diese Fähigkeit des Spähens und Gewahrens sogar als bleibender Zug in ihrem Gesicht ausgeprägt, das dadurch etwas Scheues, Wildes, Rehhaftes bekam. Nicht als ob etwa ein besonderer Sinn für das Naturforschen den Fräulein zu eigen gewesen wäre und sie mit großer Kenntnis von hundert Ordnungen, Familien und Gattungen brilliert hätten. Vielmehr waren sie darin höchst unwissend. Nur etwa jungen Tieren glichen sie, die selber mit draußen leben und ihren Instinkt gebrauchen.

Am Abend saß man im Eßzimmer noch beisammen, und meistens sangen die Fräulein dann dreistimmig viele Lieder. Manchmal gab auch Herr Gorreluk einen etwas undeutlichen Baß dazu; es kostete ihn jedoch immer, wenn auch unbewußt, eine leise Überwindung und er wunderte sich, wenn auch unbewußt, immer ein wenig über die Leichtigkeit und Natürlichkeit, mit der die Mädchen sangen, und hörte lieber, freundlich die Zeitung lesend, zu.

Das Zimmer der drei Fräulein stand diese ganze Zeit über am Tage kalt und verlassen da; und vor seinen Fenstern bewegten sich in der Nähe melancholisch die nassen Fichten, die weiterhin anstiegen, durchsetzt von dem Rauch der kahlen Lärchenbäume. Manchmal strich Phylax, der Hund, dort am Rande und im Gestrüpp umher, das schwarze, zottige Fell naß und voll alter Blätter. Aber sonst kam dort niemand vorbei.

Nur am Abend wurde es in dem Zimmer lebendig. Dann erschien zuerst Fräulein Martha Gorreluk, die älteste, die Lampe in beiden Händen haltend. Sie wurde im nächsten Sommer siebzehn Jahre alt und war vielleicht die schönste von den drei Schwestern. Sie war, wie das zuweilen den „ältesten Schwestern“ so geht, über ihre Jahre hinaus „vernünftig“ und hatte als einzige von den dreien einen kleinen Anflug von Hausmütterlichkeit. Aber nur einen Anflug. Denn sonst war sie in jeder Bewegung und in jedem Ausdruck ihres Gesichtes ganz von der wildflüchtigen Art ihrer Schwestern.

Als letzte pflegte die blonde Marie die Treppe heraufzukommen, und mit ihr tapsend Phylax, der Hund, seinen dicken Kopf neben ihren Knien. Wenn dann die Lampe in der Mitte des Tisches stand und mit ihrem Schein der Melancholie des Waldranddunkels draußen Widerpart hielt, und Fräulein Anna das Zubettgehen damit eröffnete, daß sie sich gähnend auf einen Stuhl setzte, und Phylax sich draußen vor der Tür auf

Digitized by Google

seinem Lager zurechtgedreht hatte, und man mit den immer gleichen Hantierungen sich für Schlafen und Träumen herrichtete — wenn endlich Fräulein Martha die Lampe auslöschte und im langen Nachthemd auf bloßen Füßen als letzte in ihren Verschlag schlüpfte, und alsbald die Dunkelheit im Zimmer umging — dann schien alle Welt durch die Wälder und Finsternisse des Märchens abgeschieden von dieser leichten Behausung, die da im Dunkel lag, wie ein Rehgatter im Forst.

Das kalte und nasse Wetter dauerte bis in den Mai hinein fort. Eines Tages wurde es plötzlich bei bedecktem Himmel warm, und den Morgen darauf war leuchtender, blauer Frühling.

Bei so schnellem Umschlag des Wetters scheint es immer bald, als läge die vorige unwirtliche, graue Zeit wer weiß wie lange schon zurück. Es dauerte nicht lange, so war das ganze kleine Haus durchlüftet und der letzte Rest matter Luft aus den Stuben hinweggeflutet von den Strömen Wärme, die man durch Türen und Fenster hereinließ. Bei diesem luftigen Scheuerfest verschwanden auch immer mehr die winterlichen Tücher und Kleider, und die Fräulein Gorreluk ließen sich in hellen Blusen sehen, und auch Fräulein Marie trug keines ihrer gewohnten feinen Tücher mehr um den Hals, sondern ließ sich die Sonne darauf scheinen. Man lief den ganzen Tag draußen herum und interessierte sich für alles, was die Erde trieb. Man hatte in dem kleinen Garten tausenderlei zu tun. Und wenn man aus der lebendigen Frische draußen ins Haus trat, so fand man hier wiederum allerhand herzurichten, zu säubern und zu schmücken. Zu keiner Jahreszeit versetzt uns der Wechsel von draußen und drinnen mit seinen kaum merklichen Luftveränderungen so in eine Art Fieber wie im Frühling.

Fräulein Anna Gorreluk zeichnete sich in dieser Zeit durch einen besonderen Appetit aus, während bei Fräulein Marie der Beginn der warmen Jahreszeit sich eher entgegengesetzt bemerkbar machte. Was den alten Herrn Gorreluk angeht, so ist zu sagen, daß er sich in den hellen, leichten Jacken, die er jetzt trug, viel wohler fühlte als in Winterkleidung. Er hieb sich dann gerne einen leichten Filzhut auf den Kopf und verließ, flüchtig vor dem Spiegel mit seiner gepflegten Hand über den weißen, kurzgeschnittenen Vollbart streichend, schon am frühen Vormittag das Haus zu einem längeren Spaziergang, von dem er dann immer sehr aufgeräumt und manchmal fast mit kindlicher Ausgelassenheit und Freiheit zurückkehrte, die allerdings nicht allzulange anzuhalten pflegte. Er nahm gewöhnlich auf diese Spaziergänge Phylax, den Hund, mit; wenn es dann der Zufall fügte, daß gerade beim Fortgehen Fräulein Marie sich sehen ließ, so wollte der Hund nicht mitlaufen, und es kostete immer langes Zureden oder irgendeine rasche List, um ihn von dem blonden Mädchen wegzubringen; was dem alten Herrn Gorreluk manchmal sogar ernstlich die Laune verdarb.

Fräulein Martha Gorreluk war in dieser Zeit am meisten beschäftigt. Denn sie wurde viel mit Fragen in Anspruch genommen, wie dies oder jenes im Hause zu erledigen sei. Nicht etwa als ob sie die Hausfrau gemacht hätte. Vielmehr riet oder ordnete sie alles ganz in ihrer flüchtigen Art, immer halb fragend und wie zu einem Versuch oder Spiel. Sie trieb sich deshalb auch nicht weniger als die andern draußen herum.

Digitized by Google

Aber jeder hätte, trotzdem sie nur wenig älter war als Fräulein Marie, doch merken können, daß sie die älteste sei.

Der Frühling war in diesem Jahre wärmer, würziger, fieberhafter als je. Tage um Tage gingen vorüber, immer gleich leuchtend, wie Wellen. Die Luft war stark und zehrend und müdemachend. Nur in den Wäldern hielt sich die Kühle. Bei Herrn Gorreluk fanden sich ab und zu Gäste aus der Stadt ein, die zwei, drei Tage blieben und dann wieder verschwanden.

Bei einem dieser Besucher jedoch stellte es sich heraus, daß er alle andern mit der Zeit überdauerte. Dies war der alte, liebenswürdige Herr Klemens Schnurrian.

Herr Klemens Schnurrian pflegte sich selbst mit bedrohlicher Miene einen „Forscher" zu nennen. Er hatte viele Reisen gemacht, von denen er immer wieder braun gebrannt und lustig nach Europa zurückgekehrt war. Erforscht hatte er wohl eigentlich nur die Schönheit der Weiber aller Erdenländer. Er hatte eine tief gegründete Liebe zur Kunst und war im ganzen bei aller Sicherheit und gewandten Liebenswürdigkeit ein Ehrfurcht hegender Mensch.

Herr Schnurrian hatte sich die Zuneigung der Fräulein Gorreluk in hohem Maße gewonnen. Er gehörte zu den Männern, denen gegenüber sich eine Frau eigentlich niemals fremd fühlt. Er hatte die leichte und elegante Manier in allen Bewegungen, besonders der Hände, die die Frauen auch eine gewisse körperliche Scheu unmerklich vergessen macht. So liebte es das Fräulein Anna Gorreluk, bei allen Spaziergängen sich flüchtig in seinen Arm zu hängen, ja er hatte ihr sowohl wie Fräulein Martha lachend als guter Onkel feierlich einen Kuß gegeben.

Als Herr Schnurrian etwa einen Monat lang zu Besuch war, hielt er eines Tages bei Herrn Gorreluk um die Hand seiner Tochter Marie an. — Der alte Herr Gorreluk war sehr überrascht, wurde sehr verlegen, zuckte sehr nervös mit den Augen und strich sich wiederholt mit der Hand über seine hohe, schmale Stirn und seinen wohlgepflegten weißen Bart und fragte nach einigen höflichen und freundschaftlichen Worten schließlich, ob denn Herr Schnurrian schon mit Fräulein Marie gesprochen habe; das käme ihm so gänzlich unerwartet. Herr Schnurrian erwiderte, er habe sich zuvor der väterlichen Zustimmung Herrn Gorreluks versichern wollen und hoffe zuversichtlich, daß Fräulein Marie, obwohl sie ja noch so sehr jung sei, seine Hand nicht ausschlagen werde. — Ja, sie sei ja noch so sehr jung, erwiderte Herr Gorreluk, und er habe das nicht erwartet; aber er wolle seiner Tochter nicht in Dingen der Liebe Vorschriften machen. Herr Schnurrian möge nur zusehen, ob ihn seine Hoffnungen nicht täuschten.

Herr Schnurrian verließ darauf trotz strömendem Regen das Haus und machte einen weiten Spaziergang, von dem er mit nassen Kleidern und Haaren zurückkam. Er stieg mit großen Schritten zu seinem Zimmer hinauf, um sich schnell umzukleiden. An der Treppe jedoch traf er Fräulein Marie, die soeben aus der Stube kam. Er grüßte sie sehr hastig und bat sie, einen Augenblick in ihr Zimmer eintreten zu dürfen, er müsse ihr etwas sehr Wichtiges sagen. Seine kurzgeschnittenen, schon

Digitized by Google

leicht ergrauten Haare waren ganz naß und seine braunen Wangen waren gerötet. Seine Augen glänzten wie die eines Jünglings, und die Hände zitterten ihm vor Erregung.

Fräulein Marie sah ihn etwas verwundert an und ging dann freundlich ein paar Schritte zurück und öffnete die Tür. Sie hustete ein wenig und hatte den Hals leicht mit einem seidenen Tuch verbunden. — Die zarten Vorhänge mit den großen Rosen waren von dem breiten Fenster zurückgeschoben und man sah die Nässe an den Scheiben herabgleiten und -perlen. Auf dem runden Tisch stand eine dicke, graue, topfartige Vase voller Blumen.

Einen Augenblick, ehe Herr Schnurrian zu sprechen anfing, war es ganz still in der Stube. Und in diesem Augenblick schien es, als ob eine leichte, feine Verzauberung vor sich ginge. Herr Schnurrian, der nun so lange in dem Hause war und die drei Fräulein und ihren Vater so gut kannte, fühlte sich mit einem Male ganz seltsam beirrt, als er das blonde Haar dieses schlanken, ganz jungen Mädchens in dem verschleierten Regenlicht so nahe vor sich glänzen sah. Und als sie ziemlich heftig husten mußte, und er das Tuch um ihren Hals sah, stieg eine unsinnige, heiße Zärtlichkeit in ihm auf. Die Sprache versagte ihm wie einem jungen Manne, den zum erstenmal die Liebe überwältigt, und er erlebte blitzartig in seiner Phantasie eine Art exaltierter Szene, voll rücksichtsloser, überströmender Hingabe und Güte und Begierde.

Alles das ging so rasch in ihm vor, daß Fräulein Marie Gorreluk das kleine Schweigen kaum besonders gewahr wurde. Mit den ersten Worten, die er sprach, bezwang Herr Schnurrian das seltsame Fieber, und er vermochte den Ton zu finden, den er finden wollte.

Fräulein Marie hörte ihm zuerst sehr verwundert und mit leise geöffnetem Munde zu. Als sie jedoch verstand, worum es sich handelte, wurde sie plötzlich ganz rot bis an die Stirn und zog an ihrem Halstuch. Der Knoten ging auf, und das Tuch lockerte sich, und sie zog es verwirrt ganz herunter und wurde von neuem rot, als ob sie etwas Ungehöriges getan hätte. Ihre Verlegenheit erschien um so hilfloser und kindlicher, da sie die Augen nicht niederschlug, sondern Herrn Schnurrian gerade anblickte, jedoch so, als ob sie ihn gar nicht recht sähe, sondern selbst durch flüchtige, verschleierte Spiegelungen in ihrem Auge geblendet und beirrt würde.

Herr Schnurrian sah wohl, daß sie jetzt nichts sagen oder tun würde, was ihm antworten sollte. Er selbst aber fühlte sich jeder galanten Wendung, die Entscheidung aufzuschieben und das Gespräch zu beenden, unfähig. Wider sein besseres Bewußtsein, und alle Worte, die er noch vorbrachte, als falsch und tonlos empfindend, beharrte er auf seiner dringenden Frage.

Marie Gorreluk, so bedrängt, bemühte sich, irgend etwas hervorzubringen. Aber indes sie noch nach Worten suchte und das Tuch in ihren Händen hin und her zog, machte Herr Schnurrian seinen Reden mit einem Mal ein Ende und nahm, wie er schon so viele Frauen genommen hatte, nun selber zitternd, Fräulein Gorreluk in seine Arme.

Die Verlobung wurde im ganzen Hause sehr bald als etwas ganz Natürliches betrachtet. Fräulein Marie selbst hatte sich in ihrem Wesen

Digitized by Google

so wenig verändert, daß auch die anderen nach der ersten Überraschung sich ganz von selbst in das neue Verhältnis fanden. Herr Gorreluk vor allem, der die Dissonanzen dieser ganzen Vorgänge wohl gedämpft zu vernehmen glaubte, war, innerlich verlegen und widerstrebend, doch in der gewohnten Weise freundlich und liebenswürdig.

Mit ihren Schwestern sprach Fräulein Marie weder über die Begebenheiten der Verlobung noch über irgendwelche Zukunftspläne. Sie war in dieser Zeit sehr viel krank und mußte meist wegen Erkältungen im Bett liegen. Deshalb hatte man auch eine eigentliche Feier der Verlobung immer wieder verschoben. Überhaupt war sowohl Herr Gorreluk als auch Herr Schnurrian solchen Veranstaltungen abgeneigt.

Eines schönen, warmen Augusttages aber, als sich zufällig einige Bekannte im Hause zusammengefunden hatten, kam es doch zu einer kleinen Festlichkeit.

Fräulein Marie, die noch den Tag zuvor im Bett gelegen hatte, stand früh ziemlich blaß und müdegeschlafen auf. Die Schwestern waren schon unten, und die Stube war noch unordentlich von ihrer Toilette. Die Sonne schien schräg über den Tisch. Fräulein Marie zog sich ein weißes Sommerkleid an und ging dann langsam hinaus und die Treppe hinunter.

Während des ganzen Tages war Herr Schnurrian im Innersten bewegt. Er behandelte seine junge Verlobte mit der erlesensten Ritterlichkeit und unterhielt sich lange, mitten unter den anderen Gästen, fast ausschließlich mit ihr, erzählte von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen, entwickelte kluge Ansichten über Länder und Völker, und er fand, wie kaum noch je, die richtigen Farben und warmen Worte, so daß sich oftmals dunkle, bunte, wandelnde Prospekte, gleichwie Einblicke in sein eigenes Wesen, aufzutun schienen. Dabei war es oft, wenn Fräulein Marie ihm leise und halb fragend etwas antwortete und mit der Hand dabei irgendeine kleine, helfende Bewegung machte, als ob ihm die Tränen plötzlich in die Augen stiegen und er nur mühsam seine überquellende Zärtlichkeit zurückhielte.

Keiner der Gäste konnte umhin, sich immer wieder vorzustellen, daß dieser liebenswürdige, weitgereiste, ältere Herr nun dieses ganz junge, freundliche, aber wie durch einen seltsamen Zauber entfremdete Mädchen sein Eigen nennen würde. Ein jeder empfand das scheu Verlockende, das von ihr ausging; diesen Duft, der aus den Flechten ihres mattblonden Haares, aus jeder Falte ihres weißen Kleides zu wehen und in der zarten Muschel ihrer geschlossenen Hand zu schlummern schien. Und jeder, der seine Sinne ein wenig länger bei diesem Zauber verweilen ließ, fing an, leise die schwere, süße Unruhe mit zu empfinden, die Herrn Schnurrian heimlich verzehrte.

Der Tag ging in Plauderei und Spielen schnell hin, und man fand sich am Abend in leichter Weinstimmung im Garten bei einer großen Bowle zusammen. Es war das kein eigentlicher Garten; Herrn Gorreluks Besitzung war nur durch den Wald und einen Feldweg in der Ferne begrenzt, und bloß um das Haus herum waren ziemlich ausgedehnte dichte Gebüsche und geschützte Wege angelegt und allerhand Blumen und Kräuter gepflanzt.

Der Himmel flammte im kühlen Licht von Millionen Sternen über

Digitized by Google

dem Dunkel der Erde, das alle Farben und Körper in schwarzen Silhouetten gebannt hielt. Man plauderte leicht und vergnüglich durcheinander im Licht der zwei kleinen Windlampen, die Fräulein Martha Gorreluk selbst herbeigebracht und angezündet hatte. Fräulein Anna hatte sich einen leichten Schwips aus dem einen Glas Bowle getrunken, das man ihr bewilligt hatte; es schien, als ob sie wie ein kleines Nachttier jetzt erst mit einem Male wach und munter geworden sei, und als ob aus den verdunkelten Büschen und dem Wehen der weichen, melancholisch durchsungenen Nacht ein seltsames Leben ihr zuströmte. Ihre Augen glänzten wie in einem gespiegelten, matten Licht, und immer, wenn sie lachenden Mundes sich das Haar hastig von der Stirn wegstrich, waren ihre Bewegungen von einer fremden, indischen Grazie und Leidenschaftlichkeit.

Auch Fräulein Marie Gorreluk wurde mit zunehmender Dunkelheit lebhafter. Sie hatte den Schal, den ihr Herr Schnurrian um ihren bloßen Hals gelegt hatte, heruntergezogen und ließ es sich gefallen, daß ihr Bräutigam, der im Schutze dunkler Blätter den Arm auf die Lehne ihres Stuhles gelegt hatte, mit seiner leichten Hand ihren Nacken streichelte. Es schien, als ob sie in dieser verkleinerten, umdunkelten Welt, die der Lampenschein und das Gespräch der hier und da behaglich Sitzenden und der Duft der Bowle erfüllte, sich wohlig fühlte wie eine Nixe im Teich und nur flüchtig von Zeit zu Zeit hinlauschte auf die sehnsüchtigen, seltsam gezogen singenden und zirpenden Stimmen draußen in der kühlen, feuchten, grenzenlosen Nacht.

Dann sah sie sich nur wie im Traum in ihrer Stube, wo sie sich ihre Jacke holte. Das beirrende Licht des Nachthimmels schien durch das breite Fenster. Der Vorhang war auf der einen Seite vorgeschoben, und die großen Rosen zeichneten sich farblos, wie ohne Blut, darauf ab. Durch den offenen Flügel sah man draußen den nah und drohend beglänzten Waldrand; und als Fräulein Marie den dunkeln, knackenden Schrank aufmachte, in dem alle ihre Kleider hingen, zitterte sie vor Furcht.

Unten, zwischen den dunkeln Gebüschen, traf sie ihren Verlobten.

Herr Schnurrian, der nur mit widerstrebenden Händen Fräulein Marie für diesen kurzen Augenblick weggelassen hatte, war aufgestanden und abseits von dem geselligen Kreise gegangen.

Als er nun hier, wo es durchdringend nach Erde und feuchter Rinde roch, die wenigen Minuten mit leeren Händen allein hin und her gegangen war, spürte er plötzlich einen jähen Andrang seines Blutes und glaubte zu fühlen, wie ihm eine warme Welle über sein klopfendes Herz flutete, als er Fräulein Marie ganz nah in denselben Weg biegen sah.

Er hielt sie mit zitternden Händen auf. Sie hatte die Jacke übergezogen, und nur der Streifen, wo diese vorn offenstand, und der Rock leuchteten im Dunkeln. Sie stand, vom schnellen Gehen und von dem leichten Schrecken tief atmend vor ihm; er fühlte den Hauch ihres Mundes und legte, wie unter einem unwiderstehlichen Zwange, seine Hand an den Gurt ihrer Taille. Fräulein Marie, wie in plötzlicher Angst, halb noch vor dem gespenstigen Anhauch ihres Zimmers, wollte rasch an ihm vorbeieilen, dabei bog sich ihr Kopf in unwillkürlichem Ausweichen zur Seite, und ihre Taille legte sich wider Willen noch fester in die Hand, der sie entgehen wollte. Und Herr Schnurrian, in plötzlicher, wildester Begier, riß sie brutal an sich, indes er ihren abgewendeten Mund

Digitized by Google

und ihren zurückgezogenen Hals mit Küssen fast erstickte. Sie wollte sich wehren, aber er zog ihr die Arme über dem Rücken zusammen und hielt sie so fest. Sie wand sich in seinen Händen. Ein plötzlicher, heftiger Husten schüttelte sie und nahm ihr die Kraft. Herr Schnurrian, vollends berauscht durch die Bewegungen ihres Körpers, in jämmerlicher Ratlosigkeit, vergaß, wo er sich befand und wer er war, und wie irr von einem unablässig höhnenden Ton hatte er nur noch einen Gedanken.

Aber im letzten Moment — sei es, daß die furchtbare Spannung seiner Nerven eine Sekunde nachließ oder daß das Mädchen zu einer verzweifelten Anstrengung alle Kräfte zusammennahm — gelang es ihr, sich kurz wegzureißen und sich seinen hastigen und rücksichtslosen Händen zu entziehen und fort ins Haus zu entfliehen.

Herr Klemens Schnurrian blieb wie betäubt in dem dunkeln Wege stehen. Er sah dieses fremde, blonde Mädchen, das eben noch als seine Braut friedlich neben ihm gesessen hatte, in wilder Hast, die Jacke zurechtzerrend, vor ihm ins Haus fliehen.

Von ferne klangen die vergnüglichen Stimmen der Weinrunde herüber, und der Schein der Lampen leuchtete durch die Zweige. Und Herr Schnurrian begann, die Hände geballt, gesenkten Kopfes auf und ab zu gehen, und es war ihm fast zumute, als befände er sich hier in den dunkeln Gängen eines Traumes. Er fing an, mit aller Energie sich sein Tun vorzustellen und Wahrheit und Falsches in seinem Verhältnis zu Fräulein Marie Gorreluk zu erfassen. Er kam in seiner Erregung zu keinem Ende, so oft er auch immer wieder von neuem anfing zu denken. Aber er fühlte immer deutlicher, daß er, zärtlich verlockt durch etwas, was er sich nicht erklären konnte und was ihm nun so ganz seltsam fremd erschien, eigentlich niemals an eine Zukunft mit diesem Mädchen zusammen klar gedacht habe; und er begann halb unbewußt zu verstehen, weshalb sein ganzes Empfinden hier so ratlos fast in eine Art verzweifelten Vernichtungstriebes abgeirrt war.

Er empfand aber zugleich, daß alles das viel zu unbestimmt in ihm durcheinander spräche, als daß er es zu irgendeiner Entschuldigungsrede formen könnte, und empfand auch die tiefe Lust, die wir manchmal in Träumen haben, schnell und heimlich alles das zu beenden und sich in die gemütliche, männliche Freiheit seiner gewohnten Lebensweise zu retten. Er kam daher, so abenteuerlich ihm das auch zuerst erscheinen wollte, zu dem Entschluß, gar nicht mehr in den Lichterkreis da drüben zurückzukehren, sondern sofort in sein Zimmer zu gehen, seinen reisegewohnten Handkoffer zu packen und unter Zurücklassung eines Briefes, der die Ehre des Fräuleins Marie unantastbar sicher stellte, geradenwegs aus dem Hause und auf die Bahnstation zu gehen und davonzufahren.

Fräulein Marie Gorreluk kam, ohne daß jemand sie sah, in ihre Stube. Sie schob den Riegel vor und blieb dann aufatmend stehen. Der gespenstische Zauber des nächtlich beschienenen Zimmers, des breiten Fensters, hinter dem ungewiß und doch wie in drängender Nähe und Deutlichkeit der Wald lag, dieser Zauber, der sie soeben noch mit Furcht erfüllt hatte, schien sie jetzt zu beruhigen und zu kühlen. Sie stand hinter dem Tisch, leicht an seinen Rand gelehnt, und strich sich mit erhobenen

Digitized by Google

Händen das Haar zurecht. Dann, mit einer mädchenhaften Bewegung, stützte sie die Hände an ihre Taille und stand so lange, den Kopf etwas gesenkt, aber doch unverwandt, die Augen von der beglänzten Kühle draußen festgebannt. Und je länger sie so ruhig stand, um so sicherer regelte sich ihr Atem und glänzten ihre Augen. Es schien, als zöge sie leicht die Luft, die durch das Fenster strömte, mit ihren ein wenig geöffneten Lippen ein und schmeckte sie auf ihrer Zunge. Schließlich nahm sie mit schneller Bewegung — einer Bewegung voll jener fremden Grazie — die Glocke von der Lampe, die schon auf dem Tische stand, und machte Licht, so daß das bunte Holz der Wände freundlich aufleuchtete. Darauf schloß sie das Fenster und zog den Vorhang ganz zu und begann, wie alle Abende, sich auszukleiden. Während sie aber sonst, schon ehe sie ganz fertig war, ihr langes, auf dem Bett bereitliegendes Nachthemd sich über den Kopf anzog, ließ sie es diesmal ruhig liegen und nahm die Lampe mit beiden Händen und stellte sie neben den großen Spiegel und fing an, in aller Ruhe und doch bis in ihr innerstes Wesen von einem seltsamen Leben erregt, sich, aller Hüllen bloß, in dem halbdunkeln Glase zu betrachten. So, indes ihr schöner Körper die Zaubereien von Licht und Schatten auffing, und selbst wie in einen lieblichen, rätselhaften Rhythmus bannte, stand sie sehr lange unbeweglich vor der glänzenden Tiefe, die ihr Bild barg. Welt und Wirklichkeit verging halb vor ihren Sinnen, und es wurde ihr zumute, als stände sie hier so, wer weiß wo, bewegungslos und doch bewegt, verlockend und unnahbar selig, wie auf einem perlmutterfarbenen Schiffe gleitend, und ihr zur Seite flöge mit leichtem Flügelschlag ein großer, schöner Vogel, dessen Hals und Schweif und Fittiche von lauter goldenen Federn glänzten, die im Fliegen fein und tönend sängen, indes seine roten Füße sich wie die eines Wappenvogels zusammenkrallten und seine runden, glühenden, klugen Augen unbewegt und stolz in die Weite vorausschauten, die silbern vor ihnen beiden dämmerte.

Rundschau

Allgemeineres

Leben und Gespenster

Der grundlegende Unterschied aller zukünftigen Weltanschauungsentwürfe von den früheren wird der folgende sein müssen.

Alle bisherigen Weltanschauungen gingen von irgendeiner bestimmten Erkenntnis aus und folgerten von daher eine zusammenhängende Theorie Himmels und der Erde, darin das doppelte Ideal herrschte: 1. daß alles logisch widerspruchslos sei und womöglich auseinanderfolge und 2. daß möglichst kein Plätzchen der Welt frei bleibe, das nicht seinen bestimmten endgültig festgelegten Ort im System des Ganzen habe.

Diese Art Weltanschauung ist für uns unmöglich geworden. Wir sind zu empfindlich für die Eigenart der einzelnen Erkenntnisströme geworden.

Wir sind nicht nur Augentiere. Stellen wir uns vor, wir wären es. Die Welt läge da, wie sie liegt in Sonnenschein und Sturm. Aber den Sturm hörten wir nicht, den Sonnenschein fühlten wir nicht. Die Welt wäre stumm und unantastbar. Gewiß, sie würde nicht einmal so aussehen, denn Augen, denen kein

Digitized by Google

Gehör, kein Tastgefühl zur Seite gegangen wäre, hätten sich nicht so entwickelt. Nur um überhaupt einen Begriff von dem zu bilden, was eine Welt wäre, von einem Sinne allein wahrgenommen, setzen wir es einmal so. Oder setzen wir, wir wären allein gehörbegabt. Die Welt ist verschwunden. Wir hören nur noch. Das Brüllen der Tiere, das Sausen des Sturmwinds, und unaufhörlich um uns her ein Sprechen. Oder wir tasteten allein. Wir fingerten, was wir uns mitzuteilen hätten, uns an den Armen zu, den Armen, die wir nicht sähen. Es ist nicht auszudenken: gespenstische Welten.

Aber derart gespenstische Welten suchte man im Geistigen zu bauen.

Einseitig religiöse Welten, in denen alles mit Geistern und geistigen Mächten gefüllt ist. Du weißt nicht mehr, ob du noch mit deinem Nächsten sprichst, es könnte ein unreiner Geist von ihm Besitz ergriffen haben und aus ihm sprechen. Und das Feuer brennt nicht mehr, wenn ein Gottesurteil berufen wird. Und die Entfernung trennt nicht mehr, wenn deine Gebete wirksam werden. Vom Himmel spricht es, und alles Geschehen wird bedeutungsvoll und will nicht sich selbst, sondern ein Wort für dich.

Oder rein ethische Welten, durch welche die dürren Gesetze klappern, in denen kein Leben mehr sich selbst, sondern nur sein Maß und Urteil will vor dem harten unerbittlichen Auge einer gleichgültigen Gerechtigkeit.

Oder rein ästhetische Welten, in denen alles gerechtfertigt ist durch den Aspekt, den es bietet, und um seinetwillen allein da ist, das Lüsterne dem Reinen überlegen, denn es ist ästhetisch charakteristischer.

Oder die letzte dieser Welten, die wissenschaftliche, in der alles nur noch existiert, um geklärt zu werden, an sich selbst gleichgültig, während alles Streben um seinen Sinn kommt.

In jeder dieser Welten fehlen alle andern, und damit fehlt Tiefe, fehlt Spannung, fehlt das leidenschaftliche Leben.

Die Wirklichkeit ist stark genug gewesen, um gegen sie alle sich aufrecht zu erhalten, sich durchzusetzen und sie immer wieder sich unterzuordnen. Und das lebendige Denken, das weder wissenschaftlich noch ethisch noch religiös, noch ästhetisch ist, aber dies alles und noch einiges zusammen — Fäden und Brücken zwischen dem allen — hat stets die Einseitigkeiten mit gelassener Überlegenheit korrigiert, und keiner hat sich ihm entziehen können.

Wir aber wollen nicht widerwillig korrigiert werden, sondern bewußt die Erbschaft antreten. Die Weltanschauungen sind um des Menschen und um des Lebens willen da, und nicht Mensch und Leben um der Weltanschauung willen. Wir lassen uns in keine wissenschaftliche Erkenntnis hineinreden von irgendeinem religiösen Satz. Aber auch nicht umgekehrt. Wir lassen alle aufeinanderwirken, und der Geist, der wissenschaftlich forscht, wird von selbst religiös anders fühlen, als er vorher fühlte. Wie auch der fromme Geist seine wissenschaftlichen Erkenntnisse von selbst anders einschätzen wird, als der unfromme.

Wir nehmen leidenschaftlich Partei für den ganzen weiten Reichtum des Lebens und lassen uns keine Phantasie und kein hartes Wollen und kein allumfassendes Fühlen wegdisputieren.

So leben wir mit Innigkeit in uns hinein, in uns und um uns wahrnehmend, wie das große Weltbild immer neu durch uns sich gestaltet und dichtet. Artur Bonus

Digitized by Google

Lyrische Prosa

Lyrisches ist schließlich in jeder dichterischen, sogar in mancher feuilletonistischen Prosa enthalten. Eine Sprache, die überall jedes lyrischen Hauches entbehrte, könnte kein poetisches Kunstwerk, höchstens ein Kunststück ergeben. Spricht man also eigens von lyrischer Prosa, so muß damit ein Stil gemeint sein, in dem das Lyrische, ohne an die Gesetze der Versform gebunden zu sein, stärker ist als das Epische. Oder wenigstens ebenso stark. Denn die ungebundene Rede (sofern sie nicht als Rede und Gegenrede dem Drama dienstbar gemacht wird) scheint zuvörderst für das Berichten geschaffen; sie muß daher schon lyrisch genannt werden, wenn das subjektiv anschauungmäßige, das stimmunggebende Element dem berichtenden nur eben die Wage hält.

Der besondere, zerbrechliche Reiz episch-lyrischer Werke beruht gerade auf dem stillen Kampf der beiden Elemente. Natürlich sind demnach die verschiedenartigsten Mischungverhältnisse zwischen Episch und Lyrisch denkbar; nämlich so viele, wie es Temperamente und Übergangsthemen gibt.

Ein echtes Übergangstemperament zwischen den beiden Gattungen und zugleich ein feines, sehr beachtenswertes Talent lernen wir in Hans Reisiger kennen. Er tritt mit einem Band Novellen auf, der „Stille Häuser“ (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) genannt ist. In diesem Titel wird, entgegen der bequemen Novellistensitte, nicht bloß ein Stück des Inhalts getroffen, sondern das ganze Buch. Die vier „Novellen“ sind sonst unabhängig voneinander, behandeln aber sämtlich Stimmungen einsamer Landhäuser. Ein etwas barocker Grundgedanke, der jedoch im Lesen nicht als gesucht empfunden wird. Es ist offenbar keine Laune, sondern zwangvolle Neigung, wenn der anscheinend junge Verfasser für jede seiner Novellen ein Stück weltfernen Daseins auswählt. In der Verinnerlichung des Ortscharakters, in der Entwicklung zartschillernden Lebens aus solcher Stille heraus erweist sich seine feine Eigenkraft. „Romantik des Milieu“ möchte man sagen; damit wäre zugleich auf die Mischung aus Altertümlichem und Modernem hingewiesen.

Ob diese Prosastücke Novellen zu nennen seien, bleibt fraglich. Jedes ist Stimmung und Studie. Der erzählte Inhalt gleitet einem, wenn man ihn fassen will, wie wehende Luft durch die Finger. Der Inhalt, nicht der Reiz, der vielmehr in der Erinnerung eine Weile fortdauert als ein herb-süßer Duft, aus der Natur gewonnen, doch künstlich verfeinert.

In dem Stück, das „Die Verlobte“ heißt, wird das Haus lebendig, das der alte Herr Gorreluk (in den Namen schon ist Reisiger gern romantisch tonmalerisch) „sich weit hinter stillen Wäldern in der Nähe des Meeres aus Holz gebaut hatte“. Zum Haus gehören außer dem weltmüden Erbauer seine drei jungen Töchter, auch die gelegentlichen Gäste. Einer von diesen, ein älterer Kenner mit dem allzu grotesken Namen Klemens Schnurrian, verlobt sich mit der Mittleren, die dabei passiv bleibt und tief staunt. Nach einiger Zeit erst erweckt ein leidenschaftlicher Kuß des Bräutigams ihre Sinne, und sie sieht ihren eignen Körper als etwas Fremdes, Verheißungsvolles. Das ist das ganze Geschehen der Erzählung. Die Behausung und die Leute der Einsamkeit, besonders die drei reinen, doch unterschieblichen Mädchen und namentlich die weiche, ver-

Digitized by Google

halten glühende Seele der leicht kränkelnden Verlobten, endlich die Landschaft, Winter und Frühlingswerden: dies alles, bis auf den übermäßig bildhaften Schluß, vereinigt sich zu einem organischen Gebilde, das kaum ein Verlangen nach mehr Handlung aufkommen läßt.

„Die Fremden" sind ein exotischer Reicher und ein Fräulein, das als seine Tochter gilt, aber seine Geliebte oder auch beides sein soll. Gewisses weiß man nicht; denn die Abgeschlossenheit dieses höchst herrschaftlichen Haushalts ist undurchbrechlich. Gerade dadurch entzündet das fremde Fräulein die Männerherzen der Umgegend. Ein Graf erschießt sich, einen armen jungen Phantasten küßt sie einmal. Dann verschwinden die Fremden aus der Gegend. Hier spielt der Dichter Verstecken mit dem Leser, doch vielleicht tun das seine Gestalten auch mit ihm: es steckt etwas jugendlich Naives in diesem Ernstnehmen und Vergötzen exotischer und hochherrschaftlicher Dämonen. Und nur so gelang es, das altbewährte Reizelement von hundert oder tausend Kitschromanen künstlerisch zu verjüngen.

Im dritten Stück, „Der Gast", wird mit ruhevoller Eindringlichkeit das letzte Lieben einer alternden schönen Frau dargestellt. Ein ernstes Spiel der Anziehungen und Entfremdungen zwischen drei Menschen — der Frau, ihrer zurückhaltenden Tochter und dem jungen Freund der Mutter — verbindet sich mit klarer Herbststimmung. Es macht übrigens einen sicher bewußten Reiz des Buches aus und verstärkt dessen Einheit, daß von Novelle zu Novelle der Gang der Jahreszeiten fortschreitet, so daß ein volles Jahr, vom Spätwinter bis zum neuen Winter, durchschritten wird. Das Schlußstück „Der Holemann", die Annäherung einer einsamen und natürlich wieder schönen Frau an einen Mann, der an einen verkrüppelten Sohn gebunden ist, mutet ein bißchen oberflächlich an. Mit einer hübschen Umgehung des Banalen verschwistert sich da eine minder hübsche Umgehung der eigentlichen Problemlösung. Bleibt wenig mehr als das Dekorative, als die Abrundung des Themas „Stille Häuser".

Hans Reisigers Prosa wird vom Lyrischen durchdrungen, ohne sich ins Gefühlsmäßige aufzulösen. Das Malerische und verborgen Rhythmische wird ergänzt durch entschiedene Beobachtung der mehr oder minder verhaltenen Seelenregungen. Ein Psychologisieren, wofür ein Wort wie „Neurologisieren" (oder minder richtig, doch gemeinverständlicher „Nervologisieren") längst angebracht wäre. Im Einfangen unbestimmter seelisch-körperlicher Erscheinungen zeigt sich am bestimmtesten die Begabung des neuen Mannes. Aber den schließlich unfruchtbaren Aperçu-Betrieb der bloßen Wortkünstler gelangt er schon jetzt hinaus. In seinem Beobachten wird Sehnsucht fühlbar. Und er besteht die Dichterprobe: Idealgestalten (Verkörperungen eines ästhetischen, nicht ethischen Ideals) gewinnen zuweilen bereits die Wirkung realen Lebens...

Sprachlich wohlgepflegte Prosa einfacheren, minder angespannten Stils gibt Emil Strauß. Sein Novellenbuch „Hans und Grete" (Berlin, Verlag S. Fischer) blieb uns sträflich lange unbesprochen liegen, hat aber darüber an Wert nichts verloren; und Strauß ist ja kein Schnellschreiber, der unaufhörlich ein Buch mit dem andern überholt. In „Hans und Grete" wird das alte Lied der landläufigen Verliebtheit keineswegs auf land-

Digitized by Google

läufige Weise wiederholt, sondern viermal eigen und anmutig erneut. Jedesmal liegt lyrisch-episches Schauen zugrunde.

Ein unschuldig heimlicher Kuß, den eine junge Braut einem Jugendkameraden gibt, bringt diesem samt der Braut des andern den Tod in den Stromschnellen des jungen Rheins bei Lauffenburg, im „Lauffen". Die Arbeit, diesen wenig wahrscheinlichen Vorgang einigermaßen glaubhaft zu machen, verschlingt allzuviel dichterisches Bemühen. In ihrer Durchführung zeigt sich freilich recht deutlich, wieviel der badische Dichter kann, doch läßt alle seelenkundliche Sorgfalt und landschaftlerische Sicherheit die Sprödigkeit des Grundgedankens nicht völlig vergessen. Allem Anschein nach war in der Vorstellung des Verfassers nicht dieser erzählerische Einfall früher da, sondern das lyrische Motiv: der Lauffen und die „wilde, fast fremde Schönheit dieses Strom-Stadtbildes". Nach dieser Seite hin ist die Darstellung denn auch aufs beste geglückt.

Zum Schönsten in Emil Straußens Schaffen gehört „Schwester Eufemia". Einer der gefährlichsten Vorwürfe, die der Dichter finden kann, daher bei unsern Jüngsten begreiflicherweise recht beliebt, ist hier mit vollkommener Reinheit gestaltet. Eine altenglische Königstochter liebt ihren Bruder, den „schwarzen Prinzen", den ritterlichen Eduard, mit überschwänglicher Zärtlichkeit, bis sie inne wird, daß diese Liebe sie weit über die Geschwisterliebe hinausreißen will. Heimlich, in niederer Tracht, flieht sie Königsschloß und Vaterland, erlebt im Rheinland Feindseliges und Freundliches und flüchtet mit ihrer unausrottbaren Neigung zu guter Letzt in den klösterlichen Frieden. Dieses rührende Märchen von der Prinzessin und reinen Magd reicht durchaus an die Schlichtheit uralter Chroniken hinan. Bei wohltuend durchleuchtender Freude an menschlicher Gutheit hat es etwas volkstümlich Kerniges, das keine Sentimentalität duldet.

In „Vorspiel" wird die Novelle zu einer Art realistischen Großstadtmärchens. Die erste Hälfte hat Berlin zum Schauplatz, doch wird gar nicht versucht, viel von der Großstadtstimmung einzufangen. Der Kern der Begebenheiten erinnert an Wedekinds ironisch-idealistische Ballade vom beglückten „Armen Mädchen". Ein alleinstehendes Mädchen gewinnt sich einen Studenten, der an ihr zum Wohltäter ward, durch dankbare Anhänglichkeit schließlich zum Ehemann. Die zweite Hälfte der Erzählung bringt eine farbenkräftige Schilderung brasilianischer Zustände.

„Mara" spielt ganz in dem südamerikanischen und in einem noch viel ferneren Land: im Zwischenreich zwischen Dies- und Jenseits, im Bereich der Traumhalluzinationen. Aus einem fesselnd gegenständlichen deutsch-brasilianischen Lebensbild geht der Ich-Bericht in ein eigentümlich schweres und doch zartes, leider nur zu weit ausgesponnenes Traumgesicht über. Aus der tropischen Mittagshochglut erscheint dem deutschen Erzählenden die unwirklich-sichtbare Gestalt einer heimatlichen Liebsten, lockt ihn in seligen Rausch und schweren Fieberwahn. Wohl nie zuvor hat der Dichter von „Freund Hein" und dem „Engelwirt" sich so rückhaltlos ins Uferlose duftiger Traumlyrik gewagt. Unsre Anschauung vom Schaffen des liebenswerten episch-lyrischen Süddeutschen (der übrigens brasilianische Eindrücke auch im „Engelwirt" schon wiedergab)

Digitized by Google

erfährt damit eine bemerkenswerte Erweiterung...

Einen wirklichen Lyriker, eines der seltenen Sonntagskinder, denen anmutvolle Reife der Form schon im Frühling beschert wird, erkannten wir in Felix Braun, einem (laut Kürschners Literaturkalender) noch sehr jungen Wiener, schon nach seinem schmalen, gehaltreichen Bändchen „Gedichte". Nun sind seine ersten Prosawerke erschienen, eine Sammlung „Novellen und Legenden" (Leipzig, Haupt & Hammon) und eine größere Arbeit, „Der Schatten des Todes", wofür der Titel Roman wohl nicht zu umgehen ist, obgleich der Dichter, mit Grund, jeden Gattungnamen vermeidet. Beide Bücher sind wesentlich lyrisch, bezeugen aber bei einiger Ungleichmäßigkeit doch (namentlich das zweite) die Fähigkeit, das Tiefste einer subjektiv anschauenden Natur auch im Gewand des Prosaerzählers zu künden.

„Die Blinde und das Licht" und „Kreuzabnahme bei Fackelschein" bedeuten Versuche, impressionistisch aus einer modernen Wiener Gesellschaftstimmung Wirklichkeitfernes zu erfabeln, zuerst ein Prinzessin-Märchen, dann eine Legende von der Lanze, die den Gekreuzigten durchbohrte. In beiden Fällen ergibt sich feinsinnige Filigranarbeit, die allzu kunstvolle Hülle läßt aber den Kern nicht zur Geltung kommen; die ichmäßige Betrachtung löst das Epische im Entstehen auf. Bei der „Leibwache der Gräfin Jorinde" verbindet sich reizende Erfindung mit einem forcierten Schwärmen ins Scheintragische und ins Prunkstilistische hinein. Auch die österreichische Gegenwartskizze „Der Feigling", die ganz prächtig gegenständliche Einzelheiten umfaßt, gefällt sich in einer übertriebenen Steigerung des Motivs. Doch so eindringlich wirkt die süße Reife von Brauns Versen in uns nach, daß wir uns in seinem Interesse freuen, hier (neben dem unabänderlich Lyrischen) noch ungereifte Jugendlichkeit zu gewahren.

Im „Schicksal des Fräuleins Christel von Lasberg", wo auf einem gegebenen Vorgang aufgebaut werden konnte, erkennen wir wieder den innig-harmonischen Urheber der Gedichte, der kein Beiwerk, kein Bauschen braucht. So schlicht wie herzlich deutet er die still liebende Seele der armen Christel, aus deren Tod in der Ilm Goethes Andachtverse erwuchsen: „Fülleſt wieder Busch und Tal . . ." Allen diesen „Novellen und Legenden" aber ist ein Gemeinsames verliehen in der erlesenen, unverschachtelten und von natürlicher Musik erfüllten Sprache.

Warum mag Felix Braun das andere Buch, seine erste große Prosadichtung, nicht als Roman eingeordnet haben? Vielleicht aus Bescheidenheit nicht, weil „Der Schatten des Todes" keinerlei romanmäßige Verwicklung noch eine ordentliche realistische Umweltschilderung bietet. Sicher aber auch — oder bloß — aus berechtigtem Stolz, weil das Werk sicherer als selbst ein guter richtiger Roman reine Dichtung zu sein wagt. Wieder hält der Stil sich frei vom Gewöhnlichen, läßt sich tragen vom perpetuum mobile eines heimlichen Rhythmus und ergießt sich zu festlicher Stunde ohne Bedenken in lyrisches Entzücken.

Hievon nur eine knappe Probe: „... Aber mein Leben neigte sich eine sonnige Gestalt, und es gab Licht, so lange sie sich darüber beugte ... ich hielt in jeder Hand eine Schale und wartete ... und plötzlich waren Blumen in jeder

Digitized by Google

Schale. Ich schrieb verworrene Briefe in langen Nächten, und im Lampenlicht glänzte die Schrift wie golden; ich stand im Walde, und es fielen Perlen und Edelsteine von den Bäumen; ich ging durch die Felder und sah helle Gestalten mir entgegenkommen. Meine Träume waren voll beseligender Erscheinungen, ich hatte das Gefühl, plötzlich zu klingen wie eine Harfe im Frühling. Gedichte strömten aus mir und sehnten sich nach den Winden, die sie trugen: strahlenden Fernen entgegen ..." „... Ich fühlte einen Stich in der Brust wie von einer Nadel oder einem Stilett. Da schrie ich auf und erwachte mitten in der Nacht. Die Sterne standen hoch, und kühles Licht kam vom Himmel. Ich schlief nicht mehr ein und lag wach bis zum Morgen — da fühlte ich den Klang der Flöte wunderbar ..." „... Ich stand am Fenster und regte mich nicht. Ich war der Fels, an den tausend schäumende Traumwogen heranbrandeten. Etwas hatte mich verwandelt und hob mich über mich hinaus, eine Hand griff nach mir und stellte mich in die Nacht hinein, aber sowie sie mich frei ließ, hörte ich seltsames Stimmengewirr tief in mir tönen, und es schien mir, als wäre ein Wald in meiner Seele, der rauschte ..."

Soviel Hingabe an Bild und Klang wäre natürlich in einem richtigen Roman nicht am Platz; und auch in der gehobeneren Sprache dürfte sie nicht Manier werden. Doch ist sie überall da im Recht, wo man wie hier zu spüren glaubt, daß sie angeborenem Drang entspringt. Im übrigen hieße es diesem jungen Österreicher unrecht tun, wenn man glaubte, sein Prosawerk zerfließe völlig in Stimmungseligkeit. „Der Schatten des Todes" ist offenbar eine Ich-Dichtung, nicht ohne österreichische Weichheit, aus persönlichem Empfinden geboren; wo aber die Sache es fordert, gibt sie sich bestimmt und trifft die notwendigen Lebenszüge.

Wie die knabenhafte Scheu des jungen Helden geschildert wird oder seine Schulpein, sein Umgang mit Eltern und Geschwistern, das verschiedenartige Streben der Nächststehenden und endlich das Ersterben seiner Ehe: das bekundet gut realistische Art; da „sitzt" jeder Strich. Und die romantisierende Aberglaubensidee, daß der Tod immer wieder seinen Schatten über den Weg des Helden werfe, ward mit unerbittlicher Folgerichtigkeit bis zu Ende gedacht. Nicht recht wahrscheinlich wirkt die hier vorgeführte Lebensscheu und Willensschwäche gerade wegen ihrer Unerschütterlichkeit. Wenn das Ganze trotzdem und trotz dem düstern Einschlag nicht quält, sondern zumeist erfreut, so beweist dies, daß das heitere Licht der Poesie darüber leuchtet. Dieser Felix ist ein Erbe, ein Nutznießer der lyrischen Verfeinerungen von Goethe bis auf — Peter Altenberg. Doch ein legitimer Erbe, kein sehr breitbrüstiger Sproß, aber ein feiner.

Willy Rath

„Tragödie oder Komödie?"

Nochmals ein Wort über unser Verhältnis zu Ibsen*

Wie unsre Überschrift heißt ein Buch, das Georg Brandes kürzlich als „eine Frage an die Ibsenleser" hinausgehen ließ (Verlag S. Hirzel, Leipzig). Brandes ist durch sein Buch von der „Gottnatur", das auch im Kunstwart besprochen wurde, sehr weit bekannt geworden, das wird der

* Zur Ergänzung des Aufsatzes „Nora und ihre Kinder" (XXIV, 22).

Digitized by Google

Verbreitung auch seines neuen Büchleins Vorschub tun. Seinen rückhaltlosen Freunden wird es damit nicht weniger willkommen sein, seine Kritiker werden sich vielleicht doch über die Krausheit seines Denkens wundern, die schwerlich überall als Individualität oder „Persönlichkeit" gedeutet werden kann. Insoweit ihm Eigenwilligkeit, Neigung zu Übertreibungen und billigen Paradoxien vorgeworfen wurden, hat sich Groddeck die Kritik jedenfalls nicht zunutze gemacht. Schon die Titelfrage und ihre Behandlung gibt von der Art, wie Groddeck Probleme behandelt, einen Begriff. Seine Meinung faßt er am Schluß ziemlich plötzlich so zusammen: „Humor steckt in diesem Drama (den „Baumeister Solneß"), genau so wie in allen Dichtungen Ibsens von Brand an bis zu dem Epilog: Wenn wir Toten erwachen. Ich bezweifle nicht, daß sie auch tragisch aufgefaßt werden können. Das ist Geschmackssache des Lesers. Dann erscheint uns der Dichter in der Rolle des schonungslosen Richters, der die Schwäche der Menschen im Bilde schauen läßt. Aber soviel ich weiß, war Ibsen schon ein verständiger Mann, als er diese Werke schuf, und beim Manne tritt an die Stelle des heißen Jugendzornes eine ruhige Heiterkeit der Einsicht und Entsagung, der das Lächeln wohl ansteht?" Es liest sich ja zunächst sehr hübsch, solches Geplauder über ein Problem hin. Aber man darf nicht drüber nachdenken. Oder was soll es besagen, daß „beim Manne" eine ruhige Heiterkeit usw. eintritt? Die Form scheint eine allgemeingültige Erkenntnis auszudrücken. Aber man braucht nur ein paar Namen und Werke zu nennen, etwa Tolstois „Auferstehung", Goethes „Wahlverwandtschaften" und zweiten Faustteil, Björnsons „Thomas Keudalen", um die Erinnerung zu wecken, wie wenig allgemein das von Groddeck beobachtete Phänomen ist. Oder waren diese keine „Männer", waren Dante, Milton, Kant, Fichte, Aristoteles keine? Schwerlich ist das auch nur *seine* Meinung, und *so* bleibt von dem hübschen Satz nicht viel mehr als eine nicht einmal geistreich übertriebene Trivialität bestehen. Nun soll es Geschmackssache sein, ob man sich Ibsen in der Rolle des schonungslosen Richters, dessen Zorn doch von jugendlicher Erhitzung noch weit entfernt sein könnte, oder des heitern Zuschauers vorstellt. Offenbar wäre der innerste Wille, die jahrzehntelang geballte Energie in dem mannhaften Ethos dieses Richters als wirkungslos, ja als drollige Überanstrengung abzulehnen, sobald man meint, im Grunde komme es auf das Richtertum überhaupt nicht an. Ibsen erscheint, so betrachtet, plötzlich als ein zufällig mit dichterischer Anschauung begabter Flachkopf, der sich einbildet, bessern und bekehren zu können. Diese Konsequenz zieht Groddeck nicht. Faßt man Ibsen aber als Komödiendichter, so muß der Richterernst seines Auftretens entweder als deplaziert abgelehnt oder er muß umgedeutet werden. Groddeck zieht gelegentlich dies letztere vor. In jedem Fall ist die Sache problematisch, sogar für Groddeck selbst, und wenn er die Entscheidung darüber als „Geschmackssache" abtut, so hätte er ja eigentlich kein Buch darüber zu schreiben brauchen. Stellt man einmal die Frage, — ich persönlich halte sie für schief gestellt —, so wird nichts andres übrigbleiben, als sie von Fall zu

Digitized by Google

Fall, vielleicht von Szene zu Szene neu zu beantworten, eine fade Redensart genügt da nicht. Grobdeck kann mich nun des Mißverstehens zeihen: er meine eben, Ibsen sei beides, je nach der Ansicht, in der man ihn betrachte. Aber ich habe vorhin schon darauf gedeutet, daß ich in diesem Relativismus nur eine billige Scheinlösung sehen kann. Was würde Grobdeck zu einem Kritiker sagen, der von ihm behauptete, er sei ein Philosoph oder auch ein Clown, das komme auf den Geschmack des Lesers an. Genau so schließen sich der „Richter" und der heiter „lächelnde Mann" aus!

Mit Absicht ist hier versucht worden, den Leser gegen Grobdeck kritisch zu stimmen. Dem kritisch Gestimmten soll sein Buch dennoch empfohlen sein. Weniger um des Büchleins willen, als wegen des Verhältnisses zu Ibsen, das er vielleicht zu beleben vermag. Unsre Lage zu Ibsen ist ziemlich allgemein unklar. Wir haben ihn in einer Zeit kennen gelernt, wo er unser innerstes Fühlen und Denken zu verlebendigen schien. Er sprach die beredteste Sprache, die Bühnensprache. Sprach sie unerhört deutlich und mit virtuoser Vertiefung in die Abgründe, die sich auch vor unsern eignen Augen allenthalben auftaten. Wir konnten Ibsen nicht übersehen, denn er übersah uns, und also gaben wir uns ihm hin. So seltsam es gegenüber seiner kühlen Weise klingt, — kein Dichter unsrer Zeit hat soviel heiße, inbrünstig versenkte Verehrung genossen wie Ibsen. Nicht Björnson, Strindberg, Tolstoi, Maartens, Zola, nicht Hauptmann oder irgendein Deutscher sonst hat so unser innerstes Inneres bewegt wie er. Aber eine Ernüchterung folgte. Man fragte, grübelte, zweifelte und, da keine Lösung befriedigte, kehrte man sich ab. Irre ich mich nicht, so leben wir in einer Art Ibsenermüdung. Auf den Bühnen ist er stark zurückgetreten. Neue Schauspiel-Ideale verdrängen auch im Darstellerischen den Ibsenstil. Wir suchen Heroismus, suchen „große Stile" und fühlen uns mehr und mehr von Ibsens Vieldeutigkeit verwirrt. Man kann hie und da schon den Satz gewagt finden, daß sich Ibsens „bleibende Bedeutung" heute bereits als ein Zeitirrtum erweise. Geht da eine neue Kulturperiode über ihn hinweg oder nur eine neue Mode an ihm vorbei? Das ist die Frage. Ich neige dazu, in der Abkehr von Ibsen zumeist modische Neuigkeitssucht zu sehen. Aber unverkennbar birgt auch diese Gefahren. Gefahren, solange man an der Überzeugung von Ibsens Größe, von der tiefen, lebendigen Bereicherung festhält, die aus seinen Werken strömen kann. Kann, sage ich, — denn leicht ist der Strom nicht ins eigne Wesen überzuleiten. Das war unser Fehler: Ibsen schien uns zu nahe, wir glaubten ihn zu leicht und sicher zu erfassen, darum blieben wir häufig an der Oberfläche. Wir begnügten uns mit den Auffassungen, die uns das Theater gab, ohne zu überlegen, ob das Theater zu vertiefter Auffassung überhaupt verhelfen kann. Es ist aber die ewige Gefahr des Theatererfolges, daß er sehr leicht die Tiefe durch die Erregung verschleiert und ersetzt. Wer würde heute ernsthaft raten, den „Faust" oder „Hamlet" oder „Kätchen von Heilbronn" durch das Theater kennen zu lernen. Dagegen ist sehr zu bezweifeln, ob Ibsen schon heute genügend gelesen ward, ob man

Digitized by Google

sich nicht gerade bei ihm allzuoft mit dem Bühneneindruck begnügt hat. Mir scheint im Gegenteil, daß gerade die es ernst nehmen mit den Lebenswerten der Dichtung ihr Verhältnis zu Ibsen werden revidieren, eigentlich: neu werden bilden müssen. Es sind auch dazu schon Ansätze vorhanden. Nicht bei jenen, die den neuen dramatischen Stil entdeckt haben, der einige Jahrtausende alt ist, und nun ausziehn, mit ihm den armen Realisten Ibsen zu erschlagen. Ich denke an stillere Zeichen. Hier und da fällt einem Regisseur es doch ein, Ibsen nicht nach der Schablone zu geben, ein Schauspieler scheint gelegentlich neue, andre Tiefen herausholen zu wollen. In manchen Besprechungen der Nachlaßpublikation fand sich ein zweifelnd-schöpferischer Wert. Es sei bei dieser Gelegenheit hier auf die unerschöpfliche Bedeutung dieser vier Nachlaßbände (Verlag S. Fischer, Berlin) hingewiesen. Wer wirklich gründlich in Ibsens Werk eindringen will, kann ihrer, auch als Laie und Nichtphilologe, nicht entraten. Nicht als ob sie einen „Schlüssel" zu Ibsens Wesen enthielten: nicht einmal etwas niegeahnt Neues findet man darin, was aus den Werken allein keinesfalls herauszufinden wäre, — nach dieser Richtung hin überschätzt man ja in Deutschland fast allgemein solche Hilfsmittel. Aber sie können gefundene Anschauungen bestätigen, befestigen, erweitern und zu ihrer Vertiefung und damit ihrer lebendigen Fruchtbarkeit dienen. Darin sind sie ergiebiger als zahlreiche andere ähnliche Veröffentlichungen.

Zur Bildung eines neuen Verhältnisses zu Ibsen werden viele des Anstoßes, der Anregung bedürfen; eingewurzelte Meinungen verdrängen, vielleicht verkehren — leicht ist das nicht. Ihnen vor allem mag Groddecks Buch empfohlen sein. Es hat die Vorzüge seiner Mängel. Der relativistisch-widerspruchsvolle Geist geht positiv auf Stützen seiner Auffassungsweise aus und untersucht wirklich einige Stücke von Szene zu Szene auf ihren lebendigen Gehalt und die Auffassung hin, die sie erfordern. Dabei kommt nicht in jedem Einzelfall etwas Neues zutage, wie denn die ganze Entdeckung des Komischen in Ibsens Tragödien schon manchem Regisseur und Schauspieler und auch stilleren Lesern und Schriftstellern vor Groddeck geglückt ist. Doch hat Groddeck eine überaus glückliche Gabe lebendigen und frischen Zuschauens. Die Gestaltung Ibsens zu überschauen, ihre inneren Beziehungen ans Licht zu ziehen und alles anschaulich darzustellen, gelingt ihm in ungewöhnlicher Weise. Gerade das aber ist's, was wir brauchen. Niemand wird sich je gezwungen fühlen, mit Groddeck beispielsweise Johannes Rosmer und Ulrik Brendel als vollständige Narren anzusehn, wodurch er seine Komödienauffassung des Dramas „Rosmersholm" stützt. Solche handgreiflichen Übertreibungen zuliebe irgendeiner vorgefaßten Meinung sind nichts Seltenes; zum Beispiel sagt Groddeck, daß alle Ibsenschen Dramen schlecht gegeben werden, auch etwa die „Wildente": „die Rollen werden alle karikiert, Gregers aus einem ernsten aufrichtigen Mann in einen Bösewicht mit falschem Blick verwandelt, Hjalmar aus einem liebenswürdigen Schwätzer in einen lächerlichen Hanswurst". Man fragt sich, ob man sich über die Unerfahrenheit solcher Sätze mehr wun-

Digitized by Google

dern soll oder über die Unverfrorenheit, womit sie vorgetragen werden. Gerade über die „Wildente“ bringt Groddeck im Grunde gar nichts Neues. Sogar die letzte Aufführung des Stückes in Dresden hat ihm da seine Auffassung schon vorweggenommen. Um so fesselnder aber gelingt ihm manche Darstellung aus „Baumeister Solneß“, „Hedda Gabler“ und den „Gespenstern“. Selbst in der gewaltsamen Verdrehung, mit der er aus „Rosmersholms“ Rätselernst Lachhaftes hervordrückt, erscheint doch vieles einzelne neu belebt und regt zu erneuter Vertiefung an. Glänzend erscheint mir vor allem die abgerundete Darstellung des „Puppenheims“. Es steckt, versteht man das Wort mit einem Körnlein Salzes, ein Stückchen nachschöpferischen Künstlertums in der Darstellung Groddecks, und allein um dieser willen sollte das Buch viel gelesen werden. Hier gelingt es ihm auch, die Verbindung mit dem Leben recht herzustellen, allgemeine Erfahrungen geschickt anzuwenden und einzelnes mit Erlebtem zu beleuchten. Das ist es ja, was wir Ibsen vor allem wünschen, Leser, die das Leben aus seiner Dichtung herausholen, und wer dazu hilft, soll willkommen sein, möge er sonst Bedenken genug erwecken. Wer aber von Groddecks Betrachtung der wenigen Stücke die Methode abgesehen und seinen lebendigen Blick gespürt hat, hat viel, bei nachhaltiger Bemühung alles gewonnen. Auch für die anderen Stücke, welche Groddeck, wohl zum Teil nachweislich, überging.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß unsre Kunstwerke immer eher aus der Teilnahme der Masse verschwinden, ehe sie recht erschöpft sind. Eine im Grunde beschämende Erfahrung. Jeder aber kann zu seinem Teil ihr entgegenwirken. Nicht immer wird man meinen, daß es sich lohne, einem Werk auf den Grund zu gehen. Aber Ibsens überragende Bedeutung ist doch eigentlich bisher nur von snobistischer cupiditas novi angezweifelt worden. Bleiben wir bei unsrer Überzeugung von ihrem Dasein, so erwächst uns auch die Verpflichtung, ihr gerecht zu werden. Und selbst die verfehlte Frage „Tragödie oder Komödie?“ muß uns dann, wird die Antwort nur mit gutem Bemühen gesucht, willkommen sein als gar keine Frage. Ezard Nidden

Theater

Lauffs „Großer König“, Neues von Schmidt und Ilgenstein, und Peter Nansen

Berliner Theater

Ein Spaziergang aufs Glacis der dramatischen Literatur — man sieht sich gern auch mal an der Peripherie der Festung um. Zumal in diesen zwischen Winter und Frühling trügerisch schillernden Tagen, da Maskenscherz und Mummenschanz auf ihr Recht pochen und ein vaterländischer Gedenktag erster Ordnung die Bühnen an die Pflicht der alleruntertänigsten Illumination mahnte. Wildenbruch, Dahn und Wichert sind verstummt; so ruht auf Joseph Lauffs Schultern allein die volle Last national-dramatischer Weihrepräsentation. Er hat Geschick, Takt und Phantasie genug, um die „Würde der Gelegenheit“ zu wahren, hier die Szylla des Byzantinismus, dort die Charybdis unfruchtbarer Vergleiche zwischen heut und einst zu vermeiden und nicht unnützerweise die Maßstäbe dichterischer Kritik herauszufordern. So erfüllte sein Fest-

Digitized by Google

spiel „Der große König“, das am Friedrichstage vor den Majestäten im Opernhause aufgeführt wurde, in durchaus loyaler Weise seine repräsentative Aufgabe. Schon daß es die Arme weit der „Musik von weiland Sr. Majestät dem König“ öffnete, war klug, noch klüger, daß es kein geschlossenes Drama anstrebte, sondern sich mit drei bedeutsamen und einprägsamen Bildern aus dem Leben Friedrichs begnügte: Rheinsberg, Hohenfriedberg, Sanssouci. Dort der Kronprinz, das Siciliano aus der Sonate Nr. 3 auf der Flöte blasend, in einem Boot über den Grinericksee schaukelnd, aber auch schon der ernsten politischen Gestirnung seines künftigen Reiches zugewandt und fertig mit dem Getändel seiner Jugend in dem Augenblick, wo ihn die Nachricht von dem nahe bevorstehenden Tode des Königs, seines Vaters, erreicht ... Alsdann bei Hohenfriedberg, der Abend vor der Entscheidung: entweder — oder, in Ehren siegen oder in Ehren untergehen — ein Ende muß werden! Die Nacht sinkt herab, die Wachtfeuer erlöschen, leise klingt aus dem Orchester der Hohenfriedberger Marsch herauf, mächtiger und immer mächtiger, bis die letzten Klänge den Sieger inmitten seiner jubelnden Generale und Soldaten grüßen ... Und dann der alte König auf der Terrasse von Sanssouci: einsam in seiner Sorge, seiner Arbeit und seinen Gedanken, schon vom Gespinst der Sage umwoben, so groß und fremd geworden ist er seiner Umgebung. Was bei sanftem Flötenspiel begann, geht unter dem Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche und feierlichem Chorgesang zur Rüste... Daß man beim Hohenfriedberger Bild an Wallensteins Lager, auch wohl an Otto Ludwigs „Torgauer Heide“ denkt, nimmt ihm so wenig von seiner malerischen Wirkung und seinem historisch-patriotischen Ernste, wie die etwas idyllisch-pastorale Weichheit der beiden andern Bilder jener sanften Rührung schadet, die ein billig Denkender von solchen höfischen Gelegenheitsdichtungen verlangen darf.

Man kennt die Geschichte von dem Pasquill, auf das Friedrich der Große unerschrocken zuritt und das er „niedriger zu hängen“ befahl, da er es als eine Schmähschrift auf sich selber erkannte. Warum ist die Geschichte, die doch in jedem Büchmann steht, nicht auch der Berliner Zensur eingefallen, als ihr Lothar Schmidts und Heinrich Ilgensteins „Fiat justitia!“ zur Approbation für das Neue Schauspielhaus vorgelegt wurde? Dann hätte ihre Gelassenheit, deutlicher noch als die Bezeichnung „Groteske“ und die nachträgliche Verlegung der Handlung nach — Serbien, vor aller Welt bekundet, daß sie und ihre gestrenge Frau Schwester, die Justiz, diese unverfrorene Satire auf Rechtschreibung und Rechtsprechung keinen Pfifferling anzugehen braucht, daß dies Stück seine Wurzeln im Monde oder Gott weiß auf welchem Planeten hat. Nicht nur die dramatische Literatur und das Theater im allgemeinen, auch der einzelne dramatische Schriftsteller hat seine Schonzeit, wo das bessere Ich seiner Begabung gleichsam Gewehr bei Fuß steht. Um Lothar Schmidt, den Komödiendichter, und Ilgenstein, den Romanschriftsteller, könnte es einem fast leid tun, sie selbander so skrupellos auf der Fährte wüster Karikaturenjäger pürschen zu sehen. Geteilter Schmerz wird hier doppelter Schmerz; hoffen wir, daß gesonderte Arbeit — nicht nur der Starke, sondern auch der Feine ist allein

Digitized by Google

am stärksten — hinfürder doppelte Freude werde.

Steht denn in diesen Karnevalswochen alles auf dem Kopf? Nun ist gar auch Peter Nansen, der Däne, unter die Theaterdichter gegangen, er, den wir uns bisher nur als Novellisten denken konnten, als Novellisten der halben, gebrochenen, schwebenden Töne, hinter denen unhörbar fast eine feine weltüberlegene Ironie kicherte und die doch am Ende alles Unbehagen, alles trotzige Pathos, alle widerspenstige Kritik mit sanfter Grazie zur wohligen Ruhe streichelten. Er kommt sich selber noch ein wenig sonderbar vor in dieser neuen Rolle, der Mann von fünfzig Jahren, und er braucht, wenn er seine vor soundso viel Jahrzehnten geschriebene Novelle „Eine glückliche Ehe" auf das Bühnchen der Kammerspiele bringt, vor sich selber eine Entschuldigung oder Rechtfertigung deswegen, die in seinem Munde fast ein wenig philiströs klingt: „Ich glaube, es kann ganz nützlich sein, heutzutage, wo so viele düstere und wehmütige und tragische Schauspiele über Treulosigkeit in der Ehe geschrieben werden, auch einmal eine glückliche Hahnrei-Ehe auf die Bühne zu bringen." Das klingt so naiv, als glaubte er wirklich, er sei's, der dies Paradies der Unschuld erst eben entdecke. Und munter geht er daran, sein eigen Werk von 1890, das wir Toren für ein allein in seiner novellistischen Form mögliches und beschlossenes hielten, in Szenen und Szenchen zu verzupfen — gewiß, daß dies unartige und doch so zärtliche, dies frauenverachtende und doch so galante Dingelchen schon etwas von der alten einschmeichelnden Melodie bewahren werde, auch wenn die Duftgestalten seiner spielenden Phantasie nun zu Fleisch und Bein erstarren. Wäre Peter Nansen auch nur ein Stückchen von einem Moralisten, so würde er am Schluß dieser Ehegeschichte, in der alles so friedlich zugeht, daß der scheidende Hausfreund dem andern, dem neu einziehenden, den Hausschlüssel in die Hand drückt, die Lehre aufpflanzen: „Der Ehemann zahlt, was der Junggeselle geborgt hat", oder: „Niemand soll den Übermutswimpel hissen, bevor er selber im Hafen ist." Da er sich aber auch bei ergrauten Schläfen auf solche Nutzanwendungen ganz und gar nicht versteht, so läßt er diese Schadenfreude des Moralisten nur wie ein blasses Lichtlein hinter den Wolken auftauchen, um im übrigen an seinem Postassistenten Mogensen das Glück der Ahnungslosigkeit, des seligen Nichtwissens, des ungetrübten dumm-erhabenen Vertrauens zu preisen. Wo bei andern alles voller Minen und Pulvertonnen, da weiden bei ihm die Lämmer auf grüner Weide, und Amaryllis und Eridon im zierlichen Schäfergewand knixen sich zu, wie bei uns nur noch auf dem — Maskenball. Friedrich Düsel

Maeterlincks „Blauer Vogel"

Wiener Theater

Käme es bei einem Bühnenwerk auf die Gedanken an, von denen es getragen ist, und nicht auf ihre dramatische Belebung, dann wäre es auch um das Märchenspiel „Der blaue Vogel" von Maeterlinck (Buchausgabe der deutschen Übertragung von Stephan Epstein bei Erich Reiß, Berlin) trefflich bestellt. Die deutsche Uraufführung im Deutschen Volkstheater zu Wien bewies indes gerade das Gegenteil. Es ist eine kalte Phantastik, die das Traumland des belgischen Mystikers allegorisch be-

Digitized by Google

völkert und die vom Märchen nur den Schein borgt, um neben einigen altklugen Weisheiten auch einige satirische Ausfälle auf Verschrobenheiten der Gegenwart mit kindlich heiterem Unschuldslächeln anbringen zu können. Doch in dieses Unschuldslächeln drängt sich ein Zug wie von heimlicher Freude über das Gelingen einer Mystifikation. Zwei Holzhauerkinder träumen, daß eine Hexe sie ausschickt, den blauen Vogel zu suchen. Vom Licht beschützt und von allerlei Hausgeistern begleitet, treten sie die Wanderung an, die sie durch das Weltall führt. Ein Zauberdiamant eröffnet ihnen das Land der Erinnerung, den Palast der Nacht und das Schloß der Freuden, wendet von ihnen die Gefahren ab, die sie im Wald bedrohen, und bringt sie auf dem Umweg über den Friedhof in das Reich der Zukunft, wo die noch nicht Geborenen sich nach dem Leben drängen und wo die beiden Kinder endlich den blauen Vogel erhascht zu haben wähnen. Doch es ist wieder nicht der rechte. Der aus dem Lande der Erinnerung wurde schwarz, der aus dem Reiche der Zukunft rot, die Vögel der Nacht waren tot, und den im Wald haben sie nicht fangen können. Vom Traum erwacht, entdecken sie erst zu Hause, was sie im weiten Weltall vergeblich gesucht: das Turteltäubchen im kleinen Käfig, der über ihren Betten hängt, erscheint ihnen nun viel blauer. Das will wohl nichts anderes besagen, als was Goethes Spruchweisheit in den vier Verszeilen vom Glück, das immer da ist, zusammengefaßt hat. Doch Maeterlinck wäre nicht Maeterlinck, stellte er diesen klaren Sinn seines Märchens nicht wieder in Frage, indem er zum letzten Ende auch noch das Turteltäubchen davonflattern läßt. Es blieb ihm auch kaum ein andrer Ausweg übrig. Denn in seinem Märchen bedeutet der blaue Vogel nicht allein das wahre Glück, an dem die Menschen blind vorbeihasten, sondern auch das Wissen um die letzten Geheimnisse der Dinge. Das durfte er ihnen nicht lassen.

Meines Erachtens rühren die Verworrenheiten, an denen das Märchenspiel leidet, von der Doppeldeutung her, die der blaue Vogel zuläßt, weil Maeterlinck Glück und Wissen gleichstellt und für beide nur ein Symbol hat. Zugegeben: ein Märchen braucht nicht die Probe auf den logischen Zusammenhang dessen zu bestehen, was es ausdrücken will. Es ist auch nicht durch jenen „Hinblick auf den Zweck“ gebunden, von dem Schiller in einem Brief an Goethe redet, durch jene „Berechnung auf den Zuschauer, von der sich der dramatische Poet nicht dispensieren kann“ und die Goethen so sehr genierte. Ist das aber überhaupt noch ein Märchen, in dem Kinder vom Mars, vom Vergaser, vom Genius der Zeit, dem es nicht recht ist, daß sich so viele Ärzte und so wenig Ingenieure zum Leben melden, von Theokrit und Virgil, von Erfindungen, die die Wärme der Sonne ersetzen sollen, von Mikroben und Bazillen, von Feuerbestattung und von, weiß Gott, was noch alles träumen, nur nicht von Dingen, die in ihrem beschränkten Gesichtskreis liegen? Sollen diese Kinder auch gar keine wirklichen Kinder sein, sondern nur die menschliche Unbewußtheit darstellen, die nach dem Bewußtsein letzter Erkenntnisse strebt, so bleibt doch immer die Frage übrig: wie dann zwei Wesen den gleichen Traum träumen und überdies einen so komplizierten? Das ist

Digitized by Google

eben die Zwickmühle, in die sich Maeterlinck begeben hat, indem er dem Märchen zumutete, Dinge zu veranschaulichen, die nicht im Bereiche der Darstellungsmöglichkeit eines Märchens liegen.

So sieht sich denn Maeterlinck gezwungen, den besten Teil seiner Märchenphantasie in die Bühnenanweisungen zu verlegen, die kein Dekorationsmaler, kein Regisseur so schön ausführen kann, wie sie sich im Kopfe des Lesers malen. Was aber darüber hinaus in Handlung und Rede nach Darstellung strebt, bleibt im Rhetorischen und Allegorischen stecken. Die Zahl hundert reicht nicht aus für die Allegorien, die Maeterlinck in seinem Traumland aufpflanzt, um die nach Glück und Wissen strebenden Kinder ad absurdum zu führen, und die meisten sind nur dazu da, um das Wort schulmeisterlich zu illustrieren. „Ich bin das allerfeisteste Glück!" So stellt sich das Glück, reich zu sein, den Kindern vor und es setzt den Cercle fort: „Der da mit dem Schmerbauch ist mein Schwiegersohn: das Glück, Hausherr zu sein. Der mit dem aufgedunsenen Gesicht ist das Glück der befriedigten Eitelkeit." ... Aus dieser primitiven Art von allegorischem Anschauungsunterricht treten nur wenige von den zwölf Bildern des Märchenspieles heraus, und ein einziges verdichtet sich zu dramatischem Leben. Es ist das Waldbild, in dem sich die Bäume und Tiere gegen die beiden Holzhauerkinder verschwören, weil diese sie zwingen wollen, das Geheimnis ihrer Seele preiszugeben. Aber gerade dieses Bild, das poetisch kühnste und sinnreichste im ganzen Spiel, mußte von der Aufführung ausgeschaltet werden, weil es sich nicht darstellen ließ. Wohl erfreut in dem unkindhaften Märchenspiel mancher liebevoll wiedergegebene Zug aus der Welt des Kindes, wohl läßt der mystische Dämmerhauch, der das phantastische Traumreich umspinnt, den Dichter Maeterlinck erkennen; der Hauptreiz des Märchens aber beruht doch auf der buntschillernden Fülle des allegorischen Beiwerks, die das Auge mehr beschäftigt als das Gemüt und den Geist und die das Werk zu einem Ausstattungsstück für große Kinder veräußerlicht. Wo immer es bisher gegeben worden ist, verdankte es seinen Erfolg der Ausstattung, wenn nicht gar dem noch immer viel bewunderten Unfug, kleine Kinder die Manieren erwachsener Schauspieler nachäffen zu lassen. Das war so in Paris und in London, wie auch in Moskau. Da in Wien der technische Bühnenapparat nicht recht klappen wollte, kippten die durch den Nobelpreis gesteigerten Erwartungen pünktlich in Enttäuschung um und das Deutsche Volkstheater sah sich um die erhoffte Sensation gebracht. Möglich, daß es Max Reinhardt gelingt, den ersten deutschen Mißerfolg des „Blauen Vogels" wieder gutzumachen. Wo indes Reinhardts Theaterwunder fehlen, dürfte dem Werke kaum ein freundlicheres Geschick beschieden sein, als in Wien. Dort wurde die Enttäuschung vielleicht auch dadurch befördert, daß die Erinnerung an die geniale Art, wie Ferdinand Raimund Märchenstoffe dramatisch belebte, noch allzu gegenwärtig war.

Theodor Antropp

Musik

„Der Schmuck der Madonna"

Wolf-Ferraris jüngstes Werk, die dreiaktige Oper „Der Schmuck der Madonna" erlebte ihre Uraufführung an der neueröffneten Kurfürstenoper zu Berlin

Digitized by Google

und fand, in einer wirksam inszenierten Vorstellung, günstige Aufnahme. Es war der erste Erfolg des Institutes, das bei der Lage der Verhältnisse hart um seine Existenz wird ringen müssen.

Den Freunden des Maestro hat die Oper einige Enttäuschung bereitet. Man war gewöhnt, in Wolf-Ferrari den musikalischen Miniaturmaler zu sehen. Bisher hatte er — in den „Neugierigen Frauen" wie in den „Vier Grobianen" und in „Susannes Geheimnis" — zierliche Rokoko-Stoffe behandelt, er schien es auf leichten Ton und Feinheit der Arbeit angelegt zu haben. Man durfte von ihm die moderne Lustspieloper erwarten. Diese Vorzüge treten aber in dem neuen Werke zum mindesten stark zurück, zugunsten kräftigerer und minder unbedenklicher Wirkungen. Es wäre aber unrecht, den Komponisten auf den Stil seiner Erstlingswerke festlegen zu wollen, und ihm das Streben nach Vielseitigkeit zu verargen. In der robusten Dramatik des „Schmucks der Madonna" und in der Aufbietung eines größeren Apparates zeigt er sich freilich weniger originell als in seinen musikalischen Komödien. Dafür ist die Wirkung auf die Massen der Theaterbesucher zweifellos stärker. Diese Oper wird deshalb vielleicht auch festeren Fuß fassen als ihre Vorgängerinnen.

Das Textbuch führt uns an den Golf von Neapel. Zwei junge Menschenkinder sind die Träger der Handlung, nicht Kinder einer Mutter, doch als Geschwister gemeinsam aufgewachsen: Gennaro, der Schmied, und Maliella, die von der Straße aufgegriffene Waise. Die Verschiedenheit ihrer Naturen bereitet den Konflikt vor, den Leidenschaft zu tragischem Ausgang führt. In Maliella rollt das wilde Blut einer Carmen und verlangt nach Freiheit und Lebensgenuß. Gennaro ist ein guter Junge, der nur seinen heißen Sinnen zum Opfer fällt, als er sich in dem Besitz der neben ihm aufgeblühten Schönheit bedroht sieht. Rafaele, der übelste Bursche des Viertels, der Anführer der Kamorristen, weiß das Mädchen an sich zu fesseln. Als sie ihr Bündel schnürt, um das Haus, in dem sie wie in einem Gefängnis schmachtet, zu verlassen, gesteht ihr Gennaro seine langverheimlichte Liebe. Doch sie achtet seiner nicht; sie träumt von ihrem starken Freunde, der alles an ihren Besitz setzen würde, der, als die Prozession vorüberzog, sich bereit erklärt hat, für sie sogar den kostbaren Schmuck zu rauben, der die Statue der Madonna ziert. Da dämmert in dem von Leidenschaft verwirrten Gemüte Gennaros der Gedanke auf: was jener versprochen, er wird es ausführen, um die Kraft und Wahrheit seiner Liebe zu beweisen. Und er geht hin und stiehlt die Juwelen des Heiligenbildes und schmückt damit die Geliebte. Für einen Augenblick, wie im Rausche und mit ihren Gedanken bei Rafaele weilend, wird sie die Seine. Dann vollziehen sich in derselben Nacht noch beider Geschicke. Maliella, von Rafaele, zu dem sie voll Entsetzen flieht, verschmäht, stürzt sich ins Meer; Gennaro, von allen ob seines Kirchenfrevels verflucht und gemieden, richtet sich selbst vor dem Gnadenbilde, das dem Sterbenden in letzter Stunde Verzeihung zu verheißen scheint. So klingt in die Fabel milde die alte Legende von der Menschenfreundlichkeit der Mutter Gottes hinein.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Buch einen brauchbaren lyrisch-dramatischen Kern enthält. Dem Dichter-Komponisten ist es auch gelungen, die wesentlichen Momente wirksam herauszuarbeiten,

Digitized by Google

allerdings im Geschmack der italienischen Veristen. Dagegen wirken alle Zutaten, die dazu dienen sollen, die Handlung reicher und lebendiger zu machen, in ihrer Buntheit äußerlich und etwas aufdringlich. Die lang ausgesponnene Schlußszene ist gefährlich und setzt einen bedeutenden Darsteller voraus, wenn die hier gewollt mystische Stimmung nicht ins Theatralische umschlagen soll.

Auch als Komponist läßt uns Wolf-Ferrari keinen Augenblick in Zweifel, daß er sich einmal ganz als Italiener geben und mit den eigensten Mitteln seiner Landsleute wirken will. Der italienisch-nationale Grundton klingt überall vernehmlich hindurch. Er lebt nicht nur in den Tänzen und Gesängen des Volkes, er bestimmt auch den lyrischen Ausdruck der Handelnden. Dem Chore fallen einige sehr charakteristische Weisen zu. Maliellas Lied zeigt französischen Einschlag, wie überhaupt neben den Jungitalienern auch Bizet und Berlioz Pate gestanden haben. Im ersten Akte ist das Auftreten der Prozession musikalisch bedeutsam gezeichnet, im zweiten fällt außer einem schwungvollen Duettsatz das Ständchen des Rafaele auf, das dann als Vorspiel zum dritten Akte, sehr pikant instrumentiert, wiederkehrt. Das Orchester ist durchweg geschickt behandelt, interessanter noch an den Stellen, wo es feine Stimmungsreize gibt oder sich an der Ausmalung der Handlung als dramatischer Faktor beteiligt, als wo es in leuchtenden Farben und nationalen Rhythmen das napolitanische Milieu schildert.

Leopold Schmidt

Die Operette mit Tränensalz

Franz Lehar hat eine neue Lebensaufgabe gefunden und will — die Operette veredeln. Gelegentlich einer Rundfrage hat er vor Jahresfrist sein Programm veröffentlicht, dessen wichtigste Punkte waren: 1. Technisch saubere Faktur. 2. Nicht bloß heitere und ausgelassene Musik bringen, sondern auch der Sentimentalität, der Träne ihr Recht geben. Und er setzte sich sogleich hin und verwirklichte seine neuen Grundsätze in einer Operette „Eva", die nun ihren „Siegeszug" antritt. . . Was den ersten Punkt betrifft, so muß man dem Schöpfer der „Lustigen Witwe" beistimmen. Es ist schön, auch den Spaß recht ernsthaft zu betreiben, wenn es vielleicht auch unökonomisch erscheinen mag, Eicheln in Gold zu fassen, bevor man sie den Sch—ätzern der Poesie eines Bodanzky-Stein & Willner vorwirft. Unser Lehar ist eben ein ganz naiver Mensch und erblickt in den Ziffern seiner Tantiemen untrügliche Beweise für die Richtigkeit seiner Ästhetik. Wie sollte er auch nicht, denn der Hörpöbel ist ihm auch in seine „Operette mit Trauerrand" gefolgt, hat mit großem Vergnügen die salzigsten Tränen bald geweint, bald gelacht, und hat gleich herausgefunden, daß das Lachen nach dem Weinen nur um so süßer schmecke. Er ist entzückt, wenn der Komponist Opernmusik mit Varietémotiven schreibt, stelzbeinige Rezitative zu leitmotivischer Begleitung, Streichertremoli, breit aufgebaute Finali. Sapperment, wie darnach die lustigen Nummern einschlagen! Lehar glaubt an der Veredlung des Menschengeschlechtes zu arbeiten, und sein Idealismus macht sich bezahlt, denn die neue Mode gefällt so sehr, daß die nächsten Operetten schon nach diesem Rezepte gebraut werden dürften. Das Publikum hat, um mit Lehar zu sprechen, „auch in der Operette sein seelisches Erlebnis" und summt

Digitized by Google

beim Verlassen des Theaters ergriffen und gebessert, indem es das nasse Taschentuch einsteckt: „O Pipsi, holde Pipsi, ich lieb Sie, lieb Sie, lieb Sie.“ Richard Batka

Bachs Goldbergvariationen,

die zu den Standwerken der Variationskunst, aber auch zu dem Schwierigsten der Klavierliteratur gehören und auch nur von sehr wenigen Virtuosen gespielt werden, hat nun K. Eichler weiteren Kreisen der Musikfreunde zugänglich gemacht, indem er sie (bei Grüninger in Stuttgart) in einer Bearbeitung zu vier Händen erscheinen ließ. Das Original ist nämlich für ein Klavier mit zwei Manualen geschrieben und setzt der Wiedergabe auf unserem einmanualigen Flügel schier unüberwindliche Hindernisse entgegen. Indem Eichler den musikalischen Stoff, ohne ihn inhaltlich zu verändern, unter zwei Spieler verteilte, hat er die Ausführung jedenfalls erleichtert. Man nimmt gewisse unvermeidliche Übelstände, die Zerreißung der Themen und des Laufwerkes, die für den Zuhörer kaum fühlbar werden, mit in Kauf, wenn es gilt, eine so bedeutende Komposition wie diese 1742 für den Kammermusikus Goldberg des Grafen Kayserling geschriebenen Variationen zu erschließen.

Albert Welti

Die Schweiz ist heut voll von Hodlers Namen, keiner unter den lebenden Bildnern gilt dort in weitem Kreise so viel wie er. Da der Kunstwart das erste deutsche, vielleicht das erste Kunstblatt überhaupt gewesen ist, das mit Wort und Bild auf seine große Bedeutung hinwies, wird man uns nicht zutrauen, daß wir ihn niedrig schätzten. Für viele gute Augen in der Schweiz ist Hodler etwas wie ein Befreier gewesen, für die neue Kunstbewegung überhaupt ein Eisbrecher. Aber uns scheint, wenn man neue schweizerische Kunst besieht: man hodlert jetzt etwas reichlich im Land. Die im besonderen Wesen eines Einzelnen begründete Ausdrucksweise wird zur Manier, wenn sie von andern geübt wird. Und was die Kunstfreunde anbelangt, so kann es zu schlimmer Einseitigkeit führen, wenn man über unerläßliche Kampfjahre hinaus die Augen der Beschauer ganz vorzugsweise für eine Gruppe von Werten einübt.

Die zweite überragende Bildnerpersönlichkeit der heutigen Schweiz ist Albert Welti. Auch seine Bilder hängen jetzt in allen schweizerischen Museen, und der gälte wohl für einen ungeladenen Kostgänger an Frau Musens Tisch, der seine anfangs so vielfach skeptisch aufgenommenen Gaben heut noch geringschätzte. Aber die Einstellung auf die „Hodler-Werte“ bringt's mit sich, daß man den einzigen wirklich bedeutenden Schüler Böcklins doch kaum in seinem rechten „Formate“ sieht. Er gilt halt — eben: als trefflicher Schüler Böcklins. Als Schüler immerhin, als Nachfolger, also allerdings wohl auch ein bißchen als Nachahmer. Und doch gibt es von Welti nicht ein einziges Gemälde, gibt es nicht einmal irgendein gezeichnetes Blättchen von ihm, das Nachahmung Böcklins wäre. Auch keines, das wie die Hunderte von Bildern aus der Böcklinschule sonst, unter der Suggestion seines Geistes, seines Ichs stände, das Böcklinsche Stimmung nachempfände, keines überhaupt, auf dem irgend etwas nur erklärlich wäre durch Böcklin. Welti hat bei Arnold dem Großen technisch gelernt, was aber im übrigen die beiden zusammenge-

Digitized by Google

führt hat, war eine Urverwandtschaft ihrer Persönlichkeiten, nichts anderes.

Welti wird jetzt fünfzig Jahre alt, und der Kunstwart bringt zu diesem Tag seine vergriffene Welti-Mappe in neuer, schönerer Ausstattung wieder heraus. Das ist dieser Zeilen äußerer Anlaß. Von Weltis Kunst denken wir bei anderer Gelegenheit noch innerhalb dieses Jahres ausführlicher zu sprechen. Wenn Weltis Bilder für den Berner Bundespalast fertig sind (wär es bald!) dann werden die besten Monumentalgemälde dieser Art vollendet sein, welche nicht nur die schweizerische, nein, welche die germanische Kunst der Gegenwart überhaupt gestaltet hat. Sie werden Welti von einer Seite zeigen, die man jetzt im größeren Publikum noch nicht kennt. Von einer neuen Seite, aber doch ganz denselben Welti. Den Mann voller Innerlichkeit und Innigkeit ohne das leiseste Spürchen jeder Beimischung, die in Tausenden auch das Echte fälscht, von Pose. Den Künstler einer Einfachheit, die nie in irgendeinem Teile eine Leerheit, die in allem gesättigt ist mit Lebensausdruck. Nie auftragendem, karikierendem, sondern so schlichtem, daß er selbstverständlich und darum wieder überzeugend ist, wie die Natur selber in ihrer Gesundheit. Den Mann von einer Kraft des phantastischen Schauens und des poetischen Sich-Einfühlens in die Dinge, die unter den lebenden Bildnern ebensowenig ihresgleichen haben, wie sein aus aller Erlebensintensität aufquellender Humor. Wir denken zunächst an Keller und Böcklin, wenn wir gerade von solchen Eigenschaften sprechen. Spitteler, wieviel er mit ihnen gemein hat, steht doch mehr vetterlich als brüderlich dabei. Welti gehört zu jenen als der dritte. A

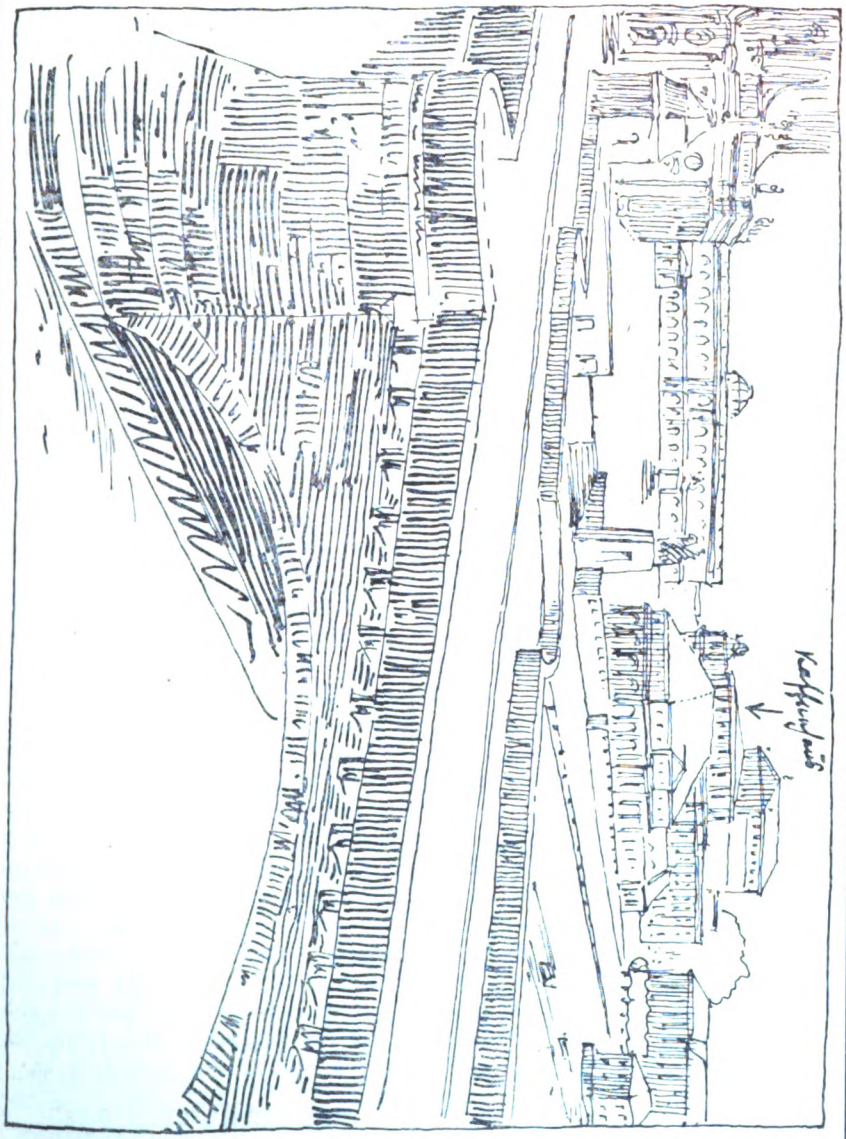
Zum Dresdner Theaterplatz

„In letzter Stunde"

Ein angesehener Architekt schreibt uns:

„Das Geld ist bewilligt, der Plan ist beschlossen, das Bauen hat begonnen — und dennoch: besser in letzter Stunde, als gar nicht, wo sich's um einen Wert handelt, der einzig ist. Schlimm genug, daß wir alle miteinander nicht eher daran gedacht haben, aber wir haben nun einmal nicht dran gedacht: der Blick von der Dresdner Elbbrücke auf den Theaterplatz gewährt etwas, das seinesgleichen in der ganzen Welt nicht hat: den Blick auf einen herrlich umbauten großen Platz von erhöhtem Standpunkt. Derlei ist von jeher auf den Plänen der Architekten zur schöneren Wirkung »angenommen« worden, doch gab es dergleichen nirgend, hier aber entstand es durch den Umstand, wenn man will »zufällig«, daß die neue Elbbrücke weit höher als die alte läuft. An das durch diese Erhöhung veränderte Bild haben wir eben nicht gedacht. Nun haben wir die »Bescherung«: der Blick ist einzig und dabei wunderschön. Aber: schon hebt man für das Kaffeehaus die Fundamentengrube aus, noch ist zur Rettung Zeit, in ein paar Wochen ist alles zu spät. Man sistiere den Bau des Kaffeehauses, das in Wirklichkeit weit mehr hervortritt als auf meiner Pause, weil die Unterlage zu dieser nicht von der Brücke, sondern von einem gedachten Punkt vor der Brücke konstruiert worden ist. Wenn man den Platz eine Weile ohne das Kaffeehaus gesehen hat, wird man bemerken, wie falsch man täte, dieses Bild zu zerstören. Unmittelbar an das Hotel Bellevue geschlossen, würde der Kaffeehaus-

Digitized by Google



Digitized by Google

bau dagegen nichts zerreißen oder verstellen."

Handelt sich's wirklich um einen schweren Fehler, der durch diesen von seinem Einsender so genannten „Notschrei" vermieden werden könnte? Ich habe nachgeprüft und muß gestehen: auch meiner Meinung nach hat der Einsender recht. Durch Aufführung des Kaffeehauses an dieser Stelle würde ein Bild zerstört werden, das außerordentliche Reize hat. Auch ich befürworte ein Aufschieben des Kaffeehausbaus. A

Heimatpflege

Das Dorf auf dem Dache

In der Beschreibung eines in Groß-Berlin geplanten Miethauses findet sich folgender Abschnitt, der trefflich zeigt, in welchen Händen dort die Befriedigung des Bedürfnisses nach Wohnungen und die Gestaltung der Straßenwände liegt:

„Auf dem Dachplateau wird je zur Hälfte für die darunterliegende Wohnung ein Garten mit Rasen, Ziersträuchern, Spalieren, Lauben usw. angelegt, ferner auf demselben im Stile eines altdeutschen Bauernhauses eine orientalische Tee- oder Bauernstube errichtet.

Der Dachgarten wird nach der Straße zu durch eine durchbrochene, 0,90 Meter hohe Kunststeinbalustrade, auf deren Pfeilern Pergolen ruhen, abgeschlossen. Die auf dem Plateau ins Auge tretenden Teile des Dachgeschosses gruppieren sich in sinnreicher, malerischer Form zu dem Bilde eines kleinen Dorfes. An das Bauernhaus reiht sich die Vorderansicht eines Schlosses, hinter welchem die große Halle zu suchen ist, daneben tritt der Treppenhausabschluß als Kirchenbau in Erscheinung. Der Blick ins Innere dieser Miniaturbauwerke muß den vorher gehabten Eindruck harmonisch begleiten, indem Form und Innenansicht, von oben betrachtet, an jene Bauten wirklich erinnert."

Es ist bezeichnend an der Berliner Bauweise, daß durch die starke Konkurrenz der Durchschnittskomfort großer wie kleiner Wohnungen ständig gehoben wird, — auf Kosten der Ausführung, insbesondere der nicht sichtbaren konstruktiven Teile. So wird jede neue Idee sehr schnell von der Masse der Bauunternehmer aufgenommen (Vakuum, Müllschlucker, Kohlenaufzug, Dachgärten und dergleichen), auch die wirklich vielfach besseren Fassaden, Vestibüle und Treppenhäuser sind eine Konzession an die Wünsche des Publikums. Um so besser zeigt ein solches Blitzlicht, wie festgegründet solche Verbesserungen in den ästhetischen Anschauungen der Bauunternehmer sind.

Aber die Sache hat doch auch noch eine andre Seite, und auf der liegt, was den Spaß verbirbt, so komisch das Dorf auf dem Dache zunächst anmutet. Wie zum Pflanzenkasten auf dem Balkon, wie zum Blumentöpfchen im Fenster flüchtet sich die Sehnsucht des Großstadtmenschen aus dem Häusermeer schließlich auch zu solchen Gebilden. Ausgesperrt kommt die Natur, wie die Luft, durch die Ritzen wieder herein, nur zu wenig und nicht mehr rein. Der Trieb nach der Natur flüchtet sich in Spielerei, und wer drüber lachen will, fühlt, daß all das eigentlich wehmütig ist.

Naturschutz

Amerikanischer Vogelschutz

Wir haben ornithologische und Tierschutz-Vereine, die erzieherisch wirken, die Tierquälerei jeder Art durch erlaubte Mittel

Digitized by Google

bekämpfen und die Liebe zur Tierwelt fördern. Wir haben weiter seit einigen Jahren ein neues Vogelschutzgesetz. Wir reichen aber damit noch nicht an die gleichartigen Bestrebungen der Nordamerikaner heran.

In den Vereinigten Staaten gibt es zahlreiche Nationalparks, in denen alle Tiere sich vollkommener Schonung erfreuen, und innerhalb der letzten Jahre sind zu diesen ausgedehnte „Vogelschutzreservate" hinzugekommen. Insbesondere durch Roosevelts Einfluß; Roosevelt, selbst ein leidenschaftlicher Weidmann, hat auf Veranlassung der „National Association of Audubun Societies" das Gesetz unterzeichnet, das für zahlreiche Gebiete vollständige Schonung der Vögel befiehlt. Kein Unberufener darf diese Gebiete betreten, und es darf nicht einmal ein Ei oder eine Feder entfernt werden. Auf diese Weise hoffen die Vereinigten Staaten viele einheimische Vogelarten vor dem Untergange zu schützen. Zur Rettung des prachtvollen schneeweißen Reihers, der die „Aigretten" für Weiberputz liefert, war es leider schon zu spät: diese Art ist so gut wie vernichtet. Bei zahlreichen andern Vögeln ist das Rettungswerk jedoch nicht zu spät gekommen. Die Vögel, die in erster Linie bedroht waren, sind die Eiderente, der Pelikan, der Kormoran, die Seeschwalbe, die Reiher- und Möwenarten.

Welchen Erfolg die Reservatgebiete bedeuten, zeigt am besten folgendes Beispiel: An der Küste von Maine fanden die Mitglieder einer Vogelschutzgesellschaft nur eine einzige Kolonie von Eiderenten, nur noch aus neun Stück bestehend; jetzt — vier Jahre später — sind dort schon mehrere Tausend solcher Vögel vorhanden. Die Vereinigten Staaten mit ihren gewaltigen, zum Teil noch wenig bekannten Flächen sind natürlich besser imstande, als Europa, solche „Schutzgebiete" vorzubehalten. Doch hat man ja auch in Deutschland und Österreich damit angefangen, vorläufig aber noch in gar zu bescheidenen Grenzen. In Nordamerika aber sind für Tierreservate Tausende von Quadratmeilen bestimmt, teils felsige Inseln, teils Marsch- und Sumpfland in Flußniederungen, das die Landwirtschaft einstweilen noch entbehren kann. Im Mississippidelta beispielsweise liegt ein solches Reservat, ein anderes in den Seen Michigans und Norddakotas. Hier wimmelt es jetzt wieder von Wassergeflügel aller Art, wo vor vier Jahren der Jäger kaum noch ein Dutzend der einzelnen Arten fand. Auf den kleinen Felseninseln im Atlantischen Ozean, von Maine herunter bis nach Florida, sind auch wieder Kolonien von Tausenden und Abertausenden von Seevögeln zu finden, deren Federn vor den Putzmacherinnen sicher sind. Im Staate Washington allein gibt es drei solcher Reservate. Andre liegen in Florida, am Golf von Mexiko, in Maine, in Louisiana und in Oregon; das größte, Lake Klamath-Reserve, bedeckt eine Fläche von 616 000 Acres. Jedes wird von Wächtern beaufsichtigt. Ein neues Vogelschutzgesetz, das dieses Jahr in Kraft getreten ist, setzt auf den Verkauf und das Tragen von Reiherfedern schwere Strafen; die Bestimmungen werden mit großer Strenge durchgeführt.

Neben den rein humanen Gründen, die die Vereinigten Staaten zur Errichtung der Vogelschutzreservate geführt haben, stehen natürlich auch — wir reden von

Digitized by Google

Amerika — praktische Erwägungen. Es leuchtet ja ohne weiteres ein, daß die so geschützten Vögel, wenn sie alsdann in den eigentlichen Schutzgebieten zu zahlreich geworden sind, diese Gebiete teilweise verlassen und andre Orte wieder besiedeln, wo sie geschossen werden dürfen.' Die Putzmacherzunft berechnet schon jetzt, daß in den Schutzgebieten in zwei Jahren für nicht weniger als fünfzig Millionen Dollars Federn „gewachsen" sind! Gibt diese Zahl nicht den spekulativen Köpfen bei uns zu denken?

An den Küsten machen sich übrigens die Seevögel auch als „Gesundheitspolizei" nützlich; einige Ortschaften dort, die der Ausrottung der Seevögel untätig zugesehen haben, müssen das jetzt zu spät erkennen. R

Handel und Gewerbe

Alte Übel in neuer Gestalt

Österreichische Zeitungen berichten über die Vorschläge des Verbandes der Baumwollspinner. Man beabsichtige Mitgliederbeiträge zu sammeln, mit deren Hilfe man die Ausfuhr unterstützen, Spinnereien ankaufen und stillegen könnte. Die Unternehmer vermögen ihren Reingewinn eben in vielen Fällen zu erhöhen, wenn sie Güter, nach denen allgemein Bedarf vorhanden ist, nicht in ausreichendem Maße herstellen. Schon der Geograph Strabo berichtet, daß zu Beginn unsrer Zeitrechnung in Ägypten absichtlich Papyruspflanzungen aus dem gleichen Grunde zerstört wurden und der bekannte Geschichtsschreiber des Siebenjährigen Krieges Archenholz erzählt in seinen „Annalen der britischen Geschichte des Jahres 1788": „Die Fleischer in London fuhren mit ihrem abscheulichen Gebrauch fort, große Säcke mit frischem Fleisch des Nachts in die Themse zu werfen, um es nicht wegen des Überflusses notgedrungen unterm Preise zu verkaufen, oder es umsonst wegzugeben. Alle Mittel, diesem Unfug zu steuern, waren vergebens. Die Fischhändler in London hatten einen ähnlichen Gebrauch. Sie gaben den auf der Themse ankommenden Fischerfahrzeugen, noch ehe sie London erreichten, durch Signale von dem Zustand des dasigen Fischmarktes Nachricht. Befand sich dieser wohl versehen, so wurden, um keinen Überfluß zu erzeugen, ohnweit Gravesend die ganzen Ladungen von Fischen ins Wasser geworfen." Immer die gleiche Erscheinung; um den Geldertrag zu erhöhen, werden notwendige Gegenstände absichtlich nicht erzeugt oder, wenn sie bereits vorhanden sind, vernichtet. Während es Hungernde gibt, können Kenner der Verhältnisse über zu reichliche Ernten klagen, die sich „leider" schwer einschränken ließen. (Vergleiche Kunstwart XXIV, 11, „Bevölkerungszuwachs".)

Bestraft man die Vernichtung, wie dies in London geschah, so erreicht man damit nur, daß die Unternehmer von vorneherein der Natur weniger Güter abringen. Volle Ausnützung aller produktiven Kräfte können wir in unsrer Gesellschaftsordnung vorläufig nicht erzwingen, ist doch der Güterverkehr so eingerichtet, daß jeder auf seine Gefahr Geld verdienen muß, um sich Güter dafür kaufen zu können. Ehe man an eine gründlichere Umgestaltung unsres Wirtschaftslebens schreitet, kann man zuweilen Einrichtungen treffen, welche die Zerstörung schon erzeugter Güter oder die Einschränkung ihrer Erzeugung den Unternehmern unzweckmäßig erscheinen lassen. Um dies alles zu verstehen,

Digitized by Google

wollen wir bei unsern Fischern bleiben. Angenommen, diese hätten 200 Körbe voll Fischen gefangen. Die gesamten Selbstkosten betrügen etwa 1200 Mark. Werfen sie Fische wieder ins Meer, so sind die Gesamtselbstkosten der übrigbleibenden Fischmenge offenbar ebenso groß. Wir wollen nun annehmen, daß die Fischer folgende Erfahrungen gemacht hätten:

Zahl der verkaufbar. Körbe Fische	50	100	150	200
Gesamtselbstkosten	1200	1200	1200	1200
Selbstkosten jedes Korbes	24	12	8	6
Höchster erzielbarer Preis . . .	28	16	10,5	7,5
Gesamterlös . . .	1400	1600	1575	1500
Reingewinn . . .	200	400	375	300

Wir sehen, die Fischer werden schwer bestraft, wenn sie alle 200 Körbe Fische auf den Markt bringen, sie erzielen nur einen Reingewinn von 300 Mark, während sie 400 Mark einstreichen, falls sie 100 Körbe voll Fischen wieder ins Meer werfen. Würden sie freilich noch weiter gehen, so würde ihnen das nichts nützen, weil bei zu hohen Fischpreisen der Absatz gar zu stark zurückginge. Sie könnten die 200 Körbe schon dann abgeben, wenn man ihnen nur 8 Mark für jeden zahlen wollte. Setzen sie den Preis aber mit 8 Mark an, so kaufen nur 150 Leute und der Reingewinn beträgt 375 Mark. Jeder einzelne Käufer glaubt durch Sparen sich zu nützen und erreicht damit nur, daß die Verkäufer vorsichtshalber weniger auf den Markt bringen. Ein anderes Ergebnis würde eintreten, wenn die Käufer nicht einzeln und ohne vorherige Verhandlungen mit den Verkäufern kauften, sondern wenn die Käufer in einem Verbande vereinigt wären, der mit den Verkäufern in Verhandlungen tritt. Die Verkäufer würden fragen: „Wir erhalten von euch 1600 Mark, wenn wir euch 100 Körbe voll Fischen liefern, was wollt ihr uns geben, wenn wir euch 200 Körbe liefern?“ Wird die Frage so gestellt, so kann die Antwort der Käufer in dem für die Verkäufer *ungünstigsten* Fall nur lauten: „Gleichfalls 1600 Mark,“ unmöglich aber wird der Vertreter der Käufer sagen: „Für 100 Körbe Fische geben wir 1600 Mark, für 200 Körbe Fische nur 1500 Mark.“ Den Konsumenten sind 200 Körbe um 1600 Mark jedenfalls lieber als 100 um 1600 Mark. Wenn aber die beiden Parteien nicht miteinander verhandeln, so sind die Fischer als Geschäftsleute unvernünftig, wenn sie 200 Körbe voll Fischen auf den Markt werfen. Das Vorhandensein geeigneter *Organisationen* kann so zum Vorteile aller wirken.*

Wir sehn aus diesem Beispiel, daß keineswegs immer die Wünsche von Käufern und Verkäufern einander feindlich entgegenstehn. Gewiß kann in vielen Fällen der Vorteil der einen Bevölkerungsklasse nur dadurch erreicht werden, daß eine andere auf gewisse Annehmlichkeiten zu verzichten gezwungen wird, es wäre aber ein Irrtum zu glauben, daß *alle* wirtschaftlichen Schwierigkeiten nur durch Machtanwendung zu lösen sind. Von manchen wird dies vielfach nur behauptet,

* Eingehender darüber: Wilhelm Neurath „Die Wirtschaftkrisen und das Kartellwesen“ in: „Gemeinverständliche nationalökonomische Vorträge“. Über Konsumentenverbände in der heutigen Form F. Staudinger in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“.

Digitized by Google

weil sie zum Nachdenken zu bequem sind. Uns scheint es besonders wichtig, daß man sich genau darüber klar werde, welche gesellschaftlichen Übel, ohne Verzichtleistung irgendeiner Gruppe von Menschen auf Güter, zu beseitigen sind, wenn man vernünftiger als heute vorgeht, etwa mit mehr Einsicht und geordneter die Wirtschaft regelt. Wir glauben wirklich nicht, daß so alles Leid zum Verschwinden gebracht werden kann, wohl aber ein erheblicher Teil: Massenarmut und Arbeitslosigkeit bei zunehmender Leichtigkeit Güter zu erzeugen ist sicher unnötig. Damit aber Länder umspannende Verbände der Konsumenten entstehen, so wie sich solche der Unternehmer und Arbeiter gebildet haben, ist eine Steigerung des Verantwortlichkeitsgefühls, der Einsicht und des staatsbürgerlichen Selbstvertrauens notwendig. Sind diese Verbände geschaffen — Anfänge zeigen sich bereits — dann sind wir wieder einen Schritt weiter gekommen auf der Bahn zu einer wohlgeordneten Wirtschaft, in der das Vorgehen der einzelnen Menschen und der einzelnen Völker zum Wohle aller auf Grund vernünftiger Erwägungen der Beteiligten geregelt wird. Dann wird es nicht mehr notwendig sein, willkürlich Güter zu vernichten und die Einfuhr billiger Waren oder billiger Arbeitskräfte zu verhindern.

Otto Neurath

Gesellschaft

Agrarischer Sozialismus

„Jene Amphibienschichten, die teils Kleinbauern, teils Industriearbeiter sind, jene Gartenbesitzer in der Nähe der großen Städte — sie alle, die vielen heutigen Sozialdemokraten als zweifelhafte Klassengenossen erscheinen, erscheinen mir als der wünschenswerteste Typus der deutschen Arbeiterschaft überhaupt. Sie sind der Typus, den man nicht schwächen, sondern befördern muß, um die Gesundung der Arbeiterschaft, die Erhöhung ihrer Lebenshaltung und ihrer Kultur nach Möglichkeit anzustreben." Diese Meinung vertrat Max Maurenbrecher in einer längeren Besprechung von Hildebrands Buch „Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus" — in Heft 7 der „Sozialistischen Monatshefte". Entwickelten sich alle, auch die bisher noch mehr oder minder agrarischen Staaten zum Industrialismus hin, so müsse das überall zu einer Verelendung der Massen führen: die auswärtigen Absatzgebiete werden verringert, die Einfuhr der Rohstoffe und Nahrungsmittel aus fremden Ländern erschwert. Im Interesse also der städtischen Arbeiterschaft liegt es, daß wir uns einen Absatzmarkt für unsre Industrie in der eigenen Kleinbauernschaft erhalten und daß wir unsern Nahrungsbedarf soviel wie möglich im eignen Lande erzeugen oder aus eignen Kolonien gewinnen. Hildebrand (und Maurenbrecher) tritt daher dafür ein, daß die deutsche Arbeiterbewegung sich den kolonisatorischen Arbeiten der Nation und der Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes nicht widersetze. Und beide kennen für die Zukunft der überschüssig gewordenen Industriebevölkerung keine andre Hilfe, als daß sie wieder zur Landwirtschaft zurückkehre, in Kolonien oder im eignen Lande. Dem Industriearbeiter müsse die Fähigkeit dazu nach Möglichkeit erhalten oder wiedergewonnen werden. Maurenbrecher sieht hier vor allem ein sehr wichtiges Problem der Volkserziehung und der Schulreform. Der zukünftige Nachwuchs der Arbeiterklasse müsse lernen, seine Kräfte nicht nur ein-

Digitized by Google

seitig, in frühzeitiger Einstellung auf irgendeine industrielle Teilarbeit, zu gebrauchen, er müsse fähig werden, wenn die Industrie einen lohnenden Erwerb nicht bietet, in der Landwirtschaft weiterzukommen.

Daß diese Anschauungen auch bereits von der Partei bis zu einem gewissen Grade offiziell anerkannt werden, dafür zeugt der Aufruf der Sozialdemokratie für die letzten Wahlen. Er enthielt die wichtige Stelle, daß die Partei neben „Urbarmachung der Moore, des Sumpf- und Urlandes" auch „innere Kolonisation zwecks Steigerung der Erzeugung von Lebensmitteln" fordere. Artur Schulz begründete dann in den „Sozialistischen Monatsheften" (15, 26) diesen neuen Programmpunkt näher. Zunächst wies er auf die bekannten Tatsachen hin, die sich bei den Gutsaufteilungen und der Anlage von Rentengütern gezeigt haben: das Erträgnis der gleichen Bodenfläche steigert sich im rationellen kleinbäuerlichen Betrieb beträchtlich. Diese stärkere landwirtschaftliche Produktion verschafft natürlich erhöhte Nachfrage nach Industrieerzeugnissen und verbessert somit die Lage der Gewerbe. Überdies vermindert die Innenkolonisation die Abwanderung vom Lande und damit das Überangebot von billigen Arbeitskräften in der Industrie, das die Löhne drückt und Arbeitslosigkeit veranlaßt. Über diese wirtschaftlichen Einzeltatsachen hinaus reicht noch, was Hildebrand aus einer Betrachtung der weltwirtschaftlichen Lage für Deutschland fordert: das deutsche Volk muß weniger auf übermäßige Ausdehnung seiner Industrie und mehr auf Steigerung und Erhaltung seiner landwirtschaftlichen Gütererzeugung bedacht sein. Als positives Ziel unsrer wirtschaftspolitischen Kämpfe stellt Schulz hin: „Eine starke, zur Hauptsache großbetrieblich organisierte Industrie, deren Arbeiter sich in ihren Verbänden zur Selbstbestimmung ihres Arbeitsprozesses erziehn, und im Austausch der Arbeitserzeugnisse mit dieser freudig schaffenden Industriebevölkerung ein selbstarbeitender Bauernstand, der auf seinem gesicherten Familieneigentum die Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit zur höchstmöglichen Entfaltung zu bringen bestrebt und befähigt ist."

Zu den Tagesereignissen

Warum sie für den Sozialdemokraten stimmten

Die folgenden Zeilen zum Thema „Mitläufer" haben einen Mann zum Verfasser, der im deutschen Geistesleben zu den bekanntesten und meistgeachteten gehört. Es ist nicht seine Schuld, wenn sein Name hier nicht genannt wird, denn er hat uns ausdrücklich freigestellt, ihn zu nennen. Täten wir's aber, was würde die Folge sein, als daß man seine jetzt allgemein geachteten Leistungen in Zukunft damit zu diskreditieren versuchte, daß „der" seinerzeit für einen Roten gestimmt hätte? Und dann sollen in solchen Fällen doch wohl die Gründe wirken, nicht der Mensch. Ich meinerseits habe in dieser Wahl nicht für den Sozialdemokraten gestimmt, und zur „Partei der Nichtwähler" gehöre ich auch nicht, dies einigen auf allerhand Vermutungen zur geneigten Beruhigung. Aber gegenüber dem Zeitungslärm von den „gesinnungslosen" Mitläufern und den „ehrlosen" Nichtwählern scheint es mir gut, bei der folgenden Zuschrift Blicke in den Geist eines Mannes zu tun, der seine nationale Gesinnung in vieljähriger Ar-

Digitized by Google

beit vollkommen einwandfrei bewiesen und doch den Sozialdemokraten gewählt hat. A

„Diese Betrachtung will keine Propaganda machen. Des zum Zeichen wird sie nach statt vor der Wahl veröffentlicht. Aber da viele sich den Kopf darüber zerbrechen, wie ein anständiger Mensch sozialdemokratisch stimmen könne, möchte ich ihnen gern auf die Spur zur Erklärung dieser zweifellosen Tatsache helfen.

Also: solange man davon spricht, ein anständiger Mensch dürfe nicht sozialdemokratisch stimmen, so lange werden wir unsrerseits das tun. Wir sind eine Gruppe von zurzeit nicht ganz wenigen Menschen, einander unbekannt, aus allen alten Parteien stammend bis ins Zentrum und ins Agrariertum hinein — ich persönlich stamme aus konservativen und agrarischen Anschauungen —, deren höchstes politisches Gesetz Kulturpolitik ist, und die aus solchem kulturpolitischen Interesse zurzeit sozialdemokratisch stimmen. In erster Linie liberal, in zweiter sozialdemokratisch. Wir bilden keine Partei und wir wünschen keine zu bilden. Politik mag weiter von Weltanschauungs- und Interessenstandpunkten aus getrieben werden. Es scheint uns das gar nicht ungesund. Jedenfalls ist es so, und das macht es uns um so leichter, mit völliger Freiheit zu wählen, in welche Schale der Wage wir jeweils unser Gewicht werfen wollen.

Zurzeit werfen wir es in die linke Schale, weil wir der Meinung sind, daß unsre engeren politischen Interessen schweigen müssen gegenüber einer großen kulturellen Gefahr und einigen nicht minder schweren politischen Gefahren, die wir unserm Vaterlande drohen sehen, und die wir nur noch durch radikale Abstimmung abwehren können, da man zurzeit auf Gründe allein nicht mehr hört. Ich werde nicht alles in der Kürze sagen können, was hier zu sagen wäre, aber doch die Hauptsache.

Eine schwere Gefahr für unsre Kultur erkennen wir vor allem in dem Umstand, daß die höchste verantwortliche Stelle im Staate und die so oder so von ihr abhängigen anderen Staats- und Kirchenhäupter ein Drittel des deutschen Volkes mehr oder minder verblümt als unpatriotisch, gottlos oder sonst minderwertig brandmarken und gesellschaftlich zu ächten versuchen. Wir wissen, wie sich das in die »nachgeordneten« Stellen hinein übersetzt. Wir wissen, wie da alles, was Grund hat, sich oben gute Stimmung zu schaffen, im Beschimpfen und Schikanieren eines Teiles unsres Volkes sich überbietet. Und da das gerade der Teil ist, der sowieso schwer genug zu tragen hat, so ist diese Parole und ihre Befolgung die schlimmste Mißerziehung unsres Beamtentums zur Respektlosigkeit gegen Andersdenkende, Unbemittelte und Wehrlose.

Weiter greift ein anderes. Diese Achtungsparole läßt uns nicht zum ruhigen politischen Nachdenken kommen. Der Sozialismus behauptet, eine unfehlbare Lehre zu sein. Wir unserseits erkennen in seinen Zielen wie in denen der anderen politischen Parteien Richtiges und Falsches, Ideales und Minderwertiges zusammengebunden. Wir würden gern diese unsre Erkenntnis für uns selbst weiter durchprüfen und andern zu ähnlicher Kritik verhelfen. An alledem hindert die mit obrigkeitlichem Nachdruck und angeblich religiöser Autorität über den ganzen Gedan-

Digitized by Google

kenzusammenhang, die ganze Parteiorganisation verhängte gesellschaftliche und sittliche Acht. Das empfinden wir als einen bösen kulturellen sowohl wie politischen Schaden.

Ferner: Jene Gedankenmasse und die Partei, die sie politisch wirksam zu machen versucht, werden nun einmal von den ärmeren Schichten im Volk als die ihrigen empfunden, — daran kann kein Zweifel sein. Indem sie nun gesellschaftlich, religiös, sittlich nicht nur bekämpft, sondern verfehmt werden, wird die Kluft zwischen den Wohlhabenden und den Nichtbemittelten auf das gefährlichste erweitert. Tritt zur politischen Gegnerschaft Hohn, Verachtung, Haß, »patriotischer« und sogar »religiöser« Haß, so muß dadurch die sittliche und religiöse Empfindung eines Volkes verwirrt und zerrüttet werden, das, mit Recht oder Unrecht, seine Ideale bei jener Partei fühlt.

Weiter sehen wir mit steigender Empörung, daß nun schon seit einigen Jahrzehnten die Ehre, Würde und Macht des Vaterlandes dazu mißbraucht wird, politisch Andersartige zu diskreditieren und zu vergewaltigen. Dies halten wir für außerordentlich gefährlich. Selbst abgesehen von der ideellen Minderwertigkeit, ein solches Mittel stumpft sich ab! Es könnte leicht gerade in Zeiten wirklicher Not versagen. Zudem erwäge man, was es bedeutet, wenn alle fünf Jahre und öfter dem Auslande vordeklamiert wird, das deutsche Volk stehe unmittelbar vor dem Umsturz, der dritte Teil des Volkes untergrabe die Grundlage des Staates, bestehe aus Vaterlandsverrätern. Die es beobachten konnten, wissen, mit welcher Befriedigung das Ausland darauf hört, wissen, daß es leider auch mit diesen ja von kompetentester Stelle ausgehenden Urteilen rechnet. Die Gewöhnung an solche nationale Verdächtigung des eigenen Volkes beim Ausland scheint uns kein gutes Zeichen für die Weisheit unsrer regierenden Kreise. Was in den Gründungszeiten des Reiches in außergewöhnlicher Situation und bei dem erklärten Respekt des Auslandes einmal ertragen werden konnte, ist nicht mehr erträglich als stehendes Requisit zur Vertuschung gemachter Fehler oder schlechter und erbitternder Politik und gar in wirklich gefährlichen Zeiten. Auch wirkt es auf unsre Diplomatie selbst höchst mißerziehlich zurück, wenn sie zu dem Glauben kommt, jede auch offenkundigste Unfähigkeit hinter einem Rüstungsgerassel verbergen und für so verzweifelte Mittel statt des Tadels die exaltierte Begeisterung der Patrioten ernten zu dürfen.

Aus allen diesen Gründen haben viele von uns sogar trotz der erstaunlich ungeschickten Dies-irae-Rodomontade des »Vorwärts« für die Sozialdemokratie gestimmt. Und wir werden damit fortfahren, bis das aufhört, was wir als einen traurigen und für die sittliche, religiöse, kulturelle und soziale Höhe unsres Volkes beschämenden Skandal empfinden.

Zum Schlusse nochmals: diese Erklärung will keine Propaganda machen, sonst wäre sie vor den Wahlen erschienen. Sie will zu erklären helfen und um Besinnung bitten, um Besinnung über unsre Haltung nicht bei den Wahlen, sondern in großen Kulturfragen überhaupt."

„Wahlkampf"

Das Wort vom Wahlkampf ist uns ganz geläufig geworden für

Digitized by Google

das, was vor den Wahlen von den Parteien geleistet wird. Wir brauchen es hundertmal am Tage, ohne zu merken, daß wir damit die Sache doch nur durch ein Bild bezeichnen. Und wie es dann oft so geht: ein nur teilweis zutreffender bildlicher Ausdruck stumpft unser Gefühl für das Wesen der gemeinten Sache ab.

Worum „kämpft" man denn vor der Wahl? Um die Stimmen der Wähler. Diese „Stimmen" aber sind die Betätigung von Ansichten oder gar Überzeugungen einzelner. Und was ist das, was „bekämpft" wird? Die gegnerische Ansicht oder Überzeugung, aber nicht die so oder so gewünschte und gefärbte des einzelnen, sondern die, welche in den Parteiprogrammen und in den politischen Handlungen der Parteien steckt. Also: ein Kampf von Vorstellungen und Willensrichtungen um die Seelen der Menschen. Das Turnierfeld ist die Wahlversammlung. Die turnierenden Ritter der politischen Gesinnungen sind alle die, welche von diesen Gesinnungen durchdrungen sind. Und der Siegespreis, das sind die Tausende von Zuschauern, die noch keine politische Gesinnung haben. Nur diese? Nein, auch die, welche zwar irgendwie zu einer Partei gehören, aber ihr nicht blindlings folgen, die, welche noch nicht „überzeugte Anhänger", oder wie man so schön sagt: welche noch nicht „gesinnungstüchtig" sind. Um auch diese Scharen „gesinnungstüchtig" zu machen, darum schlägt man sich Beulen in Helm und Schild. Und wenn das Ziel erreicht ist? Dann kämpft man und kämpft man, und alle Zuschauer kämpfen mit, und es ist eigentlich gar nichts mehr da, worum zu kämpfen wäre.

In diesen Zustand der sinnlosen Drescherei sind wir bereits in erschreckend vielen Wahlversammlungen gekommen. Da sitzen die feindlichen Heerscharen im weiten Saal, zuweilen sogar auf Grund massenpsychologischer Erwägungen von den Häuptlingen sorgfältig verteilt, angefüllt mit handfester Gesinnungstüchtigkeit. Und wenn der Redner vorn am Pult zu perorieren beginnt, dann ist's im Grunde völlig gleich, was er sagt. Das weiß man ja schon längst. Es kommt bloß darauf an, von welcher Partei der Mann ist. Gehört er zu der „richtigen", dann ist ihm „stürmischer" oder „donnernder" oder „langanhaltender Beifall" oder alles zusammen sicher; denn es ist ja „Pflicht" des Gesinnungstüchtigen, die „gute Sache", auch wenn sie nicht besonders gut vertreten wird, zu „unterstützen". Und umgekehrt. Welchen Sinn hat eigentlich eine solche Wahlversammlung noch?

Der Wahlkampf hat nur solange Sinn, wie es noch Stimmen gibt, die sich „gewinnen" lassen. Danach gemessen haben wir vielleicht schon viel zu viel Wahlversammlungen. Man will den Leuten die Ideen „in die Schädel remsen" so gründlich, daß sie die Gesinnungstüchtigkeit auch noch ins Jenseits hinübernehmen. Wenn man es erreicht hat, daß die Mehrzahl der Erwachsenen auf bestimmte Parteien innerlich und äußerlich festgelegt ist, dann stürzt man sich auf die Heranwachsenden, um sie für die Wahlen, die in ihr künftiges Staatsbürgerleben fallen werden, von vornherein an die Parteikette zu schmieden, um es ihnen als „Pflicht des nationalen Mannes", als „Pflicht des klassenbewußten Arbeiters", als „Christenpflicht", als „Pflicht des aufrechten Bürgers" und als Pflicht von Gott weiß was aufzubinden, immer nur für ein und dieselbe Partei zu stimmen.

Selbsterhaltungstrieb bringt die Parteien dazu, sich möglichst

Digitized by Google

„sichere Wahlkreise“ und eben darum „sichere Stimmen“ zu schaffen. Damit wird aber der ganze Wahlvorgang innerlich ausgehöhlt. Denn sobald die Wähler festgelegt sind, steht auch das Wahlergebnis fest, und die Wiederholung der Wahlen wäre eigentlich überflüssig. Das Ideal unseres heutigen „Wahlkampfes“ ist, genau besehen, seine Selbstvernichtung. Wäre es erreicht, so könnte man das Parlament in Permanenz erklären und sich die kostspieligen Neuwahlen sparen. Diese ganze Richtung des Wahlkampfes ist offenbar falsch. Freilich: das Ziel des Kampfes ist immer, sich zu erschöpfen. Aber der Wahlkampf ist denn doch nicht bloß Kampf. Und damit kommen wir auf das Wichtigste.

Die Versammlungstätigkeit der Parteien sollte genau so wie die Arbeit der politischen Presse vor allem eine fortgesetzte politische Erziehung der Staatsbürger sein. Diese sollen „aufgeklärt“ werden über die Veränderungen in Staat und Volkswirtschaft, über die Bedeutung eben erledigter Gesetze und über die neuen Aufgaben, die in Angriff zu nehmen sind. Weil es darüber jeweils verschiedene sachlich begründbare Meinungen geben kann, muß es verschiedene Parteien und Aufklärung in verschiedenem Sinne geben. Ohne sie wären wir dem Irrtum viel mehr ausgesetzt. Eben darum ist es aber auch falsch, eine Lösung als die für alle Fälle richtige hinzustellen und ihre Vertretung zu einer Pflicht zu machen. Pflicht ist es, sich ehrlich um die richtige Lösung politischer Fragen zu bemühen, aber nicht, sich einer Parteimeinung mit Haut und Haaren zu verschreiben. Vielmehr: dies ist sogar eine Verletzung der Pflicht gegen den Staat. Es ist demnach wohl berechtigt, im Wahlkampf Meinung gegen Meinung zu begründen, um dem Bürger ein Urteil und damit eine begründete Stellungnahme zu bestimmten Fragen zu ermöglichen. Aber es ist ein Mißbrauch der Wahlversammlungen, um sicherer Mandate willen die Wähler in eine armselige „Gesinnungstüchtigkeit“ hineinzuhetzen.

Die Parteien sollten sich immer ihrer Relativität bewußt bleiben, und ihre Vertreter sollten sich jeder neuen Aufgabe gegenüber als Suchende fühlen. Nur dann können sie Erziehungsarbeit leisten, die für die Gesamtheit wertvoll ist. Es ist Pflicht der Parteien, nach aller Möglichkeit nur solche Männer in den Wahlkampf zu senden, die wirklich erzieherisch wirken können. Statt dessen begegnen wir in den letzten Jahren häufiger und häufiger allerlei Existenzen, die allein wegen ihres unverwüstlichen Mundwerks angekauft und nach notdürftigem Parteidrill auf das Volk losgelassen scheinen. Geht das so weiter, so bedeutet es eine Korrumpierung unseres politischen Lebens, die zu einer Verwirrung des geltenden Staatsgedankens führen muß, wonach jeder einzelne Staatsbürger durch sein Wahlrecht mitverantwortlich ist für das Schicksal der Gesamtheit.

Wilhelm Stapel

Was ist „Realpolitik“?

„Es ist Realpolitik, wenn Deutschland duldet, daß deutsche Kaufleute europäische Waffen in Massen an Gelbe, Braune und Schwarze verkaufen. Denn »Handel und Verkehr« ist etwas Wirkliches, und höchst wirklich ist vollends das Geld, das dem weißen Händler im Kasten klingt. So aber einer meint, ebenso wirklich seien die Glieder unsrer Kolonialsoldaten, die von jenen Waffen einmal werden zerfetzt werden, — den treffe Verachtung, denn er ist ein Ideologe.

Digitized by Google

Es ist Realpolitik, wenn eine Stadt sich in jede Straße ein halbes oder ein volles Dutzend Kneipen legen läßt, denn die hohe Miete ist etwas Wirkliches, und noch wirklicher ist die hohe Steuer. So aber einer meint, ebenso wirklich seien die Gefängnisse und die Krankenhäuser, denen die Kneipen neue Gäste liefern, — der ist ein Ideologe.

Es ist Realpolitik, wenn das Deutsche Reich kein armes Wort des Widerspruchs dagegen findet, daß die Deutschen Österreichs erdrückt oder aufgesogen werden. Denn sonst könnte die gute Laune irgendeines tschechisch gesinnten Machthabers an der Donau getrübt werden, und die ist etwas Wirkliches. So aber einer meint, ebenso wirklich sei die Gefahr für das Deutsche Reich, wenn in zwei oder drei Geschlechterfolgen nun alles, was dort drüben jetzt noch deutsch ist, slawisch denkt und fühlt, — der ist ein Ideologe.

Es ist Realpolitik, wenn die großen Germanenstaaten Europas keinen Finger dagegen rühren, daß in den baltischen Provinzen eine Kultur, die ganz germanisch ist, und in Finnland eine Kultur, die wesentlich germanisch ist, zertreten wird. Denn das ungestörte Geschäft mit Rußland ist etwas Wirkliches. So aber einer meint, ebenso wirklich sei die Gemeinbürgschaft der Germanen und die drohende Vernichtung ihrer treuen Vorposten im Osten, — der ist ein Ideologe.

Es ist Realpolitik, wenn ein Gegner der Sozialdemokratie fordert, daß diese Partei als eine Partei von Reichsfeinden außerhalb der Gesetze gestellt werde. Denn der Schaden, den er bei Durchführung solcher Forderung der gegnerischen Partei (vorläufig) zufügen würde, ist etwas Wirkliches. So ihm aber einer — der braucht um nichts weniger Gegner der Sozialdemokratie zu sein — entgegnet, wirklich sei auch, daß ein Reich, worin mehr als drei Millionen seiner erwachsenen Männer »Reichsfeinde« wären, gar nicht mehr fähig wäre zu leben, daß aber Deutschlands Reich und Volk, Gott sei Dank, sehr kräftig leben, und daß mithin jene Realpolitik doch wohl irgendwo ein Loch haben muß, — der ist ein Ideologe.

Daraus lernen wir: **Wirklich** ist die tote Sache und dreimal wirklich die Sache der Sachen, das Geld — unwirklich aber ist der lebendige Mensch. Wirklich sind die Mächte von gestern und allenfalls noch die von heute — aber unwirklich ist die Macht, die morgen kommen muß. Wirklich ist das Geschäft und unwirklich die Kultur; wirklich der Parteizwist und unwirklich die Volksgemeinschaft."

Das sind, in etwas gekürzter Form, ein paar Sätze aus dem Programmaufsatze, mit dem **Hermann Popert** die neue Zeitschrift „Der Vortrupp" einführt, die er zusammen mit dem Kapitänleutnant a. D. **Hans Paasche** bei Georg Wigand in Leipzig herausgibt. Nach diesem Anfange darf man vermuten, das neue Blatt werde manche älteren zwar kaum in willkommener, vielleicht aber in recht nützlicher Weise ergänzen.

Mann und Weib

Soziale Frauenbildung

Die Frage, wie die weibliche Jugend für das **Berufsleben** zu erziehen sei, hat überall im Mittelpunkt der modernen Frauenbestrebungen gestanden. Langsam kehrt unsre Zeit zu einer andern Aufgabe zurück, die nunmehr, ge-

Digitized by Google

rade durch die Erfolge der Frauenbewegung auf dem Gebiete des Berufslebens, zu einem Erziehungsproblem geworden ist; nämlich zu der Frage, wie die Mädchen für ihren Wirkungskreis in der Familie vorbereitet werden können, welche Bildungswege den zukünftigen Müttern eröffnet werden sollen. Daneben hat die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens ein Problem, das schon lange Zeit in den Kreisen der Frauenbewegung Beachtung fand, zum Gegenstand vielfacher Erörterungen gemacht: das Problem der sozialen Frauenbildung. Erzog man die Mädchen früher einseitig für den häuslichen Wirkungskreis, riefen die letzten Jahrzehnte mit ihren großen wirtschaftlichen Umwälzungen Interesse für die Berufsbildung der Töchter hervor, so hat erst die jüngste Vergangenheit auch dem Gedanken der Erziehung der Frau zur Erfüllung von Bürgerpflichten Anerkennung gebracht. Die preußische Regierung hat in den Lehrplan für die Frauenschulen, das heißt für die Fortbildungsanstalten, die den jungen Mädchen der gebildeten Stände, soweit diese nicht eine gymnasiale Bildung aufsuchen, etwa während des 16. bis 18. Lebensjahres dienen sollen, Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde als Unterrichtsgegenstände aufgenommen. Das sind Fächer, die bisher fast nirgends in unserm Schulwesen als anerkannte Lehrgegenstände galten, und es ist zu erwarten, daß in den andern Teilen des Reichs die Schulbehörden diesem Beispiel folgen werden.

Der Gedanke, die jungen Mädchen nach vollendeter Schulpflicht, ehe sie eine Berufsausbildung beginnen, sowohl für die Pflichten in der Familie wie für die im öffentlichen Leben vorzubereiten, verdient zweifellos Beachtung. Wissen wir doch, daß das Leben der Frau sich nur in Ausnahmefällen im Beruf erschöpft; daß die meisten Frauen zwei Lebenskreisen angehören. Sie wandern vom Beruf in den häuslichen Wirkungskreis. Oder sie sind zu einem Nebeneinander von Beruf und Ehe, zu einer gleichzeitigen Erfüllung von Pflichten im Beruf und in der Familie gezwungen. Es ist festgestellt, daß die deutschen Frauen während der leistungsfähigen Lebensperiode zu zwei Dritteln den Familienaufgaben, zu einem Drittel nur dem Beruf angehören. Daraus ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit die Forderung, die heranwachsende weibliche Jugend für beide Gebiete vorzubereiten. Es genügt nicht, sie nur berufsfähig zu machen. Sie muß auch für Haus und Familie tüchtig werden.

Die Ausbildung der Mädchen für den Pflichtenkreis in der Familie und im sozialen Leben wird von den modernen Bildungsanstalten übernommen werden müssen, und die durch die preußische Mädchenschulreform hervorgerufenen „Frauenschulen" haben auch bereits Versuche nach der Richtung gemacht. Aber diese neuen Aufgaben sind keineswegs leicht zu lösen. Denn für die Erziehung der Mädchen zu hauswirtschaftlichem und pädagogischem Können fehlt es an einer Tradition, fehlt es an bewährten Methoden. Ist doch das Haus und die Familie, die in früherer Zeit die natürliche Lehre der zukünftigen Hausfrau und Mutter abgaben, für diese Aufgaben nicht mehr geeignet. Die meisten Mädchen der wohlhabenden Kreise und

Digitized by Google

des Mittelstandes gelangen zur Ehe, ohne eine Ahnung von den Bedürfnissen eines kleinen Kindes zu haben, ohne sich auch nur jemals mit pädagogischen Problemen beschäftigt zu haben; ohne zu wissen, daß die Erziehung von Kindern überhaupt ein *Problem*, eine verantwortliche *Aufgabe* ist. Die Zeit, in der sie das lernen könnten, muß von den einen der Ausbildung für die Berufsarbeit gewidmet werden. Die andern verbringen sie mit dem Erwerben der üblichen Selektabildung, mit dem bunten Durcheinander von Vortragskursen und Sport, Pflege der Künste und Geselligkeit. Von den Dingen, die ihnen lebensnötiger und nützlicher sind, erfahren sie nichts.

Was auf diesem Gebiet im *Haus* verloren gegangen ist, muß in andern Bildungsstätten zu neuem Leben erweckt werden. Neue Einrichtungen müssen geschaffen, neue Unterrichtsmethoden ausgebildet werden, um den Dilettantismus auf dem Gebiet zu beseitigen, auf dem nun einmal die Mehrheit der Frauen zu wirken hat.

Darüber hinaus aber muß die Frau angeleitet werden, ihre *Bürgerinnenpflichten* zu erfüllen. Dieser Gedanke war es, der das Interesse für den sozialwissenschaftlichen Unterricht wachgerufen und ihm einen Platz in den Frauenschulen errungen hat. Das soziale Denken der Mädchen soll angeregt werden. Denn das soziale Denken ist bei aller Warmherzigkeit des Gefühls unentbehrlich, um ein gerechtes Handeln zu veranlassen; ein gerechtes Handeln gegen die Menschen, mit denen das Leben sie in Beziehung bringt. Die Mädchen müssen eine Kenntnis der Lebensbedingungen, der wirtschaftlichen Lage der verschiedenen Volksklassen erhalten, die wiederum deren geistigen und sittlichen Standpunkt bis zu einem gewissen Grade beeinflussen; eine Kenntnis der wirtschaftlichen Beziehungen, die alle Menschen miteinander verbinden, voneinander abhängig machen. Nur aus dem Gefühl der eignen Abhängigkeit kann das der sozialen Verpflichtung erwachsen, das Gefühl, eine „Bürgerin" zu sein, die an der Gestaltung des Volkslebens Interesse hat; die wirtschaftliche und politische Bewegungen miterlebt und beurteilen kann. Wir können die Frauen nicht vor der Berührung der politischen Agitation schützen. Ist es da nicht unsre Aufgabe, sie womöglich auch soweit vorzubereiten, daß sie nicht dem Posaunenton einseitiger Schlagworte folgen? Daß sie sich eine eigne Stellung zu den Fragen erarbeiten können: ob die materielle Lage des Volkes sich gehoben hat, ob die Lehre von der Verelendung der Massen richtig ist, ob es in unserm Volke auf diesen oder jenen Wegen vorwärts und aufwärts geht? Sie müssen in das Wesen und die Aufgaben der Gemeinschaft eingeführt werden, der sie angehören. Sie sollten die wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Aufgaben von Reich, Staat und Gemeinde, ihre Organe und deren Funktionen, die Pflichten der Bürger in bezug auf Schutz und Erhaltung des Staates, sowie die verfassungsrechtliche Mitwirkung des Volkes in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege kennen lernen. Überall beginnt man, die Frauen zu öffentlichen Ämtern, zur Armen- und Waisenpflege, in die Schulkommissionen, zu Vormundschaften, zur Beteiligung an den Aufgaben der Jugendgerichts-

Digitized by Google

höfe heranzuziehen. Auch an die private Wohlfahrtspflege werden steigende Anforderungen gestellt, die ohne die Mitarbeit von Frauen gar nicht zu lösen sind. Im politischen Leben beginnen sie, ihren Einfluß geltend zu machen. Sollen sie an allen diesen Stellen nützliche Arbeit leisten, unter eigener Verantwortung, mit vollem Verständnis für die sozialen und politischen Probleme unsrer Zeit, dann muß die heranwachsende Jugend auch dafür *vorbereitet* werden. Die Mädchen müssen die Ursachen kennen lernen, aus denen soziale Notstände hervorgehen; die Zusammenhänge unsres verwickelten Wirtschaftslebens, unsrer modernen Klassenbildung. Sie sollten auch die Einrichtungen kennen lernen, deren sie sich bedienen müssen, wenn sie dem Bedürftigen Hilfe bringen wollen: die Einrichtungen der Armenpflege, die Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzgebung, die Institutionen, die zum Schutz bedürftiger und verwahrloster Kinder geschaffen worden sind.

Wohl kann man daran zweifeln, ob ein sozialwissenschaftlicher Unterricht in jedem Falle die *warme Empfindung*, die *innere Gebundenheit* hervorruft, die zur Erfüllung sozialer Pflichten oder, um den älteren Ausdruck zu gebrauchen, zu wahrhafter Betätigung der Nächstenliebe notwendig ist; ob irgendeine theoretische Unterweisung überhaupt auf die Gesinnung, auf den Charakter wirken kann. Aber man darf nicht vergessen, daß in unsrer Zeit einmal weite Kreise von jungen Mädchen heranwachsen, ohne durch eine starke religiöse Fundierung auf solche Pflichterfüllung hingewiesen zu werden. Daß anderseits auch viele, in deren Seelen das Gefühl sozialer Pflichterfüllung tief verankert ist, starken Erschütterungen ausgesetzt sind, die von allen Seiten her Kopf und Herz der Jugend in Aufruhr versetzen. Individualistische Gedanken, subjektivistische Irrlehren wirken auf sie ein. In der modernen Literatur werden Zügellosigkeit und Triebhaftigkeit vielfach verherrlicht, das Verlangen nach Freiheit, nach Genuß, nach einer individualistischen Lebensgestaltung wird stark gemacht, und durch solche Einflüsse werden die Schranken, die früher der Selbstsucht und der Rücksichtslosigkeit entgegenstanden, leicht niedergerissen. Auch die besten und tiefsten Naturen sehen ihre Überzeugungen erschüttert, gefährdet, wenn Güte und Aufopferung als Egoismus bezeichnet werden. Und da man die Jugend nicht von den gefährlichen Lehren fernhalten, sie nicht dagegen abschließen kann, muß man alles tun, um sie stark zu machen, damit sie ihnen widerstehen kann. Dazu gehört, daß man den Mädchen Mittel gibt, um auch *auf intellektualistischem Weg* zum Verständnis der Notwendigkeit sozialen Pflichtgefühls zu kommen, und daß man sie die Probleme des sozialen Lebens erkennen lehrt, ohne die sie den *Weg zur Hilfeleistung* nicht finden können.

Der Versuch, die Mädchen in einer sozialen Bildungsanstalt für die Pflichten innerhalb der Familie vorzubereiten, sie gleichzeitig innerlich für den Gedanken sozialer Pflichterfüllung zu gewinnen und sie zur Arbeit auf sozialem Gebiet — zu freiwilliger Hilfsarbeit wie zu beruflicher Tätigkeit — vorzubereiten, ist von der „Sozialen Frauenschule“* gemacht wor-

* Soziale Frauenschule des Pe-

Digitized by Google

den, die vor vier Jahren in Berlin-Schöneberg eröffnet wurde und einen zweijährigen Lehrgang umfaßt. Während die Unterstufe dieser Anstalt der Fortbildung der jungen Mädchen für den Pflichtenkreis in der Familie dienen und daneben ihr Interesse für soziale Aufgaben wecken soll, geht die Oberstufe über das von der Regierung den Frauenschulen gesteckte Ziel hinaus. Sie ist eine Fachschule und will eine systematische Ausbildung für soziale Arbeit vermitteln. Es werden sowohl Berufsarbeiterinnen wie auch Helferinnen für alle Gebiete sozialer Fürsorge (insbesondere für Armenpflegevereine, für die soziale Jugendfürsorge, für Volksbildungsvereine, für Vereine zur Förderung der Volksgesundheit, für Anstalten zur Fürsorge für Arbeiterinnen) ausgebildet. In dieser Klasse treten die Sozialwissenschaften und die für die soziale Arbeit notwendigen Fachkurse in den Vordergrund. Neben Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde sind dem Familienrecht, dem Armenwesen, der Jugendfürsorge, der Sozialethik und der sozialen Hygiene Unterrichtskurse gewidmet. Von den Schülerinnen, die sich auf eine berufliche Arbeit vorbereiten wollen, wird auf der Oberstufe praktische Mitarbeit in der sozialen Fürsorge verlangt.

Wie stark schon das Verlangen nach einer ernsthaften Ausbildung für den häuslichen und sozialen Wirkungskreis unter den deutschen Mädchen entwickelt ist, das läßt der große äußere Erfolg dieser Anstalt erkennen. Der Andrang war bisher über Erwarten groß, die Schülerinnen nahmen mit Begeisterung und Hingabe am Unterricht teil.

So sehnt sich die weibliche Jugend selbst von der üblichen Selektabildung mit ihrem überwiegenden Ästhetizismus, von der einseitigen Salonkultur, die nur einen Bildungsfirnis vermittelt, weg und sucht Bildungselemente, die vom Denken zum Tun, vom Lernen zum Handeln, vom Wissen zum Wollen, von der Erziehung für den eigenen Lebensgenuß zu einer Beziehung auf das Leben anderer, auf Pflichten und Lebensaufgaben hinlenken. Alice Salomon

---

stalozzi-Fröbelhauses und der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit. Berlin-Schöneberg, Kyffhäuserstraße 21. Soziale Frauenbildung vermitteln außerdem das sozialpädagogische Seminar am Jugendheim in Charlottenburg, die Hochschule für Frauen in Leipzig, die Frauenschule in Hannover und eine Frauenschule für innere Mission in Hannover.

Bildung und Schule

Schulkampf und Verantwortung

Die deutsche Schule und im besonderen die höhere Schule bildet heute so etwas wie ein Universalinstrument für die öffentliche Meinung: es gibt wohl kaum irgendeinen Schaden an der Bildung, den zu heilen noch niemand die Schule beauftragt hätte. Und nicht nur, daß man der Schule immerzu neue Aufgaben aufbürdet, — man macht sie auch für die entdeckten Schäden verantwortlich, man schiebt ihr die „Schuld“ zu, sie ist der Prügelknabe der Reformeifrigen. Sehen wir nun einmal nach Möglichkeit ab von dem häßlichen Ton, der sich in diesem gesellschaftlichen Schauspiel eingebürgert hat, ignorieren wir so gut es geht die zahllosen persönlichen Insulte und unbegründe-

Digitized by Google

ten Beleidigungen eines Standes, dessen Gesamtheit doch wohl niemand bisher kennen gelernt hat — fragen wir zunächst nur, ob dieser seltsame Zustand gebildeter Menschen würdig und ob er sachfördernd ist. Da begegnen denn dem Zweifler von vornherein die Reformfreunde entschlossensten Wesens mit der Behauptung: auf die innige Sachkenntnis kommt in Fragen der Schulreform wenig an; beteiligt an der Sache ist schließlich jeder, und nicht voreiliges Laiengerede ist es, was da so viel gehört wird, sondern in solchen Fragen *soll* man gerade Eltern und Angehörige hören, denn erst ein aufgerütteltes wachsam gewordenes *Volk* wird sich eine Schule erzwingen, wie es sie braucht und darum will.

Selbst wer Demokratismus, die Herrschaft der Menge, in Bildungfragen gar nicht für wünschenswert hält, muß in der Tat immer noch zugeben, daß ohne die Zustimmung weiter völkischer Kreise Reformbewegungen größeren Stils nicht zu machen sind. Deshalb werben ja, beispielweise, Kunstwart und Dürerbund allenthalben um die Unterstützung der resonanten Menge, deren es zur Machtentfaltung bedarf.

Aber je leidenschaftlicher man die Menge aufrüttelt, je eindringlicher die Mahnung, je hallender die Forderung wird, um so schwerer legt sich auf die Mahnenden und Fordernden auch die Verantwortung für das, was durch die so vielstimmig gewordene Forderung erstrebt wird. Es scheint an der Zeit, abseits von allen eigentlich sachlichen Streitigkeiten dies einmal zu sagen: von einem Gefühl für diese Verantwortung ist heute schon recht oft nichts mehr zu spüren, und daß aus Volkführern schon oft Volkverführer geworden sind, beweisen eine Menge von Äußerungen und Diskussionen, wie sie heute allgemein fast ohne Widerspruch angehört werden. Es geht gewiß nicht ohne gelegentliche Verallgemeinerungen, ohne Schlagworte und ohne Kampftöne ab; aber das Bewußtsein brauchte dabei nicht verloren zu gehen: daß es sich im Kampf um eine überaus schwer zu verstehende, mit den allgemeinen Fragen der Bildung und Lebensanschauung tief verknüpfte Angelegenheit handelt, und überdies um einen Stand von wohl vierzigtausend gebildeten Männern, den geflissentlich herabzusetzen nicht nur von moralischer Leichtfertigkeit zeugt, sondern auch von politischer Unbesonnenheit; denn komme es wie es wolle, — *ohne* ihn wird keine Reform durchführbar sein.

Sachlichkeit ist es, die so oft fehlt. Worunter nicht nur zu verstehen ist, daß man den Gegner nicht moralisch verdächtige, sondern auch, daß nicht Gesichtpunkte und Tendenzen in den Kampf gebracht werden, die nach außen hin vielleicht als „schulisch“ erscheinen, im Grunde aber mit der Schule nichts zu tun haben. Sachlichkeit fordert, daß man einen Begriff vom Erreichbaren habe und also nicht Vorwürfe erhebe, wenn nicht erreicht wird, was keine Schule schaffen kann; sie verlangt, daß man eine Forderung nicht verallgemeinere, die auf zehn Institute passen mag, auf tausend aber unanwendbar ist; sie verlangt, daß man nicht allgemeine menschliche Unzulänglichkeit für besondre, niedrige Gemeinheit eines Standes ausgebe; sie fordert von den Reformern selbst, daß sie utopische Übertreibungen und die Gedanken experimentierender Einzelgänger nicht als berufene Ideen zur Fundamenterneuerung anpreise; sie fordert also letztlich immer wieder ein Rückgreifen auf die Kenntnis vom Wesen der

Digitized by Google

Sache, eine Kenntnis, die als solche so wenig wie möglich von individuellen Erfahrungen und außerhalb liegenden Tendenzen entstellt sein muß. Der Laie nun, das heißt, wer der Schule fernsteht, sie nicht beobachtet, nicht sich mit ihrer Entstehung, ihrem Zweck, ihrer Organisation und Funktion befaßt, hat natürlich fast nie eine solche Kenntnis und Sachlichkeit. Ein allgemein gehaltenes Interesse an der Schule mag ihm oft eignen, da sie ja in der Tat eine der wichtigsten Kulturangelegenheiten ist (obwohl ganz richtig bemerkt worden ist, daß er sie in ihrer lebendigen Bedeutung heute oft überschätzt). Wachgerufen wird seine Teilnahme nun am leichtesten, wenn ihm gesagt wird, „die heutige Schule" sei veraltet, schädlich, dem Untergang geweiht. Er fragt sich, was er von der Schule weiß; das meiste weiß er natürlich noch immer durch seine eigene individuelle Erfahrung, allenfalls durch die seiner Kinder; im ersten Fall aber täuscht leicht die Erinnerung, im zweiten die Einseitigkeit und Unreife der Aussage; gerade die Interessiertheit aber pflegt leicht eine Raschheit des Urteils zu bewirken, die dann im umgekehrten Verhältnis zu seiner ruhigen Überlegtheit zu stehen pflegt. Viele Eltern wollen tatsächlich mit ihren Kindern dieselben Ziele erreichen wie die Schule, sie würden mit ihr übereinstimmen, wenn sie Lehrplan, Bildungart, Stoffwahl usw. genauer kennten. Nun aber mißfällt ihnen eine Einzelheit am Wege, deren Zweck sie nicht einsehen, da er nur im Verlauf des ganzen Bildungganges sinnvoll wirkt — man denke etwa an gewisse „unpraktische" mathematische Übungen oder an manche Analysen fremdsprachiger Schriften —, und so verwerfen sie das ganze Gebäude. Sie erinnern sich an Ärgernisse aus ihrer Kindheit, stellen befriedigt fest, wie sie drei Viertel der erworbenen Kenntnisse „gar nicht gebraucht" haben, übersehen naiv genug, daß nicht allein Kenntnisse, sondern auch formale Fähigkeiten verschiedenster Art aus jeder Bildung entstehen, die freilich nicht fort und fort neu in die Erinnerung treten, aber ihre persönliche Geisteskraft formten und übten, auf die viel mehr ankommt. Aus dem weniger klaren als stimmungvollen Durcheinander entstehen dann jene resoluten Reformfreunde, die mit drei bis vier Schlagwörtern der Schule Recht und Wert absprechen. Und das Recht zu solchem Auftreten gab ihnen die blinde Agitation der Führer. Es gibt wirklich Viele, die man nur in aller Ruhe auf die eigentlichen tieferen Grundlagen ihres Eifers aufmerksam zu machen brauchte, damit sie einiges Staunen über ihre eigene etwas kindliche Voreiligkeit empfänden. Konservativ und fortschrittlich Denkende, beide Parteien sollten im Sachinteresse daran arbeiten, daß diese Art von Mitlaufen in den Massen nicht derart überhandnehme. Die Reformer vor allem, weil im kritischen Moment, wo sie sie brauchen würden, diesen Reformfreunden doch vor ihrer Gottähnlichkeit bange werden würde. Man braucht die Masse, gut. Aber dann rufe man ihr nicht einfach zu, die Schule sei schlecht und Fortschritt vonnöten, sondern lenke ihren Blick erst einmal auf die Tatsachen, auf die Wichtigkeit und Vielfältigkeit des Gegenstandes und gewinne sie dann nicht mit lauter Überredung, sondern durch nachhaltig wirkendes Überzeugen der Reform. Erst dann wird das Wort vom Volk, das sich seine Schule schafft, einigen Sinn haben.

Wie man nun ungefähr von alle-

Digitized by Google

dem das Gegenteil heute vorzugweise tut, das hat in letzter Zeit ein weithin bekanntes Unternehmen als deutlichst mögliches Beispiel gezeigt, das Buch „Schülerjahre“, das A. Graf herausgegeben hat, und das im siebenten Heft dieses Kunstwartjahrgangs auch schon kurz angezeigt worden ist. Daran sind die zahlreichen „berühmten Zeitgenossen“, welche darin ihre Meinungen geäußert und ihre Erfahrungen mitgeteilt haben, am wenigsten schuld; sie sind sich häufig ihrer Unkenntnis bewußt und wissen nicht einmal alle genau, was sie eigentlich zu Papier bringen sollen. Einige geben aber auch Beispiele tatsächlich wunderbar unsachlicher, eilfertiger Reformfreudigkeit. Sehr naiv urteilt zum Beispiel anscheinend der auf andern Gebieten verdiente Sozialdemokrat Ed. David, und dieser sogar, trotzdem er selbst Lehrer war. Er bekennt, in der Jugend schon brennend vom „wirklichen Leben“ interessiert gewesen zu sein, daher waren ihm die altsprachlichen Fächer qualvoll. Auch später, zu seiner Lehrerzeit, erschien ihm die endlose Quälerei mit Grammatik und Lexikon verwerflich. Er fragt nicht, ob so von der Mehrzahl der Schüler empfunden wurde, ob auch diese das „wirkliche Leben“ vorzüglich im sozialen Tun und nicht im geistigen suchten, sondern nennt sie einfach so, weil er sie so empfand. Dann konstatiert er, daß dabei viel Zeitverschwendung unterläuft und macht Vorschläge, was alles bei vernünftigerer Anwendung dieser Zeit geschehen könnte. „Eine wissenschaftlich vertiefte Bildung und ein einigermaßen universales Bild der Menschheitskultur von der Urzeit herauf bis zu unsern Tagen“; Wirtschaft- und Kulturgeschichte und Organisation beider in unsrer Zeit, Volkswirtschaft, Bevölkerungslehre, Sozialbiologie, vergleichende Sprachbehandlung, deutsche Sprachbildung, endlich Naturwissenschaften in weitestem Maße. Dies in gröbstem Zitat seine inhaltlichen Bildnerziele, von den ebenso umfänglichen formalen zu geschweigen. Es bedarf nun keiner Fachkenntnis, um zu sehen, daß auch nur ein geringer Teil dieser Reformpläne über jede denkbare wöchentliche Stundenzahl hinaus die Schüler in Anspruch nähme. Und ebensowenig, um zu sehn, daß nur ein rechter Dilettant von solcher Stoffüberbürdung „wissenschaftlich vertiefte Bildung“ erwarten kann. Nicht eine Utopie ist das Ganze, sondern ein offensichtlich undurchdachtes, mit blindem Eifer zusammengeworfnes Konglomerat von Bruchstücken eines „Reformplanes“, dessen Ganzes der Verfasser sich wohl ebensowenig wie andre Denkende je vorstellen konnte. Er ist aber trotzdem Schüler und Lehrer gewesen an einem Gymnasium und betont das nachdrücklich. Der Laie, der seine Ausführungen liest, wird vielleicht sogar den Eindruck von Sachkenntnis haben. Diese ist nun in gewissem beschränktem Sinne unbestreitbar, aber Sachlichkeit ist gänzlich ausgeblieben.

Vielleicht wird man für dieses eine Beispiel zugeben, daß seine Veröffentlichung dem Bemühen um vernünftige Schulreform keinen wirklichen Nutzen und in die öffentliche Diskussion nur Verwirrung bringen konnte; ich ziehe daraus den Schluß, daß es besser gewesen wäre, sie zu unterlassen. Fernere Beispiele aus dem Buch anzuführen wäre ein leichtes; ich nenne aber lieber einige öfter wiederkehrende Kategorien von Unsachlichkeit. Da ist etwa der Reformfreudige, der klingende und schiefe Allgemeinheiten predigt. Davon sei hier einiges angeführt: „Die

Digitized by Google

Schule ist für das menschliche Leben da, und darum haben in der Schulfrage vor allem das Leben und die Menschen, ganz gleichgültig, welchen Beschäftigungen sie obliegen, mitzureden." Solche Sätze, die leere Gedankenhülsen zu einem Brei von Sinnlosigkeit verschmelzen, bilden geradezu einen Typus der Denkformen, von denen jetzt ein großer Teil der öffentlichen Diskussion beherrscht wird. Was heißt denn „menschliches Leben"? Worin liegt die Schlußfolgerung, die mit „darum" eingeleitet wird? Was heißt es, daß „das Leben" mitreden soll? Und sollen es alle Menschen, wirklich auch die Steinklopfer und Schornsteinfeger? Solche Naivitäten zeigen für mein Gefühl erschreckend, bis zu welchem Tiefstand das fortgesetzte Verallgemeinern der Diskussion führen kann, — vielleicht führen muß.

Ich führe ohne Kommentar einige weitere solche Allgemeinplattheiten an: „Das Richtige, das, was unsere Zeit braucht, das wird sich durchsetzen. Das gute Alte wird bestehen bleiben, das unnütze, überlebte und daher schädliche wird abgestoßen werden und an seine Stelle das notwendige Neue treten."

„Die Hauptsache in der Schule sind die Schüler. Die Analysierung des Schülermaterials ist eine nicht genug zu betonende Forderung der Schulpädagogik. Sie verweist uns auf das Feld der Kinderpsychologie, stellt uns vor die Probleme »Schule und Leben«, »Talent und Genie«"*

Sehr oft trifft man Forderungen, die eine ganz spezielle Erfahrung und subjektive Tendenz unbedenklich verallgemeinern. „Hier müßte die Schule einsetzen; zunächst den jedem Deutschen eingeborenen Neid gegen den Stärkeren bessern und ausjäten, dann zur Kritik und zu psychologischer Beobachtung erziehen." Ich bin persönlich durchaus für psychologische Bildung, trete ja sogar mit diesen Zeilen für psychologische Kritik ein, aber ich meine doch, für die Schule liege eine solche Forderung recht fern, da sie eine gänzliche Verkennung der einfachsten psychologischen Gegebenheiten in der Schule in sich schließt.

Daran schließen sich nun die zahllosen Forderungen, die einzelne Begeisterte stellen: mehr Anschauung, mehr Freiheit, mehr Turnen, mehr Hygiene usw. Es ist gewiß nicht alles, was da gesagt wird, oder auch nur die größere Hälfte davon falsch, einen nichtigen Eindruck im Ganzen machen leider eigentlich nur die Äußerungen der meisten Dichter und Schriftsteller. Fraglich ist, welchen Wert es haben soll, diese Äußerungen zu lesen. Welchen Wert für unser Denken über die Schule, nicht für unsere Lebensanschauung im allgemeinen.

Im Wesentlichen muß meines Erachtens ein solches Buch mehr Schaden stiften, als es je nützen kann. Die Sachkenntnis wird dadurch schon deswegen nicht gefördert, weil es sich zumeist natürlich um alte Schulen handelt, deren Lehrer und Formen heute kaum irgendwo unverändert sein dürften. Der

* Es muß angemerkt werden, daß diese Zitate sämtlich der Einleitung des Herausgebers, Dr. A. Graf, entnommen sind (ähnliche ließen sich auch vielen Beiträgen entnehmen). Das ist charakteristisch, denn man kann sich nun einen Begriff machen, mit welcher Unüberlegtheit er und Gesinnunggenossen dieses Material würdigen („Den Weg zur richtigen Betrachtung und Verwertung des . . . Materials zu finden, ist kein Kunststück.")

Digitized by Google

Reichtum an Reformgedanken wird nicht um einen einzigen gemehrt — charakteristischerweise taucht ein wirklich fundamentales Reformprinzip der Schulerneuerung, das der Arbeitschule so gut wie gar nicht in den Darlegungen der Befragten auf. Überdies ist die Herausgabe so ungenügend, daß die statistische und sogar die psychologische Verwertung dieses „Materials" kaum möglich ist. Nicht einmal die Frage erfährt man, die den Einzelnen vorgelegt wurde, nicht das notwendige Biographische über die Beantworter, nicht das über die Entstehung ihrer Antworten. Ein Sammelwerk dieser Art hätte Sinn haben können, wenn wirklich sorgsam durchdachte Fragen an die Einzelnen gerichtet worden wären, wenn man junge Männer und Frauen neben Älteren befragt hätte, so daß man von den heutigen Schulen etwas und von verschiednen Auskunft über die gleichen prinzipiellen Umstände an ihnen erfahren hätte. Unorientierte Antworten auch von „berühmten" Zeitgenossen durften wegbleiben, andere erforderten redaktionelle Ergänzungen. Vielleicht, daß dann ein brauchbares Buch entstanden wäre statt dieses schädlichen. Ein wirklich in ungewöhnlichem Maße nützliches kaum, denn tatsächlich bedarf weder der Schulfreund noch der Schulfeind, noch gar der Laie heute noch der „Anregung"; überall sind Reformgedanken und Reformwörter in Fluß, und die Eifrigsten hätten Mühe, wenn sie sich verpflichtet fühlen würden, überall da wieder Sachlichkeit zu schaffen, wo sie mit fröhlichem oder mißtönendem Geschrei Verwirrung gestiftet haben. —

Für all diese Gedanken und Behauptungen, welche während der Lektüre dieser Veröffentlichung mir besonders lebhaft wurden, liefert die Zeitgeschichte nun noch einen besondren Beweis und Anlaß: die Weise wie das Buch aufgenommen wird. Kaum, daß es irgendwo an sichtbarer Stelle die Erledigung gefunden hat, die es verdiente; ernste Kritiker behandelten es zwar oft skeptisch genug, aber doch mit dem Anschein, als ob es sich um höchst Beträchtliches handelte. Aber in weiten Kreisen hatte es echten, ehrlichen Erfolg. Den Ton dieses Erfolges traf mit Glück der Dichter Bethge, der im „Berliner Tageblatt" nach einer längeren Anzeige, deren dreiste Oberflächlichkeit nicht zu überbieten war, schrieb: „Ich behaupte, daß . . . allein das ganze System der Pädagogen, die bei uns im allgemeinen berufen zu sein scheinen, die Schuljahre zu den häßlichsten des Lebens zu gestalten, die Schuld daran (an teilweiser moralischer Verwilderung der Jugend) trug. Dem anklagenden Grafschen Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen."

Auch verschiedene andre als diese Schlußbemerkung Bethges legen die Vermutung nahe, daß dieser Kritiker das Buch kaum ordentlich gekannt habe. Aber es stellt sich ja als Werbemittel „für Kultur und Freiheit" dar, und daß sich etwas so *darstellt*, das genügt heute dem Reformliebhaber vollauf. Was braucht es auch noch Kenntnis der Sache und Liebe zu ihr! Ich meine, man bedarf nicht viel mehr Beispiele, um zu sehen, mit wieviel Recht heute die Forderung nach Sachlichkeit und Verantwortunggefühl im Schulkampf allen andren vorangestellt werden dürfte.

H. Herter

Unter uns

Karl Fröhlichs „Schattenliliput"

Mit den Schattenriß-Bändchen und -Mappen, die wir jetzt

Digitized by Google

nacheinander herausgeben, um der vielen Dilettanterei gegenüber zu sammeln, was an neueren Silhouetten von wirklicher Kunst da ist, sind wir bei Liliput angekommen. Worum sich's handelt, das sehen die Leser aus den paar Pröbchen der Beilage: mit um die allerlustigsten Sachen von Karl Fröhlich und dabei um die verblüffendsten Scheren-Hexereien, die je ein Mensch gemacht hat — denn alle diese Sächelchen sind nach geschnittenen Originalen genau in der Vorlagengröße reproduziert. Die kleinsten davon, auf der zweiten Seite, sind so fein, daß man zur Lupe greifen möchte, und doch hat das alles eine Schere aus schwarzem Papier geholt. Nun, das betrifft schließlich eine Geschicklichkeitsfrage, spielt im Büchlein auch nicht wesentlich mit, denn solches Augenpulver ist dort nur als „Bilder des Bildermannes" an einer einzigen Stelle eingestreut. Wie gut aber sind alle diese Bildchen: wie klar zeigen sie alles, und wie reizend ist, aus einem erstaunlichen Naturtalente heraus, besonders, wo Bäume benützt sind, ihre Zeichnung und ihre Komposition! Welche Natürlichkeit und Frische dabei in den harmlosen Darstellungen! Wie kindertümlich ist das alles, als käme es geraden Weges von Pocci und Schwind, während der, als diese Schwarzbildchen entstanden, noch ganz junge Maler doch fern von allem Süddeutschen, in Düsseldorfs Wirtshäusern diese Bildchen gegen freie Zehrung vergab! Freilich ist hier kein Holzschneider zwischen Fröhlich und seine Silhouetten gekommen: diese kleine Publikation ist die erste, welche Fröhlichsche Schattenrisse in Ätzungen unmittelbar nach den Originalen zeigen kann.

Um das Büchlein auch für Kinder brauchbar zu machen (die meinen Erfahrungen nach an diesen Schwarzbildchen immer eine helle Freude haben), habe ich die Blätter durch Kinderverse verbunden. Hoffentlich meinen die Großen deshalb nicht, daß „das" nun nichts für sie sei. Der Preis fürs gebundene Büchlein mit vierzig Silhouetten ist nur auf eine Mark gestellt worden, damit jeder sich und die Seinigen dran erfreuen kann. A

Lebende Worte

G. C. Lichtenberg zu den Wahlen

Es kann nicht alles ganz richtig sein in der Welt, weil die Menschen noch mit Betrügereien regiert werden müssen.

▣

Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Taten getan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären für das Vaterland getan.

▣

In den Worten „vox populi vox dei" steckt mehr Weisheit, als man heutzutage in vier Worte zu stecken pflegt.

▣

Die großen Begebenheiten in der Welt werden nicht gemacht, sondern finden sich.

Unsre Bilder und Noten

Wir haben im vorigen Heft zwei Bilder Füßlis gebracht, dem Tschudis Jahrhundertausstellung aus der Vergessenheit zum Nachruhm verholfen hat, — wie weit ist der Weg von dieser Phantastik zu der Albert Weltis! Und doch ist in der Knospe schon bei Füßli da,

Digitized by Google

was in der Blüte seine Schweizer-Nachfahren Böcklin und Welti zu Meistern der Phantastik gemacht hat: das im alten Wortgebrauch „witzige" Allegorische nahm Fleisch, Blut und Eigenleben, begann aus einer Abstraktion eine Persönlichkeit zu werden, trat als solche in unsre Körperwelt und verband sich mit ihr wie gleich und gleich. Bei Füßli blieb, besonders im Puck-Bild, noch manches uneingeschmolzen, auf Albert Weltis Tafel von den drei Einsiedlern ist alles eins und wirkt daher alles natürlich. Eine stille Felsenwelt mit der großen Feierstimmung der Stunde nach Sonnenuntergang. Der eine Mensch, rechts auf dem Felsblock, genießt ihrer in tiefer Andacht, nachsinnend noch dem Himmelslicht, der zweite, drunten am jungen Bach, hat beim Span das Buch auf den Knien, das seine frommen Gedanken sammelt. Aber wohin wehn mit dem Stumpflichtlein die des dritten? Bei ihm, der bei seinem Buch eingenickt ist, wittert Beute ein gewisser jemand mit feurigen Augen im Zottelgesicht zwischen den Widderhörnern. Ganz ein vornehmer sogar, denn ausweislich der Krone ist der höllteuflischen Majestät selber der Weg hier hinauf um dieser Seelenverspeisung willen nicht zu weit gewesen. Nun gaukelt er dem Träumer mit seinem bombenartigen sündliche Gedanken-Vergaser Blendwerk vor, wie so ein Mägdlein ausschaut, wenn's lieblich im Tanze hupft und quirlt. Besieht man auch nur den Teufelsmaul-Ausdruck recht, muß man befürchten: dem Versucher glückt's. — Aber diese Hauptgruppe wirkt in der Feierabendstimmung des Ganzen nicht als Dissonanz. Das ist auch ein Merkmal großer Kunst, daß sie, reich wie das Leben selbst, widerstrebende Stimmungen in sich sammeln kann, ohne auseinanderzufallen. Bis zu welcher Komik kann Weltischer Humor sich in Einzelheiten vorwagen, ohne die Ruhe seiner Werke als Ganzheiten aufzulösen! —

Der Steindruck nach Walter Klemm mag dem zunächst etwas überraschend sein, der im Bilderbetrachten nicht sehr geübt ist: „warum sind die Formen nicht deutlicher?", „was sollen die grünen Schatten?", „was soll der Lichtschein um die Hasenohren?" — Fragen wie diese werden ihm besonders dann kommen, wenn er nicht von japanischen Holzschnitten her die Absichten solcher Kunstmittel kennt. Unsereiner kann in derlei Fällen immer nur raten: laß alles Wissen, daß Hasen so oder so „aussehn", alles Wissen, daß Spuren im Schnee „nicht grün" sind usw., laß alles Wissen überhaupt beiseite — und sieh. Denn alles Wissen in solchen Sachen kann täuschen, weil's daher kommen kann, daß wir in Wirklichkeit lange nicht so unbefangen gesehn haben, wie wir meinen. Stapfen im Schnee können wirklich grün aussehn, Hasenkörper wirklich so „verschwommen", und selbst die „Heiligenscheine" um der Löffel Impósanz können „stimmen". In Wahrheit zeugt Klemms Bild von ganz starkem Herausarbeiten gerade des Augeneindrucks. Es ist Winter-Dämmer-Luft drin zum Staunen. Und fühlen wir die erst, so fühlen wir auch die beiden Gesellen in ihrer zu dieser Jahreszeit recht bescheidenen Daseinsfreude, so wenig wir an klarer Form von ihnen sehn, doch aus der meisterlich „gefangenen" Augen-Impression heraus.

Die Gravüre nach Hugo Noskes Farben-Holzschnitt „Schönbrunn im Winter" setzt unsre Reihe von Reproduktionen guter Künstler-Holzschnitte fort. Unsere Freunde wissen: wir unterbreiten sie nach und nach, um angesichts wirklich künstlerischer Blätter Beistand im Kampf gegen

Digitized by Google

die „farbenprächtigen“ Dreifarbendrucke zu erwerben, die trotz der Häßlichkeit und Unwahrheit ihrer Buntheiten heute bis tief in „kunsterzieherische“ Kreise hinein mit hohen Tönen gepriesen werden. Wie still, wie diskret, wie vornehm und dennoch: wie stark wirken dagegen die Übersetzungen, und wenn das Wort erlaubt ist: die „Verpersönlichungen“ guter graphischer Blätter, mögen sie auch so schlicht und einfach sein, wie dieser Schnitt hier. A

Zu der Beilage mit Bildchen nach Karl Fröhlichs „Schatten-Liliput“ steht ein kleiner Aufsatz in der „Rundschau“.

Auch das Klavier hat seine Heimatkünstler. Wer erkennt nicht in Schubert den Wiener, in Chopin den Polen, in Brahms den Niedersachsen? Unsre Notenbeilage führt einen Holsteiner vor, der es, trotz jahrelanger Entfernung von der Heimat, in jedem Zuge geblieben ist: den in Leipzig lebenden Walter Niemann. Aus seinen „Holsteinischen Idyllen“, die bei Chr. Fr. Vieweg in Großlichterfelde bei Berlin erschienen sind, zwei zur Kostprobe: „Im tiefen Walde“ und „Nordseelandschaft“. Schon die Titel zeigen an, daß wir es mit einem Naturpoeten zu tun haben, dem sich die landschaftlichen Eindrücke seiner Heimat, die er mit einer sehr empfindsamen Phantasie aufnimmt, in Klang umsetzen. Niemann schafft fast ausschließlich für das Klavier. Er weiß dem Instrument die feinsten Reize und Wirkungen abzulauschen. Zu den Brillanten gehört er nicht, auch nicht zu denen, die ihre Belesenheit in der Klavierliteratur zum eigenen „Schaffen“ drängt, sondern zu jenen, die aus eigenem Müssen heraus, in enger Fühlung auch mit dem literarischen Kunstgeist der Heimat schaffen. Möge man die schöpferische Tätigkeit dieses „Stillen im Lande“ aus den kleinen Proben erkennen und sich dadurch zu weiterem Eindringen in seine lyrische Gedankenwelt angeregt fühlen. P

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

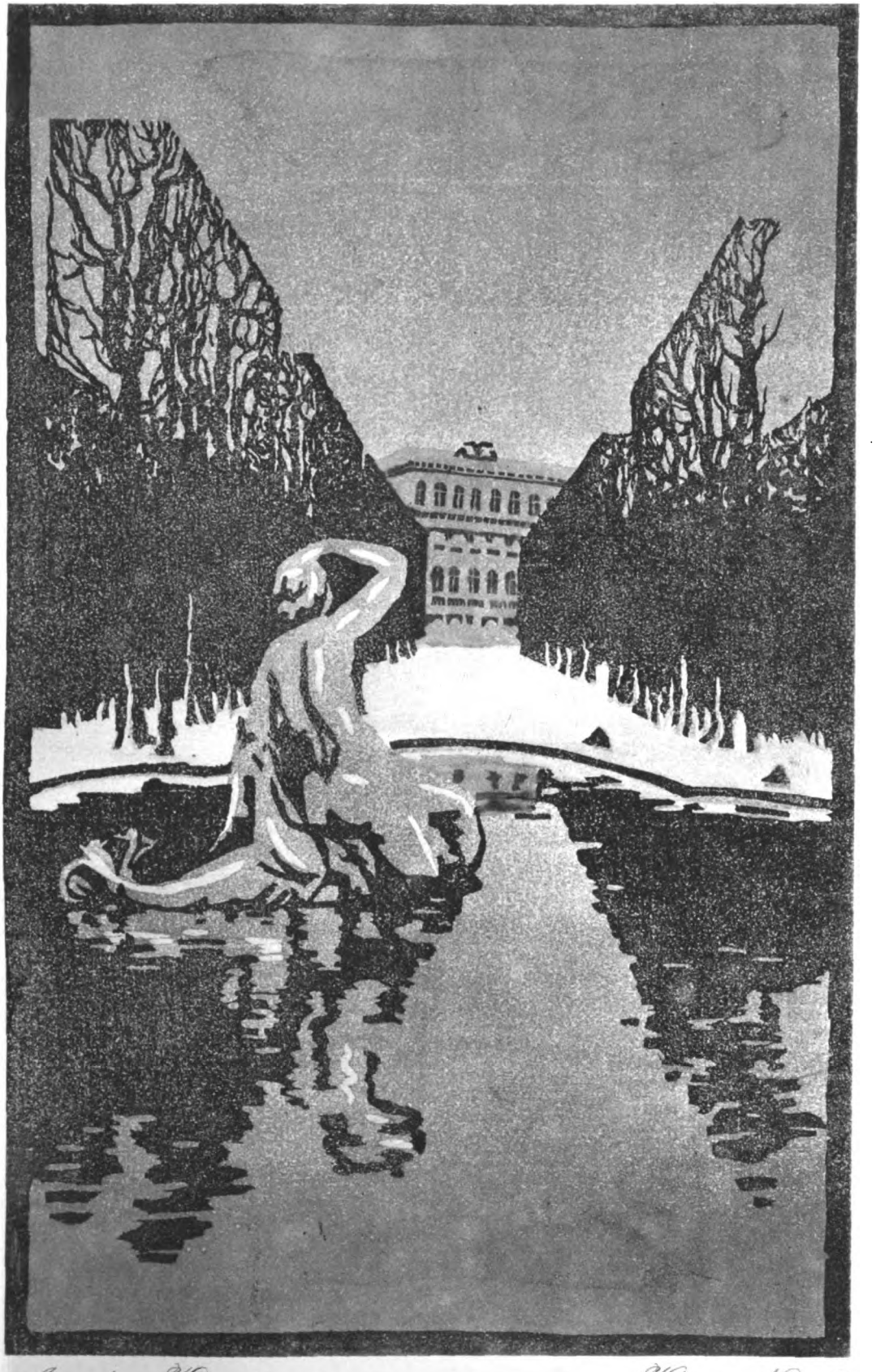
Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Walter Klemm

Digitized by Google

Digitized by Google



Aus dem Kunstwart — Hugo Noske

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

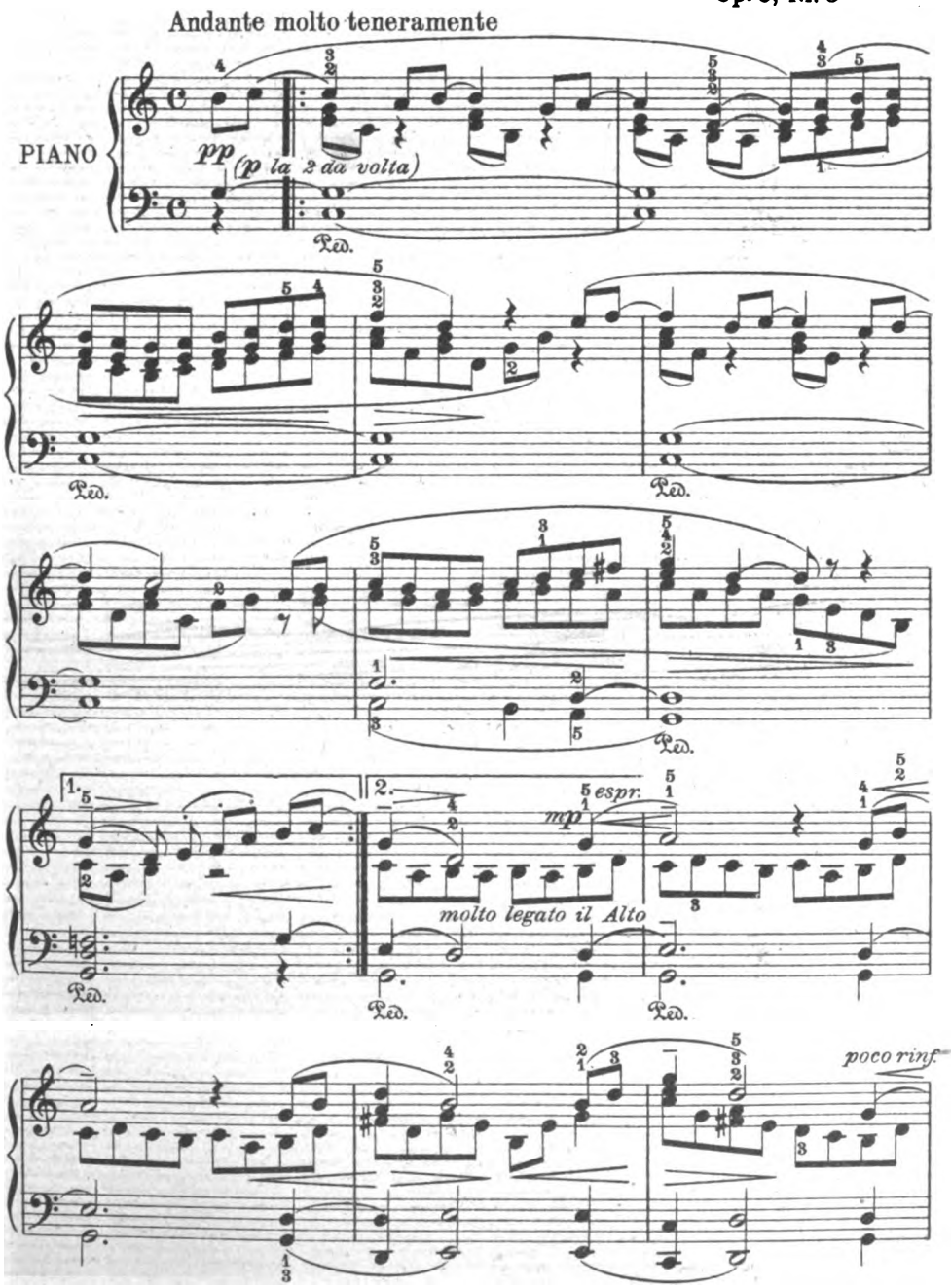
Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

WALTER NIEMANN

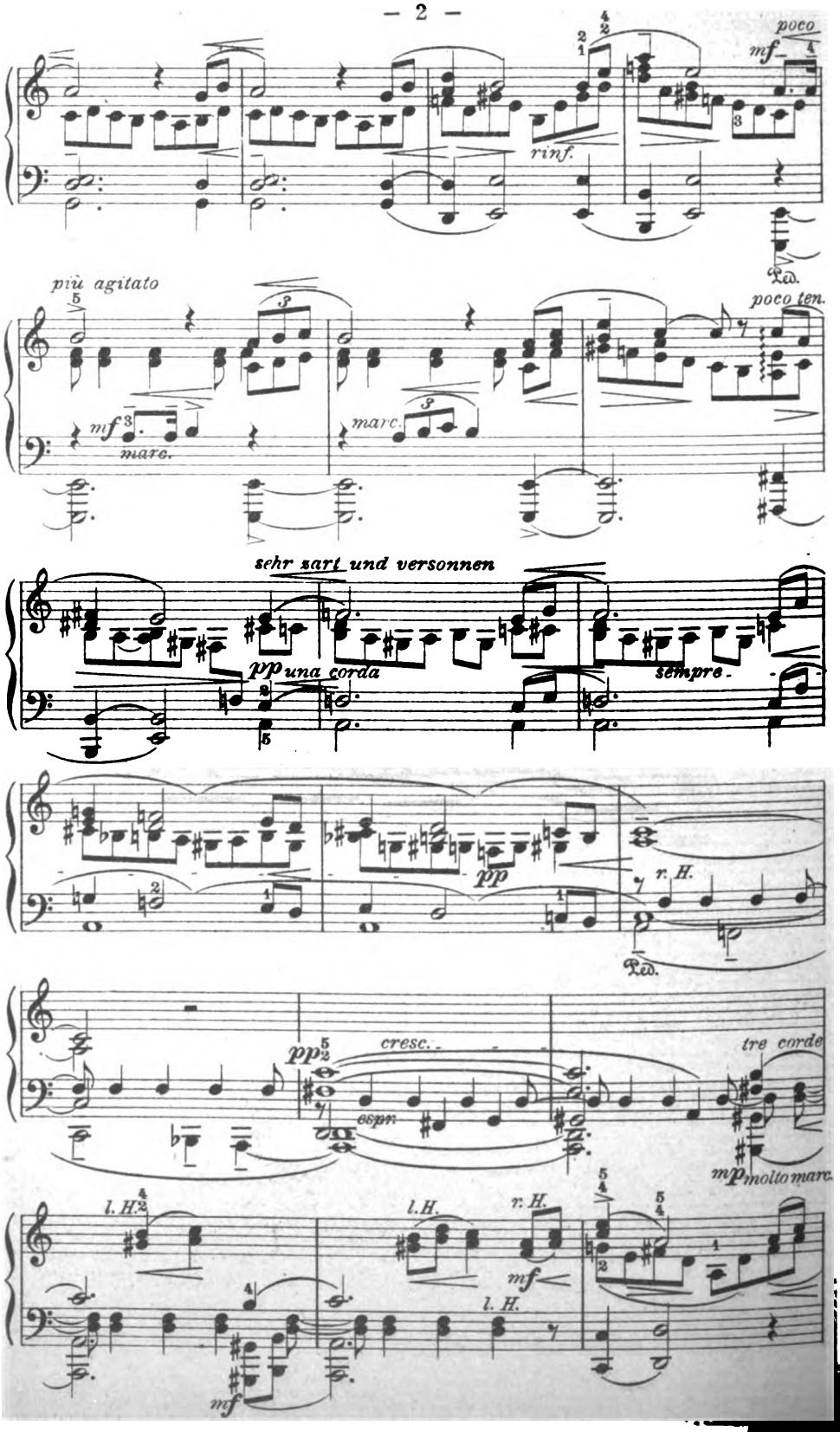
IM TIEFEN WALDE

Holsteinische Idyllen *)
Op. 8, Nr. 3

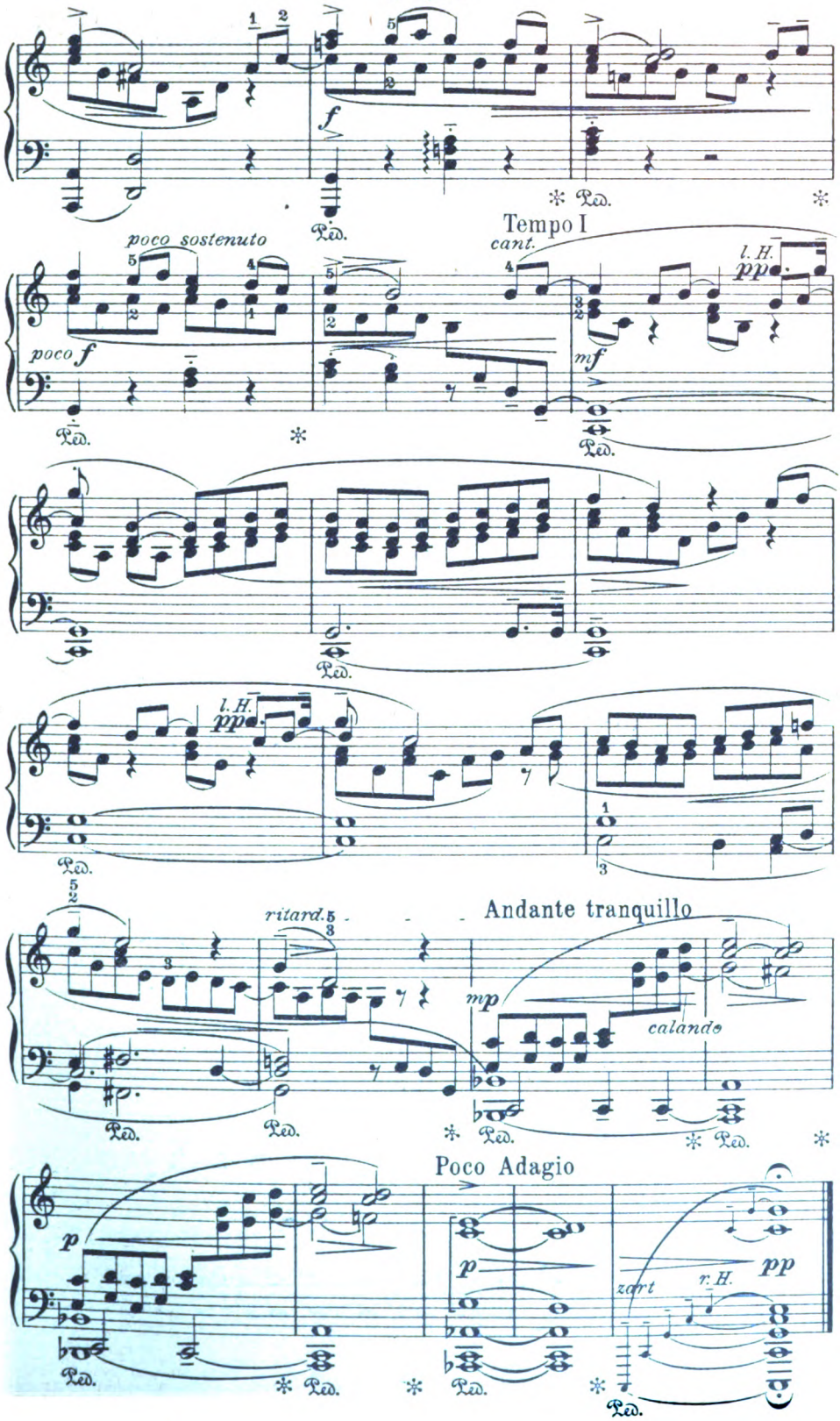


*) Mit freundlicher Genehmigung ihres Verlages Chr. Friedrich Vieweg G.m.b.H., Groß Lichterfelde-Berlin

Digitized by Google



Digitized by Google



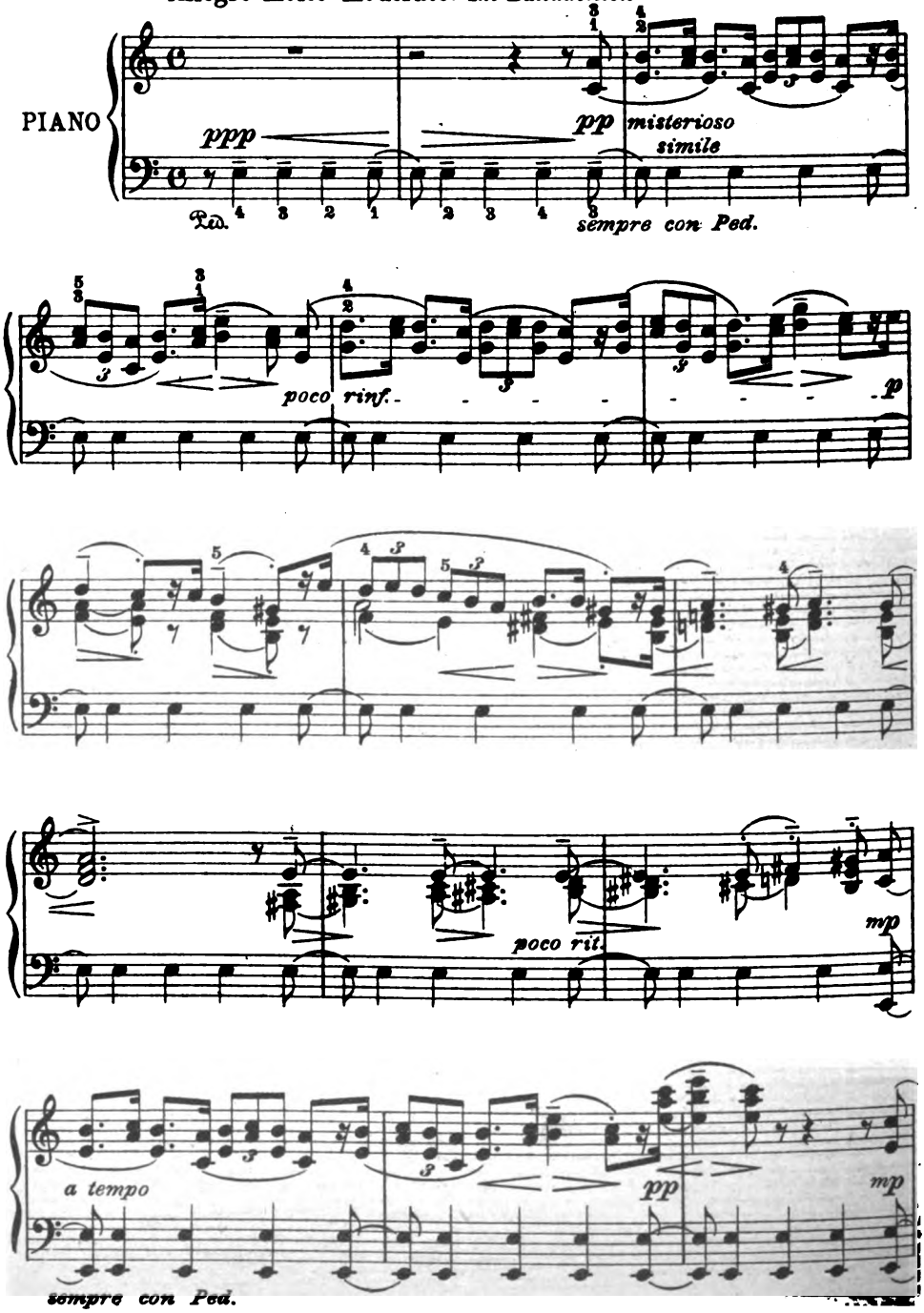
Digitized by Google

WALTER NIEMANN

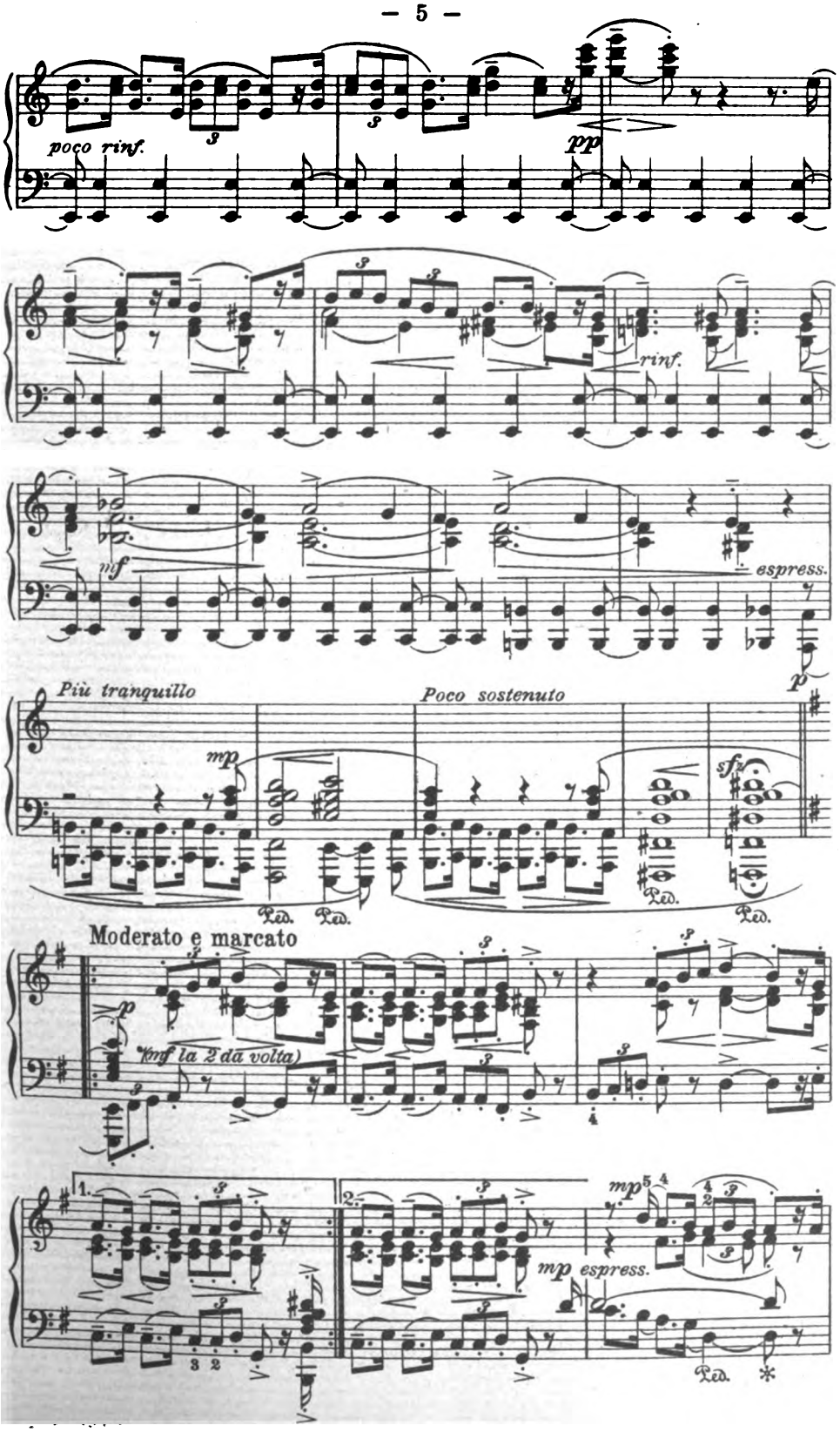
NORDSEE-LANDSCHAFT

Holsteinische Idyllen
Op. 8, Nr. 5

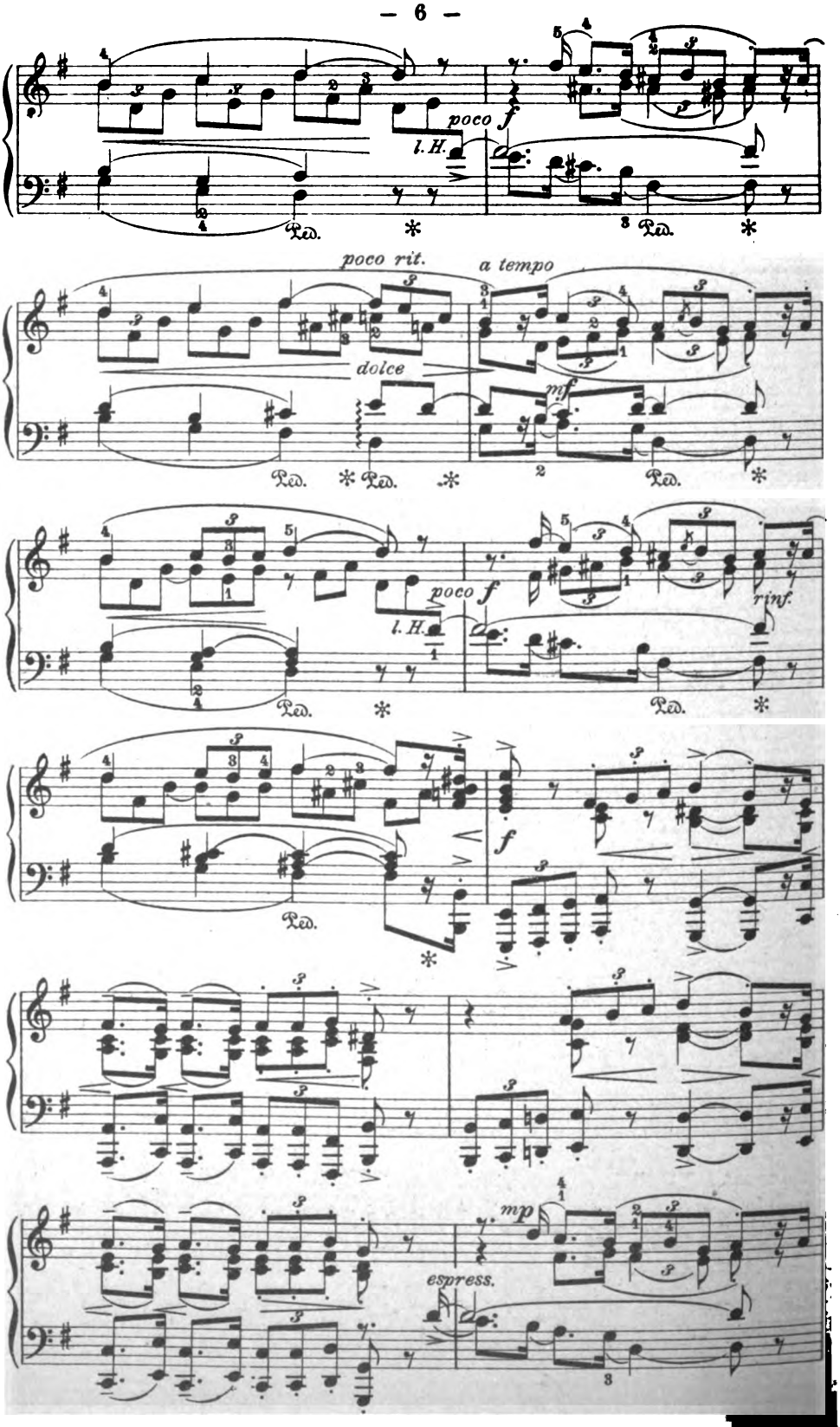
Allegro molto moderato. *Im Balladenton*



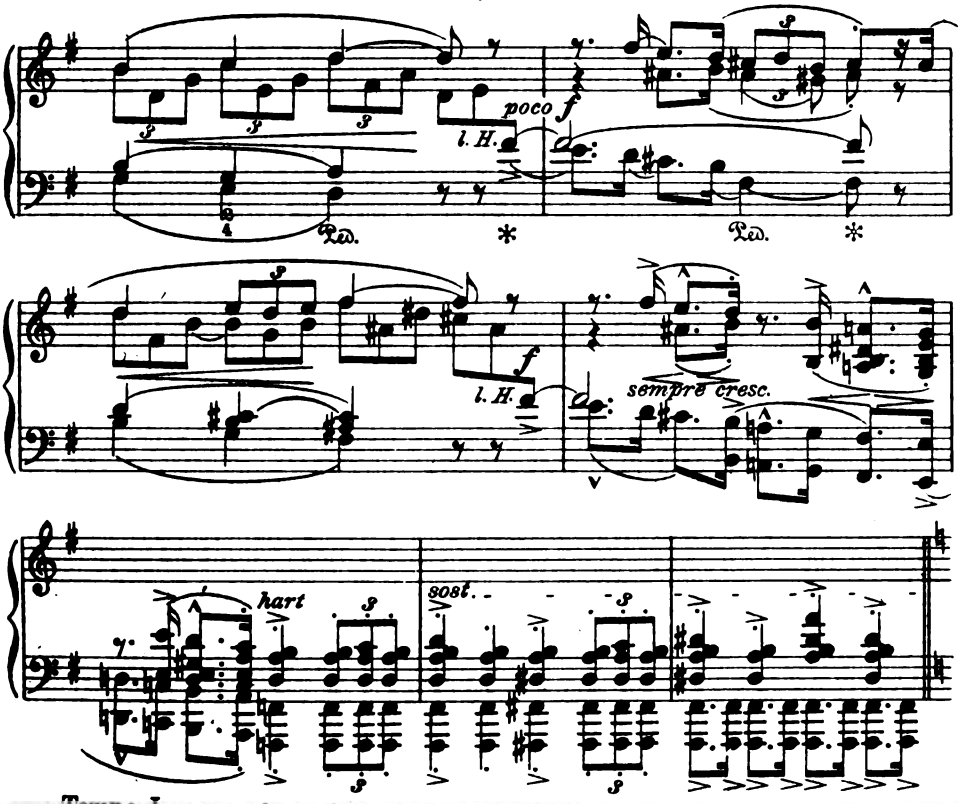
Digitized by Google



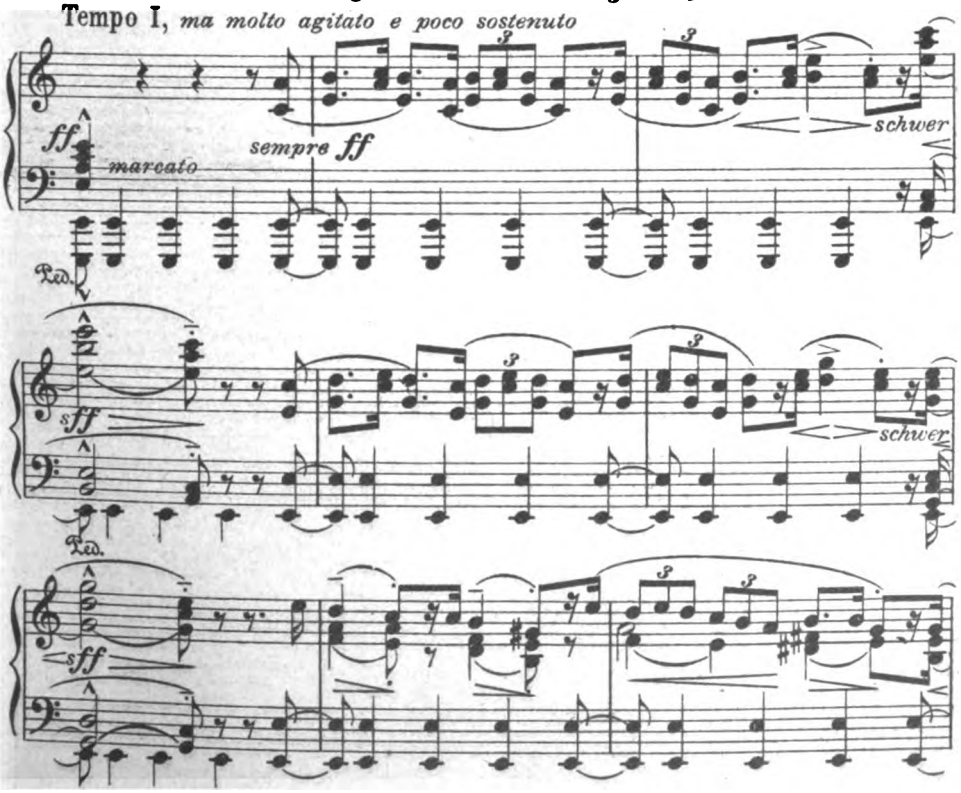
Digitized by Google



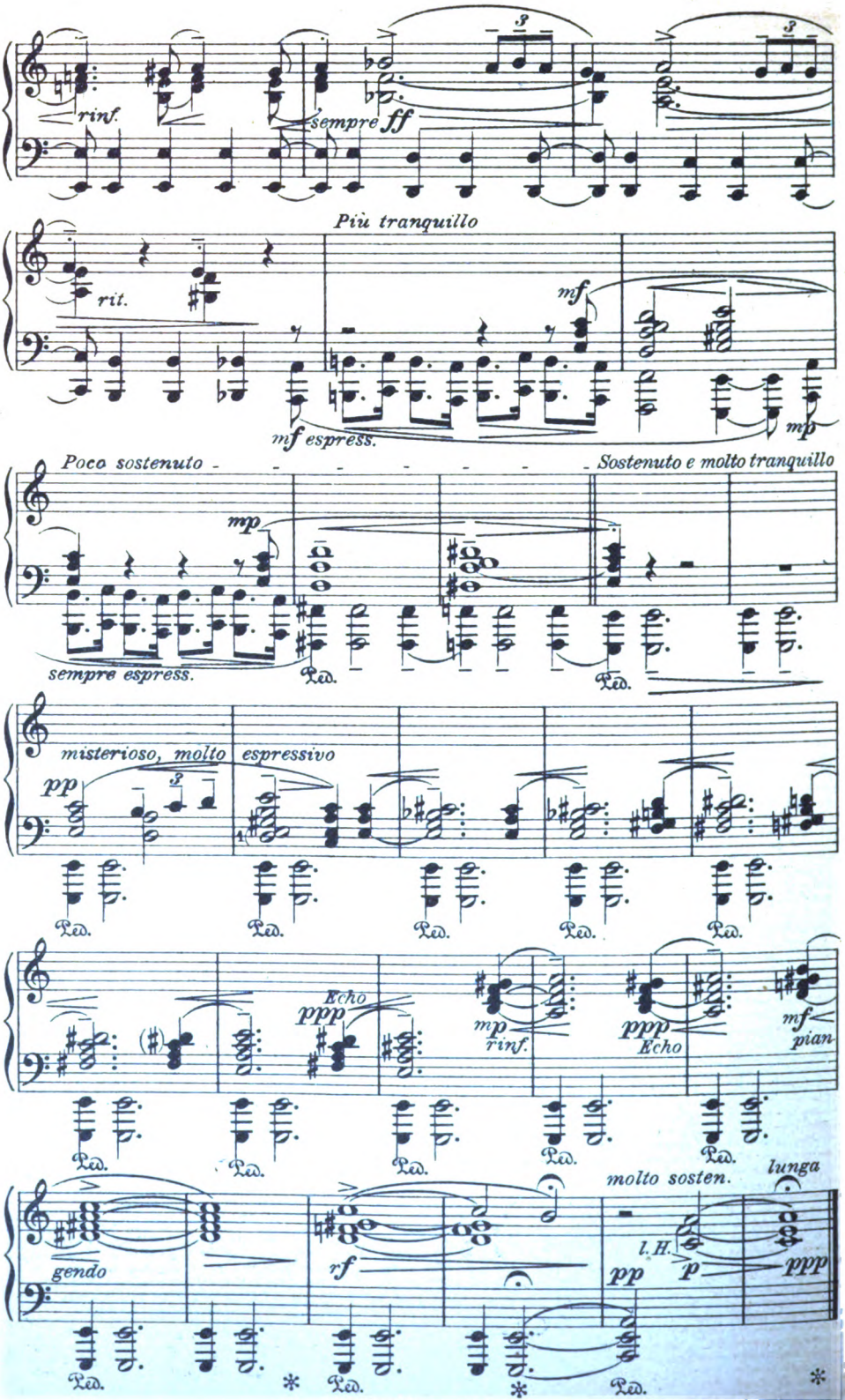
Digitized by Google



Tempo I, *ma molto agitato e poco sostenuto*



Digitized by Google



Stichu.Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Erstes Märzheft 1912 Heft 11

Deutsch-jüdischer Parnaß

Unter dieser Überschrift sendet uns ein gebildeter Jude Ausführungen, die schon um ihrer ganz ungewöhnlichen Offenherzigkeit willen bei Juden wie Nichtjuden Aufsehen erregen dürften. Es versteht sich von selbst, daß wir sie nicht als unsre eignen Meinungen wiedergeben, und daß dieser Beleuchtung von einer Seite die Beleuchtung von andern her folgen muß. Aber Goldsteins Aufsatz scheint uns ganz ungewöhnlich geeignet als Ausgangspunkt einer Erörterung.

Von gewissen Dingen zu reden, verbietet das Schamgefühl. Ein höheres Interesse aber kann uns zwingen, dieses Gefühl zu unterdrücken und offen von einer Sache zu reden, wenn rücksichtsloses Aufdecken das einzige Mittel ist, ein Übel zu beseitigen. Schäden der Allgemeinheit können nur von und in der Allgemeinheit behoben werden, und dazu ist nötig, daß sie zur öffentlichen Diskussion stehen, mag sich Herkommen und guter Geschmack auch gegen solche Behandlung delikater Dinge wehren. Und wie laut auch die zarten Seelen sich entrüsten und Zeter schreien, es wird immer verdienstlich sein, ausgesprochen zu haben, worüber zu schweigen bisher weltmännische Pflicht war.

„Der Jude in der deutschen Literatur", das ist eines von den allerheikelsten Dingen, die nicht in den Mund genommen werden dürfen, will man sich nicht heillos kompromittieren. Zwar dann und wann wählte dieses oder ein ähnliches Thema ein jüdischer oder christlicher Literaturprofessor, um durch die vornehme Sachlichkeit und kühle Gelassenheit, mit der er das Schiffchen seines Vortrags, ohne rechts oder links anzustoßen, durch das schwierige Gewässer steuerte, sich als echten Europäer auszuweisen. Wie oft die Gestalt der Esther zu dramatischem Leben beschworen worden ist, hat man uns wiederholt vorgerechnet; wieviel Juden unter ihren Dichtern sind, danach zu fragen, hütet man sich meist. Greift ein Christ das Problem beim Schopfe und sagt rücksichtslos seine Meinung wie Richard Wagner vom „Judentum in der Musik", so wird er als „Antisemit" gebrandmarkt, und höfliche übergehen seine Schrift mit Stillschweigen. Wenigstens im Verkehr mit Juden. Welcher gesittete Deutsche wollte sich auch das Lob entgehen lassen, daß er tolerant sei? Aber wir Juden verlangen endlich Ehrlichkeit, und die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo ein Jude den Schurken vor seine Klinge fordern wird, der es wagt, gegen ihn „tolerant" zu sein. Vorläufig sind wir noch nicht so weit. Wagners Judenhaß ist nicht nur den Juden ein Dorn im Auge, sondern auch wohlmeinenden Christen ein Pudendum, von dem sie nur heimlich unter sich reden. Offiziell dagegen bescheinigt man uns gern, daß nicht die deutschen Fürsten oder das deutsche Volk, sondern jüdisches Geld Bayreuth ermöglicht habe, und uns tut es im Herzen wohl, von jener Seite bestätigt zu bekommen, daß der große Mann uns schnöde verkannt habe und daß sein Werk allerdings von seinem Antisemitismus getrennt werden müsse. So reist

Digitized by Google

man zu den Festspielen und dirigiert und rezensiert, und niemandem fällt es ein, daß es nicht bald etwas Schämenswerteres für uns Juden gibt, als den Mann unterstützt zu haben, der uns auf das Unzweideutigste von seiner Seite gewiesen. Daß Wagners Lebenswerk vollendet werden konnte, mag ein Glück sein; eine Ehre ist es für uns nicht.

Das sind so die selbstverständlichen Voraussetzungen des Empfindens, die gegeben sein müßten, wenn man sich über ein peinliches Thema wie das folgende verständigen wollte. Nur unter Nationaljuden und Zionisten dürfte man den Takt und das Verständnis voraussetzen, die hierfür nötig sind. Aber was nützt es, in ihren Parteiblättern Probleme zu besprechen, über deren Bedeutung sie alle im klaren sind? Diese Fragen müssen aus den Reihen der Partei hinausgetragen werden, damit die zu hören gezwungen sind, die nicht hören wollen, und damit wenigstens soviel allgemein begriffen und öffentlich zugestanden wird, daß hier etwas problematisch ist. Denn das Problem zu begreifen, zu ergreifen, ist vor allem einmal die Aufgabe; von seiner Lösung sind wir noch weit entfernt.

Daß wir lieber nicht davon sprächen, gebe ich zu; es geht auch mir gegen das Schamgefühl, vor aller Welt zu sagen, was ich nur vor Juden sagen sollte. Auch ich wünschte, daß wir unsere schmutzige Wäsche im eigenen Hause waschen könnten. Aber wir haben kein eigenes Haus. Es gibt keine jüdische Öffentlichkeit; es ist in Deutschland, überhaupt in Westeuropa nicht möglich, zur Gesamtheit der Juden als Juden zu sprechen, soviel wir auch über uns sprechen lassen müssen. Man vergegenwärtige sich, was das heißt: daß es damit nämlich so gut wie unmöglich gemacht ist, auf die Juden Einfluß zu gewinnen — während doch jeder Fortschritt überall und immer daran hängt, daß ein Individuum auf seine Volksgenossen Einfluß ausübt. Aber dieser Mangel besteht nicht nur, er ist den meisten noch nicht einmal zum Bewußtsein gekommen. Will man dennoch zur Gesamtheit der Juden sprechen, so muß man es in voller Öffentlichkeit tun, ohne die, die es nichts angeht, ausschließen zu können. Jedoch Judenfragen sind ja fast alle zugleich europäische Fragen, und so wird es schließlich auch keine Zumutung bedeuten, wenn hier die nichtjüdische Allgemeinheit zu Zeugen der nachstehenden Erörterungen gemacht wird.

Vor hundert und einigen Jahren fielen, von christlichen, unsers Dankes ewig gewissen Verfechtern der Menschenrechte niedergerissen, die Mauern, die uns Juden in ein geistiges Ghetto gesperrt hatten. Die bisher in den Winkel Gewiesenen, plötzlich ans Tageslicht und die offene Tafel Gerufenen stürzten sich, ausgehungert und nach Wissen und Bildung gierig, auf die dargebotene Speise. Es waren fähige, mit Willenskraft begabte und von Begeisterung getriebene Schüler, die da bei dem alten Europa in die Lehre gingen. Sie begriffen schnell; es währte nicht lange, so wußten sie alles, was der Meister sie lehren konnte, und alsbald genügte es ihnen nicht mehr zu lernen. Sie wollten selbst in die Reihen der Lehrer eintreten, sie wollten mit den andern forschen und graben, sie auch wollten Hand anlegen an das große Werk der Menschheit, sie auch wollten die Kultur fördern helfen. Und es gelang ihnen. Wo sie zugreifen durften, zeigten sie sich ihrer Aufgabe gewachsen. Ja,

Digitized by Google

infolge irgendwelcher geheimnisvoller Eigenschaften zeigten sie sich als die Überlegenen: trotz ihrer geringen Zahl, trotz aller Schwierigkeiten, die sie auf ihrem Wege zu überwinden hatten, liefen sie ihren Lehrmeistern in gewisser Weise den Rang ab: auf allen Posten, von denen man sie nicht gewaltsam fernhält, stehen plötzlich Juden; die Aufgaben der Deutschen haben die Juden zu ihrer eignen Aufgabe gemacht; immer mehr gewinnt es den Anschein, als sollte das deutsche Kulturleben in jüdische Hände übergehen. Das aber hatten die Christen, als sie den Parias in ihrer Mitte einen Anteil an der europäischen Kultur gewährten, nicht erwartet und nicht gewollt. Sie begannen sich zu wehren, sie begannen wieder uns fremd zu nennen, sie begannen, uns im Tempel ihrer Kultur als eine Gefahr zu betrachten. Und so stehen wir denn jetzt vor dem Problem: *Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht.*

Diese in solcher scharfen Formulierung ungeheuerliche Tatsache, die Juden ebenso wie Nichtjuden das Blut aufregen muß, fordert unerbittlich zu Maßregeln auf. Dieser Konflikt muß auf irgendeine Weise gelöst werden. Was tun wir in dieser unmöglichen Situation, in die man, von beiden Seiten ohne Schuld und Absicht, hineingeraten ist? Was vor allen Dingen tun die Juden selbst? — Etwas sehr Einfaches: sie leugnen das Faktum.

Das aber muß ihnen zunächst unmöglich gemacht werden; sonst hat die ganze Erörterung keinen Sinn. Betrachten wir also die Situation in Ruhe.

Niemand bezweifelt im Ernst die Macht, die die Juden in der Presse besitzen. Namentlich die Kritik ist, wenigstens in den Hauptstädten und ihren einflußreichsten Zeitungen, geradezu im Begriff, jüdisches Monopol zu werden. Ebenso bekannt ist das Vorherrschen des jüdischen Elementes im Theater: fast sämtliche Berliner Theaterdirektoren sind Juden, ein großer, vielleicht der größte Teil der Schauspieler desgleichen, und daß ohne jüdisches Publikum ein Theater- und Konzertleben in Deutschland so gut wie unmöglich wäre, wird immer wieder gerühmt oder beklagt. Eine ganz neue Erscheinung ist, daß auch die deutsche Literaturwissenschaft im Begriff scheint, in jüdische Hände überzugehen, und es ist, je nach dem Standpunkt, komisch oder tragisch, die Mitglieder der „germanischen" Seminare unsrer Universitäten zu überblicken. (Ich selbst habe dazu gehört.) Wie viele Juden endlich es unter den „deutschen Dichtern" gibt, weiß so manch ein Hüter deutscher Kunst zu seinem Zorne.

Wer es aber nicht weiß und nicht wissen will, ist die Mehrzahl der Juden selber. Sie merken nichts von der Rolle, die wir im deutschen Kulturleben spielen, und wachen ängstlich darüber, daß auch die andern nichts merken. Deckt einer den Schaden auf, so erheben sie laut und unermüdlich den Anspruch, daß „man" darnach nicht frage, daß man keinen Unterschied mache, welchen Gott der Kritiker bekenne, wenn er nur richtig urteilt, sie fordern, daß man kein Judentum in der Musik, in der Dichtung, in der Schauspielkunst, in den bildenden Künsten bemerke, sondern nur noch gut und schlecht, Kunst oder Unkunst richte. Und haben sie etwa nicht ein Recht, dies zu fordern? Gewiß! Denn sie wollen ja nichts anderes, als was ihre nichtjüdischen Mitbürger auch wol-

Digitized by Google

len, die Sache, heiße sie nun Kritik oder Theater oder Kunst oder Wissenschaft.

Daß uns Juden nicht die Sache, sondern der Schein der Sache locke, ist die Behauptung unsrer Gegner. Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun, sagt Richard Wagner, indem er, chamberlainisch lange vor Chamberlain, das Merkmal jedes echten Strebens für seine Landsleute allein in Anspruch nimmt. Nur wir Juden wissen, wieviel solchen Deutschtums es unter uns gibt. Wir allein wissen, wie leidenschaftlich wir Asthetentum und Kunstfexerei, literarische Schnorrer und Premierenhyänen, die Schmarotzer auf der ehrlichen Arbeit anderer, bekämpfen, und wie sehr wir uns diese Judenheit (zu der mancher Germane gehört) vom Leibe zu halten wünschten. Sind wir, wie ihr es wollt, noch immer die Fremden, die Ausländer, die sogar die deutsche Sprache nur „als Ausländer", nur „wie eine erlernte, nicht als angeborene Sprache" sprechen,* eines haben wir gewiß mit euch gemeinsam: die Arbeit an der Kultur, die Arbeit für die Menschheit. Daß wir dieser Aufgabe mit Ernst und Eifer dienen, wir sind uns dessen bewußt und scheuen uns nicht, uns selbst dieses Zeugnis auszustellen, da es um uns her zwar beständig von jüdischem Einfluß tönt, aber immer als von etwas Schlechtem und Schädlichem. — Ich sage, die Juden haben ein Recht zu verlangen, daß nur nach ihren Leistungen gefragt werde und daß man sie endlich freudig als Mitkämpfer anerkenne, daß man in ihnen, wenn nicht Brüder und Blutsverwandte, so doch Kameraden ehre und liebe: von einem gerechten Deutschland, von einem gerechten Europa dürften sie dies verlangen. Europa ist aber nicht gerecht, sondern bei aller „Zivilisation", sobald es sich um Juden handelt, von einer wahrhaft barbarischen Ungerechtigkeit. Tröste man sich doch nicht mit der Ausrede, das seien rüde Radau- und Hetzantisemiten: um sie würde niemand sich scheren, und sie haben, wo sie auftraten, uns immer mehr genutzt als geschadet. Nein, es sind die besten Geister, kluge, wahrheitsliebende Männer, die aber, sobald von den Juden die Rede ist, in einen blinden, an Tollwut grenzenden Haß geraten, und um die grundsätzliche Minderwertigkeit, Schlechtigkeit, Schädlichkeit der Juden zu beweisen, alle Tatsachen auf den Kopf stellen. Chamberlains verhängnisvolles Buch „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts", dessen „Beweise" für die Überlegenheit der germanischen „Rasse" auf einem platten Taschenspielertrick beruhen, darauf nämlich, daß er die Unterschiede zwischen einst und jetzt, die Fortschritte einer Entwicklung von mehr als 3000 Jahren einfach umdeutet in einen Unterschied zwischen hier und dort, zwischen Germanen einerseits und den übrigen Völkern, namentlich den Juden, andrerseits — ein Buch, das unter anderm den heutigen jüdischen Gelehrten geradezu die Fähigkeit abspricht, die von Kant bewiesene Unzulänglichkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens zu begreifen** — dieses Buch kann freilich auf jeder Seite widerlegt werden; aber unwiderleglich ist der Haß, der einen kenntnisreichen, geistvollen und wahrheitsliebenden Mann treibt, die Unwahrheit zu sagen. Wahrheitsliebend? Es heißt den Kopf in den Sand stecken, wenn die Juden ihre Feinde immer als

* Wagner, Gesammelte Schriften, 4. Aufl., Bd. 5, S. 70

** „Grundlagen", Volksausgabe S. 960

Digitized by Google

böswillige Verleumder abtun. Nein, Chamberlain glaubt das, was er sagt, und eben deswegen erschüttern mich seine Entstellungen. Und mit ihm glauben es Tausende, da das Buch Auflage nach Auflage erlebt, und ich möchte wissen, wieviel „Germanen", deren Selbstgefühl durch die vorgetragene Theorie so angenehm gekitzelt wird, sich Kritik genug bewahren, um die unzähligen Ungerechtigkeiten und Fälschungen nicht mitzumachen. Bei Schopenhauer, der gleichfalls nicht mit dem Worte „Antisemit" abgetan ist, sondern dem das Suchen und Verkünden der Wahrheit Lebensaufgabe war, lesen wir: „Auch das auserwählte Volk Gottes laß uns nicht vergessen, welches, nachdem es, in Ägypten, auf Jehovas ausdrücklichen Spezialbefehl, seinen alten, zutrauensvollen Freunden die dargeliehenen goldenen und silbernen Gefäße gestohlen hatte, nunmehr, den Mörder Moses an der Spitze, seinen Mord- und Raubzug ins gelobte Land antrat, um es, als »Land der Verheißung«, auf desselben Jehovas ausdrücklichen, stets wiederholten Befehl, nur ja kein Mitleid zu kennen, unter völlig schonungslosem Morden und Ausrotten aller Bewohner, selbst der Weiber und Kinder (Josua, Kap. 10 und 11) den rechtmäßigen Besitzern zu entreißen, — weil sie eben nicht beschnitten waren und den Jehova nicht kannten, welches Grund genug war, alle Greuel gegen sie zu rechtfertigen; wie ja, aus demselben Grunde, auch früher die infame Schurkerei des Patriarchen Jakob und seiner Auserwählten gegen Hemor, den König von Salem und sein Volk uns (1. Mos. 34) ganz glorreich erzählt wird, weil ja eben die Leute Ungläubige waren." Und dazu in Fußnoten: „Dort (bei Tacitus und Justinus) ersehn wir, daß der Pharao das eingeschlichene, unflätige, mit schmutzigen Krankheiten (scabies), welche Ansteckung drohten, behaftete Judenvolk nicht länger im reinen Ägypten dulden wollte, also sie auf Schiffe bringen und auf die arabische Küste abwerfen ließ. Daß ihnen ein Detachement Ägypter nachgesandt worden, ist richtig, jedoch nicht, um die pretiösen Kerle, die man ja exportierte, zurückzubringen, sondern um ihnen abzunehmen, was sie g e s t o h l e n hatten, g e s t o h l e n nämlich hatten sie goldene Gefäße aus den Tempeln: wer würde auch solchem Gesindel etwas borgen!" Und: „Übrigens ist der Eindruck, den das Studium der Septuaginta bei mir nachgelassen hat, eine herzliche Liebe und innige Verehrung des μεγας βασιλευς Ναβουχωδονοσορ, wenn er auch etwas zu gelinde verfahren ist mit einem Volke, welches sich einen Gott hielt, der ihm die Länder seiner Nachbarn schenkte oder verhieß, in deren Besitz es sich dann durch Rauben und Morden setzte und dann dem Gotte einen Tempel darin baute. Möge jedes Volk, das sich einen Gott hält, der die Nachbarländer zu »Ländern der Verheißung« macht, rechtzeitig seinen Nebukadnezar finden und seinen Antiochus Epiphanes dazu, und weiter keine Umstände mit ihm gemacht werden!" * Nicht w a s der Philosoph in seinem Haß sagt, sondern welche Leidenschaft einer fanatischen Abneigung in diesem Manne wüten muß, um ihn so aller menschlichen und männlichen Würde vergessen zu lassen, das ist es, worauf wir das schmerzende Auge richten müssen. Und ohne Gewährsmänner: achthundert Jahre lang, nämlich seit den Kreuzzügen, wurden die Juden verfolgt, geschlachtet, verhöhnt und verketzert, warum? Weil sie so verstockt waren, Juden zu bleiben, da es

* „Parerga" II: Über Religion.

Digitized by Google

doch ein Christentum in der Welt gab. Und heute, wo das Christentum an Ansehen eingebüßt hat, was erleben wir? Mit einem Male ist das gepriesene Christentum schnödes Judentum, die Christianisierung Europas eine Verjudung, die den Germanen ihre herrliche Religion verdorben hat, und in summa: alles Übel, das die Kirche über die Menschheit gebracht hat, einschließlich Intoleranz, Autoritätsglauben, Dogmatismus, Aszetik und Dunkelmännertum, haben die Juden verschuldet.

Dies nur eine allzu rasche Blütenlese europäischer Gerechtigkeit und Logik. Alle Proteste besonnener Christen hiergegen beweisen nichts wider die Hunderttausende, die dieser Meinung sind, — dieser Meinung sein wollen.

Nein, Europa ist nicht gerecht, und so haben die braven Juden unrecht, die — auf ihre Leistungen und ihren guten Willen pochend — nichts als Gerechtigkeit verlangen. Denn jetzt sollen sie Rede stehen und auf diese Frage antworten: *da dir so von deinen Mitmenschen begegnet wird, wie begegnest du ihnen?* Merkst du nichts von diesem Haß, von dieser unüberwindlichen Abneigung um dich her, so bist du danach. Merkst du es und machst du dich nur nichts wissen, so bist du noch schlimmer. Am schlimmsten aber, wenn du dich damit tröstest, daß die Abneigung jenen andern gelte, die da mauscheln, mit ihren Prezioſen protzen, sich breit und laut machen und, kurz: das Östlich-Allzuöstliche nicht ablegen können. Du irrst, mein Freund, du selber bist gemeint. Dir eben, trotz deines europäischen Gebarens und Aussehens, verzeiht man den Juden nicht. Machen wir uns doch nichts vor: wir Juden, unter uns, mögen den Eindruck haben, als sprächen wir als Deutsche zu Deutschen — wir *haben* den Eindruck. Aber mögen wir uns immerhin ganz deutsch fühlen, *die andern fühlen uns ganz undeutsch*. Wir mögen nun Max Reinhardt heißen und die Bühne zu ungeahntem Aufschwung beflügeln oder als Hugo von Hofmannsthal einen neuen poetischen Stil an Stelle der verbrauchten Schillerschen Bildersprache setzen oder als Max Liebermann die moderne Malerei führen: *wir* mögen das deutsch nennen, die andern nennen es jüdisch, sie hören das „Asiatische“ heraus, sie vermissen das „germanische Gemüt“, und wenn sie schon die Leistung — mit Vorbehalten — anerkennen müssen, *sie wünschten, wir leisteten weniger*. Der Jubel, mit dem ein Schmidtbonn, Eulenberg, Schönherr und andre Unverdächtige begrüßt werden, ist nun einmal anders als der, den die unsern zu hören bekommen, es klingt darin ein Ton, der den Juden demütigt, wenn seine Ohren nur fein genug sind, ihn herauszuhören; es ist im Vergleich zu den Stimmen, die Hofmannsthal und Schnitzler begrüßen, derselbe Unterschied, wie das anfeuernde Geschrei der Zuschauer bei einem Wettrennen, je nachdem der Liebling der Menge oder ein Unerwarteter, Unwillkommener sich dem Siege nähert; hier klingt der Beifall wie abgetrotzt, dort springt er von selbst hervor, rufend: dich wollen wir, du gehörst zu uns und wir zu dir! Wer die Lage durchschaut, dem ist es ein tragikomischer Anblick zu sehen, wie gewisse liberale Tageszeitungen sich gebärden, als sprächen sie zum deutschen Volke. Das „deutsche Volk“ denkt gar nicht daran, das „Berliner Tageblatt“ zu lesen, zum preußischen Junker, zum Soldaten, zum Beamten, zum Landmann dringt die Stimme

Digitized by Google

keines feuilletonistischen Juden. Wovor die Herren sich so sehr entsetzen, das ist schon beinahe Wirklichkeit geworden: eine jüdische Literatur in Deutschland, von Juden für Juden geschrieben. Man muß nur Augen im Kopfe haben und Mut und Ehrlichkeit, sie zu benutzen.

Das ist die Lage. Ich sage nichts darüber, ob es mit Recht oder Unrecht so ist, ob wir es verdient haben, daß es so ist. Ich sage nicht, wem es zur Ehre und wem zur Schmach gereicht. Ich sage nur: so ist es, das ist das Problem. Hiermit gilt es, sich abzufinden. *Was tun wir jetzt?* lautet die ernste Frage. Gibt es eine Antwort?

Betrachten wir die Möglichkeiten!

Wir könnten zunächst den Versuch machen, aufzuklären, unser Recht auf den deutschen Boden, auf die deutsche Kultur verteidigen, die Irrtümer widerlegen, Verdächtigungen und Verleumdungen abwehren. Diese Taktik ist bisher von den wenigen befolgt worden, denen die Klärung der Lage überhaupt am Herzen lag. Sie hat sich als ganz verfehlt erwiesen, wie es nicht anders sein konnte. Denn nicht so steht es, daß man uns nicht mag, weil man uns für minderwertig usw. hält, sondern umgekehrt: man verleumdet, verdächtigt, schmäht, verkennt uns, weil man uns nicht leiden kann. Wir können unsre Gegner leicht ad absurdum führen und ihnen zeigen, daß ihre Feindschaft unbegründet ist. Was ist damit bewiesen? Daß ihr Haß *echt* ist. Wenn alle Verleumdungen widerlegt, alle Entstellungen berichtigt, alle falschen Urteile über uns verbessert sind, so bleibt die Abneigung selbst als unwiderleglich übrig. Wer das nicht einsieht, dem ist nicht zu helfen.

Wir könnten ferner uns nicht darum kümmern, was die anderen zu unsern Literatur-, Kunst- und Kulturleistungen sagen, und wenn sie meinen, daß ihr Deutschtum durch unsre „Makler“ und „Jobber“, durch unsre „Parvenüs“ und deren „Jargon“ verdorben werde, es ihnen überlassen, sich dagegen zu wehren oder sonst sich abzufinden. Das tut denn auch die Mehrzahl der produktiven oder sonstwie öffentlich tätigen Judenheit. Aber darin werden wir andern Juden anfangen, sie zu stören. Über dies Problem *darf* man nicht hinwegkommen, an dieser Sache *muß* man sich stoßen, dieses Verhältnis ist unerträglich für jeden aufrechten Mann — und wer es erträgt, der hat ein unanständig dickes Fell oder ein elastisches Rückgrat. Die Herren Kritiker aus jüdischem Hause, die Hauptmanns Christusroman rezensieren, ohne mit einem Worte anzudeuten — was sage ich? — ohne mit der leisesten Regung zu empfinden, daß sie nicht zu dem Publikum gehören, für das der Dichter schrieb; die Herren Literarhistoriker, die, ohne sich jemals etwas dabei zu denken über Luther und die Reformation arbeiten; die Herren Poeten, die sich als „deutsche Dichter“ unter dem Weihnachtsbaum photographieren und veröffentlichen lassen, wir werden sie aus ihrer Naivität und Objektivität aufscheuchen, wir werden ihnen die Frage, um die sie sich herumdrücken, vor aller Welt in die Ohren schreien, wir werden sie zwingen, sich als Juden zu bekennen oder sich taufen zu lassen.

Man tut immer so, als wäre man über derlei Skrupel erhaben. In Wahrheit aber liegt die Sache ganz anders. Um als deutscher Jude hochzukommen, um in dieser zwiespältigen Situation, mit einer Gleichberechtigung, die nur auf dem Papiere steht, als Mensch zweiten Ranges sich durchzusetzen, darf man nicht zu feinfühlig sein, oder man zerbricht.

Digitized by Google

Aber muß man denn emporkommen? Die allerbesten von uns sind wahrscheinlich an diesem unmöglichen Leben entzweigegangen; gerade die Stärksten, die ganz Geraden, haben wahrscheinlich ihr Bestes nicht geleistet. Vielleicht haben die nicht ganz unrecht, die uns das eigentlich Schöpferische absprechen, vielleicht fehlt die ganz große Leistung — aber nicht weil die großen Männer fehlen, sondern weil die Lebensbedingungen fehlen, unter denen allein die geniale Persönlichkeit, der produktive Charakter möglich ist. Wenn das wahr ist, dann mußten die, denen jeder Kompromiß gegen die Natur geht, die nicht gebogen, nur gebrochen werden können, zugrunde gehen, da sie die Zeit nicht ändern konnten. Aber inzwischen hat sich die Zeit geändert, und bald wird der Jude, der in der Halbheit und Verworrenheit der bisherigen Zustände gedeihen kann, sich damit moralisch kompromittieren. Warum gibt es soviel jüdische Journalisten? Ein Journalist ist ein Spiegel: die Bilder des Tages auffangen und zurückwerfen, das ist seines Wesens. Ist es jüdisch, nur Spiegel zu sein, statt selbst zu schaffen? Ihr behauptet es, viele glauben es. Ich aber sage: nein! Sondern wer nichts war als ein Spiegel, anschmiegsam, gewandt, wer sich abzufinden, vorliebzunehmen wußte, der kam in unsrer jüdisch-halben Situation obenauf. So mußte man sein, um sich in einer Umgebung von Verächtern durchzusetzen. Wer so war, dem glückte es. Wer aber mehr war, wer zur Ganzheit der Persönlichkeit strebte, der mußte an der Unmöglichkeit, ganz zu sein, zerbrechen. Ein Schaffender braucht die Resonanz der Massen; vielmehr: das macht ihn zum Schaffenden, daß die Stimmen der Massen, die Stimmen der Zeit alle in seiner Seele tönen. Welch ein Mißklang in der Seele eines deutschen Juden! —

Der „liberale" Jude von heute wendet allerdings ein: „Was willst du? Ich habe das Ghetto innerlich und äußerlich abgelegt und bin im Vollbesitz westeuropäischer Kultur. Niemand könnte aus meinen Schriften merken, daß mein Urahn mit Kaftan und Schläfenlocken einherging." Edler Freund! Den Juden zum Europäer zu wandeln war freilich die Aufgabe — vor 150 Jahren. Inzwischen ist es selbstverständlich geworden, daß man in einer Gesellschaft von anständig gekleideten, leiblich gebildeten und wohlerzogenen Menschen nicht auffalle; es ist die Voraussetzung, von solchen allein ist hier die Rede. Wer aber heute noch immer nichts weiter von sich verlangt, als daß er sich des Europäertums bemächtige, ist von vorgestern. Er steht noch immer an derselben Stelle, an der einst Moses Mendelssohn stand. Dem Freunde Lessings gereicht es zur Ehre, dies gewollt und durchgesetzt zu haben. Die kulturelle Gleichheit mit den andern mußte freilich erreicht werden, sie lag auf unserm Wege. Sie ist aber erst der halbe Weg, sie stellt sich heraus als die Halbheit selbst und sie ist jedenfalls etwas, das wir Juden so oder so überwinden müssen.

Steht also nicht zu hoffen, unsre Stellung innerhalb der deutschen Kultur durch Aufklärung usw. zu ändern, ist es andrerseits gerade den Besten unter uns unmöglich, die Sache auf sich beruhen zu lassen und harmlos fröhlich im deutschen Dichterwald auch ihr Liedlein anzustimmen: so müssen wir denn schließlich aus dem Zustand des Leidens und der bloßen Abwehr zur Tat und zum Angriff übergehen. Endlich einmal werden wir es satt bekommen, uns „Mangel an Schöpferkraft", „kühle

Digitized by Google

Verstandesdichtung", „Frivolität", „Witzelei" vorwerfen zu lassen. Wenn wir denn durchaus das „deutsche Gemüt" nicht verstehen sollen, endlich einmal werden wir einsehen, daß unser jüdisches Gemüt noch viel weniger verstanden wird. Und endlich einmal werden wir auf die Ehre, ein deutscher Dichter zu heißen und deutsche Kultur zu machen, verzichten. Denn, weiß Gott! der deutsche Parnaß sollte einen Juden nicht locken! Wessen er sich dort oben zu versehen hat, lehrt das Beispiel Heinrich Heines. Mag man über ihn als Menschen und Künstler denken, wie man will: das Romanzero steht doch einmal als unvergleichliche Leistung in der deutschen Literatur, und Heines politische und Zeitgedichte werden an Bildkraft, Witz, schlagender Wirkung von keinem der andern politischen Dichter erreicht. Statt dessen aber klammert man sich, um den Poeten zu beurteilen, an das Jugendwerk des Buches der Lieder, als wäre es die einzige Frucht seiner Lyrik. Wollen wir seine Schwächen, namentlich seine moralischen, vertuschen? Im geringsten nicht; sondern wir Juden haben noch zehnmal mehr Grund, unsern Großen in die Seele und auf die Finger zu gucken. Aber wir wollen, daß mit gleichem Maße gemessen werde. Haben die Deutschen nicht ihre Macher wie Kotzebue und Raupach gehabt? Nicht ihren Wieland, der im Leben, mehr noch in seinen Schriften schlüpfrig sein konnte wie nur einer und der noch dazu ein bloßer Nachdichter war, fast nur klug und formgewandt, ohne eine Spur von echter Originalität? Haben nicht viele Romantiker ihre Religion gewechselt, hat nicht Friedrich Schlegel sich zu Metternichs Kreatur erniedrigt, ist nicht Herwegh ein Franzose und Deutschenfresser geworden? Tadelt man sie, so geschieht es mit der Achtung, die ihre Leistungen fordern. Aber was hinter Heine her tönt, dem man — mit Recht und Unrecht — ungefähr dieselben Dinge vorwirft, klingt ganz anders; es ist ein Gebrüll maßloser Verleumdung, Entstellung, Verhöhnung, es ist das Toben derselben Rotten, die im Mittelalter in die Judenquartiere einbrachen, um im Namen Jesu Christi zu morden, zu brennen und vor allem zu rauben. Der Haß, der hier rast, gilt jedem von uns, den Ruhm oder Macht oder Geld über die andern emporhöbe. Man zucke doch nicht verächtlich die Achseln über Adolf Bartels; der Weimarer Professor wäre leicht abgetan, nicht aber die Tausende, deren Meinung er ausspricht. Heinrich Heine, bisher noch immer der einzige jüdische Dichter von europäischer Bedeutung, ist ein Symptom. Wer es zu deuten weiß, dem wird die Lust vergehen, sich mit den ach! so viel glücklicheren deutschen Dichtern zu messen; er wird sein Bündel schnüren und seiner Wege gehen.

Seiner Wege gehen — aber welches ist unser Weg? Ich weiß nicht, wie andre darin empfinden — ich, wahrhaftig, wenn ich meinem Gefühle folgte, ich würde weichen; ich würde es nicht länger ertragen, übel gelitten zu sein, ich würde, was ich etwa an Fähigkeiten besitze, dorthin tragen, wo man sich ihrer gerne bedient, — wüßte ich nur, wo das wäre. Einen Weg ins Freie kennen wir nicht. Wir kennen ihn vielleicht, aber wir dürfen ihn nicht gehen.

Es gibt keine deutsche oder chinesische oder jüdische Wahrheit und folglich auch keine deutsche, chinesische, jüdische oder überhaupt nationale Wissenschaft, außer daß in der Praxis das Objekt der Wissenschaft national

Digitized by Google

verschieden ist, wie denn zum Beispiel die sogenannte Weltgeschichte für den Ostasiaten anders aussieht als für den Westeuropäer. Wohl aber gibt es nationale Kunst. Ja, es gibt nur nationale Kunst, und die vom alten Goethe erstrebte Weltliteratur kann doch nichts als eine Sammlung des Besten sein, was auf dem Boden fester und echter Volkstümlichkeit gewachsen ist. Das Nationale ist zwar nicht Ende und Ziel, aber doch die Wurzel jeder Leistung, und von Homer und der Bibel bis zu Tolstoi und Ibsen sind alle Großen zunächst in ihrem Volk und für ihr Volk groß gewesen.

Diese Einsicht pfeifen ja heute die Spatzen von den Dächern; „Weltbürgertum", „Internationalismus" — das wirkt schon fast altväterlich.

Merkwürdig schwer aber wird den Juden die Anwendung dieser Erkenntnisse auf sich selbst. Daß es etwas „Jüdisches" gibt, im Leben und in der Kunst, wird vorläufig ja fast immer als Vorwurf gemeint und daher von den meisten Juden überhaupt bestritten oder auf die russisch-polnisch-galizischen Brüder abgewälzt. Im Sinne jenes Nationalitätenprinzips jedoch ist an einem Juden das Jüdische gerade das Beste; oder wenigstens es kann und soll sein Bestes sein, die nationale Eigenart muß sich so steigern, verinnerlichen, veredeln lassen, daß sie zum Vorzug, zur Tugend wird, daß eine besondere Kraft und alle Leistungen daraus hervorquellen. Denn wenn die Juden nicht als Juden etwas wert sind, so sind sie überhaupt nichts wert. Wer das einsieht und will, muß auch die Mittel dazu wollen; er muß Bedingungen zu schaffen suchen, aus denen sich jüdisch-nationale Eigenart frei und leicht entwickeln kann, wie anderswo deutsche, englische, italienische Art. Für Volk wie für Kunst aber ist die Voraussetzung jeder Entwicklung eine Heimat, ein eigner Boden, und so ergibt die Anwendung der modernen Ideen des nationalen Individualismus auf die Juden: für das Volk — den Zionismus, für die Kunst — die Wiederbelebung hebräischer Sprache und hebräischer Poesie.

In der Tat: für einen produktiven oder sonstwie an der Kultur mitarbeitenden deutschen Juden wäre die einzige Rettung aus der Halbheit, aus dem Zwitterwesen, aus Verleumdung und Verdächtigung, aus Ungerechtigkeit und Übelwollen: der Sprung in die neuhebräische Literatur. Die einzige Rettung und zugleich die unfehlbar sichere: hier ist jungfräulicher Boden, sind Schaffensmöglichkeiten ins Unendliche, und hier hört jede ungerechte Vergleichung auf, hier wird kein Widerstand der Wirtsvölker gegen „Verjudung" ihrer Nationalliteratur mehr geweckt, hier wird das Wort Jude von selbst zum Ehrennamen; denn hier mit einem Male hat es keinen Sinn mehr, von uns etwas andres zu verlangen, als daß wir jüdisch sind, mit Leib und mit Seele, mit Sitten, Anschauungen, Empfindungen, mit Vorzügen und Fehlern. Wohl jenen Glücklichen, die auf dieser Bahn nach der Palme laufen dürfen!

Uns andern aber geht es wie Moses, der das gelobte Land schauen, doch nicht betreten durfte. Wir aus dem Ghetto Entlaufenen, wir glücklich-unglücklichen Erben westeuropäischer Kultur, wir Ewig-Halben, wir Ausgeschlossenen und Heimatlosen, wir können mit dieser neuen Möglichkeit nichts anfangen, der junge Frühling, der aus den alten Stämmen hebräischer Sprache längst zu keimen begonnen hat, für uns grünt er nicht, über unserm Leben steht das graue Wort: sich abfinden!

Digitized by Google

Denn wir deutschen Juden, wir heute Lebenden, wir können ebensowenig hebräische Dichter werden, wie wir nach Zion auswandern können. Oder mit andern Worten: so sehr wir wünschen müssen, jüdische und nichtjüdische Deutsche kulturell reinlich voneinander zu scheiden, um aus dem Kompromiß, der Halbheit, der Menschen- und Mannesunwürdigkeit herauszukommen, so unmöglich scheint das, wenigstens in absehbarer Zeit. Denn trotz Verfolgung, Verhöhnung, Mißachtung ist das Judentum im Laufe einer mehr als tausendjährigen Gemeinschaft mit dem Deutschtum so eng in den Wurzeln verwachsen, daß beide nicht mehr voneinander gelöst werden können.

Die rassereinen Germanen mögen sich sträuben wie sie wollen, sie mögen (mit echt germanischer Logik) alles Gute für sich in Anspruch nehmen und alles Übel den Juden zur Last legen: sie werden doch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß deutsche Kultur zu einem nicht geringen Teil jüdische Kultur ist. Denn Europa überhaupt ist wahrscheinlich mehr jüdisch als man im allgemeinen weiß. Die Hegemonie Westeuropas über den Erdball ist sicher eines der interessantesten und nach seinen Ursachen schwierigsten geschichtlichen Probleme. Ohne Chamberlains chauvinistische Naivität, der alle großen Europäer einfach zu Germanen macht und die europäische Kultur germanische Kultur nennt, durch einen neuen Chauvinismus zu widerlegen, möchte ich doch fragen, ob der Geist der freien Unternehmung, der Europa dahin gebracht hat, wo es jetzt steht, nicht zum großen Teil Geist der jüdischen Unternehmung, jüdischer Geist der Unternehmung ist. Auch gibt es, bei aller Leugnung jüdischer Genialität, wie sie — nicht eben aus Bescheidenheit — von gewisser Seite heute beliebt wird, doch immerhin eine Reihe von jüdischen Namen, die aus der deutschen und europäischen Entwicklung nun einmal nicht mehr auszuschalten sind.

Und gar wir Juden! Wenn wir mit endlich erwachtem Mannesstolze dem deutschen Volke, das uns nicht mag, den Rücken kehren wollten: könnten wir je aufhören, zum größeren Teil Deutsche zu sein? Auch unser Leben ist eben nicht erschöpft mit „Jehova", dem „alttestamentlichen Gott des Zornes" und dem „Gesetz", wie Christen die Karte unsrer inneren Welt zu umreißen pflegen. Wir haben zwar — traurig genug! — die deutsche Erde kaum jemals gepflügt und seit zweitausend Jahren hat kaum einer von uns Brot gegessen, das er selbst gesät und geerntet hat. Dennoch aber gehört auch uns dieser Boden, in den wir seit so langer, langer Zeit unsre Toten betten, die, wenn sie zu Staub werden, trotz allen Rassefanatikern in deutschen Staub zerfallen müssen. Der deutsche Frühling ist auch uns ein Frühling, wie der deutsche Winter unser Winter war, und gegen diesen seit unzähligen Generationen miterlebten Wechsel der Jahreszeiten, was bedeutet unserm Herzen der östlich blaue Himmel, unter dem Palmen, Zedern und Oliven gedeihen? Ein Wunder allenfalls. Sind wir nicht aufgewachsen mit dem deutschen Märchen? Haben wir nicht mit Rotkäppchen und Dornröschen gespielt, waren wir nicht betrübt über Schneewittchen und froh mit den sieben Zwergen? Lebt nicht auch uns der deutsche Wald, dürfen nicht auch wir seine Elfen und Gnomen erblicken, verstehen nicht auch wir das Rauschen des Baches und den Gesang der Vögel?

Und weiter: auch wir sind Schüler der Griechen und Römer, auch

Digitized by Google

wir haben an Schiller unsre Ideale gebildet, auch wir haben über dem Faust gegrübelt und sind jung gewesen mit dem grünen Heinrich. Und wenn wir Ehrgeiz haben — und wir *haben* Ehrgeiz — welches sind die Vorbilder, die uns voranschreiten? Goethe und Lessing und Kant und Beethoven.

Wir heute Lebenden, wir schon Gewordenen und Fertigen, wir können das nicht abschütteln, nicht von uns tun, wie man ein Kleid wechselt. Wir wollen das alles auch nicht aufgeben: es hieße, uns das Blut unsres Lebens abzapfen. Aber wir wollen zugleich nicht mehr um eine Gunst betteln, die man uns solange vorenthalten hat und, nach einer kurzen Epoche scheinbarer Versöhnung von neuem vorenthält. Wir wollen nicht mehr Werte produzieren und uns immer dagegen sagen lassen, daß es Unwerte seien, die das Herrlich-Deutsche entstellen. Wir wollen nicht mehr unser Leben einsetzen für die Kultur eines Volkes, das unsre tätige Mitarbeit für jüdische Aufdringlichkeit erklärt. Wir wollen einem Lande, das uns soviel gegeben hat und dem wir dankbar seine Gaben doppelt und dreifach zu vergelten strebten, nichts mehr aufdrängen, da es unsern Dank nicht mag. Unser Verhältnis zu Deutschland ist das einer unglücklichen Liebe: wir wollen endlich männlich genug sein, uns die Geliebte, statt ihr endlos kläglich nachzuschmachten, mit kräftigem Entschlusse aus dem Herzen zu reißen — und bleibe auch ein Stück Herz hängen.

Ich habe gesagt, was wir wollen, was wir wollen *müssen*. Ich habe auch gesagt, warum wir es doch nicht wollen *können*. Das Problem aufzuzeigen, war meine Absicht. Es ist nicht meine Schuld, daß ich keine Lösung weiß.

Palliative will ich verschreiben, Linderungsmittel, bis einmal das Kraut gewachsen ist, das uns heilt — bis es einmal wieder Menschen gibt, moderne, gebildete, „europäische" Menschen, die auf jüdischer Erde, in einem jüdischen Volke jung gewesen sind, mit jüdischem Heimat- und Sprachgefühl, fern unsern Nöten, fern auch unsrer Halbheit.

Ich nenne zunächst das eine (es schmerzt, aber es hilft): sich laut und rücksichtslos, ich möchte beinahe sagen schamlos als Juden bekennen; seinen eindeutig kompromittierenden Namen nicht hinter germanisch klingenden und klirrenden Kriegsnamen verstecken. Nicht durchaus nur *für* Juden und *über* Juden schreiben, dichten, malen, aber überall und unbedingt *als* Jude wirken. Es fehlt uns noch das *Organ, das alle schaffenden Juden, eben als Juden, vereinigt*, ein Organ, das nicht religiösen oder politischen Einzel- und Parteizwecken dient, auch nicht die brave jüdische Gesinnung anstatt der guten Leistung passieren läßt, sondern nichts ist als eine Sammelstätte des Besten, was Juden in Deutschland leisten. Hätten wir es, es würde mancher christlich-germanische Rufer im Streit still werden, und mancher hocheuropäische Jude — sich zum Philosemiten bekehren.

Hätten sich so endlich auf dem deutschen Parnaß Juden und Nichtjuden reinlich geschieden, so würde dann von selbst — und dies ist das zweite Heilmittel, das ich zu raten weiß — die *Übertreibung des Nationalitätsprinzips* aufhören. Denn was jetzt hierüber gelehrt und geglaubt wird, ist kindische Übertreibung. Wir predigen zwar nicht

Digitized by Google

mehr eine „mosaische Konfession", sondern glauben an ein jüdisches Volk mit angeborenen unverwischbaren Merkmalen. Aber so einfach, wie sich in gewissen Köpfen hüben und drüben die Welt malt, ist sie denn doch nicht. Germanen und Juden als Gegensätze zu behandeln, ist eine Vergewaltigung, eine Fälschung. Mag uns immerhin manches trennen: was wir gemein haben, ist mehr, wenn man nur ehrlich genug ist, das Verbindende zu sehen. Denn wären wir auch nirgends sonst Genossen, so sind wir doch gewiß Zeitgenossen und haben alles miteinander gemein, was die Zeit an Aufgaben und Forderungen an uns heranträgt. Fast alle Kulturerscheinungen sind in Europa längst international: Humanismus und Renaissance waren es, Romantik und Naturalismus desgleichen. Das soziale Problem fordert uns alle zur Mitarbeit auf, und das Zeitalter der Maschine hat jedem von uns in gleicher Weise Nutzen oder Schaden gebracht. Und so bauen wir denn schließlich alle an demselben Werk und könnten uns alle in diesem Werke finden, wenn auch jeder es auf seine Weise fördert — gerade weil jeder es auf seine Weise fördert. Was uns unterscheidet, braucht uns ja nicht zu scheiden. Wenn wir Juden erst alle so weit sind, nichts andres sein zu wollen als Juden, so wird vielleicht auch Europa dahin gelangen, uns für nichts zu nehmen als für Juden, so wird es sich eingestehen, daß es uns braucht — als Juden.

Goethe sagt einmal zu Eckermann von irgendeinem Künstler, er litte daran, woran wir Modernen alle leiden, am Stoff. In der Tat: richtet man den Blick etwa auf griechische Kunst und ihre Gestaltung nationaler Mythen und Sagen oder auf die des Mittelalters, die an der unermüdlichen Variation christlich-religiöser Themen zur Höhe der Renaissancekunst emporklomm: so bietet uns die neuere Kunst, was die Objekte der Darstellung anlangt, ein Bild wilder Zerfahrenheit und Ratlosigkeit. Aus allen Völkern und Zeiten, aus allen Berufen und Gewerben, aus allen Höhen und Tiefen der Gesellschaft, aus diesseits und jenseits tragen unsre Künstler sich ihre Stoffe zusammen. Dieses haltlose Herumtappen ist ohne Zweifel, wie Goethe eben sagt, ein Schaden für die Kunst. Das Nationale, in Geschichte oder Sage, bietet dagegen immer einen gewissen Anhalt, hierzu hat jeder Mensch nicht eine zufällige oder willkürliche, sondern notwendige Beziehung. Aufschwung der Kunst fällt daher oft zusammen mit Betonung des Nationalen und der Wahl nationaler Stoffe.

Unter den produktiven Juden Deutschlands und Westeuropas hat nun die Behandlung jüdischer Stoffe in jüngster Zeit ungeheuer zugenommen. Einer nach dem andern setzt sich, mehr oder weniger bestimmt, mit dem Judenproblem auseinander, einer nach dem andern entdeckt das Judenproblem als sein Problem. Und dies ist das letzte und vielleicht wirksamste Palliativ, das ich vorzuschlagen weiß. Keineswegs freilich ist uns jüdische Kunst identisch mit der Behandlung jüdischer Stoffe. Dennoch aber liegt hier eine dringende und schöne Aufgabe für uns Juden. Denn soviel schon geschehen, das Judendrama, der Judenroman ist noch ungedichtet. Worauf es hier vor allem ankommt, ist die Schaffung eines neuen Typus Jude, neu nicht im Leben, sondern in der Literatur. Bekanntlich sehen wir alle das Leben, die Menschen, die Landschaft so, wie unsre Künstler sie uns vorsehen. Welches aber ist der Jude, den sie uns gezeigt haben? Shylock und Shylocks

Digitized by Google

Tochter! Dieses Vorbild ist so mächtig, daß sich kein Christ, trotz aller lebendiger Anschauung im täglichen Umgang mit Juden davon zu befreien wußte. Auch die Juden nicht (siehe Beer-Hoffmanns Grafen von Charolais), es sei denn, daß sie ins Idyll flüchteten und die Enge des Ghetto darstellten. Der dämonisch-lasterhafte Shylock und der karikierte oder gutmütig-komische Trödeljude — bisher gab es fast nur diese beiden Extreme. Der Jude, der unser Ebenbild ist, unser jüdisches Ideal des Juden fehlt noch. Jüdische Dichter, heran!

Wir führen einen Kampf mit zwei Fronten. Unsre Feinde auf der einen Seite sind die deutsch-christlich-germanischen Dummköpfe und Neidbolde, die das Wort Jude zum Schimpfwort gemacht haben und alles, was von Juden kommt, „jüdisch" nennen, um es dadurch zu besudeln, zu verkleinern, zu verdächtigen. Wir unterschätzen diese Führer und ihren Anhang nicht; es sind ihrer mehr, als sie selbst wissen, und welcher Nichtjude nichts mit ihnen gemein haben will, prüfe sich sorgfältig, ob er nicht, gegen seinen Willen, sehr viel mit ihnen gemein hat.

Auf der anderen Seite stehen unsre schlimmeren Feinde, die Juden, die nichts merken, die unentwegt deutsche Kultur machen, die so tun, als ob, und sich einreden, man erkenne sie nicht. Das sind unsre wahren Feinde; sie gilt es, von den allzu sichtbaren Posten zu verdrängen, wo sie die Judenschaft repräsentieren als ein falscher Typus Jude, sie gilt es, mundtot zu machen und allmählich auszurotten, damit wir andern Juden wieder unsers Lebens froh werden können in dem einzigen, worin ein Mann sich stolz und frei fühlen kann: im offenen Kampfe gegen einen ebenbürtigen Gegner.

Ehe wir aber soweit sind, fordern wir Achtung vor einer Tragik, die wir hier mit schwerem Herzen vor aller Welt aufgedeckt haben.

Moritz Goldstein

Wir haben den Herrn Verfasser aussprechen lassen, ohne ihn an irgendeiner der Stellen zu unterbrechen, bei denen die Welt uns anders aussieht, als ihm. Wir haben auch nicht angedeutet, welche Stellen das sind, um dem Leser nirgendwo die Unbefangenheit zu beeinträchtigen. Mit unsrer Antwort oder Ergänzung mögen wir uns nicht beeilen, weil wir vorher gern sehen möchten, wie sich unsre jüdischen Mitbürger zu Goldsteins Ausführungen stellen.

Vignette von Rudolf Münger

Digitized by Google

Was ist uns die Edda?

Zunächst natürlich als Sammlung nordischer Götter- und Heldenlieder, die über drei Jahrhunderte reicht, ein kulturgeschichtliches Denkmal von unschätzbarem Werte. Während in Niederdeutschland schon der „Heliand" gegen die heidnisch epischen Lieder auftrat, und während im Elsaß der gelehrte Mönch Otfried unter dem Schutze Ludwigs des Deutschen seine Evangelienharmonie kunstvoll zusammenschweißte, da erst, im neunten Jahrhundert, erhielten hoch im Norden die ältesten Götterlieder der Edda aller Wahrscheinlichkeit nach jene Form, in der sie uns aufbewahrt sind: altnordische Gestalt, die auf dem wuchtigen Knochenbau gemeingermanischer Anschauungen erwächst. Ungebändigt, in ungebrochener Ursprünglichkeit noch tobte das Volk, aus dessen Kreise sie hervorging, seine Kraft auf Wikingerzügen aus, die das Karolingerreich erschütterten und bis über die Küsten der „Wentilsee", des Mittelmeeres, Schrecken jagten. Die jüngsten Gesänge der Handschrift aber stammen aus einer Zeit, da auch in ihrer wilden Heimat schon, im „Eisland" mit den flammenspeienden Vulkanen, längst Männer gebeugten Rückens vor dem Schreibpulte saßen, wie Sämund, der Vielwisser, und der weise Geschichtschreiber Ari. Während dieser langen Periode entwickelten sich von innen heraus Formen, und drangen von außen her neue Stoffe und Vorstellungen in ihren Anschauungskreis. So bewahrt uns die Edda neben Mythen in altem episch-schlichten Stil und Vortrag, wie der Fahrt Thors nach seinem Hammer, auch Gesänge voll erhabenen Schwungs vom Weltentstehen und Vergehen wie die Voluspo, in die sich schon christliche Anklänge mischen; oder Gedichte, die unverkennbar von der kunstvolleren Technik der Skalden und von romantischerer Auffassung mitbestimmt werden, wie die Helgilieder. Neben die heimischen mythischen Stoffe treten die Heldensagen aus dem „Gotenreich" und vom Rhein, vor allem die Nibelungensage, in jener alten Fassung aus der Völkerwanderungszeit noch, da, anders als im höfischen Epos, Atli-Etzel um des Schatzes willen die Brüder Gudrun-Chriemhildens zu sich einlädt und erschlägt, sie aber als Bluträcherin der Sippen den Atli ermordet. Und die jüngsten Lieder endlich, die wohl aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts stammen, treten sogar in einen gewissen Gegensatz zu dem Gehalt der Sammlung sonst: die mythische Handlung selber, die vorgetragen werden soll, sinkt zu einer bloßen Einkleidung des eigentlichen Inhalts herab, und dieser eigentliche Inhalt dient vor allem dazu, die mythologischen Kenntnisse der Verfasser auszubreiten, wie das besonders deutlich in einigen Götterliedern und in der Gripispo wird.

So wertvoll nun aber auch von kulturhistorischem Standpunkt aus das Ganze und Einzelne der Sammlung ist, unsere Zeit hat noch ein andres und ein stärker brennendes Interesse daran, wenn sie ihre Vergangenheit nicht nur kennen lernen will, sondern aus ihr auch gewinnen will, was ihr eignes Leben zu stärken und höher zu heben vermag.

Digitized by Google

Wozu brauchen wir die Edda? Was brauchen wir aus der Edda für uns?

Eins vor allem.

Gegenüber dem schier unentwirrbaren Labyrinth von Kulturerzeugnissen und Schutzmaßregeln, das die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft um uns auftürmt, geht uns nur zu leicht das Gefühl unsres unmittelbaren Zusammenhangs mit der Natur, damit aber auch alles tiefere Selbstgefühl verloren. Diese „Last der Jahrtausende", die selbst ein Genius wie Goethe empfand, er fühlte sie von sich abfallen, wenn er Homer gegenübertrat. Und auch in den Gesängen der Edda lebt jene befreiende Kraft. Auch sie weiß uns das trüb gewordene Auge zu klären: durch den Wust der Zeiten hindurch und in ihm läßt sie uns die elementaren Verhältnisse des Lebens empfinden, wenn sie uns in ihrer kraftstählenden Atmosphäre heimisch macht, dort, wo Burs Söhne, die Weltenbauer aus dunkler Urtiefe die Lande ans Licht wälzen, und der Donnerer, um seinen Hammer heimzuholen, im Wolkenwagen mit zottigem Bocksgespann am Himmel dahinbraust, daß die Blitze flammen und die Erde unter ihm aufloht.

Wichtig aber ist die Edda auch für uns Deutsche der Gegenwart. Unser Volkstum, oder deutlicher unser germanisches Deutschtum kann sich, je reicher die Nation aufblüht, und je weiter sie um sich greift, dem Einfluß rassefremder Elemente und der Durchsetzung mit ihnen immer weniger erwehren. Da heißt es für alle, die ein Erbteil germanischen Geistes in sich spüren, aus allen Kräften dafür kämpfen, daß er im neu sich entwickelnden Volkskörper seine Herrenstelle behaupte: „Harte Bissen gibt es zu kauen, Wir müssen ersticken oder sie verdauen." Und darin, in diesem Kampfe, kann uns nicht zuletzt die Edda stärken mit dem Wehen ihres gewaltigen Geistes als ältestes Zeugnis für die ursprüngliche rassehafte Gradheit und stolze Kraft unsres Empfindens und Wollens.

Allerdings, diese höchste Wirkung geht nicht von allen Liedern der Sammlung gleichmäßig aus und überhaupt nicht von allen: Hier muß der lebenspendende Schatz erst aus dem Schutte des dichterisch und ethisch weniger Wertvollen gehoben werden, mag auch sogar dieser Schutt der Jahrhunderte als solcher dem Auge des Forschers wie dem Herzen des Nachkommen immer noch ehrwürdig-kostbares Gut bedeuten.

Lose Blätter

Aus der Edda

in neuen Verdeutschungen von Leopold Weber

Die folgenden Stücke wollen Beispiele für die hohe Art der Eddakunst bringen, von der eben die Rede war. Die Übersetzung Leopold Webers, die hier zum ersten Male gedruckt wird, hält sich überall möglichst nahe an das Original, so daß ihre Einzelstrophen solchen der Edda entsprechen. Innerhalb dieser Abschnitte freilich glaubt sie mit der Freiheit schalten zu dürfen, die nötig ist, wenn ein poetischer Eindruck in anderer

Digitized by Google

Sprache sinngemäß, das heißt hier eben auch: poetisch wiedergegeben werden soll. Dabei will sie es nach Möglichkeit vermeiden, spezifisch-nordische Dinge der Art mitzuführen, die in unserem Leben nicht Wurzel schlagen und befruchtend weiterwirken können: nach Möglichkeit, das heißt eben so weit es sich tun läßt, ohne die Überlieferung in wesentlichen Zügen zu schädigen. Daher läßt sie, wo es immer angeht, die Aufzählung von bloßen Namen fallen. Sie scheut sich nicht Hypostasen, die die gelehrte Gewandtheit des Dichters bezeugen sollen, auf die Urgestalten zurückzuführen, wie etwa die Dienerin Hlin auf ihre göttliche Herrin Frigg. Sie löst Umschreibungen auf, die nur dem Sagenkundigen verständlich sind, wie die Bezeichnung Lokis als Byleists Bruder, oder Freyrs als Belis Bändiger. Sie ersetzt auch seltenere Namen durch die bekannteren für dieselben Gestalten, wie etwa Hropt und Tweggi durch Odin, um die Klarheit der poetischen Anschauung nicht zu gefährden, wenn damit auch für manche ein gewisser Stimmungsgehalt des Geheimnisvollen verloren gehen mag. Einige Freiheiten gestattet sie sich beim Verdeutschen nordischer Namen, so, wenn sie Sewafjoll, das als feuchtes Gebirge gedeutet wird, in Seegebirg umtauft. Und endlich erlaubt sie sich verschieden deutbare oder undeutliche Verhältnisse durch uns vertraute zu ersetzen: für das Spiel zum Beispiel, das die Asen auf goldnen „Tafeln“ treiben, setzt sie schlechthin Würfel, und Eggther, den rätselhaften „Hüter der Riesin“, wandelt sie in einen „Hüter von Riesenheim“, wie ihn die Sachlage erwarten läßt.

Die metrische Form der Übersetzung ist äußerlich die des Alliterationsverses. Freilich eben nur äußerlich: ihrem inneren Wesen nach steht sie im Grunde doch unter andern Gesetzen, wie übrigens wohl zu größtem Teil die moderne „Alliterationspoesie“ überhaupt gegenüber der alten: unsere Anschauung von Versen, auch von „freien“ Rhythmen, verlangt ein stärkeres Hervortreten der Melodie, als der Sprechrhythmus der germanischen, auch der spezifisch nordischen Langzeile bietet. Andrerseits empfinden wir den Stabreim nur noch als Schmuck, nicht mehr als bestimmenden Träger des rhythmischen Elements: demgemäß achtet die Übersetzung vor allem darauf, daß er Hebungen überhaupt binde, ohne sich immer um die besonderen Stellungen zu kümmern, die er nach der Überlieferung in den Vershälften einzunehmen hat.

Wir setzen den einzelnen Stücken kurze Einleitungen vor.

Thors Fahrt nach dem Hammer

[„Thors Fahrt nach dem Hammer“ oder, nach der weniger glücklichen Bezeichnung der besseren Handschriften, das „Lied von Thrym“, ist ein Göttermärchen, das, ungemein durchsichtig in seinem Aufbau, zum größten Teile sich selber erklärt. Denn daß Asen und Wanen Göttergeschlechter, daß Thursen Riesen sind, und daß die Alfen deutschen Elben entsprechen, darf man als bekannt voraussetzen: ebenso wohl auch, was Freyja und Loki für Rollen in Asenheim spielen.]

Wild ward Wingthor, als er erwachte,
Und seinen Hammer daheim nicht fand.
Er schüttelte den Bart, er schwang das Haar,
Überall suchte der Erde Sohn.

Digitized by Google

Und also erhob der Äse das Wort:
„Höre du, Loki, horch, was ich sage,
Was niemand in Äsenheim ahnt noch auf Erden:
Odins Sohn hat man den Hammer geraubt."

Sie gingen zum hohen Gehöfte der Freyja,
Und also erhob der Äse das Wort:
„Willst du mir, Freyja, dein Federhemd leihen,
Daß ich den Hammer mir heimholen kann."

„Du solltest es haben, und wär es von Silber.
Ich wollt es dir geben, und wär es von Gold."

Da flog Loki, das Federhemd brauste,
Hinaus aus den Höfen der Himmelsgötter —
Hinein in die Hügel von Riesenheim.

Thrym saß am Hügel, der Thursenherrscher:
Goldene Halsbänder flocht er den Hunden,
Kämmte den Rossen die Mähnen zurecht.

„Was ist's mit den Äsen? was ist's mit den Älfen?
Was hast du zu suchen in Riesenheim hier?"

„Schlecht steht's mit den Äsen, schlecht steht's mit den Älfen!
Hast du Hlorridis Hammer versteckt?"

„Ich habe Hlorridis Hammer versteckt
Wohl acht Rasten unter der Erde,
Nimmermehr holt den Hammer von hier,
Wer mir zur Frau Freyja nicht bringt."

Da flog Loki, das Federhemd brauste,
Hinaus aus den Hügeln von Riesenheim,
Hinein zu den Höfen der Himmelsgötter.

Da trat im Gehöfte schon Thor ihm entgegen.
Und also erhob der Äse das Wort:
„Bringst du mir Mär, die der Mühe lohnt?
Sag's lang und breit mir gleich aus den Lüften!
Hockt man daheim erst, verwirrt man die Hälfte,
Liegt man daheim erst, lügt man gar leicht."

„Ich bringe dir Mär, die der Mühe lohnt:
Thrym hat den Hammer, der Thursenherrscher.
Nimmermehr holt den Hammer von dort,
Wer ihm zur Frau Freyja nicht bringt!"

Da suchten sie Freyja, die freudige, auf.
Und also erhob der Äse das Wort:

Digitized by Google

„Binde dir, Freyja, den Brautschleier um —
Wir reisen zusammen nach Riesenheim."

Wild ward Freyja und fauchte auf,
Dröhnend erbebte der Boden der Halle,
Es barst ihr vom Halse der Brisinge Schmuck.
„Mannstoll wahrlich mögt ihr mich heißen,
Reise ich mit dir nach Riesenheim."

Schnell waren die Asen alle am Dinge,
Und die Asinnen alle im Rat.
Da raunten die Götter und rieten darüber,
Wie man Hlorridis Hammer bekäm.

Da sprach der Himmelswart, Heimdall der Helle,
Schicksalsweise, aus Wanengeschlecht:
„Bindet dem Thor doch den Brautschleier um!
Schlingt ihm der Brisinge Schmuck um den Hals.

Vom Gurte laßt Schlüssel ihm scheppern und klirren,
Über die Füße den Frauenrock fallen,
Schmückt ihm die breite Brust mit Gestein,
Knüpft kunstvoll zu hohem Knaufe das Haar."

Da grollte Thor, der grimmige Gott:
„Einen Wicht, einen weibischen, wird man mich heißen
Laß ich mich wickeln in Weibsgewand."

Da sprach Loki, der Laufey Sohn:
„Wingthor, schweig mit so törichtem Wort!
Auf Asgard werden bald Eisriesen wohnen,
Wenn nicht dein Hammer heim zu uns kommt."

Da banden sie Thor den Brautschleier um,
Sie schlangen der Brisinge Schmuck um den Hals ihm
Schlüssel ließen vom Gurte sie scheppern,
Über die Füße den Frauenrock fallen,
Sie schmückten die breite Brust mit Gestein
Und knüpften ihm kunstvoll zum Knaufe das Haar.

Da sprach Loki, der Laufey Sohn:
„Mitziehen will ich als Magd der Braut,
Wir reisen zusammen nach Riesenheim."

Da trieben sie hurtig die Böcke heim
Und spannten die schnellen Springer zum Strang.
Berge barsten, es brannte die Erde:
Odins Sohn zog in der Eisriesen Reich.

Digitized by Google

Thrym, der Herrscher in Thursenheim, rief:
„Flink, ihr Riesen! fegt die Bänke!
Nun führen sie Freyja zur Frau mir her,
Die Tochter des Njord aus Noatun.

Kühe mit Goldhörnern grasen ums Haus mir,
Stiere, kohlschwarz, des Riesen Stolz,
Schätze hab ich, Geschmeide in Haufen —
Nur Freyja, die Frau, fehlte mir noch."

Gar bald brach der Abend im Eislande an.
Da wurde den Riesen das Biermahl bereitet.
Da aß die Braut einen Ochsen allein,
Acht Lachse ganz und die Leckerbissen,
Und dazu trank sie drei Tonnen Met.

Thrym, der Herrscher in Thursenheim, rief:
„Wo sah man je Bräute so mörderlich beißen?
Nie sah ich Frauen so fürchterlich einhaun,
Noch Mädchen trinken je so viel Met!"

Doch schon war die Magd, die schlaue, zur Hand,
Und wider den Riesen nahm sie das Wort:
„Acht Tage saß sie, ohne zu essen,
Toll vor Verlangen nach Thursenheim."

Er sah untern Schleier, die Schöne zu küssen,
Da warf's ihn zurück bis hinten zur Wand.
„Wie schauen so furchtbar Freyjas Augen:
Wie Feuerbrände flammt es daraus!"

Doch schon war die Magd, die schlaue, zur Hand,
Und wider den Riesen nahm sie das Wort:
„Acht Nächte lag sie, ohne zu schlafen,
Toll vor Verlangen nach Thursenheim."

Da kam auch des Eisriesen ärmliche Schwester,
Keck bei der Braut um Geschenke zu betteln:
„Reich mir vom Arme die goldenen Ringe,
Soll ihre Gunst die Schwester dir geben,
Ihre Hilfe und ihre Huld."

Thrym, der Herrscher in Thursenheim, rief:
„Holt nun den heiligen Hammer herbei
Und legt der Maid Mjöllnir aufs Knie,
Schwört die Eide und weiht die Eh."

Da lachte Hlorridis Herz in der Brust,
Als der Hartgemute den Hammer erblickte.

Digitized by Google

Thrym, den Herrscher, traf er zuerst
Und schlug das ganze Thursengeschlecht.

Auch die Alte erschlug er, des Eisriesen Schwester,
Die Bettlerin um das Brautgeschenk.
Statt klingender Schillinge gab er ihr Schläge,
Und Hammerhiebe für helles Gold.

So holte den Hammer heim Odins Sohn.

Aus dem zweiten Liede von Helgi, dem Hundingstöter

[Auch unser Bruchstück des Helgiliedes bedarf der Erläuterung kaum: es bringt den letzten Teil, der das Geschick des Königssohnes Helgi und der Königstochter Sigrun umfaßt. Vorher wird erzählt, wie Helgi seinen Vater Siegmund an dem Könige Hunding rächt. Der Ahn ihres Geschlechtes ist der Odinssproß Wolsung, dem auch Siegfried entstammt. Der Name der Göttin Unn bedeutet Woge. Die Dichtung mischt Vers und Prosa in einer Weise, die für eine Reihe von Eddaliedern bezeichnend ist: in poetischer Form erscheinen nur die lyrisch-dramatischen Gipfelpunkte, die Reden und Gegenreden der Helden; die erzählenden Stücke in Prosa sind demgegenüber zu dienender Stellung herabgedrückt, sie sollen nichts als die Verbindungsbrücken schlagen. Eine Ausnahme bilden bloß die Eingangsverse mit einer knappen Schilderung der Situation. Diese Prosa ist schwerlich aus einem Gusse mit den Liedern, die sie verknüpft. Daher hat sie der Übersetzer auch auf das zusammengezogen, was zum Verständnis der Handlung unbedingt notwendig ist. Die Verdeutschung übergeht, was Gering in seiner Eddaausgabe als zweifelhaft in Klammern setzt: vor allem das Scheltgespräch zwischen Sinfjotli und Gudmund, ein beliebtes Skaldenmotiv; sie läßt als der Interpolation verdächtig die letzte Strophe fallen, in der die Magd ihre Herrin vor der Tücke der Gespenster warnt, da das Lied so von seiner eigentlichen Bahn weg in einem Seitenpfade verlaufen würde.]

Sigrun hieß die Tochter König Hognis. Sie wurde Hodbrodd, dem Sohne Granmars, verlobt. Da ritt sie mit den Walküren durch die Lüfte über Meer, Helgi aufzusuchen; der hatte gerade den König Hunding und seine Söhne geschlagen und getötet und saß kampfmüde unter dem Aarstein.

Es suchte Sigrun den Siegkönig auf,
Sie eilte die Hand des Helfers zu fassen,
Sie küßte Helgi unter dem Helme:
Da fand der Frohe Gefallen am Weib.

Hognis Kind kannte nicht Heuchelkünste,
Sprach: „Helgi, ich wollte, du wärest mir hold,
Längst hatte ich dich von Herzen lieb,
Sohn des Siegmund, noch eh ich dich sah.

Digitized by Google

Wohl ward ich im Heeresrat Hodbrodd verlobt,
Doch da hatt ich mir schon meinen Schirmherrn gewählt.
Nun zagt mir das Herz vor der Sippe Zorn,
Vor des Vaters Wut, dessen Willen ich brach."

„Gräme dich nicht um des Vaters Groll,
Um der Sippen Ränke sorge dich nicht!
Sicher, mein Mädchen, lebst du bei mir:
Die Völker der Deinen fürchte ich nicht."

Helgi fuhr über Meer, gegen König Granmar zu kämpfen. Sigrun folgte ihm in den Lüften mit neun Walküren und schirmte ihn im Sturme. Auf dem Lande bei Frekastein kam es zur Schlacht mit Granmar und Hogni und ihren Söhnen. Sie fielen alle bis auf Dag, den Sohn Hognis, der wurde verschont und schwur den Wolsungen Treue. Sigrun ging übers Schlachtfeld und traf den sterbenden Hodbrodd.

„Niemals wird Sigrun vom Seegebirg
Dir, edler Hodbrodd, im Arme ruhn!
Granmars Geschlecht schwand aus dem Licht,
Das Leichenmahl wittert die Wolfsherde schon."

Da traf sie den Helgi und ward gar froh.
Er aber sprach:

„In allem nicht, Heermaid, glückt es heut.
Die waltenden Nornen wollten es so:
Bei Frekastein fielen die Fürsten alle
Und ich, ich schlug sie im Schlachtengewühl.

Es decken die Scharen der Deinen den Grund,
Die lieben Gesippten, zu Leichen erstarrt.
Du schürtest die Schlacht: es schuf zum Verderben
Des stolzen Geschlechtes dich das Geschick."

Sigrun weinte. Da rief der Held:

„Sigrun, getrost! mich schirmtest du treu:
Wir Schildkinder können nicht gegens Geschick."

„Doch wär es mir lieber, die Toten lebten,
Und ich dürfte mich bergen an deiner Brust!"

Helgi nahm Sigrun zum Weib, und sie hatten Söhne miteinander. Helgi ward nicht alt. Dag, der Sohn des Hogni, opferte dem Odin um Vaterrache. Odin lieh dem Dag seinen Speer. Dag traf den Helgi dort, wo man es zum Fesselwald heißt. Er warf den Speer und durchbohrte ihn. Da fiel Helgi, aber Dag ritt ins Seegebirg, und sagte Sigrun die Nachricht.

Digitized by Google

„Hart ist mir's, Sigrun, dir Harm zu künden.
Es zwang mich das Schicksal, die Schwester zu kränken.
Vorm Fesselwalde fiel in der Früh
Der Helden hehrster im Weltenheim."

„So sollen dich alle die Eide verzehren;
Die ihr Helgi heilig geheißen habt
Bei Leiptr, dem Flusse, der Höllenflut,
Beim eisigen Felsen, den Unn bespült.

Es stocke der Kiel, der zur Küste dich trägt,
Ob ihm der Seewind das Segel auch bläht.
Starr steh das Roß, das unter dir rennt,
Wenn die Feinde dir auf den Fersen sind.
Stumpf sei das Schwert, das zum Streiche du schwingst,
Es singe denn dir selber ums Haupt!

Rache für Helgi die hätte ich erst,
Wärst du ein Werwolf im wilden Wald,
Hablos, heillos, leichenhungrig,
Vom Aase gebläht, bis du zerbirst!"

„Toll bist du, Sigrun! Schwester, du tobst!
Sinnlos drohst du dem Bruder Verderben.
Odin allein ist an allem schuld:
Streitrunen warf er uns in den Stamm.

Es bietet der Bruder dir blitzende Ringe,
Wandilswe ganz und die Täler von Wig.
Nimm halb die Welt für den herben Harm
Dir und den Söhnen, und sei versöhnt."

„So gut wird mir's nimmer im Seegebirg.
Daß mich zu leben gelüsten noch könnte,
So lang's dort im Volke nicht leuchtend aufgeht,
Auf Wigblaer, dem Hengst nicht der Herrscher erscheint.

So scheuchte Helgi die Scharen im Streit:
Es flohen die Feinde und all ihr Volk,
Wie die Geißherde grauengejagt
Vorm Wolfe wegstürzt durch steiles Gewänd.

So ragte Helgi unter den Helden:
Wie die starke Esche aus Dornengesträuch,
Wie hell vom Frühtau sein stolzes Gehörn
Hoch über die Tiere der Hirsch erhebt."

Der Grabhügel war Helgi zum Gedächtnis aufgeworfen. Eine Magd Sigruns ging zur Nacht daran vorüber. Da sah sie Helgi mit vielem Volke zum Hügel reiten.

Digitized by Google

„Narrt mich ein Trug? trau ich den Augen?
Naht Weltgericht? Im Winde die Toten!
Sie schlagen die Rosse mit scharfem Sporn:
Kehrt ihr, Helden, zur Heimat zurück?“

„Es narrt dich kein Trug, traue den Augen!
Noch stürzt die Welt nicht, stiebt's auch von Toten
Wir schlagen die Rosse mit scharfem Sporn,
Doch kehren die Reiter zu Euch nicht zurück.“

Heim lief die Magd und heischte die Frau:

„Hinaus mit dir, Sigrun vom Seegebirg,
Willst du den Schirmherrn noch einmal schaun!
Blut trieft von dem Reiter, es ruft dich der Fürst,
Die Wunden, die schlimmen, sing ihm in Schlaf.“

Da trat in das Hügelgrab Helgis sein Weib.

„Nun hab ich dich, Fürst! nun bin ich so froh,
Wie Odins Habichte, die heißhungrig
Am Walplatz wittern das warme Mahl
Und naß vom Taue den Tag erspähn.

Laß, ich küsse dich, toter König,
Im Eisen der Brünne, im blutigen noch!
Wie starrt dir das Haar, Helgi, voll Reif!
Wie bist du beronnen vom Regen der Schlacht.“

„Du bist es, Sigrun vom Seegebirg,
Die Helgi mit herbem Harmtau benetzt:
Eisige Tränen in bittrer Trauer,
Jede fällt blutig mir auf die Brust.

Nun trink ich getrost des Schlachtengotts Trank,
Schwand mir auch Leben dahin und Land —
Nun darf mir das Klagelied keiner mehr singen,
Klafft mir die Wunde auch weit auf der Brust —
Nun haust mein Weib im Hügel mit mir,
Des Toten Gefährtin die lebende Frau.“

Da schichtete Sigrun zum Schlaf ihm das Bett:

„Nun hab ich Helgi die Heimstatt bereitet,
Ruhevoll-wonnig dem Wolsungenheld.
Am Herzen will ich dem Herrscher nun schlafen,
Wie ich im Leben zur Seite ihm lag.“

„Nun weiß ich's, kein Wunder ist also gewaltig
Wie die Treue Sigruns im Seegebirg!

Digitized by Google

Die Atmende schläft im Arme des Toten,
Hognis Tochter im Grabeshaus.

Zeit wird's zu reiten — es rötet mein Pfad sich —
Auf fahlem Rosse durchs Fluggeländ.
Im West muß ich sein auf Windhelms Brücke,
Eh im Himmel der Hahn das Heldenvolk weckt."

Helgi und seine Schar ritten ihres Weges, die Frauen aber kehrten ins Haus zurück. Den Abend darauf ließ Sigrun die Magd am Hügel Wache halten. Beim Anbruch der Nacht aber, als Sigrun zum Hügel gekommen war, sprach sie:

„Nun wär er gekommen, wollte er kommen,
Der Sohn des Siegmund, aus Odins Saal.
Nun lischt mir die Hoffnung, den Helden zu schaun,
Da im Eschengeäste die Adler schon hocken,
Und alles Volk zu den Traumstätten fährt."

Sigrun starb bald vor Leid.

Der Gesang der Wala

[In dem Gesange der Wala sind Dunkelheiten vorhanden. Aber da *sollen* sie auch sein.

Die Seherin, die Wala, verkündet auf Walvater-Odins Geheiß ihr Wissen: sie blickt in den Anfang der Zeiten zurück, sie rollt in mythischen Gesichten den Gang der Welt auf, sie verkündet das Ende des Alls samt den schuldbeladenen Göttern, und sie sieht in ferner Zukunft eine neue Welt in jungem Leben aufgehn. Aber sie erklärt nicht und erzählt nicht, sie *weissagt*; in Andeutungen entringt sich's ihr, und so geisterhaft klar das Auge der Seherin die Geschicke der Welt vorbeiziehen sieht, die Reihenfolge der einzelnen Ereignisse will die orphisch erregte Lippe nicht wahren: da stürzt das Spätere oft zuerst auf uns ein, und das Frühere folgt ihm, während der große Zug der Dinge dröhnend den Gang der Notwendigkeit geht.

Wer eine Empfindung für derlei hat, der darf sich dem Gedichte selber auch ohne alle Vorkenntnisse ruhig anvertrauen, er wird Genuß genug an den Bildern gewaltigen Ahnens finden, die es vor ihm auftut. Immerhin sei einiges Wenige um der besseren Wegweisung willen vorausgeschickt und dabei auf Heuslers treffliche Einleitung in den Sinn des Gedichtes verwiesen: Volo spo, aus dem Altnordischen übersetzt und erläutert, Berlin, Georg Reimer, 1887.

Der *erste Teil* des Gesanges, Strophe 1—12, Urschöpfung und goldene Vorzeit, bringt zum größten Teil Allgemeinbekanntes: Heimdallskinder heißen die Menschen nach ihrem göttlichen Stammvater, der sich unter die Nachkommen der Ersterschaffenen mischte; Burs Söhne sind die Götter Odin, Wili und We; die drei gewaltigen Töchter aus Thursenheim sind die Nornen, die unter dem Weltenbaum Yggdrasil

Digitized by Google

hausen. Die Namen Embla und Askr (Esche) deuten auf die Erschaffung der ersten Menschen aus Bäumen; die Übersetzung verlegt den Vorgang mit dem Gylfaginning der Snorraedda an den Meeresstrand, während die Voluspo hier nur berichtet, daß die Götter dabei auf dem Wege „nach Hause" waren.

Der zweite Teil, Strophe 13—31, entwickelt die Verschuldung der Götter, die Verwilderung des Menschengeschlechts und die Vorahnungen endlich des Weltunterganges. Der Krieg mit den Wanen entbrennt wegen der Zauberin Gullweig, einer Personifikation des Goldes, dessen Läuterungsart im Feuer sichtlich mit in die Vorstellungen hineinspielt. Der Kampf endet mit der Versöhnung und Vereinigung beider Göttergeschlechter, was die Wala hier überspringt. Ahnungsvolles Dämmer breitet sie dann über den Frevel der Götter, der ihren Untergang herbeiführt: für den Wiederaufbau der zerstörten Asenburg haben sie Freyja, Sonne und Mond dem Riesenbaumeister versprochen, und um das nicht halten zu müssen, erschlägt ihn Thor. Und nun folgt Hindeutung um Hindeutung auf den Weltuntergang: Heimdalls Gjallarhorn, das zum letzten Kampf blasen wird, sieht die Seherin im Geäste des Himmelsbaums blinken. Odin führt sie vor, wie er, um dem drohenden Schicksal zu begegnen, sein Auge dem Wassergeist Mimir um Weisheit verpfändet, und wie er seine Walküren aussendet, um ihm die stärksten Helden für Walhall und zur Götterschlacht zu kiesen. Dann wird das Vorspiel zum Schicksalstage, das Balderdrama, gestreift und Loki, der Verräter, in den Fesseln der Strafe gezeigt. Mit einer Übersicht über eine Reihe von „Sälen", unheimlichen mythischen Heimstätten des Weltalls, schließt der Abschnitt.

Der dritte, Strophe 32—50, schildert Ragnarök, den Untergang der Götter. Zunächst im Urwald, dem „Eisenwalde", die Aufzucht der götterverschlingenden Wölfe, der Enkel Lokis von seinem Sohne Fenrir, dem Riesenwolf her; die Ankündigung des Schicksalstages durchs Krähen der mythischen Hähne und durch den Aufruhr in der Natur, das Heranziehen der einzelnen Riesenhaufen mit den Ungeheuern der Elemente. Dann die Schlacht selbst, in der die Weltordnung mit ihren schuldig gewordenen Hütern zusammenbricht.

Aber aus der Zerstörung taucht unaufhaltsam eine neue Welt in reinerem und höherem Glanze hervor . . .

Die Übersetzung läßt zu Anfang den Abschnitt über die Zwergenerschaffung fallen, der wohl nicht ursprünglich zum Gedichte gehört haben dürfte und im wesentlichen aus einer Aufzählung von Namen besteht.]

Schweigt nun und horcht, heilge Geschlechter,
Heimdallskinder hoch und nieder.
Walvater will's! Wie die Welt ward, weiß ich:
Ferne Mären vom Menschenvolk.

Erstgeborne in Urzeiten,
Riesen zeugten und zogen mich auf:
Am Himmelsbaum sah ich der Heimstätten neun,
Der wächst tief unten vom Erdengrund.

Digitized by Google

Eher als alles war Ymir der Alte,
Als Sand und See und salzkalte Flut.
Erde war unten nicht, oben kein Himmel:
Abgründe gähnten, es grünte kein Gras.

Da wälzten Burs Söhne, die Weltenbauer,
Aus der Tiefe die Lande zum Lichte empor.
Da schien auf die Klippen schimmernd die Sonne,
Da keimte vom Grunde der grüne Lauch.

Vom Süden her kamen Sonne und Mond,
Liefen rechtshin am Rande des Himmels.
Die Sonne wußte nicht, wo ihr Saal wäre;
Der Mond wußte nicht, wo er Macht hätte;
Die Sterne nicht: wo sollten sie stehn?

Zu den Ratstühlen gingen die Götter zu richten,
Die heiligen Schirmer beschlossen darüber:
Mit Namen genannt ward Abend und Nacht,
Morgen und Mittag die Stunden inmitten;
So zählten das Jahr sie, die Zeiten des Monds.

Zum Idafeld kamen die Asen und bauten
Ragende Häuser und heilge Gehöfte,
Essen erhöhten sie, Erz ward gehämmert,
Zangen geschmiedet, Werkzeug geschafft.

Heiter spielten im Hof sie mit Würfeln —
Gold in Fülle gab es ja stets.
Da kamen die Töchter aus Thursenheim,
Gar zu gewaltig grimmige Drei . . .

Einst schritten drei Edle aus Asengeschlechte,
Hilfreich und stark, zum Strande der See.
Da lagen noch ledig vom Lebensgeschicke,
In Ohnmacht dämmernd Embla und Ask.

Ohne den Atem und ohne ein Ahnen,
Bleichen Leibes, blutlos stille . . .
Den Atem gab Odin, das Ahnen gab Hönir,
Lebensglut Lodur und leuchtendes Blut.

Es ragt eine Esche, Yggdrasil heißt sie,
Den Wipfel feuchten weiße Fluten:
Davon trieft der Tau in die tiefen Täler.
Immergrün wächst sie am Quelle der Wurd.

Dort hausen drei Weiber wunderbar weise
Im Wohnsitz unten am Eschenstamm.

Digitized by Google

Sie werfen die Lose, sie lenken das Leben
Und künden das Schicksal den Kindern der Zeit.

Krieg in der Welt ward zuerst mit den Wanen,
Da Asen die Gullweig mit Geren durchstießen,
In der Götterhalle die Goldne verbrannten:
Dreimal erstand sie, dreimal verbrannt.

Die Hexe hieß sie rings auf den Höfen:
Es schwang die Wala den Zauberstab wohl,
Betörte die Seele, lehrte den Sinn,
Schlimmer Weiber schändliche Lust.

Zu den Ratstühlen gingen die Götter zu richten,
Die heiligen Schirmer beschlossen darüber:
Sollten für Gullweig sie Sühne bieten?
Mit den Wanen teilen den Opfergewinn?

Es schleuderte Odin den Speer in die Scharen,
Krieg ward in der Welt mit den Wanen zuerst.
Es barsten die Wände der Asenburgen:
Hart stampften die Wannen des Walplatzes Grund.

Zu den Ratstühlen gingen die Götter zu richten,
Die heiligen Schirmer beschlossen darüber:
Wer hätte die Lüfte erfüllt mit Leid,
Freyja gelassen der Freßriesen Volk?

Thor war's, der zuschlug in trotzigem Zorn —
Der bleibt auf dem Sitz nicht, wo Solches geschieht!
Da schwanden die Eide, Schwur und Versprechen,
Die heilgen Verträge hielten sie nicht.

Ich weiß, wo Heimdalls tönendes Horn hängt
In Himmelslüften am heiligen Baum:
Den netzt und nährt ein Naß, das quillt
Aus Walvaters Pfande, Wißt ihr davon?

Einst saß ich einsam, da kam der Alte,
Der Asenherrscher sah mir ins Auge.
„Was forschest du, was fragst du mich aus?
Odin, ich weiß, wo dein Auge du bargst!"

Es liegt das Auge Odins am Grund
In des Wassergeistes geweihtem Quell.
Met trinkt Mimir alle Morgen
Aus Walvaters Pfande. Wißt ihr davon?

Heervater reichte mir Halsschmuck und Ringe,
Kund wurden mir alle Künste,

Digitized by Google

Runenraten und Seherrede,
Weithin sah ich durchs Weltenall.

Walküren sah ich weither reiten
Zum Streite gerüstet ins Gotenreich . . .

Balder sah ich im Geiste schon bluten,
Verschlungen vom Schicksal den Odinssohn schon:
Es wächst und harrt im weiten Felde
Der märenberühmte Mistelsproß.

Aus schlankem Stamm, wie ein Mägdelein schmächtig,
Wird heillos ein Mordpfeil, da Hod ihn schießt.
Doch schon ist Balder der Bruder geboren,
Zur Rache, in einer Nacht wächst er heran.

Er wäscht nicht die Hände, er kämmt nicht das Haupt,
Bis auf dem Holzstoß Hod vor ihm liegt.
Da weint in Fensal Frigg, die Herrin,
Walhalls Wehe. Wißt ihr davon?

Gefesselt im Walde, am Wassersturz, seh ich,
Liegt ein Unhold: Loki erkenn ich.
Dort sitzt auch Sigyn, in Sorgen die treue,
Beim Gatten das Weib. Wißt ihr davon?

Von Osten her wirbelt eisige Schneiden
Durch Täler voll Stankes ein schlimmer Strom . . .

Fahl glänzt im Norden auf finsterm Gefilde
Von Golde der Saal des Zwergengesinds;
Ein anderer flammt am Feuerberge,
Der Biersaal des Riesen, der Brüller heißt.

Einen Saal seh ich dämmern vom Sonnenlicht fern,
Nächtig am Leichenstrand, nordwärts die Tür:
Es rauscht in den Rauchfang giftiger Regen,
Drinnen windet sich Drachengewürm.

Waten seh ich in wilden Strömen
Meineidige und Mordbuben
Und wer die Liebste des andern verlockt.
Gierfraß, der Drache, saugt drunten die Leichen,
Der Wolf zerreißt sie. Wißt ihr davon?

Ostwärts im Eisenwald sitzt die Alte:
Da wirft das Gezücht sie, das Fenrir ihr zeugt.
Grimmig vor allem wird da der eine,
Der Wolf, der die Sonne würgt und verschlingt.

Digitized by Google

Er mästet vom Fleisch sich gefallener Männer,
Mit Bluttau bespritzt er die Bänke der Götter,
In Nacht lischt die Sonne: da naht ein Sommer
Mit wehen Wettern. Wißt ihr davon?

Hoch sitzt am Hügel und schlägt die Harfe
Heiter der Hüter von Riesenheim.
Da gellt's ihm zu Häupten im Gänsegehölze:
Fjalar der Hahn, der flammrote kräht.

Da gellt bei den Asen Goldkamm zur Antwort:
Die Helden weckt er, Heervaters Volk.
Da gellt noch einer tief unter der Erde,
Der schwarzrote Hahn in den Sälen der Hel.

Heulend vorm Tore der Toten tobt Garm:
Es reißen die Ketten, der Höllenhund rennt.
Vieles noch weiß ich, weiter noch schau ich:
Das Ende der Starken, der Sieggötter Sturz,

Brüder schlagen sich, Brüder morden sich,
Die Sippe schänden Geschwisterkinder,
In heillosen Werken verhurt die Welt.
Schwertzeit, Schreckzeit, Schildekrachen,
Sturmzeit, Wolfzeit, ehe die Welt stürzt!
Es schont der Nächste den Nächsten nicht.

Hoch wogen die Wasser. Der Welt Weh bricht an
Beim gellenden Weckruf des Gjallarhorns!
Es schmettert Heimdalls Horn in den Lüften:
Schauder schütteln die Scharen der Hel.

Yggdrasil bebt, die alte Esche,
Es braust ihr Laub, der Riese bricht los.
Noch einmal murmelt mit Mimirs Haupte
Walvater, ehe der Wolf ihn verschlingt.

Was ist mit den Asen, was ist mit den Alfen?
Riesenheim dröhnt, alle Götter am Ratfeld.
Es stöhnen die Zwerge vor den Steintoren,
Die Fürsten der Felsen. Wißt ihr davon?

Heulend vorm Tore der Toten tobt Garm:
Es reißen die Ketten, der Höllenhund rennt.
Vieles noch weiß ich, weiter noch schau ich:
Das Ende der Starken, der Sieggötter Sturz.

Von Osten fährt Hrym, unterm Schilde der Alte!
Durchs Meer wälzt sich die Midgardschlange,

Digitized by Google

Schlägt die See mit dem Schweife: da schreit der Sturmaar,
Leichen hackt er: das Totenschiff los!

Ein Mast schwimmt von Norden; über Meer kommen,
Loki am Steuer, die Leute der Hel,
Wütiges Volk mit dem grimmigen Wolf;
Loki, der Unhold, er lenkt das Schiff.

Von Süden führt Surt in sengender Lohe;
Es leuchtet sein Schwert, die Sonne der Schlacht.
Es schwanken die Steinberge, Riesinnen stürzen,
Zu Hel fährt das Volk, der Himmel klafft.

Nun hebt für Frigg von frischem sich Harm:
Walvater zieht zur Schlacht mit dem Wolf,
Es ficht mit Surt Freyer, ihr Sohn . . .
Und fallen muß die Freude Friggs.

Da kommt ein Gewaltiger, Walvaters Kind.
Widar, der Starke rennt an den Wolf:
Dem Schänder des Vaters stößt er das Schwert
Hinein in den Rachen— Gerächt ist der Gott!

Da kommt der Erde Sohn, Asathor kommt:
Den Rachen auf reißt Riesenheims Schlange,
Es gähnt ihr Schlund, das All zu verschlingen —
Doch Thor schreitet zum Todeskampf.

Giftflammen schießen auf Midgards Schirmer,
Vom Erdringe schwält es der Menschen Geschlecht.
Neun Schritte taumelt Thor nach rückwärts,
Er wankt, getroffen vom freveln Wurm.

In Nacht lischt die Sonne, die Erde versinkt,
Vom Himmel stürzen die hellen Sterne,
Die Flammen rasen, es saucht der Dampf,
Den Himmel umloht die Höllenglut.

Heulend vorm Tore der Toten tobt Garm:
Es reißen die Ketten, der Höllenhund rennt.
Vieles noch weiß ich, weiter noch schau ich:
Das Ende der Starken, der Sieggötter Sturz.

Und abermals seh ich die Erde erstehen
In jungem Grün aus dem grauen Meer.
Wo Wasser stürzen, kreist wieder der Aar
Und späht vom Felsen herab nach dem Fisch.

Digitized by Google

Am Idafeld treffen die Asen sich wieder.
Sie reden und raunen vom riesigen Erdwurm,
Von großen Taten, vergangenen Tagen,
Von alten Runen, die Odin gelehrt.

Wiederum finden sich wunderbar wahrlich,
Die goldnen Tafeln an Grases Grund,
In Urzeiten der Asen Besitz.

Ungesät werden die Acker tragen,
Alles Böse schwindet, und Balder kommt.
Auf Odins Hochburg zieht er mit Hod,
Wo die Schlachtgötter wohnten. Wißt ihr davon?

Loszweige wirft der weise Hönir . . .
Heervaters Enkel am Himmelssitz,
In Windheim walten sie. Wißt ihr davon?

Einen Saal noch seh ich, heller als Sonne
Mit Golde gedeckt auf Gimles Höhn.
Dort sollen die Schirmherrn, die schützenden, hausen
In endloser Wonne, in ewiger Lust.

Da kommt gewaltig der Weltenrichter,
Der Starke von oben, der alles bestimmt . . .

Da kommt auch drohend der Drache geflogen,
Die fahle Natter vom finstern Fels:
Gierfraß, mit Leichen den Fittich beladen,
Doch der Totensauger, sieh, er versinkt.

Rundschau

Allgemeineres

Von der „Nachwelt"

Die „Nachwelt" gehört zu der großen Firma Vorzeit, Völkerfrühling & Cie.; gleich diesen schwebt sie im Nebel, nur ist der Nebel verschieden gefärbt. Die „Vorzeit" ist „grau", der „Völkerfrühling" rosig, die „Nachwelt" hat einen goldenen Nimbus; man stellt sie sich gern als eine unbestechliche gestrenge Richterin mit Wage und Schwert vor, und zwar als eine Appellationsrichterin oberster Instanz, deren Hauptgeschäft darin bestehe, die falschen Urteile der Gegenwart wieder gutzumachen. Wobei man unbewußterweise von der Voraussetzung ausgeht, der Geist der Menschheit steige stetig in höhere Gegenden empor, und die jeweilige Nachkommenschaft sei immer gescheiter als die vorhergehende Generation.

So verhält es sich wenigstens in der Theorie; in der Rednerphrase und in der Hoffnung des Menschen steht das „Urteil der Nachwelt" bekanntlich in höchstem Kredit. In Wirklichkeit sehe ich jedoch heutzutage keinen Menschen sich

Digitized by Google

mit seinen Leistungen im mindesten darum kümmern, was die Nachwelt wohl dazu sagen werde, jedenfalls leben und wirken unsre Künstler und Dichter so, als ob wir Gegenwärtigen das letzte endgültige Urteil über Geschmack und Werte zu fällen hätten. Wir feiern hundertjährige Jubiläen mit dem Anspruch, nach dem Ansehen, in welchem nach hundert Jahren dieser oder jener heute steht, endgültig den Wert des Gefeierten festsetzen zu dürfen. Niemand fragt sich, ob nach zwei- oder dreihundert Jahren unsre Nachkommen unser Urteil bestätigen oder umstürzen werden; wir sprechen von der Neuzeit, von der Moderne, von der Jugend, ohne daran zu denken, daß das alles einmal andern ebenso alt erscheinen wird, wie uns die Vorangegangenen, über die wir das „Endgültige" zu sagen glauben. Also in der Theorie schätzen wir die Nachwelt als oberste Richterin, in der Praxis aber gibt es für uns gar keine Nachwelt. In der Praxis treiben wir's, als seien wir die letzten, die Einzigen. Ist das Skepsis oder ist es die Horizontbeschränktheit der Kleinen? Ist es gar Naseweisheit und Vorlautheit? Ich will nicht so unhöflich sein, das zu untersuchen. Sehen wir lieber der „Nachwelt" ein bißchen schärfer durch den Nebel.

Was ist das, „Nachwelt"? Was für eine Bürgschaft haben wir, daß die Nachwelt Urteile einer früheren Generation nicht nur umstoße, sondern wirklich zurechtsetze? Jede Gegenwart ist ja jeweilen Nachwelt für das vorangegangene Geschlecht. Das Mittelalter war auch Nachwelt gegenüber den Römern und Griechen; hat das Mittelalter die Leistungen der Römer und Griechen in Kunst und Wissenschaft gerechter und vernünftiger beurteilt, als die Welt der Jahrhunderte vor Christus? Auch wir sind Nachwelt; sind wir wirklich so bewunderungswürdig gescheit? gescheiter als alle vorangegangenen Geschlechter? Sind wir absolut gescheit und absolut gerecht, weil wir die Nachwelt von etwas sind? So einzig und unanfechtbar gescheit, daß der Nachwelt nach uns nichts mehr zu revidieren übrigbleiben sollte? Ich halte es für möglich, daß die Nachwelt viel gescheiter sein wird, als wir sind, so daß sie deshalb einen ansehnlichen Teil unsrer Urteile und Bewertungen wieder umstoßen wird. Ich halte es aber auch für möglich, daß sie noch viel dümmer sein wird, als wir sind, also zu unsern Abgeschmacktheiten noch viel größere hinzufügen wird; nicht die nämlichen, gewiß nicht, aber ebenbürtige; dasselbe in Grün. Daß die Nachwelt gerechter urteilen werde als die Vorwelt, ist ein begreiflicher Wunsch und ist eine Möglichkeit, aber keine Sicherheit, nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit. Es kommt ganz darauf an, wie unsre Nachkommen beschaffen sein werden; sind sie überhaupt gering (und es hat genug geringe Nachwelten gegeben), so ist gar nicht abzusehen, was für Urteilsmißgeburten sie zutage fördern werden. Ich halte zum Beispiel für möglich, daß eine Nachkommenschaft die gesamte griechische Kultur als Plunder verwirft und irgendeinen Hammelskopf der künftigen Gegenwart oder auch einen staubigen Schmöker längstvermoderter Zeiten als Genius ersten Ranges ausposaunt. So eine Art Umwertung aller Werte ins Barbarische oder Plebejische hin. Kann einer wissen, wie sie urteilen wird? Und wie eine noch spätere Nachwelt über diese?

Digitized by Google

Wer also auf die Nachwelt zählt, kann sich übel verrechnen. Worauf soll denn aber sonst ein Braver zählen, wenn er bei der Gegenwart zu kurz kommt? Auf sich selber. Man schafft etwas Rechtes weder für die Gegenwart noch für die Nachwelt, sondern damit einem in der eigenen Haut wohl sei, damit man mit seinem Genius und seinem künstlerischen Gewissen in Frieden lebe. Oder mit andern Worten: weil man nicht anders kann und selbst dann nicht anders könnte, auch wenn man ganz bestimmt vorauswüßte, niemand lohnt und dankt es einem. Und nicht bloß der vom Genius Getriebene handelt so, der Seidenwurm kann das ebenfalls. Was jenen zwingt, rechte Werke zu leisten, und diesen zwingt, gute Seide zu spinnen, ist im Grunde der nämliche Anstoß.

Karl Spitteler

Von der Sprache

Schriftspracherei

Man schreibt uns:

„Als Ausspracherei verspottet es Fritz Müller im neunten Heft, Weilb usw. zu sprechen, und er meint: Sprecht, wie's geschrieben steht — also Wilde.

Mir scheint, auf diese Weise wird ein falscher Ton nicht berichtigt, dafür aber obendrein ein richtiger gefälscht. Was Müller vorschlägt, ist Aussprache nach dem Schriftbild; was wir tun sollten, ist Schreiben nach dem Sprachklang.

Also wenn der Mann Weilb gesprochen wird, auch ebenso schreiben, denn der Klang soll den Buchstaben, die Sache die Form regieren, nicht umgekehrt. Sehr fein empfindet das Spitteler, der gelegentlich die Italiener rühmt, die Sinfonie schreiben, wie sie's sprechen — bei uns zuland aber hört man gar nicht selten Sümpfonie.

Indes ist auch so die Frage nicht abgetan. Sie ist überhaupt nicht mit einer ausnahmlosen Vorschrift abzutun. Zum Beispiel ist »London«, mit schriftgetreuer Aussprache, so sehr Lehnwort geworden, daß ich niemals Löndn* zu sprechen und zu schreiben vorschlagen würde.

Was übrigens die herkunftgetreue Aussprache der fremden Wörter so oft unleidlich macht, ist wohl weniger diese Art von Aussprache als vielmehr die Unart der Aussprechenden, sie in einer Sauce akademischen oder globetrottelhaften Besserwissens anzurichten. P."

Und mir scheint, eben gegen diese Besserwisserei und gegen die Wichtigmacherei dieser Dinge überhaupt zog Müllers Plauderei mit gutem Recht zu Felde. Als wissenschaftliche Erledigung hat sie sich doch wirklich nicht gegeben. Wer solchen Fragen in die Tiefen sieht, dem schwindelt's vor all dem für und gegen, tiefer, noch tiefer, von der Seite her, das er da durcheinanderquirlen sieht. „Nicht wahr, wenn ich alle Fremdwörter kann, bin ich gebildet?", fragte einmal eine junge Dame im „Simplicissimus", das kann nur in Deutschland gefragt, nur bei uns verstanden werden. Ich glaube, wir wenden zu viel Kraft, zu viel Bewußtsein, zu viel „Ethos" auf die „richtige" Aussprache der Fremdwörter, und gerade die, welche die Welt weltmännisch entschulmeistern wollen, sind auf diesem besondern Gebiete oft die peinlichen Förderer der Schulmeisterei. A

* Da liegt auch noch ein Punkt: andre Engländer sprechen „Landn", und so sprechen gerade die Engländer eine Menge von Wörtern verschieden aus, ohne daß eine Art die allein garantiert echte oder feine wäre. A

Digitized by Google

Spielerische, künstliche und kunstvolle Prosa*

Wieder einmal neue Wege in der Dichtung?

Warum diese oder jene Stilart zu gewissen Zeiten die Herrschaft über die Zeitgenossen gewinnt, so daß fast gar keine andersartige Kunst sich durch- oder auch nur ansetzt, das wird kaum je zu ergründen sein. Der Historiker „erklärt" es aus Gewöhnungen und Reaktionen gegen sie, der Psychologe aus weitwirkenden Suggestionen, der Soziologe aus geistigen Strukturverhältnissen der Gesellschaft, und schließlich haben alle recht, und doch keiner so völlig, daß das Kausalitätbedürfnis ganz befriedigt wäre. Für die Gegenwart sind solche Fragen sogar noch schwieriger als für frühere Zeiten. Warum zum Beispiel traten so rasch Gegenrichtungen gegen den sogenannten Realismus der neunziger Jahre auf? Zu einer Zeit, als seine Möglichkeiten noch gar nicht ausgeschöpft waren, und seine Ausbildung erst hätte beginnen sollen? Man weiß es nicht; wir haben nur staunend gesehen, daß Symbolisten, Neuromantiker, Neuklassiker auf den Plan traten und mit Verachtung von den „Wirklichkeitvergötterern", dagegen mit exklusiver Hochachtung von ihrer eignen Kunstweise redeten. Schon diese teilweise recht wenig anmutigen Begleitgesten machten gegen manche solche Poeten stutzig, und was dann auf dem Büchermarkt erschien, rechtfertigte meist die Zurückhaltung. Eins aber sei auch heute noch zugegeben: wer es nicht aus allgemeinen Überlegungen heraus schon wußte, hätte in dieser Zeit wechselnder Ismen merken können, wie wenig überhaupt auf diese Schreib- und Stilformen ankam. Kam ein Poet wie Spitteler — gewiß kein Naturalist —, so mochte er anfassen was er wollte, es zwang zur Achtung. Als letztes Entscheidendes blieb nur die Kraft und eigne Art der Persönlichkeit bestehen. Aber —

Ja, ein Aber ist allerdings dabei. Nämlich, die Kraft und eigne Art der Persönlichkeit hat leider eine einzige Möglichkeit, sich unzweifelhaft zu äußern. Und das ist ihr Verhältnis zur Wirklichkeit, ihre Weise, sich mit dem auseinanderzusetzen, was als Realität den Gegenstand ihres dichtenden Verarbeitens bildet. Diese Auseinandersetzung mag in fröhlicher Wiedergabe, in formender Verdichtung, in aussuchender Symboldarstellung, sie mag selbst in großartiger Ablehnung bestehen. Aber sie muß fühlbar werden, sie muß der Poesie ihre innere Flamme, ihre Notwendigkeit, ihre Wirkungsfähigkeit, ihren einzigen lebendigen Wert geben, sonst bleibt es bei tönendem Erz und klingender Schelle. Zugegeben ist, daß es in dieser Frage Beweise für und gegen nicht gibt. Aber dies kann keinen Kritiker abhalten, wenn er sich seine Meinung lange genug gebildet hat, das, was er dafür hält, eine Spielerei zu nennen, einen Firlefanz von Worten, dem die treibende Kraft, das Erlebnis der Wirklichkeit fehlt. Daß wir heute, im Beginne des Jahres 1912 mit seltsam weitverbreiteter Neigung zu spielerischer Erzählkunst rechnen

* Wilh. Schäfer, „Der gläserne Sarg und andre Anekdoten" (Georg Müller, München); Otto Stössl, „Egon und Danitza" (ders. Verl.); Jakob Wassermann, „Der goldne Spiegel" (S. Fischer, Berlin); Emil Ludwig, „Manfred und Helena" (ders. Verlag); W. von Molo, „Wir Weibgesellen" (Schuster & Löffler, Berlin).

Digitized by Google

müssen, macht die Stellung des Berichterstatters leichter, aber nicht angenehmer.

Der auffälligste und einseitigste Vertreter dieses Willens zum gehaltlosen Spiel ist nach meinem Gefühl heute Wilhelm Schäfer, der vor einiger Zeit mit einer neuen Anekdoten-Sammlung * hervortrat. Welche Gleichgültigkeiten teilen sich dem Leser aber unter der Form solcher Erzählungen mit! Ich persönlich mag sie ansehen wie ich will, ich kann meist kaum mehr irgend etwas von geistigem Wert, von feineren und tieferliegenden Beziehungen, keine Möglichkeit zum Gestalten von etwas Erlebtem, nicht einmal einen einfachen Witz oder ein leichtes Symbol darin finden. Auch die Langatmigkeit der Erzählung trägt meist dazu bei, über ihre Gehaltlosigkeit gründlich aufzuklären. Freilich hat der Verfasser das anscheinend gefühlt. Beispielweise sucht er geistigen Inhalt heranzubringen durch gelegentlich recht ausgesponnene Betrachtungen. Er fängt etwa die Titelanekdote gleich mit einer an: „Wenn Tote reisen, brauchen sie Geleit wie Fürsten, weil sie zu vornehm sind, noch eine Hand zu rühren." Breit wird dieser fragwürdige Gedanke angeführt und mehrmals aufgenommen. Daß Schäfer seine Sachen in wohlabgewogenen Sätzen vorträgt, deren Anklänge an alte Volkpoesie und an Gottfried Keller ihm nicht nachgerechnet seien, das ist denn doch wohl ein allzu geringes Verdienst; durch ein wenig Sprachtechnik wird kein Spaßmacher und Wichtigtuer zum lebenwirkenden Künstler. Denn das ist natürlich letzten Endes meine Meinung, daß Schäfer trotz aller Anstrengung wenig zu geben habe. Wäre es anders, so könnte das Gestalter-Ich so weit zurücktreten wie immer es möchte, und es könnte vielleicht jeden beliebigen Stoff anpacken — poetische Wirkung wäre ihm dann gewiß. Eine Kunst aber, die sich aus gekünstelten Sätzen (zum Beispiel mit ängstlicher Vermeidung der direkten Rede), flachen Betrachtungen und der Wiedergabe eines wertlosen Inhalts zusammensetzt, ist nicht mehr als jenes klingen- und grifflose Messer. Die Tätigkeit, der sie entspringt, gleicht der des Kindes, das Spielzeug in wechselnde Bilder anordnet, von Persönlichkeit und ihrem Wollen und Müssen steckt nichts darin. Nicht alle Erzählungen in Schäfers „Verlornem Sarg" haben die gleiche Unwertigkeit — es sind auch nicht alle Anekdoten —, aber diese seltsame Tendenz zum Spielenden, Betrachtenden, zum Aufstellen von allerlei Bildchen und Situationchen, die die Phantasie erfüllen, ohne sie zu betauen und zu befruchten, diese Tendenz findet sich immer wieder.

Sie beherrscht neuerdings auch leider die schriftstellerische Arbeit Otto Stössls. Als dieser Wiener Poet nach einem sehr ernsthaften österreichischen Roman „In den Mauern" zu dem Schelmenbuch von „Sonja" überging, ist dieser Schritt hier noch fröhlich begrüßt worden. Obwohl das kleine Buch nicht von tiefstem Gehalt belebt war, zog sich doch sichere Charakterzeichnung durch das bunte Gewebe, und ein Stück ernsteren Sinns ließ sich herauslesen. Seitdem sind die Begebenheiten, die Stössl zu erzählen für wichtig genug hält, immer phantastischer geworden trotz realistischer Außenform, dünner, bläßer, wertloser. Immer mehr nähert sich seine Sprache amüsierlichem Plau-

* Eine frühere ist im Kunstwart seinerzeit mit sehr warmer Anerkennung besprochen worden.

Digitized by Google

dern und seine Charakteristik willkürlichem Gesichtermalen; in dem Gebrodel aber ist die lebendige Bedeutung inzwischen verdampft. Wir würden dessen nicht Erwähnung tun, wenn es nicht so merkwürdig bezeichnend wäre, daß auch ein Mann, der früher dichterische Kunst in ernsthafterem Tun erblickte, heute zu dieser Spielform übergeht.

Viel ernsteres, tieferes Wollen, ja ein Stück Leidenschaft atmet dem Leser aus Jakob Wassermanns „Goldnem Spiegel" entgegen. Es ist ein Unglück mit diesem Poeten, der so viel kann und so wenig hat. Schon in seinem „Erwin Reiner" war sein Können an eine Absicht und einen Stoff geschwendet, die ihm nicht lagen, und die lebendig zu machen seine innere Wucht, sein Ichleben nicht ausreichte, überall ging sozusagen das Blut aus. Nun bringt er „Erzählungen in einem Rahmen"; ein paar Liebhaber einer sehr erotischen Schauspielerin legen sie ihr und einander gegenseitig vor. Alle erzählen so ungefähr im gleichen Stil, alle höchst überlegen und überlegt, und nach den größeren stellen die Zuhörer ihre bewertenden Betrachtungen über das Leben an, während die Rahmengeschichte allmählich leise einem melancholischen Ende zurückt. Inhalt der Elaborate dieser von Reflexionen überlasteten Gesellschaft ist Leidenschaft, elementares Sein in allen möglichen Ländern, Erdteilen, Lebenslagen, Gesellschaftschichten. Und so scheint mir Wassermanns Stellung am deutlichsten: mit einer Reflexion dritten oder vierten Grades sieht er das Leben, und greift nun von ferne mit bitterer Anstrengung danach. Er müht sich qualvoll ab, um seinen Stoffen, die ihm von außen kommen, aus sich Leben zu schenken, sich in sie hinein zu ergießen — aber es bleibt beim Bemühen, der Strom freier Leidenschaft fehlt, mühsame Absichtlichkeit verstimmt; das ist nicht spielerische, aber künstliche Kunst: eine Sprache, die hochdramatische Szenen aussagen soll, ohne den Klang einer auch nur normalen Stimme zu entfalten. Es ist ein Stück Programm in dieser Poesie, eine Anzeige zwischen den Zeilen, gelegentlich sogar in den Zeilen selbst: seht, Kunst ist eben furchtbar schwer zu machen, wenn sie so ist wie sie sein soll und wie diese hier ist.

Programm nach vielen Richtungen hin ist auch der neue Roman des jetzt so viel genannten Essayisten Emil Ludwig, „Manfred und Helena". Man tut nicht unrecht, wenn man schon in den klingenden Namen, die an den unglücklichen Königsohn und die herrliche Griechin mahnen, eine Art Abwehrschild fühlt: kein Leben, keine Kraßheit, kein „einfacher Abklatsch", kein — Naturalismus liegt in der Absicht, vielmehr ist das Edle unser Ziel, das Glänzende, das Befreite, das Unalltägliche, das erhöhte Dasein. „Zu jung hatte Manfred die Jagd nach sich selber aufgenommen, um in den Wissenschaften die Spiegelbilder zu finden, die sich dem Dreißigjährigen dort vielleicht enthüllen." Von „logischer Geistigkeit" fühlt er sich abgestoßen, mit sechzehn Jahren war er als Inhaber der Ichspaltung und des zweiten Gesichts „elementar und ohne Willen zum Bildner geworden". Es wimmelt in dem Roman von Sentenzen und Tendenzen über die Naturforschung, die Kunst, den Freisinn, die Lebensformen, die Psychologie des Alltags, und schon der Jüngling Manfred entwickelt ein Maß von polemischem Scharfsinn, das einem älteren Beobachter nicht zur Unehre gereichen

Digitized by Google

würde, mit andern Worten: der Dichter Emil Ludwig stellt in ungeschickter Weise, aber ernst und nicht ohne Geist die Frage, wie wir über das Bourgeoise, über Philisterphrasen, Köhlerglauben an irgendein Dogma, über die Unerzogenheit und naive Brutalität einer vom feineren Formsinn unangekränkelten robusten Selbstzufriedenheit, über Moralpathetik und Wissensdünkel hinauskommen. Dies alles hätte ein Dichter von Rang *gestaltet*, nicht mit etwas dürftigen, feindseligen Worten *besprochen*. Auch hätte eine überlegene Schaffenskraft diesen Gegensatz des neuen Formalismus zum alten Naivismus vielleicht nicht so tragisch genommen, und wohl bemerkt, wie stark abhängig der Nachfolger vom Vorgänger ist. Man sieht, ich trete nicht unbedacht für Ludwig ein. Dennoch: wer einmal einen Geschmack von dem Neuen haben will, das wiederum heute revolutionierend sich gebärdet, der hat an „Manfred und Helena" ein, vielleicht ein erstes, einigermaßen gereiftes Zeugnis. Nicht Paul Ernsts dürftiges Nachdenklertum und nicht seine oder Stuckens schwache Dramatik hat diesen ernsthaft programmatischen Charakter, diesen Hauch neuer Luft. Insofern gehört das Buch zum Wichtigsten dieser Monate.

Und welches neue Wesen ist es nun, das so viele Negationen vor sich herschickt, auf welches Recht stützt es sich? Seien wir gerecht, obwohl es langweilig sein mag, es zu sein: Neues im vollen Sinn des Wortes ist nicht zu erwarten, kein Übermensch wird es uns schaffen. Ein Jahrzehnt weiter, und niemand wird die große Ähnlichkeit der heute sich befeindenden Kunstrichtungen verkennen. Am Geist leidet ihr, am Intellekt, so sagt Emil Ludwig. Kommt er darum geistlos daher? Nein. Das Erbe einer tiefen Vergeistigung aller Funktionen bewegt auch seine Lebensgestaltung und die „Psychologie", deren Verfeinerung gerade der Naturalismus in sich schloß, bringt durch alle Ritzen seiner Kunst. Nur alles Moralische versteht sich hier nicht mehr von selbst, sondern ist sozusagen eliminiert. Die Psychologie ist nicht nur Mittel zu verzeihendem Begreifen, sondern Ersatz und Verdränger der Moralität. Es geschieht etwas, was frühere Schilderer vielleicht dargestellt, aber als ungeheuerlich empfunden und daher mit dem Pathos der Freigeisterei vorgetragen hätten. Hier geschieht es, und dergleichen Pathos und Empfindung mangelt hier, wie sie einst einem Casanova und den Kavalieren des roi soleil mangelten. Diese Selbstverständlichkeit ist nicht neu, wird aber als neu empfunden, sie drängt sich auf, ist Programm. Bei Wassermann verriet sie unterdrückte Gegenvorstellungen, bei Ludwig erscheint sie als Begabung. Lohnt es darum, an eine neue Kunst zu glauben? Aber es gibt noch mehr des sich Aufdrängenden. Mindestens der *Wille* ist auch da zum Ungeheuren, zur Ahnung, zur Selbstvergessenheit; die Wiederkrönung des Instinkts und die Anbetung der selbstgenießerischen Leidenschaft steht auf der Fahne. Ein Triumph der reinen Seele und Sehnsucht, des nicht in Formen Gezwängten, des ewig Einmaligen, durchaus den alten Worten und Vorstellungen Unzugänglichen ist gesucht. Wo einst Menschen in nun unbegreiflich gewordener Angst vor „dem Leben" suchten, Phantasie und Notdurft in eine Form zu einen, gewahrt man hier erlösten Mut das ganze Wesen aufs Spiel setzen, stündlich den eignen Tod wagen, und wo einst bedachte

Digitized by Google

Überlegenheit sich gebärdete, enthebt sich hier Hingabe und Ekstase. Nicht Darwin, sondern Zarathustra, ein verständnisvoller als von herkömmlichem Literatentum angebeteter Zarathustra ist der Schutzherr dieses Künstlers Manfred und seiner Griechin. Da fallen Worte, die klarer Glaube und schwermütig ahnende Erkenntnis sind, und nicht sinnlos schwankt durch die Gesamtvorstellung antike Mythologie in zahllosen Gestalten. Platon hat manche dieser Szenen beflügelt. Ein Wille zum Heute wirkt, zum Jetzt, eine Lust zum Tanz und am Wagnis, eine Liebe zum Körperlichen, dessen Funktionen mit angespanntem Psychomorphismus durchlebt werden.

Hat dies alles Lebenswert, oder ist diese Kunst wie sie nach außen in Antithesen, zugespitzten Szenen und erklügelten Verzahnungen sich gekünstelt genug gibt, auch innerlich ein mühsames Spiel, das beim ersten Kanonenschuß in Dunst vergeht? Wer das heutige Leben in Geld-, Verkehr- und Politikfragen vorzüglich sieht, wird ohne weiteres gegen Ludwig entscheiden. Wer Zeichen der Zeit wie Dalcrozes Schule, Bergsons Philosophie und künstlerische Vorläufer dieser Poesie wie Karl Hauptmann oder die Wiener jüngste Kunst, selbst etwa einen van Gogh gewürdigt hat, wird diese neueste Negation der seelischen und körperlichen Marktwerte aus Notwendigkeiten entstanden fühlen. Nur eins bleibt zu bedenken: „Manfred und Helena“ ist „wieder ein Künstlerroman“. Man könnte sagen: ja, der Künstler war immer so, — aber die Kunst vom Künstler allein hat für das Leben wenig genug Wert. L'artiste pour l'artiste, das wäre ein übler Wahlspruch. Man muß also hoffen, daß diese Kunst nicht nur in der Stunde ihrer Selbstwiedergeburt wertschaffend sei, sondern auch fernerhin. Aber vielleicht *darf* man auch darauf vertrauen.

Auf einem Gebiet klingt schon lange der Ruf nach der neuen Wahrheit und neuen Form. Eine große Zahl von Frauen und Männern hat eine neue Weise ihrer psychisch-physischen Bindung gesucht. Wobei die Poesie natürlich zunächst nicht neue gesetzliche Formen, sondern neue Abgestimmtheiten und Gefühlqualitäten intendiert. Nun hat *Walter von Molo* in einem Roman mit dem allzu programmatischen Titel „Wir Weibgesellen“ diesen seelischen Intentionen, die vielleicht in dem Wunsch nach einer stärker vom Gefühl beglaubigten Freiheit und einer leichteren Beweglichkeit des Subjekts einen einigermaßen treffenden Formelausdruck finden, eine starke Gestaltung verliehen. Ungewohnt des Anblicks fragt da vielleicht der Ängstliche, der Moralist, wo die Werte der Selbstzucht, der Bescheidung, des Sozialgefühls bleiben. Jene wirkt auch hier, erwidert der Künstler, wenngleich an andern Stellen, als wo ihr sie bisher fordertet, Bescheidung ist uns nur soweit Gebot, als sie pragmatische Bedeutung hat, Sozialgefühl ein Wert, den wir an andrer, wie wir hoffen: richtigerer Stelle gelten lassen als die Generation „vor Sonnenaufgang“. Aufgegangen scheint uns die Sonne.

Nicht schamhaft als Schwächlinge, sondern stolz als Ernstgewillte sprechen wir das Wort: „Wir Weibgesellen“. Daß Andre anders fühlen, wissen wir. Der Freundin ist das Buch gewidmet, die Frau ist. Es herrscht durchaus der Wille, nach außen auch zu scheinen, was innerlich dem tieferen Blick zu sehen ist und für diesen Willen Form zu finden.

Künstlerisch steht auch dieses

Digitized by Google

Buch mit seinen allzu gedrängten Szenen, mit den Beiworten, die mehr sagen wollen als Worte tragen, mit der Häufung der Motive und Motivationen an der Grenze, wo Ludwigs Werk hält: wo Künstliches und Kunstvolles abwechselt. Je nach dem Geschmack des Lesers mag der Entscheid lauten, was überwiegt. Ein deutlicher Unterschied von Ludwigs Werk kennzeichnet dieses noch: daß der Wille zur Neuschöpfung nicht weit über das „Weibgesellen"-Thema hinausgreift; was sonst noch das Buch bringt, ist treffliche Schilderung der Gesellschaft, in gezügelter Sprache, in aufwiegelnden Gegensätzen, jedoch altbekannt, sogar aus Molos eignem Werk. Gelegentlich mag Skeptischen sogar die Frage kommen, ob um diese Mann-Weib-Vereinigung nicht die Glorie einer jungen „Lebensanschauung" zu Unrecht schimmere; aber Molos Temperament, bekannt aus nun an sechs ernsten Werken, kann solchen Zweifel zurückdrängen.

Ein Wort der Vorsicht zum Schluß. Es ist leichter für den Referenten, aus der großen Flut guter Bücher ein paar einfach empfehlenswerte auszulesen, als nach dem Neuen auszuspähen, das endgültig zu beurteilen während der Werdezeit des Neuen noch menschenunmöglich ist. Es läßt sich mehr fühlen und umtasten als greifen und umreißen. Möge diese Schwierigkeit bedacht werden von denen, die diesmal noch mehr „andrer Ansicht sind" als in einfacheren Fällen.

Ezard Nidden

Hermann Bang

Es hatte wohl keiner angenommen, daß Bang ein hohes Greisenalter erreichen würde. Die Dinge der Welt waren auch ihm allmählich „gleichsam zu lauter Gleichgültigkeiten verwelkt, zu Lächerlichkeiten oder Ähnlichem, über das er sich höchstens wundern" konnte. Sein letztes Buch enthielt Versuche, Übernatürliches zu gestalten, „seltsame Geschichten", — Versuche einer unzulänglichen Kraft. Nur jene leisen Schwingungen, das Erinnern und Sehnen, Verzichten und Begehren in einem, die stillen Blicke der Seele aus dem Drang des Alltags hinaus, dies lebte auch darin noch wie eine leise Abendmusik.

Liest man viel von Bang, so scheint es fast, als sei er nur gekommen, um ein einziges Buch zu schreiben; dazu aber war er berufen und begnadet; es ist „Das weiße Haus", das Buch der Kindheit und der Mutter. Einsam lebt die Frau darin, die in ruhelosem Rausch allmählich verglüht und über unerlöster Verzweiflung ihre Lebenszeit versehnt; und doch ist ein Frohsinn darin, ein seelisches Kosen und reines Entfalten der Kinder und eine stützende Liebe für die Frau, die neben dem kühlen, klugen, toleranten Manne lebt, ihrem „Freund". Das Licht der Sterne, die Luft der Jahreszeiten, die Lust der naiven Kreatur, die Süße der Poesie, die Hoffnung auf das Grab — immer wiederholen sich ihr diese Vorstellungen. Und aus dem Buch vom weißen Hause wächst das lauter Instrumentierte heraus, welches das Haus in Kriegsnot zeigt und den Zusammenbruch alles Glücks, das noch der Mutter Bitternis umschimmert hatte. Auch hier aber, wo Bangs feine Natur von den Ereignissen zu einer fühlbaren Größe der Darstellung, zu starker und tiefbewegter Schicksalgestaltung hingerissen wird, steht im heimlichen Mittelpunkt eine Liebe und ein Tod: „Tine". Wer nicht mit einiger entgegen-

Digitized by Google

kommender Hingabe an diese zarten, wie mystisch durchsichtigen und durchscheinenden Gebilde herantritt, mag ihren Umkreis ärgerlich eng, ihre Bedeutung gering finden. Dann entstehen jene bekannten Schlagworte mit ihrer charakteristischen Dürftigkeit. Man nennt den Dichter dekadent und übersieht, daß von der für uns verblaßten Zerfahrenheit der „Hoffnungslosen Geschlechter" — Bangs Erstling — bis zu der sichern, liebevollen Arbeit dieser späteren Gestalt gewordenen Intuition ein Weg der Zucht und Selbstsicherung durchlebt werden mußte. Man nennt ihn Ästhet, indessen galt seine Leidenschaft nicht dem Verzärtelten, Dünnen, Mattfarbigen, sondern der stärksten Energie des Menschentums: Liebe.

Und doch, ein Atemzug des großen Björnson brauchte mehr lebendige Luft als Bang für manche seiner Novellen. Er strebte nicht glücklich über seine Grenzen hinaus. Wo er geistige Dinge zu geben versuchte, kam er knapp an die Linie des Paradoxen, dort, wo es langweilig zu hören ist, weil man fühlt, daß nur eine Einsicht geringen Umfangs es für letzte Weisheit halten konnte. Oft blieb er auch unterhalb dieser Linie, im Nichtigen, Unwesentlichen. Ich halte Bücher wie sein „Graues Haus" für „ungekonnt". Dazu reichte die Stricheltechnik nicht aus, mag immerhin auch hier der Puls der gestalteten Wesen oft überraschend deutlich hörbar werden.

Die Stricheltechnik . . . sie war für seine besten Werke das Instrument, das alles klingen machte, was sein empfindsames Herz hörte. Und wie spielte er es; wie sicher reihte er Szenchen an Szenchen, kleine tief bezeichnende Äußerungen aneinander — Symptom-Handlungen und -Worte, wie der Psychiater sagt. Es ist oft, als ob sich die Gestalten in einem fort versprächen und geistig verliefen, immer ihren heimlichen Wünschen und Meinungen nach, und diese treten so leise hervor und verbinden sich zu einem reichen, zitternd-lebendigen Innenbilde. Es war gut, daß Bang von den „Hoffnungslosen" zu diesen einsamen Frauengestalten hinfand, zu Frau Bai, die „am Wege" verblutet in ermattender Inbrunst einer späten Liebe, zu „Tine", der tief getreuen, zu der kleinen Ida Brandt, deren ganzes Lebensschicksal in wenig Glück und unendlicher Bescheidung von den Erinnerungen an das Kindheitheim „Ludwigshöhe" gelenkt wird, zu der Mutter im weißen Hause. Wie ein Rückschreiten ist dies ins verlassene Land der Jugend, — und ein Wiedergewinnen jenes unbegreiflichen Wissens des Herzens, das Kinder oft bergen, lag für den Dichter darin. Vielen seiner Worte hört man es an, wie zärtlich ein sehnendes Gedächtnis sie bewahrt hat, sie oft ausgesprochen und mit Wehmut festgehalten: ja . . ., so sagte sie, so klang es, so war der weite Sinn ihrer Worte, so sollt ihr es mit Rührung hören. Und die tiefe Liebe, die in diesem Beginnen liegt, gibt diesen Werken ihre Weihe und ihren unvergänglichen Schimmer.

Ezard Nidden

Die hier hervorgehobenen Romane „Das weiße Haus", „Tine", „Am Wege" und „Ludwigshöhe" sind ebenso wie alle andern Werke von Bang bei S. Fischer in Berlin erschienen, „Am Wege" in der 1 Mark-Bibliothek dieses Verlags.

Theater

Verfassermasken auf der Bühne

Tritt ein Poet in einem Schauspiel als mithandelnde Gestalt auf, so versteht sich von selbst, daß

Digitized by Google

der Darsteller ihm auch die Maske zu geben sucht, die mit der Vorstellung seiner Person verbunden ist. Es ist gewiß auch gar nichts dagegen zu sagen, es kann sehr vergnüglich und ganz am Platze sein, wenn die Gestalt einer Komödie die Maske des Verfassers annimmt, ohne daß auf ein Selbstporträt gedeutet ist — hier leben wir in der Welt des Scherzes, und der Scherz kann durch solche Beziehung gewinnen. Aber hier gibt es schon Grenzen, und man mag zweifeln, ob man etwa in Björnsons „Geographie und Liebe" recht geschmackvoll daran tut, Björnson selbst auf den Brettern zu zeigen. Anders wird es noch, wo eine Dichtung vom vollen Ernste, von der Tragik des Lebens handelt. Es scheint mir erklärlich aber nicht berechtigt, daß ein so feinsinniger Künstler wie der Berliner Darsteller der Hauptperson in Tolstois nachgelassenem Werk* die Züge des Dichters zur Maske brauchte! Gewiß sind in diese Gestalt Züge aus Tolstois eigenem Erleben in solcher Fülle gewebt, daß sie zu neun Zehnteln Selbstdarstellung ist. Aber das letzte Zehntel darf nicht übersprungen werden; handelte sich's um eine einfache Identifizierung, so hätte ein Mann von Tolstois Wahrheitsfanatismus diese Gestalt Leo Tolstoi, nicht aber Nikolaj Iwanowitsch Sarynzew genannt. Was der Dichter umschleiern will, darf der Darsteller nicht entblößen. Oder er verwirrt, gerade, indem er charakterisieren will. Daß hier auch noch andre Fragen des Taktes mitspielen, braucht kaum erwähnt zu werden.

* Über dieses Stück und den Tolstoischen Nachlaß überhaupt sprechen wir im nächsten Hefte zusammenhängend.

Heyses „schwerste Pflicht"

Münchner Theater

Wenn eine Heyse-Uraufführung ein modernes Theaterpublikum fesselt und zu sehr lebhaftem, lang andauerndem Beifall veranlaßt, ist man einigermaßen überrascht, auch wenn sie im Münchner Residenztheater stattfindet, dessen Besucher zum Teil literarische und lokale Pietät üben. Sind doch nunmehr die Anhänger der „Moderne" auch an dieser Stelle zahlreich vertreten, und die letzten scharfen Angriffe Heyses auf den neueren Geschmack noch unvergessen. Aber dieser Tage lieferte die Uraufführung seines einaktigen Trauerspiels „Die schwerste Pflicht", das seinerzeit wohl unter dem Eindruck von Ibsens „Gespenstern" entstand, ein so durchaus günstiges Ergebnis. Freilich zeigt es Heyse nicht, wie man beinahe erwarten sollte, als Gegner des sonst von ihm so skeptisch beurteilten nordischen Meisters, sondern als Angeregten, der ein Thema, das ihm zu Herzen ging, in seiner Weise variiert. „Die schwerste Pflicht" ist hier die durch Manneswort übernommene Verpflichtung, dem Freunde, wenn er es verlangt, die Qualen einer ererbten Geisteskrankheit durch Beihilfe zu sicherem Selbstmorde zu verkürzen. Der noch junge Arzt Dr. Eckart hat das seinem Freund und Altersgenossen, dem Legationsrat a. D. Hochstetten, vor Jahren versprochen, und als der Kranke nach vergeblichem Kampfe mit dem Dämon der Umnachtung endlich den Freundschaftdienst von ihm fordert, leistet er ihn, obwohl er weiß, daß er Hofstettens schöne und charaktervolle Frau Juliane, die sich nur aus romantischem Mitgefühl mit dem Unglücklichen ver-

Digitized by Google

band, und deren Herzensneigung dem Hausfreunde gehört, durch die todbringende Beihilfe für immer verlieren muß. Frau Juliane versteht seine Entscheidung, nimmt resignierten, aber ethisch befriedigten Abschied von dem Geliebten, und er geht auf Nimmerwiedersehn. Es ist viel Konstruiertes und Überspitztes, allerlei menschlich Unglaubwürdiges und Unaufgelöstes in der Heyseschen Darstellung des Vorgangs; in guter Wiedergabe wirkte der Einakter aber doch wesentlich kräftiger als die meisten Stücke, die früher von Heyse auf die Bühne kamen. Die starken menschlichen Konflikte ließen die künstlerischen Mängel vergessen.

Hanns von Gumppenberg

Eugen d'Alberts „Verschenkte Frau"

Eugen d'Albert ist mit dieser komischen Oper auf den Boden jener Gattung zurückgekehrt, für deren kommenden Mann er seit seiner „Abreise" galt, bis das veristische, dem Mord Musik machende „Tiefland" solche Gedanken vergessen ließ. Wenn ich nicht irre, so war es Sokrates, der sagte, daß es eines und desselben Mannes Sache sei, die wahre Tragödie und die wahre Komödie zu schreiben. „Tiefland" war, wenn auch nicht gerade die „wahre" Tragödie, so doch ein vollblütiges Theaterstück. So mag, möchte man schließen, die „Verschenkte Frau" wenn auch vielleicht nicht die wahre Komödie, so doch ein ergötzliches Amüsierstück werden. Sei's drum. Wir haben in so mancher neueren soi — disant komischen Oper das Lachen bereits so gründlich verlernt, daß wir gerne zu der Kompagnie Antony & Lothar, die für das Libretto einsteht, wieder in die Schule gehen, zumal geeignete Stoffe überaus selten, ja geradezu einem Treffer in der Lotterie vergleichbar sind. Das Libretto kommt uns diesmal italienisch. Beatrice, die Frau des bigotten Gastwirts Antonio, begibt sich heimlich auf Wallfahrt, um vom Himmel eine Sinneswandlung ihres Gatten zu erflehen, der ihr jede Freude vergällt und verbietet. Inzwischen vertritt ihre Stelle daheim eine ihr täuschend ähnliche Schwester Felicia, die seinerzeit zu den Komödianten entlaufen ist. Ihr Mann, der Prinzipal der Truppe, muß den erwarteten neuen Gutsherrn spielen. Mit Verwunderung, dann mit Entsetzen muß Antonio spüren, wie seine sanfte, duldersche Taube sich plötzlich in einen streitbaren Hausdrachen verwandelt, mit Wut und Eifersucht sieht er, wie ihr der vermeintliche Gutsherr den Hof macht, und als er die beiden gar beim Küssen überrascht, schenkt er die Treulose vor allen Leuten ihrem Galan. Dann freilich erfaßt ihn die Reue. Eine lange Nacht starrt er verzweifelt hinauf zu den Fenstern des Pärchens, bis am Morgen die Heimkehr der wirklichen Beatrice die befriedigende Lösung bringt. Lothar, der librettistische Großindustrielle, hat nicht viel von poetischer Empfindung und sprühender Laune in diesem Stoff investiert. Sogar seine Bühnenroutine hat ihn einigermaßen im Stich gelassen, denn die ergötzliche Fabel ist lustiger, als sie auf der Bühne herauskommt, die Handlung allzu geradlinig, ohne Verwicklung und Überraschungen. Dazu kommt eine schwache Motivierung und flüchtige, wenig psychologische Zeichnung der Charaktere.

Diese Beschaffenheit der dichterischen Unterlage hat den Komponisten offenbar beeinträchtigt. Eugen d'Albert erweist sich zwar auch

Digitized by Google

hier wieder als der geborene Theatermann, als sicherstelliger Meister aller Kunstmittel. Und es steckt viel feine motivische Arbeit und fließende Melodik, viel muntere, hüpfende Grazie, zappelige Drolligkeit und geistreiche Tonmalerei in dieser liebenswürdigen und gutartigen Partitur, welche die leicht und bildhaft gestaltende Hand ihres Komponisten lobt. Sie schöpft zuweilen aus abgeleiteten Quellen, aber sie bleibt doch stets und überall — Musik. Freilich schwingt sie sich auch nirgends zu jenem tollen, burlesken, über die Schnur schlagenden Übermut auf, den der Stoff beansprucht, wie es denn überhaupt an einem markanten Höhepunkt und an dem Überraschenden im guten Sinne fehlt. So dürfte in der „Verschenkten Frau" schwerlich schon das ersehnte chef d'oeuvre des musikalischen Lustspiels zu sichern sein, das man von d'Albert erwartet, sondern höchstens eine Vorarbeit dazu. In dem farbenreichen Orchester, das so diskret und bescheiden den klingenden Teppich webt, auf dem sich die Singstimmen weich und wohlig ergehen können, hat er den rechten Stil des Genres schon gefunden. Auch das lustige Duo Antonio-Felicia im zweiten Akt, dessen etwas billige Lyrismen sonst zur Operette hinüberschielen, hat den Ton vorzüglich getroffen. Fehlen nur noch die starken Gegensätze, um eine gewisse Gleichtönigkeit des Ganzen auszugleichen, welche die Phantasie des Zuhörers auf die Dauer mehr hypnotisiert als anregt.

Die Aufführung in der Hofoper gibt zu einer grundsätzlichen Glosse Anlaß. Sie bot ein Musterbeispiel, wie man die Wirkung durch das Dekorative schädigen kann. Es gibt Stücke, bei denen die Wirkung im Szenenbild und seiner Stimmung wurzelt. Es gibt andere, in denen nur die Personen, ihre Situation, ihre Mimik, ihr Dialog interessiert. Zu dieser letzteren Gruppe gehört auch „Die verschenkte Frau". Man könnte sie ganz ohne Kulissen, auf einem kahlen Brettergerüst spielen. Und statt die Aufmerksamkeit auf die Personen und ihr Spiel zu lenken, sie zu betonen und zu beleuchten, läßt man sie in der Fülle des allzu liebevoll ausgestalteten Milieus versinken. Man muß nun die Leute beinah, wie auf den bekannten Vexierbildern, aus der Szenerie erst herausfuchen. Hier liegt das Grundübel der modernen Operninszenierung unsrer sich dabei so genial vorkommenden Regisseure. Sie vergessen, daß sich das wahre Genie durch den Sinn für das Wesentliche betätigt.

Richard Batka

Musikalische Stunden mit Goethe

Mit einem allerliebsten Buche hat Bode uns im verflossenen Herbst beschenkt. Es heißt: „Die Musik in Goethes Leben" (Berlin, Mittler & Sohn). Freilich gibt es viele, die sogleich einfallen: sie war doch ziemlich bedeutungslos, weil Goethe „bekanntlich" nicht musikalisch war. Dieser Anschauung sind wir schon einmal (XII, 22), entschieden entgegengetreten. Und können jetzt nur noch hinzufügen: Lest Bode. Nicht in der Hast und Hetze der Vorweihnachtzeit, sondern jetzt, in behaglicher Ruhe, um zu erfahren, wie viel innere Wärme da in euch aufgeht. Gewiß war Goethe kein „Musikant". Auch kein Konzerthabitué. Dazu fehlte in Weimar schon die Gelegenheif. Aber sein angeborenes musikalisches Organ war nicht verkümmert und schon nach dem wundervollen Rhythmus und Melos

Digitized by Google

seiner poetischen Sprache dürfte man mit Recht behaupten, daß ihr Urheber Musik in sich selbst gehabt haben müsse. Bodes Buch bringt nun dafür auch die äußeren, die geschichtlichen Belege.

Ganz ohne musikalische Bildung ist Goethe übrigens nicht gewesen. Er hatte als Knabe etwas Klavierunterricht genossen, hat in Leipzig mit einer der Breitkopfschen Schwestern, die er auf dem Spinett begleitete, eifrig musiziert und noch in seiner Straßburger Studienzeit das Violoncell so weit zu behandeln gelernt, daß er Sonaten spielen konnte. Das alles endete freilich mit seiner Übersiedlung nach Weimar. Er nahm seine Instrumente gar nicht mit und phantasierte nur in der ersten Zeit noch auf Wielands Flügel. Dann wurde sein Musikgenuß fast ausschließlich ein Empfangen. Aber er hat doch bisweilen noch — komponiert. Im Sommer 1813 zum Beispiel machte er seiner Herzensbedrängnis in einem geistlichen, vierstimmigen Gesang „In te Domine speravi" Luft, der, wie er später meinte, im Stil Jomellis ausgefallen war.

Starke Empfänglichkeit für Musik ist Goethe von jeher eigen gewesen. Schon als Knabe hört er den kleinen Mozart, hört er französische und italienische Singspiele. Als Student in Leipzig ist er einer der eifrigsten Besucher der Hillerschen „Großen Konzerte" und vergnügt sich an den Anfängen des deutschen Singspiels. Die sentimentale Musik lehnte er freilich ab. Sie deprimierte ihn. „Ich bedarf kräftiger, frischer Töne, mich zusammenzuraffen und zu sammeln." Dabei geschieht es, daß ihn die Musik dichterisch produktiv macht. Noch in Frankfurt regen ihn die Gesänge des Kirchenchors zur Abfassung besserer Texte an. Nach bekannten Melodien, also aus dem Geiste der Musik zu dichten, blieb auch in der Straßburger Zeit seine Gepflogenheit. Und geschah es auch vor allem darum, damit Friederike Brion die Lieder gleich singen könne, so verdankt seine Dichtersprache diesem Umstand gewiß nicht wenig von ihrer bezaubernden Musikalität. Auf dem Wandern singt er schöne Lieder „leidenschaftlich vor sich hin". „Nur nicht reden, immer singen" ist seine Losung. Nicht die Komponisten allein haben es gemacht, daß uns Goethes Lyrik so musikalisch vorkommt. Sie ist schon von allem Anbeginn „inwendig voller Musik" gewesen. Und diesen Mann hat man uns so lange als einen Tonbarbaren abgeschildert!

Es war Goethes ernstes Bestreben, auch in die musikalische Entwicklung einzugreifen. Seine Bemühungen um das deutsche Singspiel, seine Beziehungen zu André, Kayser und Reichardt sind bekannt. Als seine politischen Gesinnungen ihn Reichardt entfremdeten, wird Zelter sein Leibkomponist und musikalischer Berater. Wir machen Goethes Bemühungen um die Hebung des primitiven Weimarer Musiklebens mit, lernen ihn als Theaterdirektor kennen, wie er die Oper fördert usw. Mit seiner Theorie, daß der Opernsänger seine Bewegungen auf der Bühne nach der Bewegung der Musik einzurichten habe, mit seinem Bemühen, auch seine Schauspieler bei den Proben mittels eines Taktstockes in einen gewissen musikalischen Rhythmus zu bannen, ist Goethe ein Vorläufer der Regiegrundsätze Richard Wagners geworden, mit dem er auch die hohe Einschätzung des Theaters als Vereinigung aller Künste geteilt hat. Konzerte waren damals in Ilm-Athen freilich nicht häufig und an den Musikabenden bei der Herzogin

Digitized by Google

Amalie nimmt Goethe nicht häufig teil, weil dort einige Leute verkehrten, mit denen er auf schlechtem Fuße stand. Als Ersatz aber richtete er bei sich 1801 jeden Mittwoch einen musikalischen Abend ein, dem auch Schiller beizuwohnen pflegte. Dieser wurde von der „Punschgesellschaft“ abgelöst, welche meist aus Schauspielern bestand. Wie dort die Gräfin Egloffstein, so war hier der Gitarresänger Ehlers der Mittelpunkt. Goethe mit seinem tiefen klaren Basse sang da selbst mit und unterwies Ehlers im Vortrag der Strophenlieder, indem er ihn lehrte, die Melodie dem wechselnden Inhalt des Textes anzupassen. Somit hat er auch der damals von Weimar ausgehenden Bewegung, die den Liedergesang zur Gitarre förderte, Pate gestanden. Gern pflegte er damals zu schönen Melodien neue, aus der Musik geborene Texte zu dichten, zum Beispiel „Schäfers Klage“.

Äußerlich auf einen höheren Stand kam das Musiktreiben im Goetheschen Hause, als er sich 1806 eine „Hauskapelle“, einen privaten Gesangverein gründete, den Eberwein dirigierte. Aber Goethes Anteil an diesen Bestrebungen ist kein schöpferischer mehr. Gäste kommen und gehen. Berühmte Musiker sprechen vor und rechnen sich's zur Ehre, vor Goethe zu musizieren. Aber die Fühlung mit der neuen Zeit und ihrer „überfüllten“ Musik geht dem alternden Manne doch verloren, ohne daß er darum versteinerte, wie der Verkehr mit Mendelssohn dartut. Seine letzte „öffentliche Tat“, die Aufführung der „Proserpina“, bedeutete nur ein Zurückgreifen auf die melodramatischen Versuche des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Man hat ihm verdacht, daß er Beethoven, Schubert, Berlioz nicht mehr in sich aufgenommen, ja sie gar nicht kennen gelernt habe. Aber wer konnte sie ihm mit Verständnis vorführen? Geschah dies zufällig einmal, so ging er immerhin wenigstens ein paar Schritte mit, wie bei Beethovens „Fünfter“ und Schuberts „Erlkönig“. Wie divinatorisch jedoch sein Geist auch vor neuen Erscheinungen und Problemen war, beweist sein von Bode zu wenig beachtetes Gespräch mit Lobe, worin er aus dem jungen, unbedeutenden Mann die ganze Theorie des modernen Liedes herausholt, hinter welcher die Praxis jener Zeit natürlich noch so weit zurückblieb. Interessiert hat ihn bis zuletzt alles, Musikgeschichte und Harmonielehre, ja gewiß war es oft nur der bremsende Zelter, der ihn von manchem zurückhielt. Und anderseits ehrt es Goethe, daß er sich nicht leichtmütig als Dilettant über das Urteil des befreundeten Fachmanns hinwegsetzte.

Ich habe nur in den Grundlinien den Inhalt des Werkes skizzieren können und muß im übrigen auf seine Lesung hinweisen, die das alles mit überlegener Sachkenntnis, mit der strotzenden Fülle des Lebens vermittelt. Es gehört zu den Hausbüchern des Musikmenschen, der daraus hundertfältige Anregung und fruchtbares Wissen schöpfen wird. Wir erleben ein Stück deutscher Musikgeschichte, nicht aus der Mozart-Beethovenperspektive, sondern wie sie sich im Empfinden der gebildeten Zeitgenossen abspielte. „Musikgeschichte von unten.“ Wenn uns doch auch über andere Große bald jemand solche Bücher schenken wollte!

Richard Batka

Bildende Kunst

Rudolf Münger

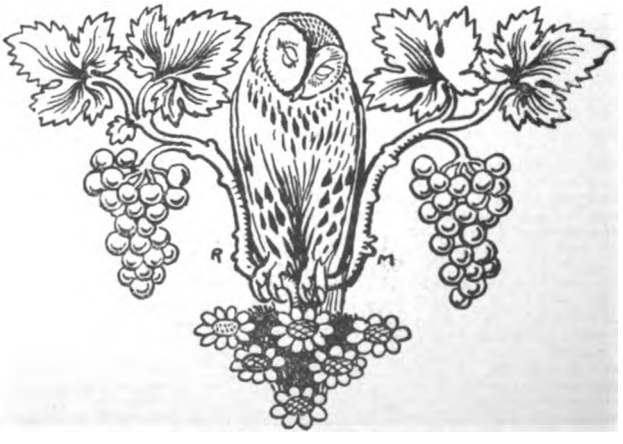
Wer ist das? Von seinen größeren Sachen bringen wir bald

Digitized by Google

Der Meien isch komen u das isch ja wahr

Zu dem Beitrage: Rudolf Münger

Digitized by Google



Zu dem Beitrage: Rudolf Münger

Digitized by Google

Dnd wenns emol ſcho ober iſt

Zu dem Beitrage: Rudolf Münger

Digitized by Google

Was steit denen alte Manne wohl a?

Zu dem Beitrage: Rudolf Münger

Digitized by Google

Ach Mueter, liebi Mueter, gib du mir einen Rat.

Zu dem Beitrage: Rudolf Münger

Digitized by Google

Zu dem Beitrage: Rudolf Münger

Digitized by Google

einmal etwas, heut wollen wir auf seine Illustrationen zeigen, darum drucken wir eine Anzahl davon in dieses Heft. Sie stammen aus einer der erfreulichsten Büchlein-Folgen, die mir seit langem vorgekommen sind, den Schweizerischen Volksliederbüchern „Im Röseligarten", die Otto von Greyerz bei A. Francke in Bern herausgegeben hat. Der Jude, der die goldnen Blätter aufklaubt, entstammt dem ebendort erschienenen Greyerzschen „Schweizerkinderbuch", dessen mächtiger Titelbild-Gockel auch reichsdeutsche Alte und Junge heranrufen möge. Lustig ist die Illustration auch hier, aber in den Röseligarten-Bändchen steht sie auf der Höhe.

Erstens einmal: hier wird nicht geimpressionistelt. Der Impressionismus war ein Segen, das Streben danach, den „Eindruck" zu bannen, den Augenblick in der Erscheinungen Flucht, hat unsrer Kunst neue höchst nützliche Ausblicke erschlossen und Aufgaben gestellt. Aber in die Buchillustration gehört das nicht, nicht in sie, die nicht der Wirklichkeit den Schleier abfangen, sondern dem Leser, der bei einer Dichtung verweilt, mitgenießend, miterlebend zur Seite treten soll.

Zweitens: hier wird nicht gehoblert. Wenn schon das Impressionisteln in einem Buch ein Mißverständnis ist, ist das Hoblern erst recht eins, denn es bedeutet das Anempfinden an eine Persönlichkeit, die sich für ganz andre, für monumentale Aufgaben die ihr gemäßen Ausdrucksmittel geschaffen hat.

Drittens: hier wird auch nicht gemünchnert. München herrscht jetzt im „Buchschmuck" wie im Dekorativen von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee, überall, wo etwas „volkstümlich" sein soll. Und das ist begreiflich, weil München mit vielen frischen Kräften hier tatsächlich Bahn gebrochen hat. Aber ein Pommer, Sachse oder Alemanne, der seine Landhäuser oder seine Kinderbücher münchnerisch gibt, treibt's trotzdem, wie Henning oder Justeken, wenn sie wie Sepp oder Resi angetan herumlaufen.

Münger ist ganz und gar schweizerisch, damit kommen wir endlich zum Positiven. Kann einer, der diese Bauerngesichter ansieht, zweifeln, wo sie hingehören? Aber nicht nur seine (sozusagen:) Modelle und Trachten sind so. Auch sein Wie ist herausgewachsen aus Schweizerart. Diese besondre Art von Derbheit ist es, von Gesundheit, von Kraft. Aus dem besten Schweizerischen. Aus dem, was der Deutsche in dem internationalen Reiseliniennetze nie auffängt, und wenn er acht Wochen lang an seinen Schienen herumrutscht, was aber denen unter uns, die wirkliches Schweizertum kennen, so kerngermanisch, so gut alt deutsch vorkommt, wie gar nicht so vieles im neuen Reich. Es gibt nur wenige Künstler, denen das Volksliedhafte noch so Erlebnis von heute ist, wie Müngern.

Das letzte Positive freilich, das Persönliche, ist mit dem Gesagten auch nicht umschrieben. Wer zeichnet, der gibt's mit Zeichenstrichen, und mit dem Worte läßt sich's daraus auch gar nicht ablösen. Also bitt schön: sehn Sie die Zeichnungen an, meine Herren und Frauen: ist das nicht einer, der was zu verschenken hat, das mitzunehmen immerhin der Mühe lohnt?

A

„Die Plastik"

Wir haben uns abgewöhnt, neue Zeitschriften anzuzeigen, erstens, weil sie zunächst ja nur Versprechungen sind, während Versprechen und Halten doch zweierlei ist, zwei-

Digitized by Google

tens, weil bei all solchen Rezensionen eines von beiden einzutreten pflegt: lobt man, heißt's: „Klüngel!“, tadelt man, heißt es: „Brotneid!“. Nicht bei allen Lesern, versteht sich, aber immerhin bei so vielen im Publiko, daß einem fraglich wird, ob das Besprechen hier viel Zweck hat. Die „Plastik“ steht aber nun, was Versprechen und Halten betrifft, im zweiten Jahrgang, und was Gruppe 2 der Bedenken angeht, so schalten sie deshalb aus, weil die „Plastik“ von Anfang an als Schwester-Unternehmen des Kunstwarts auftrat. Geleitet von unserm Mitarbeiter für Plastik und erscheinend im gleichen Verlage. Nur selten und nur zu besonderen Zwecken kann unsre eigne Zeitschrift Plastik abbilden und erörtern, „reine“ sowohl wie „angewandte“, sie verweist also in dieser Beziehung geradezu als auf ihre Ergänzung auf das junge Blatt. Ich lob's auch nicht, ich zeig es nur an. Wer aus der beiliegenden Bilderbeilage nicht den Eindruck gewinnt, daß hier ernsthaft gearbeitet wird, der kümmert sich eben nicht weiter darum, wer ihn gewinnt, der wird sich ein Probeheft kommen lassen, um näher zuzusehn. Prüft, weiter erbitte ich nichts. A

Angewandte Kunst

„Der gedeckte Tisch“

Das Leben als Kunstwerk? Das Wort scheint nicht mehr ganz zuzutreffen. Das Leben als Ausstellungsobjekt, als Glasschrank, als Puppenstube, als Nippes; sagen wir: das Leben als Illustrationsbeilage für die kunstgewerbliche Zeitschrift.

Wenn ich in einer Ausstellung von Wohnungseinrichtungen umhergehe, kann ich oft das peinliche Gefühl nicht loswerden, als ob die meisten Interieurs weniger dazu da sind, gebraucht zu werden, sich mit Leben zu verschlingen, als vielmehr — für den Photographen mit seinem Objektiv. Sie sind Bilder, sie stehen schön im Rahmen, und der Schöpfer hat an weiter nichts gedacht, als daß sie schön im Rahmen stehn. Alles ist auf Bildwirkung berechnet, nicht bloß in der Ausstellung, sondern auch in der Herstellung. Es hat etwas Beklemmendes für den lebendigen Betrachter, der kein Objektiv ist.

Besteht vielleicht doch ein Zwiespalt zwischen lebendigem Leben und Kunstwerk? Nein, wenn wir das Leben nicht, um es zum „Kunstwerk“ zu machen, unter die Glasglocke setzen. Ästhetische Kultur, das schöne Wort, es sollte den Zustand bezeichnen, in dem der Mensch das Leben nicht bloß triebhaft blind verarbeitet, sondern es zugleich, zugleich mit offnen und frohen Augen als Betrachter genießt; und wo das Leben um uns herum auch so geformt ist, daß es sich schon lohnt, es zugleich zu betrachten, es nicht bloß zu schlucken, sondern auch zu genießen, zu schmecken. Aber was machen wir mitunter daraus? Wir machen das schöne, nahrhafte Leben zu lauter Bilderchen „Rühr mich nicht an“, zu Stilleben, zu Nippes, stellen es in den Glasschrank und setzen uns davor, feierlich, voll tiefer Andacht, sperren den Mund auf und bewundern uns als sublime Ästheten: Wir haben aus der ästhetischen Kultur eine Snobkultur gemacht. Sie mag vielleicht sehr edel, sehr stilvoll sein, aber es ist möglich, daß wir dabei verhungern. Wir tun doch gut, die angewandte Kunst nicht gar so zur bloßen Schaukunst zu machen, zur Dekoration, zum Weihebild oder zur Puppenstube.

Wir finden in Museen biswei-

Digitized by Google

len wohl ein altes Zimmer ausgestellt, in das wir uns glatt hineinsetzen könnten, behaglich, zu essen, zu lieben, zu arbeiten. Das Zimmer scheint uns geradezu da zu sein, damit wir uns hineinsetzen und drin wohnen. Wir leben sofort in unsrer Phantasie darin, wenn wir es betrachten. Ich habe auf manchen modernen Ausstellungen Zimmer gesehen, bei denen gar keine Schnur den Eingang zu verwehren brauchte. Bin ich ein Barbar, daß ich in die Leinwand eines Bildes hineintrete? Mich mit meiner werten Person auf einen Stuhl dort setzen? O Gott, ich könnte ja vielleicht die Valeurs, die Bildwerte grob zerstören!

Eine Ausstellung, die uns von der künstlerischen Kultur des Eßtisches etwas zeigen soll, — wer empfindet nicht den Reiz des Gedankens? Tischleinen, schlichtes, feines, kostbares, welches Auge erfreut sich nicht daran? Und an Tafelgeschirr, Tafelporzellan und Tafelglas? Es gibt der schönen Dinge viel, die uns als silberne Schalen die goldnen Äpfel des Mahles zwiefach köstlich machen. Aber leider zeigte man uns nicht die schönen Dinge, ich meine so die einzelnen schönen Dinge zum Spiel für unsre Phantasie, damit die sie belebe, sie arrangiere zu Festen des Mahls und der Geselligkeit mit unserm lieben Subjekt als genießendem Mittelpunkt. Ich bitte, man hatte diese Dinge des Lebens zu unverrückbar feierlichen Arrangements, zu Heiligtümern, zu Altären aufgebaut, nach denen keine profane Hand sich ausstrecken dürfte, die ganz gemeine Begierde des Hungers und des Durstes zu stillen. Künstler, richtige Künstler hatten Stilleben daraus gemacht, starre Gemälde unter Glas, und die silbernen Schalen waren nicht dazu da, daß unsre Phantasie behaglich die frischen goldnen Äpfel des geselligen Lebens hineinlege, mit nichten, sie waren — die Valeurs im Bilde. Eben: die Dekoration nicht als Dienerin des Lebens, nein die Dekoration als Selbstzweck. Daß nur nicht unsre Phantasie etwas dran verrücke, oder gar das Leben selbst. Um Gottes willen, gnädige Frau, Schinken in Burgunder auf diesem Teller mit der rosa und grünen Meißner Porzellangruppe davor? Schinken in Burgunder? Bedenken Sie doch die Farben, das Bild! Und überhaupt: unter der Glasglocke der reinen Ästhetik ist Essen und Lachen und Sichbewegen ein peinlicher Rest der gemeinen Natur, die doch ganz zu heiliger Kunst zu sublimieren das Ziel dieses ästhetischen Strebens ist. Staunend stand ich, und je starrer, je puppenmäßiger diese Bilder des gesellschaftlichen Lebens waren, um so starrer wurde auch die Phantasie davor. Nächstens wird man auf den Einladungskarten den Namen des Künstlers nennen, der das Tischarrangement getroffen, und vielleicht auch gleich eine Beschreibung oder ein Bild davon mitsenden, damit wir genau wissen, ob wir uns als Rokokopüppchen oder als Biedermeierjüngling zu kostümieren haben, um ins Bild zu passen; und vor allem damit wir uns zu Haus ordentlich satt essen, auf daß wir auch die nötige Andacht haben, uns stumm vor das Bild zu setzen und mit offnem Mund in staunensvolle feierliche Kunstbetrachtung zu versinken.

Ich will ja nicht die ganze Ausstellung damit getadelt und verurteilt haben, gewiß nicht, es waren manche ganz entzückende Sachen zu sehn. Aber der letzte Geist des Ganzen, es ist doch etwas viel Puppenstube, Stillebenfexerei, Ästhetizierei.

Digitized by Google

Den folgenden Tag, nachdem ich diese Ausstellung des Hohenzollernkunstgewerbehauses gesehen, streckte ich die müden Beine mit den schweren Jagdstiefeln unter den derben ländlichen Tisch eines Dorfkruges aus, den gewiß kein Künstler entworfen, aber ein braver Schreiner ehrlich und sachgemäß gezimmert hatte. Auf dem Tisch stand ein gewaltiger Landschinken, zart und fest in seiner rosigen Saftigkeit, und ich muß gestehen, daß die Scheiben, die ich zum Schwarzbrot mir davon abschnitt, ganz unästhetisch dick waren. Vor mir stand die Krugwirtin und klagte, daß es ein Jammer sei mit den Kartoffeln, die so wenigen aus diesem Sommer hätten jetzt den Frost gekriegt. Dieser Appetit und dieser Jammer, das war gewiß nicht das Leben, in den Glasschrank gestellt. Aber wie sehr ich auch in die Triebhaftigkeit des Lebens versunken war, ich war doch nicht von allem ästhetischen Empfinden verlassen; ich konstatierte neben dem Kauen immer, nicht nur daß der Schinken delikat schmeckte, sondern auch, daß dieser appetitlich gedeckte Tisch sich sehen lassen konnte. Und bisweilen trat mir der ganze Raum recht lebhaft und klar als Bild vor Augen. Die Büchsflinte lehnte in der Ecke und eine lila Winteraster stand vor dem Fenster, durch das der letzte Schimmer des scheidenden Wintertages ins Zimmer drang.

Erich Vogeler

Naturschutz

„Baumlisten"

Jetzt ist wieder das Erinnern an Baumschutz und Baumpflege besonders an der Zeit. Im allgemeinen ist es ja seit dreißig Jahren allerorten und stets an der Zeit, nie aber wird mit gleicher Rücksichtlosigkeit in alten Beständen gewüstet, wie im Vorfrühling. Aus allen Teilen Deutschlands meldet man auch heuer wieder sinnlose Baumfrevel. Und zahlreiche Fälle hätten sich vermeiden lassen, wenn die Heimat- und Naturschutzverbände nur gewußt hätten, daß ein schöner Baum, eine schöne Gruppe überhaupt bedroht war. Alle Schutzvereinigungen sollten deshalb, scheint mir, Verzeichnisse landschaftlich wichtiger Bäume anlegen und mit den Besitzern in Verbindung treten. „Baumlisten" würden eine Kontrolle über den Bestand erleichtern. Man könnte den Besitzern mitteilen, daß man ihre Bäume für schön genug gehalten habe, um sie hier einzutragen, könnte sie bitten, wenn sie doch aus irgendwelchem Grunde das Fällen beabsichtigen, vorher mit dem Verein in Verbindung zu treten, und könnte gelegentlich irgendwie solche Erinnerungen wiederholen. Aufmerksamkeiten, wie eine gerahmte Photographie des betreffenden Baumes mit entsprechender Inschrift, helfen mitunter den Baum als Gegenstand des Stolzes empfinden und damit sichern zu lassen.

Auch an unsre Bitte: „Busch und Baum an die Ufer!" möchten wir heute erinnern, die Verhältnisse liegen für das Bepflanzen der Ufer heute vielenorts günstiger als vor einigen Jahren, weil zahlreiche Flußämter die Berechtigung unsrer Wünsche anerkannt haben und auf dem schönheitmörderischen „Rasieren" der Flußufer heute nicht mehr bestehen. An einigen Flüssen und Seen, von deren Kahlheit man kürzlich noch „obrigkeitlicherseits" befriedigt war, regt sich schon wieder malerisches Pappel- und Weidenleben, das die Ausblicke übers Wasser umrahmt und zugleich den Vögeln Nistgelegenheiten gibt. Auch der Bitte, die „Knicks" zu erhalten, der Bitte um mehr Hecken und

Digitized by Google

der Bitte, Schutthalden zum Anpflanzen von Bäumen und Gesträuch zu benützen, ist manchenorts entsprochen worden. Wir dürfen nur nicht nachlassen, dann werden wir mehr erreichen.

Zur Dilettanten-Ausbeutung

Handel und Gewerbe

Herr Dr. jur. Kurt Wolff in Breslau hat an die Firma E. Piersons Verlag, Inhaber Richard Lincke, K. u. K. Hofbuchhändler in Dresden, den folgenden Brief geschickt, um einmal festzustellen, ob an dem Gerücht über Dilettanten-Ausbeutung seitens gewisser Firmen was Wahres sei:

Umstehend ein Gedicht.

Habe ein Band Gedichte geschrieben. Sind sehr schön Mein Freund findet sehr gut. Bite mir zu schreiben, ob Sie meine Gedichte druken wolen, und was kostet es.?

Mit al ler Hochachtung Voll
K. Wolf Drogist
Breslau, Ernststr. 3

Sende anbei Ruckporto. Bitte mir gleich höflich schreiben, ob ich Dichter bin und 20 Gedichte von mir druken wollen. Höre, daß auch j. Dichtern helfen. Will gern alles event. zalen, was Sie kostet (bis gespart 500—600 Mk mer nich), muß aber in Zeitung stehn, daß von mir ist.

Das ist mein bestes.

Die Quele.

Die Quele durch die Wälder geht
Und durch die Tähler leise
Mein Herz ist warm und geht
Hinauf, hinab.

Die Quele durch die Wälder geht
Die Blümlein sind gepflanzt
Ach könnt ich immer am Ufer gehn
Hinauf, hinab.

Die Quele durch die Wälder geht
Die Sterne scheinen
Es wird Nacht und die Sonne geht
Hinauf, hinab.

Breslau im Mai.

Darauf erhielt der Einsender die folgende Antwort:

Sehr geehrter Herr!

Ihre Gedichtproben haben wir mit lebhaftem Interesse gelesen, sie sind recht stimmungsvoll und zeugen von poetischem Talente, wenn auch die Form manchmal nicht ganz tadellos ist. Jedenfalls sind die Gedichte, die wir von unserem literarischen Mitarbeiter etwas durchsehen lassen würden, einer Veröffentlichung wert und wir wären gern bereit, die Sammlung zu drucken und herauszugeben.

Freilich müßten Sie die Kosten tragen, denn ein genügender Absatz ist nicht sicher, solange ein Dichter noch nicht bekannt ist.

Wir bitten nun, uns sämtliche Gedichte einzusenden, damit wir Ihnen das Nähere mitteilen können.

Hochachtungsvoll u. ergebenst
E. Piersons Verlag.

Später mahnte die Firma, sie hätte noch keine Nachricht und bäte, die Gedichte nun gefälligst einzusenden. —

Mit dem Lachen über diesen Briefwechsel scheint es nicht getan, wenn man bedenkt, daß sich dem Piersonschen Verlage, Inhaber K. u. K. Hofbuchhändler Lincke, hier ein armer Teufel von „Drogist“ anzubieten schien, der sich bereiterklärte, seine paar Ersparnisse zu opfern. Hier schien es so, in wie vielen Fällen ist es so, wo uns nachher Dilettanten-Lyrik gedruckt vorgelegt wird?

Vom Wettbewerbe zwischen Staaten

Gesellschaft

Man spricht bei uns immer nur vom Wettrüsten zwischen Staa-

Digitized by Google

ten, nie vom Wettbewerb im allgemeinen. Und doch ist das Wettrüsten nur eine Abart des Wettbewerbes. Nicht die streitsüchtigsten, sondern die friedfertigsten Völker haben die dauerhaftesten Kulturformen geschaffen, nicht Hunnen oder Araber, sondern Chinesen oder Germanen. Mit kriegerischen Mitteln allein kann sich kein Volk ausbreiten. Die Chinesen, zu denen jeder vierte Mensch auf der Erde gehört, haben mit Hilfe der Pflugschar mehr fremdes Volk überwunden, langsamem, schmerzlosem Tode überantwortet, an sich selber zugrunde gehen lassen, um vornehm-zurückhaltend deren Plätze erst auszufüllen, nachdem die Natur selbst ihre Auslesearbeit getan hatte, — als je auf der ganzen Erde mit Waffengewalt vernichtet worden ist. Dabei braucht gar nicht übersehen zu werden, daß auch von chinesischen Herrschern große Kriege geführt worden sind, nicht selten grausame Ausrottungskriege, vielleicht die grausamsten und massenmörderischsten, die überhaupt je geführt worden sind. Indessen waren das Ausnahmen, und gewiß sind den Chinesen im Laufe der Jahrtausende ihrer Geschichte von mongolischen oder tatarischen Horden, die in ihr Land einfielen, viel mehr Köpfe abgeschnitten worden, als sie ihren Feinden je abschnitten. Was ihre Überlegenheit ausmachte, war, daß ihnen abgeschlagene Köpfe schneller wieder nachwuchsen als den Gegnern, und daß sie in allen Künsten des Friedens Meister waren und blieben. Man könnte leicht versucht sein, die Ausrottung der Indianer in Amerika für ein großes Gegenbeispiel kriegerischer Verdrängung eines Volkes durch ein anderes anzusehen; indessen scheint das nur auf den ersten Blick so. Der weiße Mann würde gegen den Indianer ebensowenig wie gegen den Chinesen und Japaner mit seiner kriegerischen Technik allein viel ausgerichtet haben, wenn sich der Indianer durch Übergang zu intensiver Bodenbewirtschaftung rasch genug von den großen Nahrungsspielräumen unabhängig gemacht hätte, auf die er als Jäger angewiesen war. — Was haben den Spaniern ihre kriegerischen Eigenschaften in Hinsicht auf die Ausbreitung ihrer Rasse genützt, was den Franzosen die ihrigen im Kampfe gegen die Deutschen, und was vermögen die Deutschen mit ihrer zu Notwehrzwecken entwickelten vorzüglichen Kriegstechnik gegen die unheimlich anschwellenden slawischen Völkerfluten im Osten?

Die Pioniere des Militarismus sind nie aus wahrhaft starken, das heißt einer langen Dauer und weiten Verbreitung fähigen Völkern hervorgegangen, sondern immer aus solchen, die, durch räumliche Bewegung zu frühzeitiger Hypertrophie des Verstandes genötigt, ihren künstlichen Zeitvorsprung an kultureller Entwicklung gegenüber vordrängenden rückständigeren, aber kraftvolleren und massenhafteren Menschenhorden mit künstlichen Mitteln möglichst lange zu behaupten suchten. Napoleon, der Schöpfer des modernen Militarismus, hat nie gewähnt, die Deutschen könnten dauernd von Frankreich aus und durch die Franzosen beherrscht werden. Es gibt Aussprüche von ihm, die beweisen, daß er von der Zukunft des deutschen Volkes viel mehr hielt als von der Zukunft seines eigenen. Napoleon war kein Instrument der französischen Nation, sondern ganz Europas. Seine Krieger haben wohl für den Ruhm, aber nicht für den Bestand Frankreichs, sondern auf dessen Kosten

Digitized by Google

gekämpft. Frankreichs Ehrgeiz, den Ruhm aufrechtzuerhalten, den es unter Napoleon als unbewußtem Erwecker schlummernder Energien in östlichen, physisch stärkeren Völkern erworben hat, ist die Grundursache, weshalb seine Erneuerungskraft zurückgeht. Dieser Ehrgeiz läßt die französische Nation sich in der Produktion von Sicherheiten erschöpfen; ohne das Revanchebedürfnis würden die Milliarden französischen Geldes, die dazu dienten und dienen, die Slawen Osteuropas zur Bedrohung Deutschlands zu militarisieren, wohl überwiegend in wirtschaftlichen Unternehmungen angelegt sein. Jeder Militarismus, der aufhört, als ein Mittel der Machtausdehnung einer Nation zu dienen, zehrt als fressendes Übel an den Kräften der eigenen Nation. Das trifft auch auf das Verhältnis Deutschlands zu Rußland zu. Napoleonisch geartete deutsche Staatsmänner würden sich mit den Westmächten zu verständigen wissen und die Spitze des deutschen Militarismus gegen Rußland richten. Dagegen sträubt sich indessen der Instinkt der Selbsterhaltung in der Hohenzollerndynastie, die es vorzieht, den politischen Betätigungsdrang russischer Staatsmänner ostwärts abzulenken, um den eigenen um so ungestörter auf dem Wege westlicher Machtausdehnung befriedigen zu können. Hier verliert aber der Militarismus in dem Maße an Bedeutung, als Handel und Verkehr die wirtschaftlichen Interessen der Nationen miteinander verknüpfen und ineinander verflechten. Darum frißt auch in Deutschland der Militarismus nach innen. Das Anwachsen des Bureaukratismus und die um sich greifende Veramtung des wirtschaftlichen Lebens sind auf ihn zurückzuführen; denn wenn der Militarismus, wie es seine ursprüngliche Bestimmung war, dazu diente, den Spielraum wirtschaftlicher Unternehmungen zu erweitern, anstatt ihn durch unfruchtbaren Konsum zu verengern, so würde es keinen Massenandrang zu den Beamtenlaufbahnen geben, und das mumifizierende Ideal der sicheren Versorgung und Pensionsberechtigung würde nimmer private Angestellten- und Arbeiterkreise bei uns überwältigt haben. „Bureaukratisches Regime bringt unser Volksleben zum Absterben", sagte im Reichstage einmal Reichskanzler von Bethmann Hollweg. Das Endergebnis ist die völlige Knechtung des Volkes durch seinen eigenen Staat; unfähig, diesen als sein Werkzeug zu handhaben, läßt es ihn schließlich in fremde Hände übergehen und sich durch diese mit ihm ausbeuten.

Militarismus schafft künstliche Sicherheiten, um einen Mangel an natürlichen zu ersetzen. Je mehr es einem Volke an letzteren gebricht, desto mehr Militarismus hat es nötig. Die Russen sind in den meisten Kriegen, die sie führten, geschlagen worden, und sind doch trotz ihrer vielen Niederlagen das ungebeugteste, zukunftsicherste Volk Europas wie Mittel- und Nordasiens, infolge der natürlichen Sicherheiten, die die Lage, Ausdehnung und Unwegsamkeit ihres Landes bieten. England erfreut sich des natürlichen Schutzes des Meeres, hat deswegen die Kontinentalmächte an wirtschaftlicher Entwicklung weit überholen und sich ein großes Weltreich schaffen können, indem es mit seinem Gelde fremde Völker seine Kriege führen ließ. Zu den natürlichen Sicherheiten gehören auch politische Einheitsgefühle, -gedanken. Die

Digitized by Google

Amerikaner haben die Züchtung eines neuen Menschentyps als Einheitsform den Mittel-, Süd-, West- und Nordeuropäern der alten Welt vorweggenommen und dadurch einen gewaltigen Vorsprung in der Entwicklung erlangt. In ganz Nordamerika ist das Friedensideal für die weiße Rasse nahezu verwirklicht, in Südamerika auch schon großenteils, und ganz Amerika beseelt jedenfalls gegenüber europäischen Machtbestrebungen schon heute ein Geist. Die Voraussetzungen für eine Kontinentalsperre, wie sie Napoleon einst in Europa vergeblich gegen England durchzuführen versuchte, sind in Amerika vorhanden. Was aber ist das moderne Europa ohne die Möglichkeit ungehinderter, ununterbrochener Zufuhr amerikanischer Rohstoffe und Nahrungsmittel! Vier Fünftel von dem, was das englische Volk ißt, stammen aus überseeischen, vor allem amerikanischen Ländern; selbst ohne irgendwelche Flotte wäre infolgedessen ein einheitlich gesinntes Ganzamerika stärker als England mit seiner riesigen Seemacht.

Staaten sind vorwiegend Versicherungsinstitute. Der Wettbewerb unter ihnen ist dadurch beschränkt, daß jeder Staat in seinem Gebiete ein Monopol ausübt. Wer in Deutschland geboren ist, ist gezwungen, deutscher Staatsangehöriger zu sein, solange er sich im deutschen Staatsgebiete aufhält und noch eine Zeitlang weiter. Rückständige Staaten behandeln ihre Untertanen immer noch wie Grundbesitzer ihre Hintersassen im Zeitalter der Hörigkeit. Die gewaltige Vervollkommnung der Verkehrsmittel im Maschinenzeitalter hat aber den Wert der Staatsmonopole immer mehr verringert. Despotisch regierte Länder verlieren fortgesetzt ihr bestes Menschenmaterial durch Auswanderung. Die Bedeutung dieser Erscheinung wird noch dadurch gesteigert, daß die modernen Exportindustrien, die in Westeuropa mehr und mehr die vom Lande, als dem Orte des stärksten politischen Drucks, Abwandernden in ihren großstädtischen Staubecken aufnehmen, im Grunde nur Zweigniederlassungen überseeischer, junger Wirtschaftsgesellschaften sind, da in ihnen die heimische Arbeit nur dazu dient, die Erzeugnisse fremder Länder zu verarbeiten, wodurch der ganze Vorgang überwiegend von den Herren dieser Länder abhängig gemacht wird. Die Duldung des Exportindustrialismus durch europäische Machthaber ist eine Konzession an überseeische Konkurrenten. Sie behalten auf solche Weise die Menschen als Untertanen, müssen diese aber an den materiellen und geistigen Vorzügen der neuen großen Kulturstätten jenseits des Ozeans teilnehmen lassen, da sie doch auswandern würden, wenn sie die fremden Naturprodukte unter denselben ungünstigen Bedingungen verwerten sollten, die sie bei der Verwertung heimischer Bodenerzeugnisse gewohnt waren.

Das Prinzip des Wettbewerbs zwingt heute jeden Staat, alle erfolgreichen Neuerungen, mit denen ihm andere vorangingen, nachzuahmen. Das trifft zum Beispiel auf die Sozialpolitik zu, mit der Deutschland den Anfang machte, und die ihm heute sogar England und die Vereinigten Staaten nachzumachen beginnen, Länder, die auch auf diese Art künstlicher Sicherheiten lange Zeit lachend verzichten konnten, weil sie über eine Überfülle an natürlichen Sicherheiten verfügten. Bisher war der amerikanische Arbeiter der

Digitized by Google

von Staats wegen vogelfreieste, den es in der Kulturzone des weißen Menschen gibt, und dennoch haben genaue Ermittelungen ergeben, daß sich gleichwertige Arbeitskräfte in den Vereinigten Staaten mehr als doppelt so gut bezahlt machen als in England, Deutschland oder Frankreich. Künstliche Sicherheiten können natürliche nie völlig ersetzen; sie sind teuer. Für die stärksten Völker sind die besten künstlichen Sicherungsmittel nur Notbehelfe, die auf einen möglichst kleinen Anwendungskreis beschränkt werden müssen. Im Wettbewerb zwischen Staaten entscheidet immer in letzter Linie die größere Unabhängigkeit von künstlichen Sicherungsmitteln, die geschützte Lage eines Landes und sein natürlicher Reichtum, sowie die Gleichartigkeit und Einmütigkeit, die Erneuerungskraft, der Unternehmergeist und die Intelligenz seiner Bevölkerung. Otto Corbach

Ein besondres deutsches Jugendgesetz

verlangt Admiralitätsrat Felisch in der „Deutschen Juristenzeitung“: ein Gesetzbuch, in dem das gesamte öffentliche und bürgerliche Recht der Jugend festgelegt sei. Die jetzige Gesetzgebung verweist die Rechtsangelegenheiten, die die Jugend angehn, in die verschiedensten Rechtsgebiete und erschwert damit die Rücksicht auf die kindliche Eigenart. „Die Jugend ist eine Welt für sich. Man soll ihr Recht absondern. Das Jugendproblem ist die Frage einer Umbildung des Naturmenschen in einen Kulturträger; es wird nicht gelöst werden, wenn nicht die wirtschaftlichen Ursachen beseitigt werden, die einer segensreichen Entfaltung der für diesen Zweck förderlichen Kräfte im Wege stehn.“ Der organische Zusammenhang der ganzen Jugendfürsorge mit der Gesamtpolitik des Reiches, mit der auf das eigentliche Volkswohl gerichteten Gesetzgebung werde völlig vernachlässigt. Daß die Jugendfragen in alle Gebiete unsres nationalen Lebens eingreifen, das kommt im Gesetzgebungswerke bei seiner Zersplitterung nicht zum Ausdruck. Die Grundlage für ein einheitliches Jugendgesetz müsse das Recht auf Erziehung sein. „Falsch geleitete Humanitätsgedanken, deren Mißgriffe das unsinnige Wort veranlaßt haben, es geschehe schon zu viel für die Jugend, sind auszuschalten.“ Die Vorarbeiten unsrer Jugendbewegung und die Vorbilder aus andern Ländern sind systematisch zu verwerten, zwischen der Großstadt und dem platten Lande muß unterschieden werden bei der Behandlung der Jugendfragen, die Mitwirkung der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Wohlfahrtseinrichtungen muß geregelt, die Organe der Selbstverwaltung, aus denen Jugendfürsorgeämter zu bilden sind, stärker an der Jugendpflege beteiligt werden. „Jedes Jahr ohne Jugendgesetz ein Verlustjahr.“

Vom Recht

Zwei Geschlechter von Politikern

Zu den Tagesereignissen

Das macht die jüngsten politischen Ereignisse vielleicht noch interessanter, als der Kampf und die Verschiebung der Machtfaktoren: daß noch niemals so deutlich wie in dieser Zeit das Beisammenleben und Gegeneinanderwirken zweier Geschlechter von Politikern zutage trat.

Das alte arbeitet noch unbefangen mit Liebe und Haß, mit Gemütsurteilen und mit sittlichen Bewertungen. Der Parteigenosse ist der gute Mensch, der Gegner der böse, es ist „Ehren“-Sache, den Parteigenossen durchzubringen, und

Digitized by Google

wenn einer, der sonst mit mir einer Meinung ist, einmal für den Angehörigen einer gegnerischen Partei stimmt, so handelt er „schmachvoll", als „Verräter". Man richtet sich nicht danach, was Parteien, wie die Dinge liegen, *können*, sondern danach, was sie *wollen*; „unterschreibt" oder „verdammt" dementsprechend und richtet seine Abstimmung nicht nach einer Erwägung über das jüngst hier besprochene „Parallelogramm der Kräfte", sondern nach den „Endzielen" der verschiedenen Parteien. Mit andern Worten: man handelt politisch noch ganz *naiv*. Man ist sich dessen noch nicht bewußt, daß Politik als Kunst des *Möglichen* nicht nur mit den eigenen, sondern mit allen tatsächlich wirkenden Kräften als mit Gegebenheiten rechnen muß, daß sie nur so das Erreichbare erreichen *kann* und daß sie deshalb gerade aus dem Streben nach Verwirklichung der Ideale heraus auch aus sittlichen Gründen so arbeiten *soll*. Statt dessen sucht man eben zu majorisieren, und glückt das nicht, so demonstriert man mit Stimmzetteln auch, wo das so zwecklos ist, wie ein Steinhagel ins Wasser. Man erklärt es für unsittlich, sich eines erreichbaren nahen Zieles wegen mit einem Gegner zu verbünden, dessen Endziel man für unsittlich hält. Kommt dabei nichts heraus, so befriedigt man sich persönlich mit dem guten Gewissen, „das Seinige getan zu haben", indem man für „den Mann von echtem Schrot und Korn" stimmte. Vereinbarungen sind „Kuhhandel". Kurz: nicht der objektive Zweck bestimmt das Tun, sondern die subjektive Stimmung.

Ein politischer Fachmann, der so handelte und doch dabei zu Dauererfolgen käme, ist natürlich nicht nur jetzt, sondern war stets undenkbar. Ein Höfling hier, ein Demagoge dort kann ausschließlich durch Gemütsbewertungen die Willen erregen und damit auch politisch Augenblickserfolge erreichen, aber niemals dauernde, da sich starke gegnerische Kräfte nicht dadurch aus der Welt schaffen lassen, daß man sie ignoriert oder beschimpft und auch nicht dadurch, daß man Spannungen die Ventile sperrt. Von Machiavelli über Gustav Adolf und den Großen Kurfürsten, über Friedrich zu Bismarck und zu allen Erfolgreichen sonst ist kein Politiker zu finden, der so kindlich gedacht hätte, denn so denken heißt ja eben unpolitisch, unrealistisch denken. Wohl aber haben bisher in Deutschland die *Massen* so gedacht, und was die *Massen* betrifft, so haben die Politiker bisher ausschließlich mit solchen Motivierungen gerechnet. Die „Wahlparolen", die durch Regierungsakte, Parlamente und Zeitungen verbreiteten Schlagworte, die Benutzung der Gefühlswerte überhaupt beweisen das für alle Parteien gleichmäßig. Seit einer Reihe von Jahren aber bricht sich tatsächlich eine neue Art von politischem Verhalten auch in den *Massen* Bahn.

Der auffälligste Beweis dafür ist der *freiwillige Proporz* bei den bayrischen Wahlen, den man einmal allein auf diese seine symptomatische Bedeutung hin würdigen sollte, also ganz absehend davon, ob das Zentrum „recht" hatte oder seine Gegner. Daß eine vorherige Verständigung den Minderheiten freiwillig Vertretung einräumt, daß dann bei den Wahlen selbst Nationalliberale auch vom rechten Flügel sofort, ohne zweite Wahl, daß offen zugegebenermaßen auch hohe Beamte für Sozialdemokraten stimmten und daß anderseits Sozialdemo-

Digitized by Google

kraten von der äußersten Linken für Nationalliberale stimmten, ja agitierten usw. — das wäre noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit unmöglich gewesen. Denn es geschah hier wie dort „contre-coeur“, indem man die Stimmung der Überlegung unterordnete. Dieses letztere ist für diese kleine Betrachtung das Wesentliche. Es zeigt sich natürlich im Süden sonst noch in mancher Erscheinung, auch nicht erst seit gestern. Und dieser neue, praktischere Geist hat auch im deutschen Norden bereits bei dem und jenen Wurzeln gefaßt. Man spürt ihn überall im Durcheinander, im bald bewußten, bald unbewußten Kampfe mit der naiven Auffassung des älteren Geschlechts.

Nur scheinen sich die Wenigsten im Norden darüber klar, daß damit wirklich etwas wesentlich Neues eindringt. Dieselben Blätter, beispielsweis, die Wahlbündnisse auch zwischen scharfen Gegnern nicht mehr schlechterdings „unnatürlich“, sondern wenigstens „für bayrische Verhältnisse“ immerhin „erlaubt, ja geboten“ finden, entrüsten und empören sich, wenn im Norden da oder dort, noch ausnahmsweise, etwas ähnliches geschieht und finden es ganz in der Ordnung, wenn man zum Beispiel gemeinsame Arbeit politischer Gegner im Reichstagspräsidium als schändend hinstellt, sobald die Gegnerschaft radikal ist. Einer von der Nachbarfraktion mag noch als leidlich anständiger Mann gelten, der Gegner am andern Ende des Diameters ist auch sittlich anrüchig, und gemeinsame Arbeit mit ihm „entehrt“. Ich bitte die Leser darauf zu achten, wie derartige subjektive Weltbilder noch immer und in Blättern aller Parteien durchschimmern. Aber wir haben in Deutschland nun sogar schon Massen, die reifer sind. Das heißt: die sich allmählich die Technik aneignen, politisch nicht nur sich aufzuregen, zu reden und zu schreiben, sondern den Gedanken Kraft werden zu lassen, also politisch als organisches Bewegen im Ganzen zu wirken. Von solchem Bewußtsein zeugte auch, ganz abgesehen von ihrem sachlichen Inhalt, die Rede des freikonservativen Führers im preußischen Landtage. Unsre Gesellschaft politisiert sich.

Daran dürfen wir glauben, auch wenn die Entschließungen jetzt bis in den hohen Reichstag hinein gelegentlich seltsam direktionslos scheinen, heute so, morgen so. Man denkt nicht verschieden, sondern man läßt, beispielsweis, nachdem man eben die Einsicht entscheiden ließ, unterm Eindruck irgendeines Vorgangs plötzlich noch mal die Stimmung entscheiden, was man nachher natürlich irgendwie begründen muß. Man ist im neuen Denken noch nicht fest, und die Mehrheiten wechseln auch. Gerade diese Inkonsequenzen sind aber so oft Zeichen des Reifens, wie die Gärungen im Most.

Sozialer Ästhetismus

Vom Ausland-

Russisches

Die soziale Verantwortung, und das heißt die Verantwortung jedes Einzelnen für das gesellschaftliche Verhalten der Gesamtheit, lastet meist noch unbewußt auf den Völkern Europas. Ein jedes von ihnen sucht sich in seiner Weise abzufinden mit dem unwillkommenen Gast: Frankreich durch gelegentliche Explosionen, England durch jenen oberflächlichen Optimismus, den man nur dem Manne der Tat vergibt, Deutschland durch wissenschaftliche Schulmeistereien oder durch brutale Machtvergötterung. Alles das geschieht aber halb unbewußt, zusammenhanglos und mehr ele-

Digitized by Google

mentar. Nur ein einziges europäisches Volk hat das Problem der sozialen Verantwortung ganz in sein Gesellschaftsbewußtsein aufgenommen und es in seiner Weise zu lösen gesucht. Und da dieses Volk in eminentem Sinne künstlerisch veranlagt ist, so ist die Lösung vorerst in künstlerischem Sinne geschehen: Man hat die sozialen Dissonanzen aus der Wirklichkeit in die Menschenbrust verlegt und sie sich dort harmonisch auflösen lassen. Die dafür charakteristische Formel ist die: „Wenn so viele leiden müssen, habe ich kein Recht darauf, nicht zu leiden." Es kommt so eine Art sozialer Trauer zustande, die sich wie ein schwarzer Schleier um das Leben jedes einzelnen legt. Wir erleben das heute in weiten Kreisen der russischen gebildeten Gesellschaft, bei den sogenannten Intelligenten: Aus lauter Angst vor ästhetischem Lebensgenuß, in dem sie eine Frivolität gegenüber der Volksnot erblicken, konstruieren sie sich ein Leben, in dem jeglicher ästhetische Genuß in gewöhnlichem Sinne ausgeschlossen ist, das aber gerade darum ein Genuß ist, ein ästhetisches Dasein, ein Übersehen der realen Verhältnisse. Natürlich ist hier der Genuß (er besteht vor allem in maßloser Verachtung aller Nichtintelligenten in Rußland und aller Westeuropäer überhaupt) nicht gewollt. Er bildet nur einen vielleicht zur Lebenserhaltung notwendigen Selbstbetrug. Der Wille die soziale Verantwortung zu tragen ist hier völlig aufrichtig. Man hat nur die Gefühlsantwort auf die persönliche Unlust am Volksleiden verwechselt mit der Beseitigung der Unlustursache: das soziale Übel ist damit weder aus der Welt geschafft, noch vermindert. Auch ist es ein Irrtum, wenn man sich hier aus freiwilliger persönlicher Armut ein Verdienst macht: die ist streng genommen doch nichts anderes als Flucht vor sozialer Verantwortung, als freiwilliger Verzicht auf Machtmittel zur Bekämpfung des sozialen Elends. Trotzdem möchte man auch den vornehmsten westeuropäischen Geistern ein paar Jahre Rußland wünschen: Es fehlt ihnen fast ausnahmslos und oft in bedenklichem Maße an sozialer Anschauung. Und es scheint tatsächlich so, als ob ein Hundertmillionenvolk leiden muß, damit die Gebildeten in ihm begreifen, was eigentlich soziale Bedingtheit bedeutet. Die russische Gesellschaft hat das begriffen. Da ihr aber Geistesfreiheit fehlt oder fremd ist — das heißt die Ehrfurcht vor dem Geistigen unter allen Umständen — so hat man dort gleich ein Dogma gemacht aus dem Volksleiden. Und so ist das, was aller Kräfte hätte entfesseln können, zu einer Fesselung aller Kräfte geworden, zu einer Fesselung, die bei weitem drückender auf dem russischen Geistesleben lastet, als alle Polizeizensur.

Der gebildete Russe — dem Wesen nach durch und durch ein Künstler — urteilt ästhetisch. Das ästhetische Urteil ist in letzter Hinsicht nichts andres als eine Zweckbeziehung der ganzen übrigen Welt zur eigenen Person. Man ist versucht, dem russischen Intelligenten folgendes Paradox in den Mund zu legen: „Wir wollen nicht Philister sein, deshalb darf unser Volk nicht in Ordnung und Wohlstand leben."

Natürlich wäre das nur ein Paradox, es wird höchstens im Unterbewußtsein des Intelligenten erlebt. Denn der Russe ist nicht nur in seinem Privatleben, er ist auch in seinem gesamten Geistesleben immer durchaus aufrichtig. Er ist nur sehr launisch, und dann macht ihn auch

Digitized by Google

bisweilen die große Kunst rasend, die große verhängnisvolle Kunst, die ihm ward, das Weltall unbewußt so zu erschauen, es so im Sehen umzugestalten, es so zu bejahen, wie es seinen Bedürfnissen entspricht. Nicht seinen Wünschen! Der Russe will fraglos das höchste Wohl seines Volkes. Er braucht aber so sehr seines Volkes Elend, um sich auszuleben in seiner Weise, daß ihm jede andere Vorstellung von einem Volksheil abgeht jenseits der Befriedigung aller materiellen Bedürfnisse im Volke, deren ausschließliche Verwirklichung ihn dabei doch die Welt hassen lassen müßte. Der gebildete Russe dünkt sich tatsächlich an der Spitze aller Kulturvölker, weil es seinem Volke am schlechtesten geht, und er beurteilt die weit geordneteren Verhältnisse bei andern Nationen mit abfälliger Verachtung, weil er sie nach den Wünschen beurteilt, die er für sein Volk hegt. Und so kommt er wie König Midas niemals zum Anschauen der Wirklichkeit: Alles wird Ideal, wenn er es anfaßt.

So weit wirkt das Bewußtsein der sozialen Verantwortung in Rußland als äußerer Rahmen für das Gesellschaftsleben, als Stimmung des persönlichen Lebens. Bei energischen Individuen dieser Rasse wird aber die soziale Verantwortung zum ausschließlichen Lebensziele. Dabei verfährt dieser geborene Künstler so: Er setzt ein utopistisches Endziel, nimmt dogmatisch unfehlbare Mittel zu dessen Herbeiführung an und gebraucht sie mit untrüglichem Wirklichkeitssinn. (In dieser Vereinigung von höchstem Idealismus und nüchternstem Wirklichkeitssinn erblicken wir überhaupt das charakteristische Moment in der künstlerischen Veranlagung des russischen Volkes.) Ich denke hier vor allem an den Terrorismus: Man sieht sein Volk leiden. Soll man nicht an seinem Leiden zugrunde gehen, so muß es Schuldige geben, und die müssen zu erreichen sein. Und das kann nur der Fürst sein und seine höchsten Beamten. Man macht aus ihnen die Sündenböcke und genießt in dem Streben nach ihrem Untergang die Empfindungen, als befreie man tatsächlich sein Volk. Hierbei tritt noch ein anderer typischer Selbstbetrug des geborenen Ästheten in Wirkung (ein Selbstbetrug, dem wohl für Sozialempfindliche eine große, daseinerhaltende Kraft kaum abgesprochen werden kann): Wir alle sind von Hause aus geneigt, die Zweckmäßigkeit der Maßnahmen, die wir einem Übel gegenüber ergreifen, nach den persönlichen Opfern zu beurteilen, die sie uns kosten. Vielleicht glauben wir aber auch das alles gar nicht im Ernste. Vielleicht beruhigt uns nur der Gedanke, daß wir selber leiden da, wo das Volk leiden muß. Wir büßen persönlich für die Volksnot. Wir erleben das Bewußtsein, daß wir wenigstens keinen persönlichen Vorteil ziehen wollen aus dem Leiden unserer Mitmenschen, daß wir es nicht besser haben wollen, als die, welche leiden müssen. Daraus erklärt sich denn auch vielleicht, daß die nicht einmal annähernd zu schätzenden Opfer, die von Rußlands Gebildeten an persönlicher Freiheit und persönlichem Glück dem Volksleiden gebracht werden, uns in ihrer vielfach so offenbaren Zwecklosigkeit einfach vor Rätsel stellen: Wir können uns da oft gar nicht des Argwohns erwehren, daß man hier einfach hinter Schloß und Riegel kommen will. Handelt es sich hier nicht bloß darum, so fragen wir uns da oft, daß beunruhigte soziale Gewissen ratlos stehen vor dem Elend ihres Volkes,

Digitized by Google

und daß sie bei der Bereitschaft zu allen Opfern einfach nicht wissen, was sie tun könnten der Volksnot gegenüber, und sich dabei doch schämen, nichts zu tun, wo das Volk leidet?

So erstreben sie denn die Kerkerhaft: Da fehlt ihnen einfach die Möglichkeit, etwas zu tun für das Volk, sie brauchen sich nicht den Kopf zu zerbrechen, was sie tun könnten für es, und können doch die Gewißheit haben, daß sie alle Opfer bringen würden für das Volk, wenn sie wüßten, welche Opfer hier zum Ziele führen würden. Wir finden in Rußlands Gefängnissen und Zuchthäusern und in Sibiriens vielberüchtigten Verbannungsorten tatsächlich die ruhigsten sozialen Gewissen innerhalb unseres Kulturkreises. Sie haben nicht die sozialen Übel aus der Welt geschafft, die dort sitzen, gewiß nicht, aber sie haben ihnen, den sozialen Übeln, gegenüber alle persönlichen Opfer gebracht. Sie persönlich sind quitt mit dem Volksleiden. Wir in Deutschland können das nicht recht begreifen, weil die Voraussetzung dazu ein tiefes soziales Schuldgefühl bildet, das uns abgeht. Es lebt aber in der gebildeten russischen Gesellschaft in einer Tiefe, daß man dort überhaupt gar nicht die Freiheit will, sondern vor allem und ausschließlich Befreiung von der niederdrückenden Gewissenslast der Schuld vor den Enterbten. Michailowsky, der Philosoph des Terrorismus, hat das ganz deutlich ausgesprochen (und eine sehr ähnliche Äußerung haben wir von einem der Führer des Panslawismus): „Die Freiheit ist eine schöne Sache, aber wir wollen die Freiheit nicht, wenn sie, wie in Westeuropa, nur die Schuld vor dem Volke vermehrt. Wir beanspruchen für uns selber keinerlei besonderen Rechte, nicht einmal die, welche man Naturrechte nennt. Wir sind bereit, uns zu nähren von Heuschrecken und wildem Honig!“ Nun darf freilich nicht übersehen werden, daß das soziale Schuldgefühl in Rußland verständlicher, um nicht zu sagen begründeter ist, als bei uns. Wir brauchen dabei nur an die schwere nationale Schuld der Leibeigenschaft zu denken mit ihren unausdenkbaren Greueln. Wer zudem selbst im modernen Rußland an kalten Winterabenden von der Straße kommt, der weiß auch bei einem normalen deutschen Bürgergewissen oft nicht, ob er sich überhaupt das warme Zimmer gönnen darf nach dem, was er da draußen gesehen hat. Uns scheint darum das russische soziale Schuldbewußtsein an sich vielleicht gar nichts andres als die typische Reaktion der Menschenseele auf eine gewisse Tiefe sozialen Elends. Nur die Art, wie sich die russische Seele mit ihrem sozialen Schuldgefühl abfindet, ist ihre eigene, sie ist eine rein künstlerische: Die soziale Dissonanz wird in Gedankenform gebracht und in der eigenen Brust gelöst unter Darbringung aller denkbaren Opfer. Die Opfer sind freilich gebracht zunächst für die Befriedigung der Gemütsbedürfnisse derer, die unter der Volksnot leiden, nicht um die Volksnot selber zu beseitigen. Man kann das vom sozialen Standpunkt aus bedauern. Aber vielleicht ist auch das oberflächlich.

Der schaurig-schöne Anblick der aus Mitleid mit der Volksnot in die Irre gehenden russischen Gesellschaft kann vielleicht noch, indem er die Seelen des zuschauenden Europas umformt, vorbeugend wirken in gar nicht absehbarem Maße. Bis jetzt war das ganze russische Volk nur ein Umweg zu einigen unsterblichen Künstlern.

Digitized by Google

Wer weiß aber, wieviel Kunstwerke noch schlummern mögen in der Seele dieses Volkes, und ob nicht jedes wahrhaft große Kunstwerk in letzter Hinsicht Kulturumwege ersparend wirkt. Alle die seelischen, die menschlichen Möglichkeiten, die in uns schlummern, können kraft unsrer Gebundenheit an Raum und Zeit doch immer nur in kleinem Umfang und nur zufällig ausgelöst werden. Ein solcher glücklicher Zufall ist die Begegnung mit einem Künstler. Er korrigiert unser notwendig stets beschränktes Einzelschicksal. Vielleicht wird auch das gebildete Rußland uns Westeuropäer dazu zwingen, ein soziales Elend nachzuempfinden, wie wir es nicht mehr haben, um so zu einem viel, viel vertiefteren Verständnis auch jenes sozialen Elends zu gelangen, das noch bei uns herrscht — wie sehr wir uns auch bemühen, es zu übersehen.

Karl Nötzel

Besseres Deutsch im Heer

Heer und Flotte

In einer neuen preußischen Garnisongebäudeordnung hat man planmäßig überflüssige Fremdwörter verdeutscht, den Satzbau vereinfacht und sich eifrig bemüht, ein gutes Deutsch an die Stelle der schwerfälligen Amtsprache zu setzen. Eine Verfügung des Kriegsministers dringt darauf, daß die neuen Bezeichnungen und Verdeutschungen auch im Schriftwechsel allgemein angewendet werden. So können sie sich allmählich auch im wirklichen täglichen Gebrauch einbürgern.

Eros

Auch etwas über Frauenberuf

Mann und Weib

In dem nordisch rauhen Gebirge erlebt man es wohl, daß sich morgens bei prachtvoll blauem Himmel plötzlich Nebelballen über die Landschaft wälzen. In wenig Minuten sind Sonne, Berge und Täler verschwunden, aufgezehrt von einem einförmigen, undurchdringlichen Grau.

Eine ähnliche Vorstellung habe ich, wenn ich mir denke, daß Eros von der Erde abzöge, obwohl ich keineswegs zu den Modernen jener Schule gehöre, für die das Weltall nichts ist als ein ungeheures Unisono von Brunstgefühlen.

Die Macht, die Eros verkörpert, wird nicht von der Erde verschwinden, so lange die Menschheit nicht ausstirbt. Aber bei einem Teile der Menschheit vermag man sich diese Macht beim besten Willen nicht als ambrosischen Gott vorzustellen.

Auch kann es wohl geschehen, daß der Gott ein Volk verläßt, wo er sich lange heimisch gefühlt hat.

Bekanntlich verlassen die Götter die Stätten, wo ihnen nicht mehr geopfert wird. Opfern wir dem Eros noch? Das Erotische, es liegt ja am Tage, spielt heute eine wichtigere Rolle, als es bei uns wohl jemals gespielt hat. Aber damit ist die Frage nicht beantwortet, ob man Eros dem Göttlichen noch Opfer bringt.

Das den Göttern liebste Opfer war bei allen Völkern das lebendige, und das höchste ist für den einzelnen das eigene Ich.

Aristoteles sagt, der Selbstmord aus Liebesgram sei die Handlung eines feigen Mannes. Aber das war keineswegs die Auffassung der Griechen überhaupt. Es gab einen Felsen, von dem Verliebte mit obrigkeitlicher Genehmigung ins Meer sprangen, wenn sie den Eros nicht mehr ertragen konnten. Wurden sie zufälligerweise gerettet, so waren sie, behauptet man, von ihrer Liebeskrankheit geheilt; welche Kur ja auch etwas Einleuchtendes hat.

Digitized by Google

Nun weiß jeder Zeitungsleser, daß heute kaum ein Tag hingeht, wo sich nicht, entweder in Berlin oder sonst irgendwo in Deutschland, eine sogenannte Liebestragödie abspielt. Aber das sind kaum jemals Menschen aus den Kreisen, die wir, und das mit Recht, die Gebildeten nennen. Etwa fünfundzwanzig vom Hundert sind Leute aus dem Volk im engeren Sinne. Die andern sind ganz Jugendliche, aus der Zeit der geschlechtlichen Krisis, hier und da auch wohl ein Bejahrter, bei dem das Geschlechtliche problematisch geworden ist, endlich eine gewisse Art von Nichtstuern aus gesellschaftlich hoch stehenden Schichten, die man ebenfalls nicht zu den Gebildeten rechnen wird.

Wie kommt das? Sind wir zu sehr Gehirnmenschen geworden, als daß eine elementare Leidenschaft ganz von uns Besitz nehmen könnte? Ist unser Leben so reich geworden, daß wir nicht um der Liebe willen von ihm lassen wollen? Die in unsrer angeblich so individualistischen Gegenwart so verbreitete Eitelkeit des Zeitgenossen sagt: Ja, das sind die Gründe. Die Stimme der Eitelkeit ist aber nicht gerade immer die der Wahrheit.

Eine andre Frage: ist heute ein Lied der Liebe möglich? Das heißt, ich will gern glauben, daß unsre Dichter eine Fülle entzückender Liebesgedichte geschaffen haben und täglich neue schaffen; nur gerade ich habe persönlich kein Glück im Suchen: ich habe noch keins gefunden. Unsre lyrischen Dichter bringen uns, ohne jede Ironie gesagt, Farben der Stimmung, neben denen die der ältern etwas Primitives haben. Aber freilich auch etwas Leuchtendes. Ein Unterschied, der eine gewisse Verwandtschaft hat mit dem der Farben eines Malers von heute gegenüber denen eines alten Meisters. Unsre Dichter haben viele Reize, aber keine Flammen. Das liegt nach meiner Überzeugung nicht allein an der spezifisch dichterischen Kraft. Wenn ein Dichter mit dem Genie eines Shakespere, eines Goethe unter uns erstände, ich glaube nicht, daß er uns Romeo und Julia und den lyrischen Teil des Faust zu singen vermöchte. Richard Wagner, wird man mir einwerfen. Aber beiseitegelassen, ob der unsrer Epoche angehört: sein Eros lebt nur in der Musik. Wer imstande ist, seine Operntexte, in Gottes Namen Dichtungen, völlig unbefangen, ohne das unbewußte Mitschwingen seiner Töne, auf sich wirken zu lassen, wird mir zugeben, daß in ihnen nicht die Liebe zu uns redet, sondern der Gedanke, das Pathos und selbst die Rhetorik.

Schon längst hör ich die Frage: wenn es wirklich so sein sollte, was schadet denn das? Wer vermißt denn deinen Eros? Zu was soll er dienen?

Ja gewiß, ich weiß: wir leben in Schönheit. Oder ist das schon wieder vorbei? Ich habe in der letzten Zeit nicht mehr aufgepaßt und die Mode wechselt so schnell. Was ich meine, ist auch etwas andres: unserm Leben fehlt, glaube ich, das Moment der Werbung. Schiller ist freilich auch hier der zu Behauptungen a priori neigende Doktrinär, wenn er meint, das Weltgetriebe erhielte sich durch Hunger und Liebe. Etwas mannigfaltiger bewegt es sich in der Menschenseele nun doch. Aber daß diese beiden Impulse die mächtigsten sind, wird niemand leugnen, und wohl ebensowenig, daß die Liebe die köstlichsten Blüten in ihrer Gestalt als Werbung heraus treibt.

Unsern Großvätern war der Jüngling, der errötend ihren Spuren folgt, eine vertraute und rührende Gestalt; uns ist er eine

Digitized by Google

alberne Figur, es sei denn, daß er allenfalls die Sekundanermütze trägt. Bei uns erscheint die Werbung, womit man ja den Wettstreit um das Portemonnaie des Schwiegervaters nicht verwechseln wird, eigentlich nur noch in der Tanzstunde. Aber eben daß sie da, wo das Wesen der Sache nicht durch allerhand Interessen getrübt wird, so deutlich hervortritt, beweist doch, daß sie uns im Blute liegt, also für uns das natürliche ist. Ich will nicht gerade behaupten, daß für die späteren Jahre die Werbung aus unserm Leben völlig ausgeschaltet wäre. Schließlich wird um die Millionenerbin und um die Tochter eines Mannes von Einfluß ja auch geworben. Aber diese Art der Werbung hat etwas Komödiantenhaftes. Blüten sind es nicht. Wirbt der Mann, natürlich mit Ausnahmen, nur da um das Weib, wo er es nicht heiraten will? Die Sache ist einleuchtend: bei dem Ehebruch im engern wie im weitern Sinne ist es am Ende nur der weibliche Teil, der etwas wagt oder aufgibt.

Ob nun dieser Mangel wirklich ein Mangel ist, das ist eine Frage, über die sich nur streiten ließe, wenn man zugleich die gesamte Kultur unsrer Zeit erörtern wollte.

Nur eins: man wirft der modernen männlichen Jugend vor, daß sie greisenhaft sei. Ein zum Glück nicht geringer Teil von ihr ist das nun zwar ganz gewiß nicht. Aber ein andrer Teil, den man weder nach der Zahl, noch sonst gering nennen darf, ist es sehr. Greisenhaftigkeit ist eine Eigenschaft, die der Werbende sorgfältig zu verbergen sucht, während diese jugendlichen Greise noch damit kokettieren. Freilich war vor einem Menschenalter in Romanen der maßlos blasierte Lebemann beliebt, der einen faszinierenden Einfluß auf unverdorbene junge Mädchen ausübte. Aber, wie gesagt, das war einmal, und zwar nur in den Romanen.

Der Mann empfindet nun allerdings unter keinen Zeitverhältnissen wie der Knabe, er wäre sonst eben kein Mann. Allein es war doch etwas sehr Schönes, wie wir als Knaben empfanden, und man möchte die Erinnerung nicht missen. Aber wie, wenn man nachträglich erführe, eine von denen, die man im Laufe der Schuljahre angeschwärmt hat, wäre schon damals sexuell aufgeklärt gewesen? Was bliebe übrig von diesem Teil der Erinnerungen, in dem sonst bei allem Lachen über sich selbst und die Holden von damals ein so zarter Schmelz ist, in gewissen Augenblicken wohl gar eine verstohlene Sehnsucht, als ein widriger Nachgeschmack? Was damals unser war und nie wiederkehrt im Leben, ist doch wohl das Mysterium. Der Wert der Koedukation erscheint mir von dieser Seite aus fragwürdig. Es mag sein, daß in unsern modernen Verhältnissen, besonders in den Großstädten, das Mysterium ohnehin schon der Aufklärung preisgegeben ist, ehe es noch als solches entsteht.* Ich sehe darin aber keinen Anlaß, diesem Vorgange noch durch neue Einrichtungen nachzuhelfen.

In gewissem Sinne bleibt uns das ewig Weibliche — schade, daß eins der schönsten Worte des reifen

---

* Eben! Es ist sogar fast immer so. Wir unserseits halten das „Mysterium“ des Gefühls mit sexueller Aufklärung über Tatsachen, die nichts weniger als unedel sind, nicht für unvereinbar. Das müssen wir betonen, weil sonst unsre Handlungen im Widerspruch mit diesen Worten schienen. K.-L.

Digitized by Google

Goethe so gründlich banalisiert ist — ja immer Mysterium. Niemand steht ihm ahnungsloser gegenüber als die vielen, die das andre Goethewort „Es ist ihr ewig Weh und Ach“ weniger einseitig auffassen als es gemeint ist, oder die sich gar auf der Höhe fühlen, wenn sie sich mit dem brutalen „Vergiß die Peitsche nicht“ ausrüsten.

Oft ist der Satz variiert, daß eine zu genaue Bekanntschaft alles banal macht. Auch eine Beethovensche Sonate läßt sich nicht Tag für Tag spielen. Mir ist die Vorstellung ästhetisch unerträglich, die Ungleichheit der Geschlechter könnte im bürgerlichen Leben verschwinden. Allerdings will es mir zuweilen so vorkommen, als empfände die neue Generation bereits anders als wir älteren. Dies ist der einzige Fall, wo es mir mein Stolz oder meinetwegen mein Hochmut nicht verbieten würde, zu bekennen: ich verstehe die Welt nicht mehr. Aber die Frage möcht ich denn doch erheben, ob die unverkennbare Krankheit unsrer Zeit nicht noch höher stiege, wenn die Sonja Kowalewsky und Madame Curie unser Frauenideal würden. Ich mache mir nichts aus dem Vorwurfe des Banausentums und sage es gerade heraus: wir haben Gelehrte und Forscher genug. Es ist nicht so wichtig, ob eine Entdeckung heute oder in zwanzig Jahren gemacht wird. Wir leiden vielleicht schon jetzt an einer Hypertrophie unsres wissenschaftlichen Sinnes. Jedenfalls würde ich es für das Gegenteil eines Gewinnes halten, wenn die besten unsrer Frauen, und die müßten es doch sein, sich auf die wissenschaftliche Forschung legten. Auch hier kommt ein Moment hinzu, das ins Ästhetische hinüberspielt: die Einseitigkeit der Fachbildung, die aus dem lebendigen Menschen ein ausgeklügeltes Buch macht.

Nun liegt mir wirklich nichts ferner, als den Frauen die Berufe versperren zu wollen, oder in dem alten Typus „Hausfrau“ die Krone zu sehen. Dieser Typus reicht nicht mehr aus. Die Frau für die Ehe wird heute nicht im Hause, sondern im Leben ausgebildet. In dem harten Kampfe ums Dasein, den wir zu kämpfen haben, und in dem Kampfe der Überzeugungen, der nicht weniger leidenschaftlich, sondern nur, notgedrungen, weniger blutig geführt wird als im Zeitalter der Religionskriege, können wir weder mit der Zierpuppe im Hause etwas anfangen, noch mit der besser gestellten Köchin, die mit am Tische sitzen darf. Aber daß man sich zu gemeinschaftlicher Ausübung des Berufes und nebenbei, weil es sich gerade so trifft, zu ehelicher Verbindung zusammen tut, scheint mir auch nicht gerade der wünschenswerte Zustand zu sein. Die Menschen, die so ganz in ihrem Berufe aufgehen wie eine Curie, sind ja beneidenswert. Aber sie werden immer nur eine ganz kleine Minderheit sein — und das ist gut. Wir andern wollen, daß uns die Tagesstunde schlägt, wo wir sagen können: nun bin ich nicht mehr der Arzt, der Kaufmann, der Beamte oder Gott weiß was, nun bin ich Mensch, nun darf ich es sein. Wer dies Bedürfnis nicht hat, mag in seinem Fache ein Koryphäe werden, als Mensch wird er verknöchern. Und ich finde, wir haben an Koryphäen keinen Mangel, aber einen sehr bittern an Menschen. Dieser Mangel, den andre ja bestreiten mögen, hat natürlich nicht nur eine Ursache; aber eine seiner Ursachen ist doch wohl ein Mangel an Frauen, bei denen der Mann sich als Mensch fühlt.

Digitized by Google

Von welcher Seite ich es auch betrachte, die Vorstellung, daß der Weltgeist oder die Natur, wie man es auffassen will, mit der Teilung in die beiden Geschlechter am Ende nichts erreichte, als daß die Frau nur eine Wiederholung des Mannes mit andern Geschlechtsfunktionen wäre, ist mir unerträglich. Die farbige Frische des Lebens, die ohnehin schon ständig vom Aschgrau bedroht erscheint, würde eine trostlose Verblassung erleiden.

Nicht darin sehe ich die Aufgabe, der Frau allen und jeden Beruf zu erschließen, sondern darin, die einen Beruf ausübende Frau in jeder Beziehung besser zu stellen, als es heute geschieht. Dazu gehört nicht am wenigsten die Erkenntnis, daß Tätigkeit in einem Berufe die allerbeste Vorbereitung für die Ehe ist. Die jungen Leute sollten doch endlich begreifen, daß eine tätige, umsichtige, im Leben geschulte Frau unendlich viel mehr wert ist als eine Summe Geldes. Beiläufig hat es mit dem schwiegervaterlichen Geldbeutel eine eigentümliche Bewandtnis: wer darauf achtet, wird sich wundern, wie oft er schmal wird, entweder schon bei dem Schwiegervater, oder in den Händen des liebenden Eidams. Es ist gewiß immer so gewesen und kann nicht anders sein, daß ein Mädchen mit Geld mehr umworben wird als ein armes. Aber eine so allgemein verbreitete Angst, sich ohne Kapital zu verheiraten, hat es doch wohl früher nicht gegeben.

Ich kenne nichts jammervolleres, als immer wieder diese blühenden, tatfrohen Mädchengestalten zu sehen, die ihre Arbeit und ihre Lebenserwartung so frisch erhält — auf so kurze Jahre. Wie sie zuerst leise zweifeln, dann traurig fragen und endlich verzichten. Wie ihre köstliche Frische verwelkt, ihre Züge zu voll oder zu mager werden, ihre elastische Kraft einer müden Laschheit weicht. Es kann nicht anders sein. Im Berufe werden sie elend bezahlt. Während eine wirklich recht große Anzahl von Wesen, mit denen der Genius der Menschheit alles mögliche schöne geplant zu haben scheint, nur nicht gerade die Fortpflanzung der Art, Frauen und Mütter werden, müssen *sie*, die zu Kampfgenossen des Mannes und zu Müttern kommender Geschlechter wie geschaffen sind, müssen sie mit all ihrem Reichtum in der Einsamkeit verkümmern, ihre Arbeitskraft in einem Berufe ausgeben, der ihnen allenfalls kümmerlich das Leben fristet.

Man sollte mit dem Grundsatze brechen, daß Frauenarbeit von vornherein immer schlechter bezahlt wird als Männerarbeit. Das wäre vielleicht noch nicht einmal von unsrer Selbstsucht aus unklug; denn je billiger die Arbeitskraft, um so drückender ist doch wohl die Konkurrenz. Auch würde eine größere Anzahl der jungen Mädchen in die Ehe abgehen, wenn sie so viel verdienten, daß sie sich eine Aussteuer zu beschaffen imstande wären. Ein Mann, der selbst kein Vermögen besitzt, sieht nun einmal darauf, daß die Frau die Aussteuer mitbringt, und das kann man ihm auch nicht verdenken.

Das der Jagd und der Landwirtschaft angehörige Wort Zuchtwahl auf unsre Ehe angewandt ist widerwärtig, und aus der Werbung des Mannes um das Weib ein Experiment machen zu wollen, ist der Einfall eines Mönches in der Klause. Aber ob die Ehe im wesentlichen als ein Geldgeschäft angesehen wird, oder ob die Frauen da gesucht werden, wo frische Quellen fließen, das ist nicht mehr und nicht weniger als eine Schicksalsfrage der Nation.

Digitized by Google

Die Nervenschwäche ist wirklich eins der schwersten Symptome unsrer Zeit, obgleich es alle Welt sagt. Sie ist nicht nur ein Thema für unterhaltende oder auch gar nicht unterhaltende Feuilletonartikel, sondern eine ernste, eine nachgerade bedrohliche Erscheinung. Nun gibt es Frauen verschiedenster Art, die das gemeinsam haben, daß von ihnen ein Hauch der Frische ausgeht, man möchte sagen: der Genesung. Zu ihnen gehören fast immer die jungen Mädchen, die in einem gesunden Berufe gesund arbeiten. Das ist ein Quickbrunnen, wie er dem deutschen Volke bitter not tut. —

Wenig sichtbar, wenig drängend und zuletzt doch die wichtigste ist aber die Frage nach dem höheren Element, nach dem Teil der Kräfte, der nicht in dem Kampfe um das eigne und der Kinder Dasein aufgebraucht wird.

Man befaßt sich heute im Bürgerhause sehr viel mit ästhetischen Dingen. Das ist schön. Nur hat es oft etwas Unruhiges, Überladenes, Unstetes, da es doch das Gegenteil von alledem sein sollte. Könnten nicht die Frauen im Leben das apollinische Element sein? Nicht im Sinne der subtilen und ein wenig fragwürdigen Unterscheidung Nietzsches, sondern in dem Goetheschen:

Ruhe, Lust und Harmonien
Und ein kräftig rein Bestreben.

Nun wird man vielleicht sagen: Jetzt kommt gerade erst die Schwierigkeit. Wie denkst du dir dies apollinische Wirken?

Einen Begriff hätt ich wohl. Aber um ihn auszusprechen, müßte ich ein Buch darüber schreiben.

Zum Schlusse verwahre ich mich gegen ein Mißverständnis. Es könnte so aussehen als wäre ich ungehalten darüber, daß sich gebildete Menschen so gar nicht aus Liebe totschießen wollen. Das nun doch nicht. Aber ich muß gestehen: gegenüber den vielen Selbstmorden aus Angst vor dem Leben würde auf mich hier und da eine solche Entladung der Leidenschaft allerdings wie eine tragische Erschütterung neben dem Jammer eines Arme-Leute-Stückes wirken.

Rudolf Huch

Bildung und Schule

Förderklassen

Die eigentliche Grundforderung der modernen Bildungsbestrebungen heißt: Individualisiere! — Beachte die Einzigartigkeit der Menschen, der Dinge und Zustände, die beim Erziehungsgeschäft in Betracht kommen! Schere nicht über einen Kamm! Verbanne jede Schablone!

Zur individuellen Gestaltung der Unterrichtsmaßnahmen, bedingt durch die Eigenart der Lehrerpersönlichkeit, tritt die individuelle Ausprägung der Stoffwahl und Stoffverteilung, bedingt durch die Eigenart der örtlichen Umgebung, der Heimat. Dazu kommt als eigentliche Hauptforderung: auch der Individualität des zu erziehenden Menschen, des Schülers, Rechnung zu tragen. Sie ist keineswegs neu. Die Anerkennung der persönlichen Individualität brachte die neue Zeit. Renaissance und Reformation lösten den Einzelmenschen aus der mittelalterlichen Gebundenheit und stellten ihn auf sich selbst. Kein Wunder, daß auch innerhalb der neuzeitlichen pädagogischen Bestrebungen der Ruf nach Berücksichtigung der Individualitäten immer lauter wurde. Vergerius und Vegius, die deutschen Humanisten, Lessing, Jean Paul, Milde und Herbart — sie alle haben schon verlangt, daß die Jugend individuell erzogen werde.

Digitized by Google

Doch neben dieser Forderung bleibt zugleich die der Massenerziehung bestehen. Teils aus sozialer Notwendigkeit, teils aus pädagogischer Überlegung. Bildung der Individualität — Erziehung der Masse: zwei Forderungen, die sich scheinbar direkt widerstreben. Wie ist hier ein Ausgleich möglich?

Es hat, seit dieses neuzeitliche Problem auftauchte, nicht an Lösungsversuchen gefehlt. Die Gliederung der Schulen in Klassen — dem Alter und der Entwicklung entsprechend — ist dem Bestreben entsprungen, innerhalb der Masse den Individualitäten gerechter zu werden. Man nahm an, daß jedes Lebensalter einen gewissen Schülertyp zeitigt, der sich im wesentlichen gleichbleibt. Man gliederte die Masse zeitlich, gewissermaßen der Länge nach, in Unter-, Mittel- und Oberklaßschüler oder ähnliche Stufenfolgen.

Die Erfahrung mußte jedoch lehren, daß durch diese zeitliche Gliederung das eigentliche Problem nicht aufhörte zu bestehen; denn jeder einzelne Schülertyp zeigte innerhalb seiner Vertreter wieder eine solche Mannigfaltigkeit, daß von wirklicher Gleichheit nicht die Rede sein konnte. Auch innerhalb der Altersklasse schossen die einen weit übers Ziel hinaus, waren Pferde, die doppeltes Futter beanspruchten, während andere bedenklich hinterdrein hinkten und den raschen Fortschritt hemmten. Man half sich, indem man die schlechtbegabten und die faulen Schüler repetieren ließ. Allein auch dieses Mittel offenbarte eine Reihe von Nachteilen. Der Unterricht brachte dem Repetenten nichts Neues und langweilte ihn darum. In der Volksschule konnte der Schüler überhaupt nicht zum rechten Abschluß gelangen, wenn er nicht freiwillig ein oder mehr Jahre hindurch die Schule besuchte. Das brachte ihm wieder Schäden in bezug auf die berufliche Ausbildung und was der Mängel sonst noch waren.

Da verfiel man in jüngster Zeit auf den Gedanken, alle Schüler, die innerhalb der normalen Klasse nicht mitkommen konnten und den Gang des Unterrichts störend beeinflußten, in eigenen Klassen zu sammeln. Hier konnten sie in einer Weise gefördert werden, wie es in der Normalklasse nicht möglich war. Man gliederte also die Längseinteilung der Massen gleichzeitig durch ein psychologisch-pädagogisches Prinzip der Breite nach. Am weitesten ausgestaltet und verwirklicht wurde dieses System durch Schulrat Dr. Sickinger in Mannheim.

Drei parallele Klassenzüge stellte Dr. Sickinger für die unentgeltliche Mannheimer Volksschule zusammen: das Hauptklassensystem für die normal vorwärtsschreitenden Schüler, das Förderklassensystem für die aus äußeren und inneren Gründen unregelmäßig fortschreitenden Schüler, das Hilfsklassensystem für die krankhaft schwachen Schüler.

Das Hauptklassensystem ist achtstufig, das Förderklassensystem sieben-, sechs- und fünfstufig, das Hilfsklassensystem vierstufig mit einer Vorstufe. Die obersten Klassen des Förderklassensystems bezwecken einen gewissen Abschluß der Schulbildung, tragen also den Charakter von „Abschlußklassen“ wie die 8. Klasse des Hauptklassensystems.

„Wiewohl die drei Kategorien von Klassen nach verschiedenen Stoffplänen unterrichtet werden,“ schreibt der Schöpfer der Mannheimer Volksschuleinrichtungen in

Digitized by Google

der „Deutschen Arbeitsschule", „sind sie trotzdem organische Bestandteile der einen unentgeltlichen Volksschule. Zwischen ihnen besteht eine Wechselbeziehung insofern, als die Schüler bei eintretender Verbesserung oder Verschlechterung ihrer Leistungsfähigkeit von der einen Kategorie in die andere übertreten können, ausnahmsweise sogar während des Jahres. Aus der Anschauung heraus, daß, wie der physisch Schwache erhöhter leiblicher Pflege, so der geistig Schwächere gesteigerter unterrichtlicher Pflege bedarf, damit auch er mit seiner bescheidenen Kraft zur freudigen Teilnahme an der Schularbeit, wie an den Aufgaben der Gesellschaft befähigt werde, ist den Förderklassen und den Hilfsklassen mit Rücksicht auf ihre eigenartige Zusammensetzung eine Reihe von Vergünstigungen zugewiesen: geringere Besetzungsziffer, Zuweisung erfahrener, für die Behandlung Schwacher besonders geeigneter Lehrer, Durchführung der Klassen, ferner neben dem Klassenunterricht in gewissen Stunden Gruppenunterricht und bevorzugte Teilnahme an den Wohlfahrtseinrichtungen der Schule."

In einer Reihe von Städten hat das Mannheimer Schulsystem in einzelnen Teilen Nachahmung gefunden. Nach Dr. Sickingers Zählung bestehen heute in 33 Städten Förderklassen, in 15 Städten Abschlußklassen.

Eine konsequente Durchführung des Prinzips müßte nun nicht nur die anormal Schwachen in Sonderklassen sammeln, sondern auch die anormal Starken und Fortgeschrittenen. Schulrat Dr. Sickinger sucht dieser Konsequenz zu entsprechen, indem er zwei Arten von Nebenklassen seinem Hauptklassensystem eingliedert:

1. Vorbereitungsklassen für die höheren Schulen auf der 3. und 4. Klassenstufe und

2. fremdsprachliche Klassen auf der 6., 7. und 8. Stufe mit einem Vorkurs auf der 5. Stufe. Hier werden die gut Befähigten ohne Entgelt nach dem Lehrplan der Bürgerschule (preußische Mittelschule) unterrichtet.

Eine so einschneidende Neuerung, wie sie der Mannheimer Schulrat ersann und durchführte, mußte Zustimmung und Widerspruch herausfordern. Das war vorauszusehen. Für den wirklichen Fortbestand des Systems war zunächst das Urteil der vorgesetzten Behörde maßgebend. Es fiel günstig aus. Der Bescheid der Großherzoglichen Kreisschulvisitatur Mannheim vom 20. Februar 1910 äußerte sich unter anderem folgendermaßen:

„Wir halten ... das Förderklassensystem neben dem System der Hilfsklassen für anormal gering veranlagte Kinder für die segensreichste Einrichtung der Mannheimer Volksschule und würden auf Grund unserer Erfahrungen es tief beklagen, wenn auch nur der Versuch unternommen würde, an dieser bewährten Einrichtung zu rütteln. Denn gerade wenn wir den Einfluß der Förderklassen auf die Leistungen der Normalklassen einer Prüfung unterziehen, so müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß ohne das Vorhandensein von Förderklassen auch die Leistungen der Normalklassen nicht denkbar wären und daß die Mannheimer Schule heute nicht auf einer so hohen Stufe der Leistungsfähigkeit stehen würde, wenn nicht eine Sonderung der Schüler nach der Befähigung vorgenommen werden könnte."

Solch günstigen Bescheiden

Digitized by Google

gegenüber machen die Gegner des Mannheimer Schulsystems ihre Bedenken geltend: Es sei nicht eine Wohltat für einen Schüler, wenn er aus dem Kreise der normal fortschreitenden Altersgenossen genommen und in eine Förderklasse versetzt würde, sondern eine Härte. Man könne übrigens keinem Lehrer zumuten, seine Kraft nur den Schwachbegabten aufzuopfern. In der künftigen „Arbeitsschule" gebe es im Gegensatz zur alten „Lernschule" überhaupt keine Repetenten mehr. Was etwa noch zurückbleibe, könne durch zweckmäßig eingerichtete Nachhilfestunden genügend gefördert werden. Das schwerste Bedenken wird von den Anhängern der allgemeinen Volksschule gegen das Mannheimer System erhoben: sie erblicken darin eine Gefahr für die künftige deutsche Einheitsschule.

Schulrat Sickinger hat in einer Reihe von Schriften und Vorträgen seine Ideen und seine Taten begründet und allen Angriffen gegenüber energisch verteidigt. Ohne Zweifel mit Erfolg. Was er in Mannheim geschaffen hat, steht im Zeichen des Fortschritts. Der Gedanke möglichst weit durchgeführter Individualisierung ist zeitgemäß. Er ist die Ausdeutung und Auswertung der heute herrschenden Reformbestrebungen im Hinblick auf das Schülermaterial. Ich vermag auch keine Gefahr für die allgemeine Volksschule oder für die deutsche Einheitsschule in der Mannheimer Einrichtung zu erblicken. Im Gegenteil: ich sehe darin einen Schritt weiter nach den genannten Zielen; denn das Mannheimer System gliedert und sondert nicht nach Standesrücksichten, nicht nach dem Geldbeutel der Eltern, sondern nach psychologischen und pädagogischen Prinzipien. Nicht äußerliche Gründe, sondern innere, sachliche Wertungen regeln die Differenzierung des Schülermaterials. Die allgemeine Volksschule und die Einheitsschule könnten nach Mannheimer Grundsätzen ausgebaut werden, ohne ihren eigentlichen Charakter einzubüßen. Das gleiche gilt für die sogenannte „Lern-" wie für die sogenannte „Arbeitsschule". Sie können beide innerhalb des Mannheimer Systems — soferne sie überhaupt in reiner Züchtung existieren — ihr Dasein fristen, ohne das System selbst irgendwie zu korrigieren.

Die Bedenken, die ich der fortschrittlich gedachten Schöpfung des Mannheimer Schulrates gegenüber äußern möchte, sind rein pädagogischer Art und entstammen meiner unterrichtlichen Praxis.

Der vorhin erwähnte Bescheid der Großh. Kreisschulvisitatur verweist mit besonderem Nachdruck nicht nur auf die Vorzüge, die den Normalschülern durch die Ausscheidung der Schwachen und Zurückgebliebenen erwachsen, sondern auch auf die starke Förderung eben dieser minder guten Schüler in den Förderklassen. Sie sollen in den Normalklassen allen Mut und alles Selbstvertrauen verloren haben; kein Mittel habe sie zur Aufmerksamkeit und zur Arbeit anregen können. Ganz anders in der Förderklasse! Hier habe infolge der niedern Schülerzahl der Lehrer viel intensiver auf den einzelnen einwirken können. Da die Mitschüler einander nicht geistig überragten, sei dem einzelnen im Wettbewerb manche Beschämung erspart geblieben. Er habe sein Selbstvertrauen und damit seine Leistungsfähigkeit wiedergewonnen.

Dieses Urteil wertet einseitig. Es vergißt den starken Einfluß,

Digitized by Google

den der gute Schüler auf den schwächeren Nachbar in positiver Hinsicht ausübt. Starke Begabung wirkt auf die Mitstrebenden nicht nur niederdrückend, sondern auch emporziehend. Aus hundertfacher Erfahrung kenne ich die gewaltige Förderung, die ein zurückgebliebener Schüler durch einen hochwertigen Kameraden erfahren kann. Der Bescheid der Großh. Kreisschulvisitatur berücksichtigt nur die negative Wirkung des überragenden Talents. Ich schätze den gegenseitigen Einfluß der Schüler aufeinander sehr hoch ein; seine Qualität wächst mit der Qualität der Schüler und wird darum in Förderklassen geringwertiger sein als in Normalklassen.

Das gilt natürlich auch hinsichtlich der Quantität des gegenseitigen Einflusses. Kleine Klassen, Klassen mit ausschließlich Minderbegabten, entbehren der Mannigfaltigkeit und der starken Kontraste; sie werden lebensunähnlicher. Diese Behauptung gilt auch für die Normalklassen. Der starke Drang nach Berücksichtigung der Individualität führt zu einer Vereinheitlichung seelischer Kräfte, wie sie das Leben selbst eigentlich nirgends aufweist. Das wirkt natürlich auch auf die Methode, kurzum auf den ganzen Unterrichtsbetrieb ein. Alles wird wohl geschlossener, gleichmäßiger — aber auch schablonenhafter ausfallen, als in einer Klasse, die nicht bloß Hochtalentierte oder bloß Minderbegabte oder nur Mittelgut, sondern alles in starkem Kontrast, aber eben darum in größerer Lebensähnlichkeit enthält.

Ein letztes Bedenken herrscht bei mir hinsichtlich der Möglichkeit einer richtigen Scheidung des Materials; denn die Begabungen und Leistungen wechseln nicht nur mit den einzelnen Schülern, sondern auch in bezug auf die einzelnen Fächer. Das gleiche Individuum kann etwa im Zeichnen oder im Deutschen Vorzugsklassenqualitäten, im Rechnen dagegen Förderklassenbegabung aufweisen. In welche Klasse soll ein derartig veranlagter Schüler gesetzt werden? Nur eine noch weiter gehende Sonderung würde solchen Fällen gerecht werden können. Damit aber müßte das Klaßlehrersystem der Volksschule nach und nach in ein Fachlehrersystem umgewandelt werden, wie es an den Mittel- und höheren Schulen besteht. Hier liegt die eigentliche Gefahr des Mannheimer Systems; denn der unterrichtliche Vorzug einer fortgesetzten Sonderung und Fächerung würde dann überwogen werden durch die großen pädagogischen Nachteile, die eine zu weit gehende Zersplitterung mit sich bringen müßte.

Für Mannheim selbst ist diese Gefahr allerdings nicht zu fürchten, so lange Dr. Sickinger an der Spitze des dortigen Schulwesens steht — ein Mann, der die starken Vorzüge einer durch die Lehrerpersönlichkeit gewährleisteten Konzentration unterrichtlicher Maßnahmen zu würdigen weiß. Wohl aber bei anderen Reformern, die jene Vorzüge verkennen oder unterschätzen.

Daß diese in der einen Lehrerpersönlichkeit begründete innere Einheit des Klassenbetriebs nicht verloren gehe, wird darum die ernsteste Sorge derer bleiben müssen, die daran gehen, Dr. Sickingers bedeutende Reform ganz oder in einem ihrer Teile nachzuahmen.

Ernst Weber

Digitized by Google

„Was sollen unsre Jungen lesen?"

Auf das Verzeichnis der Schülerbücherei, die Professor Fritz Johannesson für die deutsche Unterrichtsausstellung in Brüssel zusammengestellt hatte, ist im Kunstwart schon früher hingewiesen worden. Es ist nun in neuer, erweiterter und verbesserter Form unter dem Titel „Was sollen unsre Jungen lesen?" als ein sehr verdienstvoller „Ratgeber für Eltern, Lehrer und Buchhändler" im Verlag der Weidmannschen Buchhandlung erschienen. Eine gehaltreiche Einleitung legt die im Gottfried Kellerschen Sinne freisinnigen Grundsätze für die Auswahl dar: sie trauen sich und der Jugend was Gutes zu. Das Verzeichnis hat ein entschieden verantwortliches und persönlich-sicheres Gepräge, man fühlt auf jeder Seite die sorgfältige Arbeit und das begründete Urteil des Herausgebers und der fachmännischen Berater, die ihm für die wissenschaftlichen Einzelgebiete zur Seite standen. Kräftig wird betont: die gute Jugendschrift muß ästhetischen und ethischen Wert haben, sie muß aber füglich — das ist ebenso wichtig — dem Jungen Freude machen. So gibt es auf den unteren Stufen neben Märchen, Fabeln, Volksbüchern, Heldensagen, Schwänken auch Bilderbücher, auf den mittleren Erzählungen mit spannendem Inhalt und bewegter Handlung, auf den obern Bücher, die dem Sekundaner und Primaner schon den ersehnten Blick ins Leben öffnen. Und zwar ins heutige und deutsche. Ein gesunder vaterländischer Geist, ohne aufgezwungene „Hurrabegeisterung" und ohne Enge, findet besonders in den Abteilungen „Geschichte" und „Lebenskunde", ebenso aber auch in der „Schönen Literatur" seinen Ausdruck. Turnen, Spiel und Sport, Technik und Naturwissenschaften kommen nicht zu kurz. Eine Sammlung von Bildwerken für die Mittel- und Oberstufe wird dazu beitragen, daß eine noch recht häufige Lücke ausgefüllt wird. Für Schülerbüchereien an höheren Lehranstalten ist hier zum ersten Male eine den Forderungen des heutigen Lebens und Lernens entsprechende Führung geboten. Grundsätzliche Einwände kann man dagegen erheben, daß ein für die Volks- und Jugenderziehung so nützliches Buch nicht billiger ist. U

Haus und Leben als Erziehungsmächte

Schundliteratur und Städtebau — So könnte man die Geschichte von den Bibern überschreiben, die Severin Rüttgers in seiner „Rede an die Kinderfreunde über die Schundliteratur" (Die Blumen des Bösen, Verlag von Wunderlich, Leipzig) erzählt. Die große Biberstadt, die ein sehr fester Damm vor der Flußströmung draußen schützte, war immer volkreicher geworden, der Raum für die jungen Biber immer enger und enger. Den Wald am Ufer hatte man ihnen versperren müssen, denn das Holz war mit dem Anwachsen der Stadt sehr kostbar geworden und mußte geschützt werden, in den offenen Fluß aber wagte man sie nicht zu entlassen, weil sie des Schwimmens im Strome unkundig waren. „Soweit war es gekommen mit den Kindern dieses Volkes, die zum Schwimmen geboren waren." So mußten sich die Jungen in Löcher verkriechen, sich in schlammigen Tümpeln wälzen, es gab viel Klagen über jugendliche Sünder. Vor allem zeigte sich in einer Ecke der Stadt eine giftige Quelle, von der man wohl auch früher gewußt

Digitized by Google

hatte, deren berauschendes Gift aber vordem vom frischen Strome mit fortgespült worden war. Jetzt aber drängten sich die Jungen an diesen Schlammpfuhl und betäubten sich darin. Alle Verbote und sonstigen Mittel halfen wenig. Erst als ein breiter Kanal mitten durch die Stadt gegraben wurde, wobei viel altererbtes Eigentum preisgegeben werden mußte, wurden die jungen Biber wieder froh und gesund, lag auch der lockende Giftsumpf wieder verlassen.

Unser ganzes gegenwärtiges Leben ist *zu eng* für die Jugend. Räumlich und seelisch zu eng. Die Schundliteratur wie die Schulschäden sind nur Symptome. Das Übel selbst liegt tiefer. Nach Wittes Berechnungen ist auf je 25000 Einwohner ein Spielplatz von vier Hektaren zu rechnen. Danach müßte Berlin über achtzig mit zusammen 320 Hektaren Bodenfläche haben. Es hatte 1907 nur 21 mit einer Gesamtfläche von 36, also den *zehnten Teil* des Notwendigen. Und ebenso fehlt es an seelischen und geistigen Spielplätzen in dem Erwerbs- und Genußleben vor allem des Großstädters. Recht deutlich zeigt das, mit warmer Liebe zur Jugend, das Buch von *Hermann Weimer* „Haus und Leben als Erziehungsmächte" (München, Beck). Ganz von selbst gestaltet es sich damit zu einer Verteidigungsschrift für die Schule, die man für alle Mängel in der heutigen Jugenderziehung verantwortlich zu machen pflegt. Wie verhältnismäßig gering der Einfluß der Schule ist gegenüber allen den Wirkungen, die das Leben der Erwachsenen überhaupt, ihre Vergnügungen, ihre Arbeit, die Straße, die Zeitung, die Stadt und ihre Massenbewegungen auf die Kinder ausüben: das wird einem hier wieder einmal recht im einzelnen, zum Teil mit sorgfältigen zahlenmäßigen Belegen und anschaulich vor Augen geführt. Auch wie sehr sich die Umwelt des Kindes, die völlig unbekümmert um die erzieherischen Folgen in sein schutzbedürftiges Leben eingreift, in den letzten Jahrzehnten verändert hat. Eine Zeitung, die 1880 in vierzehn Tagen nur *drei* kurze Mord- und Selbstmordberichte brachte, enthielt 1909 in derselben Zeit 150 Nachrichten von Mord, Notzucht, Blutschande und Verbrechen wider das keimende Leben. Dazu zeigt dann Weimer noch an praktisch-pädagogischen Einzelbeispielen, wie oft Haus und Familie unter den gegenwärtigen Verhältnissen versagen. Diesen offenbaren Schäden gegenüber fordert er gesteigertes und verfeinertes Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen; und Besserungsarbeit an den allgemeinen Zuständen zugleich.

Gerade aber weil die Absicht des ganzen Buches so trefflich auf praktische, sachliche Wirksamkeit zielt, klingt ein Ton um so störender hinein, der in vielen wohlmeinenden und ehrlich bemühten Büchern ähnlichen Inhaltes zu hören ist. Darum soll hier einmal davon die Rede sein. Es ist ein Ton des *Grolles gegen die Zeit*, zum mindesten einer schweren Erregung, die sich nicht immer ganz sachlich zu begrenzen weiß. Wir lesen etwa: „Aber ausschlaggebend für die große Verbreitung der materialistischen Weltanschauung ist doch die Tatsache geworden, daß sie besser als alle andern der Lebens- und Sinnengier unsrer Zeit entspricht. Die ist das wahre Ideal der Masse; ihr dient sie mit wahrer Inbrunst . . . Wie herrlich paßt in eine solche Zeit die

Digitized by Google

Lehre, daß der Mensch ein reines Naturprodukt sei, daß seine Sittlichkeit nicht von einer höheren Macht, sondern allein von den Instinkten geleitet wird.“ Man kann den einzelnen verantwortlich machen; allgemeine Zustände aber sind Ergebnisse des Natürlichen, das als solches jenseit von gut und böse ist, wir bekämpfen sie, ohne Groll und Verdammung, indem wir andre natürliche Mächte, beispielsweise uns selber und unsre Gesinnungsgenossen stärken. Jede Anklage trifft hier ins Blaue. Weltanschauungen dürfen wir nicht mit Gesinnungen und Lebensformen, die vielleicht in gewissen Kreisen der Nation gelten mögen, in einem Atem nennen und beides „der Masse“ zum Vorwurf machen. Was können solche Vorwürfe denn fördern? Nichts und niemanden, wohl aber können sie Kräfte hemmen, schlaff machen, ja zerstören, die für die Mitwirkung bei den großen gemeinsamen Aufgaben wertvoll sind. Darauf wird es ankommen: ob es gelingt, die Aufgaben, die uns unsre der Erziehung nicht günstige Zeit stellt, als gemeinsame erkennen zu lassen oder nicht. Denn nur mit ganz weitem Umblick und mit gesammelten Kräften können sie gelöst werden.

H. Ullmann

Unter uns

Die weibliche Handarbeit in Schule und Haus

behandelt die soeben erschienene 89. Flugschrift des Dürerbundes. Die unseren Lesern von ihren Aufsätzen über Schenken und Handarbeiten her bekannte Malerin Margot Grupe gibt darin wertvolle Vorschläge zu einer Reform des Handarbeitsunterrichtes und der häuslichen Nadelarbeit, die manche Mutter und manche Lehrerin vor Umwegen und Fehlgriffen behüten können. Die Flugschrift kostet 15 Pfennige.

Lebende Worte

Angreifen oder eingreifen

Wir machen häufig den Fehler, eine Richtung oder Partei oder Zeit lebhaft anzufeinden, weil wir zufällig nur ihre veräußerlichte Seite, ihre Verkümmerung oder die ihnen notwendig anhaftenden „Fehler ihrer Tugenden“ zu sehen bekommen — vielleicht weil wir selbst an diesen vornehmlich teilgenommen haben. Dann wenden wir ihnen den Rücken und suchen eine entgegengesetzte Richtung; aber das Bessere wäre, die starken guten Seiten aufzusuchen oder an sich selber auszubilden. Freilich gehört ein kräftigerer Blick und besserer Wille dazu, das Werdende und Unvollkommene zu fördern, als es in seiner Unvollkommenheit zu durchschauen und zu verleugnen.

Nietzsche

Unsre Bilder und Noten

Unsre Leser wissen, daß wir von den lebenden Landschaftern nur sehr wenige so hoch stellen wie Gustav Kampmann, sie wissen also auch von vornherein, daß wir das Bild, das der farbige Steindruck vor diesem Hefte wiedergibt, sehr schätzen müssen. Und doch scheint manchen von ihnen vielleicht auf die ersten Blicke hin, hier gehe der Maler ein wenig auf den Effekt. Nur auf die ersten Blicke kann es so scheinen, denn Kampmann geht niemals auf den Effekt. Verweilt man, so schwindet auch hier das scheinbar Effektvolle wie ein bunter Vorhang, und

Digitized by Google

wir leben in einer Landschaft mit, die zweierlei vereinigt: sie ist intim und großartig zugleich. Es gibt und gab stets nur Auserwählte, die das so vereinigen konnten, wie Kampmann in diesem wundervollen Bild. Wie durstet und duftet dieses aufatmende Land, in welch einfacher und doch reicher Erhabenheit thront darüber der gewaltige Himmel! Je länger man sich in diese Landschaft hineinsieht, je wahrer wird sie zugleich. Da ist keinerlei malerisches Regie-Kunststück verwendet, da ist alles von feinstem Auge, aber auch mit der innerlichsten Vertiefung aus dem heraus entwickelt, was ist.

Zu den sechs Bilderseiten nach Rudolf Münger wolle man den kleinen Rundschauaufsatz vergleichen.

Zu den schönen Bildern nach der „Plastik" habe ich meinerseits an dieser Stelle auch nichts weiter zu sagen, als: so macht man's dort. Der Kunstwart kann aus allerlei Gründen, über die wir schon sprachen, und zudem auch deshalb nur selten Plastik abbilden, weil er ohnehin mit illustrativen Aufgaben überbürdet ist. Wer davon mehr verlangt, geselle ihm die „Plastik" zu, die ihrerseits berufen ist, die noch wenig geförderte gute Wiedergabe von Plastik unter Heilmeyers künstlerischer Leitung gleichsam experimentell zu entwickeln. A

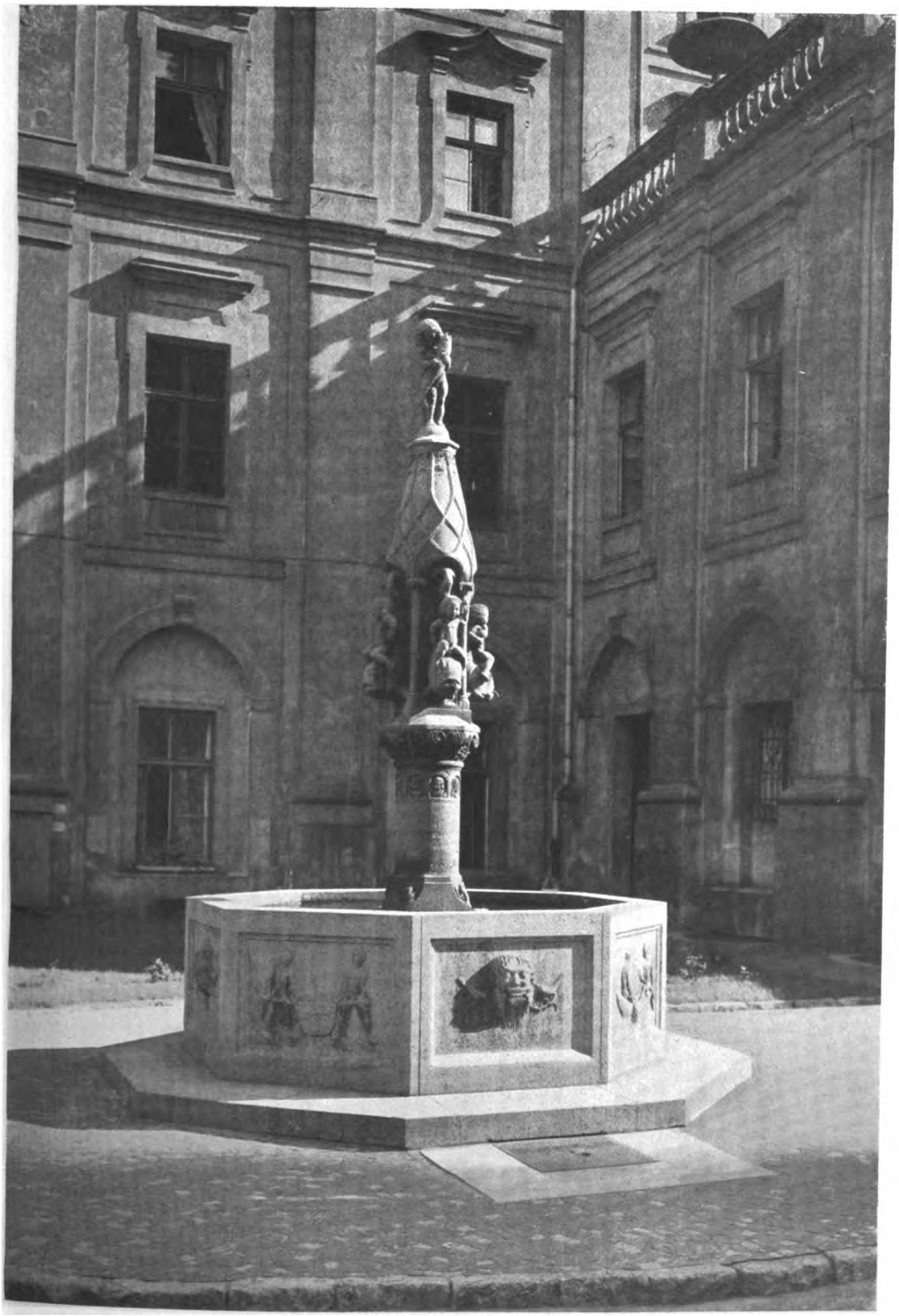
Das rege und stets wachsende Interesse an dem Geistesleben unserer germanischen Verwandten, der Skandinavier, wird es gerechtfertigt erscheinen lassen, von Zeit zu Zeit auch auf ihre urwüchsige Volksmusik hinzudeuten. Unsere Notenbeilage bringt zu diesem Zwecke je ein norwegisches und ein schwedisches Volkslied, von A. J. Boruttau verdeutscht und zum Klavier gesetzt. Das erste, ein unsern älplerischen G'stanzeln vergleichbares, handfestes Necklied, gibt eine Probe des norwegischen Humors. Das schwedische Lied ist ein Heimatlied und der Sänger wird bald bemerken, wie aus seinem Keim das berühmte Griegsche Lied Solveigs herauswächst. Die Schweden, diese „Italiener des Nordens", sind im allgemeinen weicher und sinnlicher. Die norwegischen Weisen sind origineller und charakteristischer. In der Hausmusik des Kunstwarts sind drei Hefte norwegischer, dänischer und schwedischer Volkslieder in deutscher Fassung erschienen, dort mag man weitere Belege finden. A

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



IGNATIUS TASCHNER: BRUNNEN IN POSEN

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

Digitized by Google

R. ENGELMANN: RUHENDE ▫ LEBERECHT MIGGE: GARTENANLAGE (AUSGEFÜHRT VON JAKOB OCHS)

Digitized by Google

Digitized by Google

AMELIE BRELING: FISCHERPAAR

B. HOETGER: FAUCHENDE KATZE

Digitized by Google

Digitized by Google

MAX DASIO: MEDAILLEN

GEORG ROMER: MEDAILLE

FR. BARWIG: HOLZSKULPTUR

AUERHAHN (NYMPHENBURGER PORZELLAN)

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

OBEN: KNUT ACKERBERG, GRABMAL DER PRINZESSIN MATHILDE VON BAYERN
UNTEN: L. PENZ, ANBETUNG DER HIRTEN

Digitized by Google

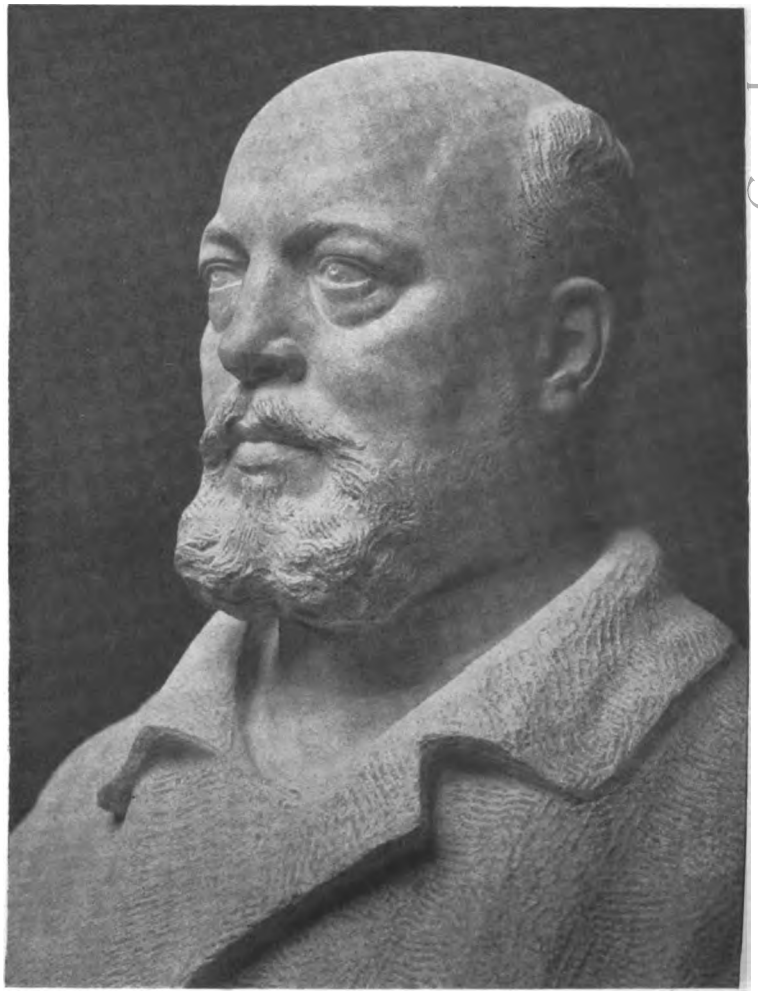
Digitized by Google

HEINRICH DÜLL UND GEORG PETZOLD:
SCHMUCKPLASTIK AN EINEM KAUFHAUS

Digitized by Google

Digitized by Google

MAX KRUSE: DES KÜNSTLERS MUTTER



JOHANN GOETZ: BÜSTE DES UNTER-STAATSSEKRETÄRS SCHWARTZKOPFF

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: „DIE PLASTIK“

AUS DEM KUNSTWART

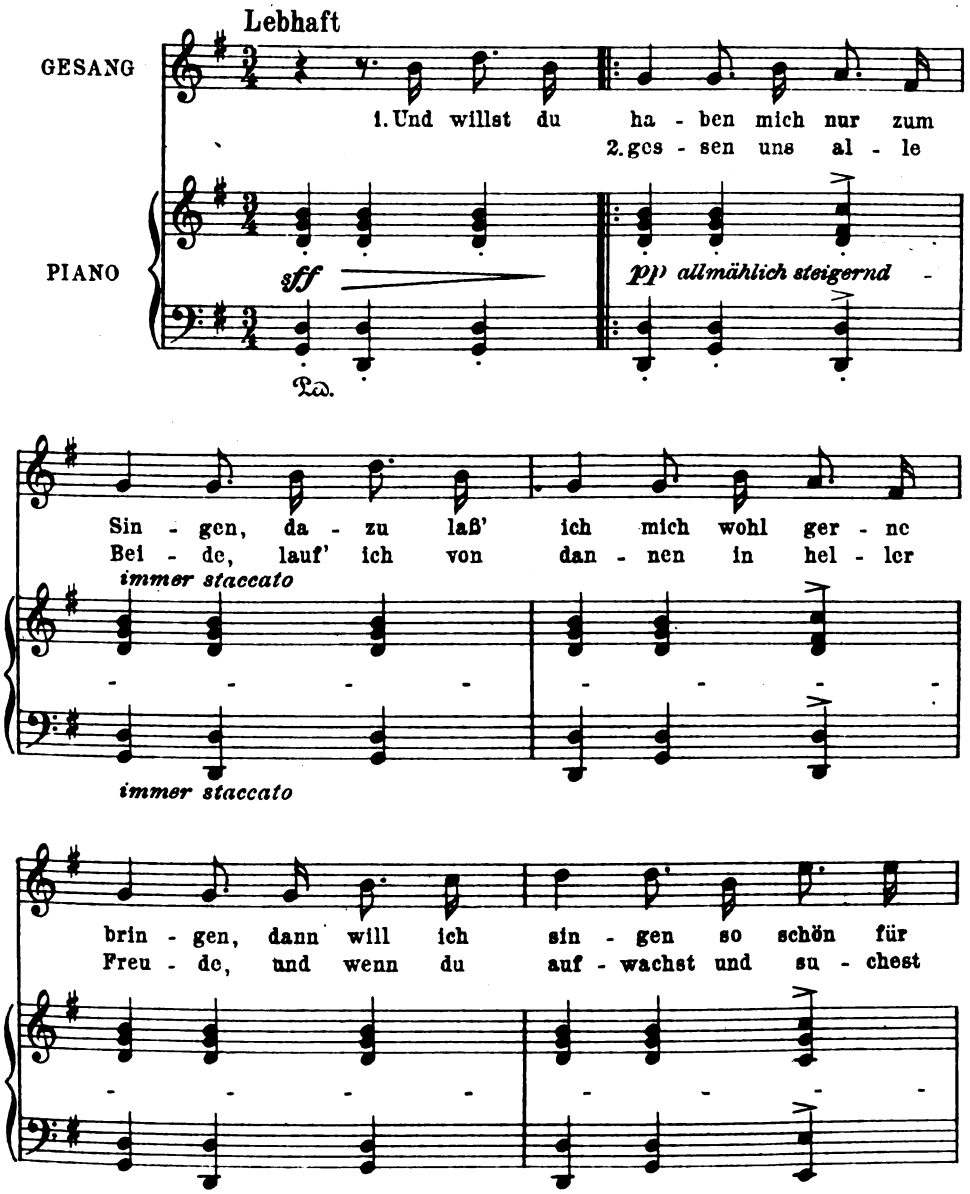
ERWIN KURZ: TERRAKOTTABÜSTE

Digitized by Google

Digitized by Google

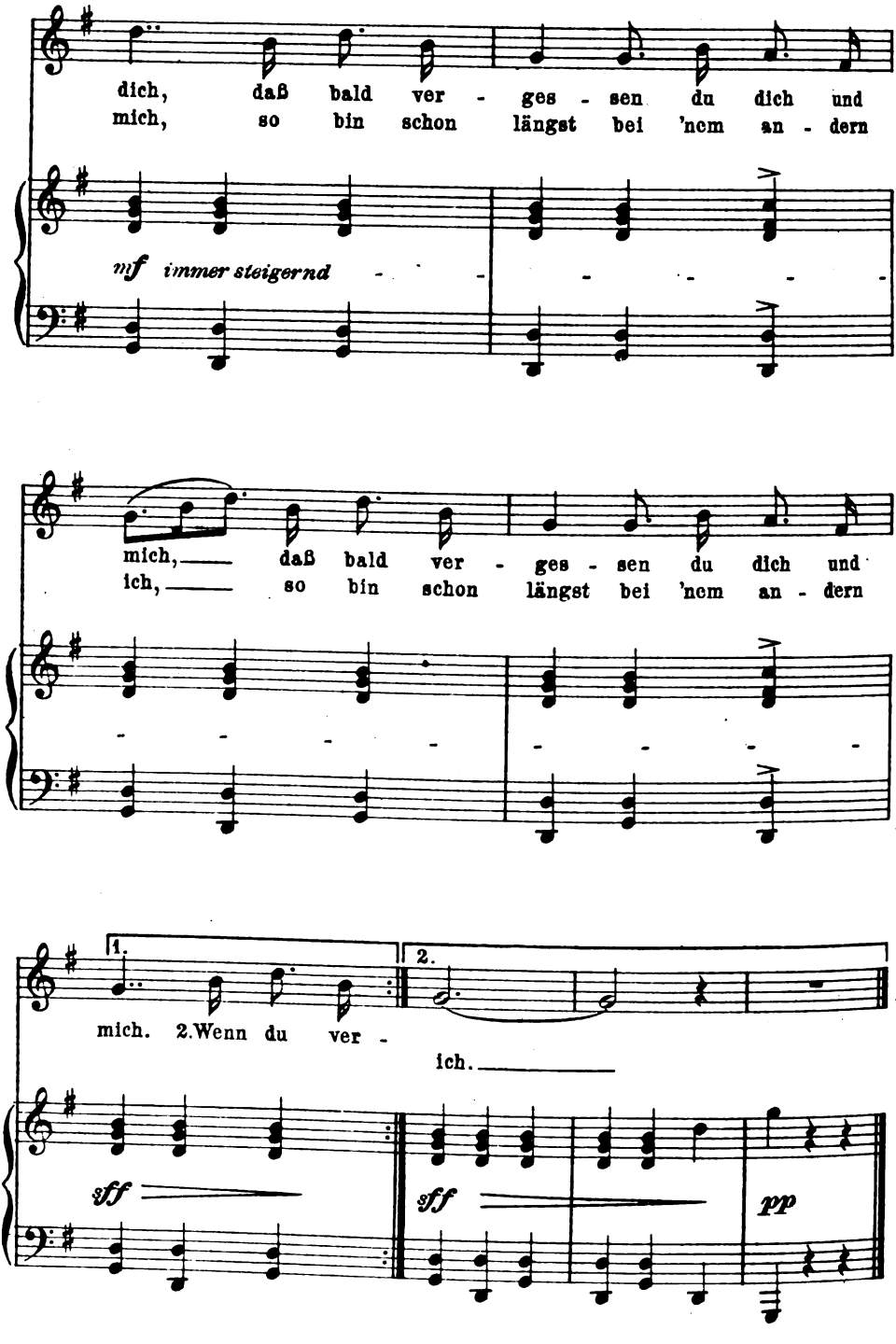
BEILAGE ZUM KUNSTWART

TRUTZLIEDCHEN



Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

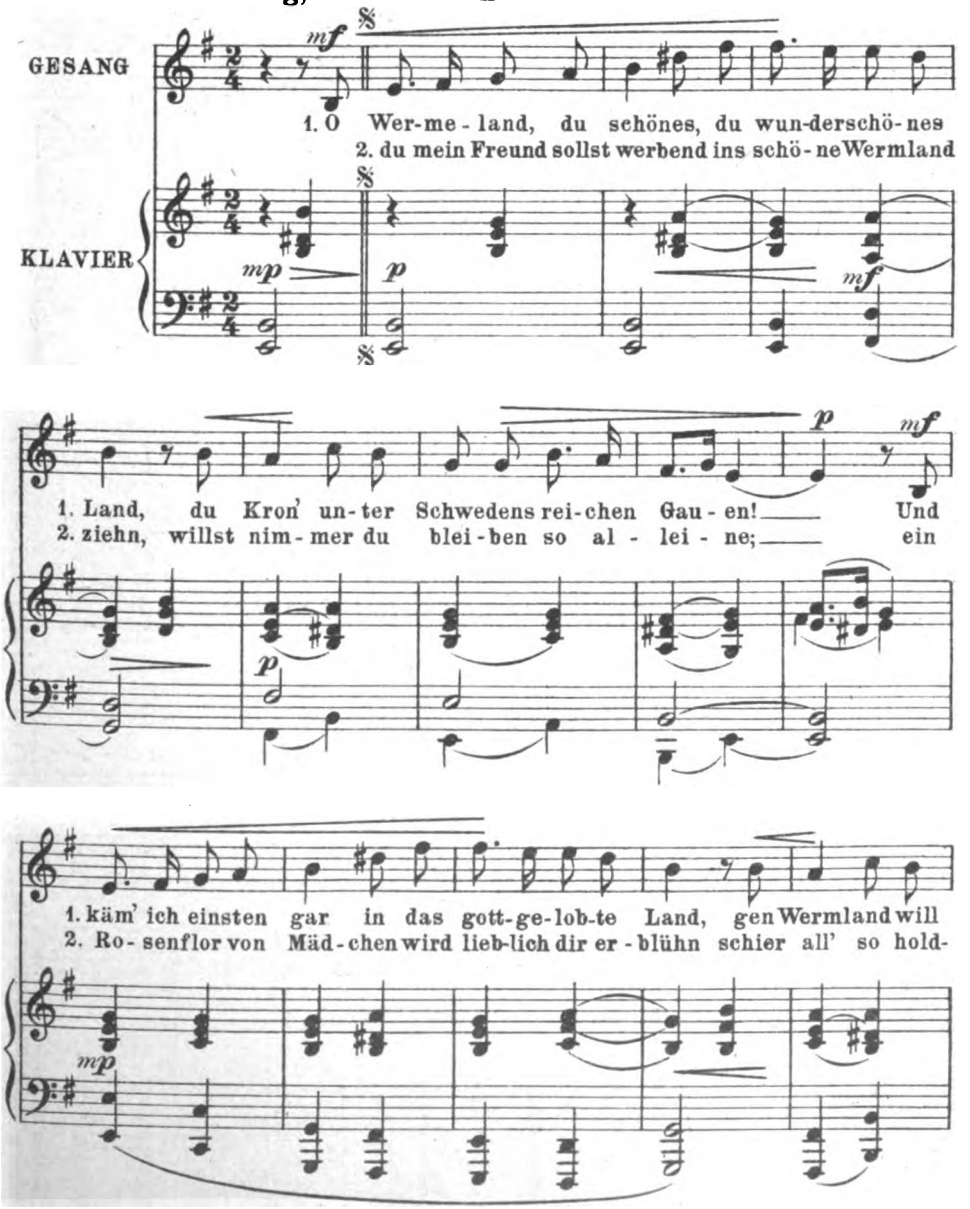
Digitized by Google



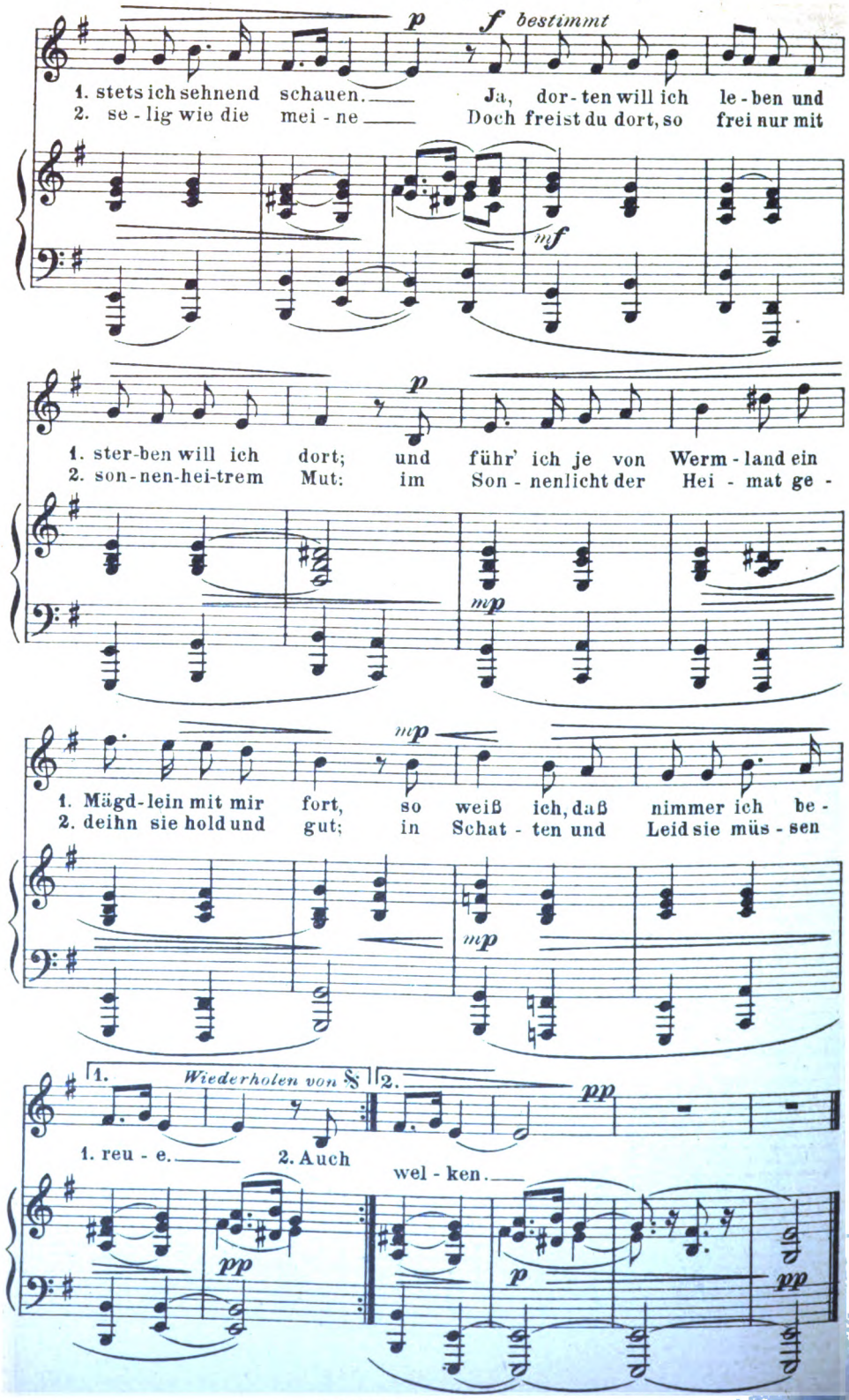
Digitized by Google

O WERMELAND

Ruhig, mit Ausdruck

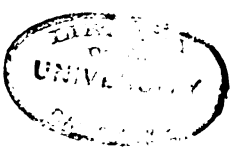


Digitized by Google

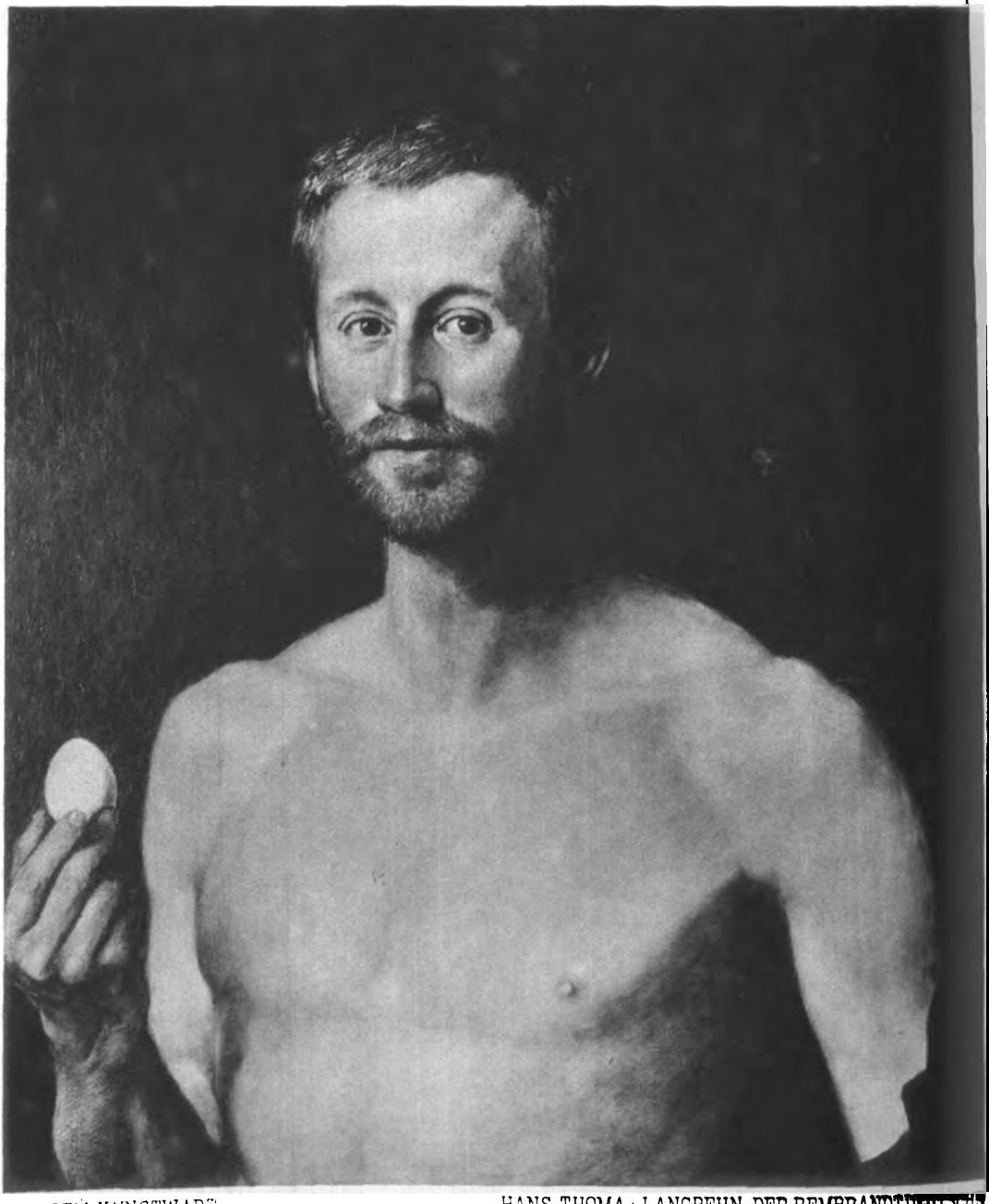


Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART HANS THOMA: LANGBEHN, DER REMBRANDTDEUTSCHE

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Zweites Märzheft 1912 Heft 12

Talente

Auch etwas zur Berufswahl

Seit zehn Jahren wollte ich darüber nicht reden. Jeder Käsblattredakteur spottet über die Gedichteinsendungen, mit denen er den Papierkorb füttert und den Ofen heizt, und prahlt zugleich mit ihnen — es klingt ja nur lächerlich, wenn ich sage, daß nach der letzten Zählung bei mir nicht etwa für den Kunstwart oder meine Bücher, sondern nur zwecks privater Beantwortung der Frage: „Hab ich Talent?“ in einem Jahr 1450 Gedichtmanuskripte eingingen. Macht von ihnen allein rund drei auf jeden lieben Tag. Aber die bedeuten nur einen kleinen Teil all der Anfragen „Hab ich Talent?“ Nicht mitgerechnet sind dabei die Novellen, Romane, Epen, Dramen, Abhandlungen und „Talentproben“ musikalischer oder bildkünstlerischer Art, und nicht die Briefe, die wegen der Talentfrage um Rat bitten, ohne was mitzuschicken. Auf die gewissenhafte Prüfung aller dieser Fragen müßten zum mindesten drei fleißige Kräfte ihre volle Arbeitszeit das ganze Jahr hindurch verwenden — wenn sie mit einiger Aussicht auf praktischen Erfolg prüfen könnten. Aber nur in den allerseltensten Fällen ist auf die Talentfrage ein Ja oder Nein überhaupt zu finden, und wenn es eins gäbe: das Ja oder Nein würde auch nur in den allerseltensten Fällen irgendeinem Rate Gewicht geben.

„Wie lächerlich sind solche Briefe!“ Ja, lächerliche Seiten haben sie, die sieht man sofort und die sehen der Blättchenredakteur und der Mitarbeiter der Witzecken und Witzblätter allein. Aber sie haben noch andre, und die sind ernst. Wie viele Menschen muß es im Lande geben, die geradezu verbittern unter dem Gedanken, unerkannte oder verkannte Genies zu sein, ihre besten Kräfte brachliegen zu lassen, ihrem Volke ein Segen sein zu können und doch auf irgendwelchem Sandboden zu verkümmern. Was Busch im „Balduin Bählamm“ spaßmäßig behandelt hat, das kann zum Schicksal werden: viel, viel mehr Menschen, als die Allgemeinheit ahnt, leiden unter dem Sich-verkannt-fühlen ihr Leben lang schwer wie unter einem Fluch. Was sie tun und treiben, es hat ja doch keinen Wert, der Alltag zermürbt sie, die Sonntaggeister, sie grollen der Welt, sie grollen wohl gar Weib und Kind, für deren Brot sie „fronen“ müssen, und Weib und Kind, ob angesteckt oder freigeblieben vom Wahn, teilen und verschärfen das Leiden. Das Trauerspiel des sich verkannt Wähnenden ist trotz einer Menge von Ansätzen noch nicht geschrieben, das Leben spielt es unzählbar oft, wo's nur die Allernächststehenden ahnen. Die Monomanie Talentitis reizt in soundso viel tausend Familien zu falschen Berufswahlentschlüssen, und in tausend andern Menschenleben frißt sie Jahrzehnte hindurch vom Glück.

Alles, was hier in Frage kommt, ist unsicher, alles.

Nämlich: Nicht einmal, daß ein Jüngling oder eine Jungfrau granitfest davon überzeugt sind, daß sie Talente haben, nicht einmal,

Digitized by Google

daß sie sagen, „daß ich ein Genie bin, das weiß ich“ — nicht einmal das ist ein Beweis dafür, daß sie keines sind. In einem Falle auf eine Million, da trifft's. Und kann sogar zutreffen, wenn sie das schauerlichste Zeug verfertigen, wie ja gerade die wahren Genies in reifen Jahren dieselben Jugendsünden oft nur mit peinlichem Erröten ansehn, die ihnen dazumal leuchtende Taten schienen. Auch die Unbeteiligten, nichts können sie von Anfängersachen sagen, auf das man sich auch nur einigermaßen verlassen kann. Zuständige Beurteiler in Kunstdingen sind bekanntlich schon an und für sich so selten, wie nicht nur „Schaffende“ im Sudermannschen Sinn, sondern wie wirklich Schöpferische. Nehmen wir aber an, sie seien da und hätten zum Prüfen nicht nur Willen, auch Zeit. So werden auch sie gerade dort am wenigsten sicher sein, wo starke Talente in Frage kommen. Entweder, die laufen in ihrer Jugend noch auf Konventionswegen — dann weiß keiner, ob sie plötzlich abschwenken und eigne Ziele nicht nur absichtvoll suchen werden, weil das originell aussieht, sondern auch von unsichtbarer Stimme gerufen, so daß zu hoffen ist: die Sucher finden auch. Tasten sie dagegen nach dem Eigenen schon früh, so weiß keiner, ob ihre Unbeholfenheit bleiben oder von einer Kraft gebändigt und zur Meisterschaft erzogen werden wird, die wir noch nicht sehen. Es ist übertrieben gesprochen: die am ehesten ein Talent erkennen lassen, lassen am meisten vermuten, daß es keines von Gründigkeit, daß es nur ein flaches sei — ganz sicherlich aber deutet frühzeitige Gewandtheit an sich häufiger auf Flachheit, als auf Tiefe.

Aber das alles beiseit — was wäre denn mit der Bejahung der Frage nach dem „Talent“ erreicht? Talent im üblichen Sprachsinn ist nichts als Formsache, „er hat Talent“ in solchem Sinne heißt: ihm glückt das Reden. Ob er auch etwas zu sagen hat, ob er's auf die Dauer haben wird, das ist damit nicht gesagt. Es kann vorkommen, daß sich ein großer Künstler mit Dingen abmüht, die fünfzig kleine aus jedem Tintenfaß fischen. Je wichtiger das Gebiet ist, je weniger für die Berufswahl besagt es, ob einer „Talent“ hat. Ein Beispiel: Die auffallende Begabung dazu, Farben fein zusammenzumustern, kann für allerhand kunstgewerbliche Berufsarten bestimmend sein, aber zum Malerwerden rät sie noch lange nicht. Wenn du hübsche Verse machst, so sagt das über das Berufensein zum Poeten noch nicht das allergeringste. Was hat denn das Wohlreimen und Nettreden mit dem Neusehen und Neufühlen zu tun? Zwar wieder: sehr viele können das trotzdem nicht unterscheiden, und professorale und redaktionelle Kritik lobt dann wohl Geschicklichkeitstalentchen gewaltig auf — aber sie „halten sich nicht“, es geht bergab, und verfehlte Leben sind erst recht die Folge. Wir wollen sie nicht noch obendrein durch Beispielnennung kränken; jedem fallen ja Namen ein, wenn er das liest. Anderseits ist es so: Es kann einer so elend schwer Poet werden, wie Demosthenes Redner, und er hat doch das Zeug dazu. Fast ist man versucht zu sagen: gerade dann sieht's am ehesten danach aus. Gerade dann, wenn er das nicht hat, was man so Talent nennt, keine Geschicklichkeit, keine Gewandtheit, — aber den leidenschaftlichen Drang, das „ich lasse dich nicht, du segnetest mich

Digitized by Google

denn". Nicht den Drang zum Vielreimen und sonstigen Schwatzen meine ich, sondern den zum Vertiefen. Denn der allein zwingt dazu, in immer neuem inneren Verarbeiten das innerlich Erfahrene immer wieder zu durchbluten, bis im Ausdruck die eigne Form sich bildet, die allein dieses besondern erlebenden Ichs Mitteilung sein kann. Wie stark, wie tief und wie reich einer erfahren, wie viel er von ursprünglich erlebtem Gehalt aus dem Sein unmittelbar herausschöpfen und nun „den Brüdern geben" kann, das macht die Bedeutung der Großen, nie und nimmermehr aber ihre Mitgift an formalem Talent. Solches Talent ist die Gabe, zu sagen, was einer „leidet", vor allem aber muß er „leiden", muß er nach dem alten Griechenwort „den Gott erleiden" können.

Auch das ist Talent-, ist Begabungsfrage, gewiß. Aber in ganz anderm und einem Sinne, über den die gefragten „Autoritäten" nach Erstlingsproben erst recht nichts sagen können. Denn erst die Zeit, erst die Entwicklung selber, erst der Abbau in diesen Bergwerken kann erweisen, wie reich an Edelmetallen die Persönlichkeiten sind.

Frage überhaupt nicht nach dem Talent! so möcht ich deshalb jedem dieser Fragenden zurufen. Gerade, wenn du dich zu Hohem berufen glaubst, so kümmere dich gar nicht darum, ob du diese äußerliche Gabe hast. Aber: Sichere dir dein Leben, ohne dich auf Kunst festzulegen! Sichere dir das durch irgendeine nützliche Arbeit und sei sie nüchternster Art! Ich habe im Kunstwart mal Bilder von einem gebracht, der Stäblis und Böcklins guter Freund war, der war Xylograph und malte nur Sonntags, denn: da konnt er malen, was es ihn trieb, und so blieben er und die Seinen frei. Kürzlich hab ich ein großes Griffelkünstlertalent kennen gelernt — der's hat, ist Zeichner in einem Architektenbureau, daraus nimmt er sich mal drei Wochen Urlaub, und nun schwelgt er los. Solcher gibt es auch unter den Schriftstellern und Poeten, doch sollt es ihrer viel mehr geben. Wenn Spinoza Brillenschleifer war, so ist das wohl nicht entehrend. Allerdings: Geht es nicht, rumort es in einem zu stark, geht es trotz ernster und ehrlicher langandauernder Versuche nicht, das Kommandieren über den Dämon im Innern zu lernen — ja, dann hilft's eben nichts. Aber dann sei man sich auch dessen bewußt, daß man ganz Ausnahmemäßiges vom Leben verlangt: ein Verweilen bei dem, was einem selber die höchste Befriedigung schafft. Wie vielen geht es denn in irgendeinem Berufe so gut? Wollt ihr das haben, schön, so hungert dafür! Und auch das noch mit dem Bewußtsein: daß trotzdem alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht — daß ihr euch mit eurer Selbsteinschätzung täuscht. So gut wie sicher ist Martyrium euer Lohn. Martyrium vielleicht sogar ohne Zweck, Tragikomödie. Aber ihr „müßt"? Gut, so müßt ihr. Nur: entschließt euch auf eigne Verantwortung. Raten kann euch da kein Mensch auf der Welt. Erst wenn ihr einmal bewiesen haben werdet, daß ihr schöpferische Geister, daß ihr Kultur-, daß ihr Menschheitförderer und nicht bloß feinere Zeitvertreiber seid, erst dann hat diese Welt ihrerseits ein Interesse an euch, hat sie Verpflichtungen gegen euch. Erst dann von einem Anspruch auf Förderung, auf Unterstützung

Digitized by Google

durch die Allgemeinheit. Bloß eures Talentes wegen habt ihr keinen.

Diese Zeilen klingen fast wie ein Notschrei. Und da ich wiederholen muß: Alles in dieser Sache ist unsicher, das Positive wie das Negative, so klingen sie wie einer mit sehr wenig Hoffnung. Jeder einzelne wird doch immer denken, er allein, aber er unzweifelhaft sei die Ausnahme mit dem großen Los. Reden müssen wir trotzdem doch wohl, denn wer schweigend zuzustimmen scheint, bestärkt die Verwirrung. Wir haben uns ja auch nur der Einfachheit wegen im Wesentlichen auf die sogenannten „dichterischen" Talente beschränkt, weil eine Erörterung der musikalischen, schauspielerischen, bildnerischen ziemlich platzraubende Abwandlungen gefordert hätte, während das letzte, wesentliche doch gleich bleibt. Es ist ein Rest aus falschidealistischer Zeit, den wir mit dieser Überschätzung des Talentes herumtragen. Der Staat nährt ihn noch fortwährend, indem er auf den andern Gebieten den „Talenten" mit seinen Konservatorien und Akademien die Scheinaussicht auf eine „Zukunft" öffnet, und die „Gesellschaft" nährt ihn, indem sie in Gegenwart sogenannter „Talente" so tut, als habe sie vor Talenten einen ausbündigen Respekt. Später läßt der Staat die anerkennend „Ausgebildeten" hungern, und die Gesellschaft lächelt noch obendrein über sie. Wann wird man von dem Wahn genesen, daß ein auffälliges „Talent" als solches schon den Anspruch gebe, nicht nur ausgebildet, sondern Mittelpunkt der Lebensarbeit zu werden? Erst dann würde die Vergeudung von Kräften auf diesem Eitelkeitsmarkte aufhören. A

Tolstoi und sein Nachlaß

Als Leo Tolstoi im Spätherbst 1910 das Haus verließ, das achtzig Jahre seine Heimat gewesen war, und mit ihm die Lebensformen, welche ein Menschenalter sein Gewissen gepeinigt hatten, da war es in Europa von dem „großen Dichter des Russenlandes" ziemlich still geworden. Er selbst hatte sich erkannt in einem seltsamen Bilde: „Es gibt Menschen mit großen starken Flügeln, welche aus Laune unter die Menge herabsteigen und sich die Flügel zerbrechen. So bin ich. Dann quält sich so einer mit dem gebrochenen Flügel, schwingt sich heftig auf und — fällt herab." „Die Flügel", so fährt er fort, „werden heilen — ich werde hoch fliegen. Gott helfe mir."

So erschien ihm dasselbe, was vielen die größten Erlebnisse der Menschengestaltung seit Jahrzehnten bedeutete, erschienen ihm seine Werke als die Zeugnisse eines launenhaften Herabsteigens. Selbst der Arzt seiner Seele, ging er nun daran, sie von diesen Launen zu reinigen, und in stets erneutem Aufflug suchte er den Kreis des „Lichtes das im Dunkel leuchtet". Aber es zeigte sich bald, daß die größte Gestalterleidenschaft seines Jahrhunderts, die sich in ihm verkörperte, durch die neue Glaubensleidenschaft nicht zu verdrängen war; nicht in vollem Umfang war jene Laune und Spiel gewesen: sie verband sich nur mit seinen ethischen und religiösen Ideen zu einem neuen Schaffen.

Diese Wendung bedeutete weder in Tolstois geistiger Arbeit noch

Digitized by Google

in der literarischen Entwicklung Rußlands einen prinzipiellen Bruch; von jeher hatte die russische Öffentlichkeit ein leidenschaftlicheres Verhältnis als wir zur Poesie; in ihren Gestaltungen kamen Gedanken und Gefühle zum Ausdruck, die anders auszusprechen die politische Lage verbot; von jeher hatte die Dichtung „im Dienst der Gesellschaft" gestanden: der Mann der Wissenschaft beweist — der Dichter zeigt, aber beide überzeugen, dieser Satz Bjelinskys herrschte. Und gerade Tolstoi hatte in Briefen mit Vorliebe den für ein durchschnittliches deutsches Ästhetikerempfinden befremdlichen Satz ausgesprochen, daß er „Gedanken ausdrücken" wolle mit seiner Poesie. Selbst eine so reine, durchsichtige Gestaltung wie die seiner „Kosaken"-Novelle, die uns sozusagen gerade in ihrer Gedankenarmut und ihrem Reichtum an Naturkraft entzückte, wurde von der russischen Gesellschaft als soziologische Äußerung etwa im Sinne Rousseaus besprochen — nicht ohne schweigende Zustimmung des Dichters.* Und wer ferner die großen Romane „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" — dies Werk mit dem Vorspruch „Mein ist die Rache" — im Sinne ihres Schöpfers aufgefaßt hatte, konnte über die „Kreutzersonate" und die „Volkserzählungen" nicht erstaunt sein, welche dem neuen Glauben Tolstois zunächst entsprangen. Diesen beiden Werken folgte die „Auferstehung", jenes unheimliche Werk, dessen Geschicke sich so einfach entwickelten wie die einer uralten, von Generationen auf ihre einfachsten Züge gebrachten Geschichte, deren sittliche Beurteilungen wie im Angesichte Gottes gehämmert schienen, deren klare Gefühle im Lichte einer unzweifelhaften Erleuchtung glühten.

Daß aber die rastlose Schöpferkraft Tolstois in fünfunddreißig Jahren nichts weiter geschaffen habe als diese drei Werke, war kaum möglich zu glauben, auch wenn man die gewaltige Arbeit zu schätzen wußte, die er an seine religiösen Studien und seine zu schlagender Anschaulichkeit durchgestalteten Bekenntnisschriften wendete, und dazu die Kraft nicht übersah, die ein Leben wie das seine mit Konflikten und Selbstentwicklung verzehrte. Nun erbringen drei ansehnliche Nachlaßbände den nachträglichen Beweis für die umgekehrte Vermutung. Und was nach der „Auferstehung" wahrscheinlich geworden war, mag es auch den gegen „Tendenzkunst" eingenommenen Beurteilern unmöglich scheinen, bestätigt sich: Tolstois große und einfache Kunst,

* Der umfänglichste Teil des Nachlasses ist übrigens eine große Novelle, „Chadschi Murad" (Band III, auch in S. Fischers 1-Mark-Bibliothek erschienen), mit der Tolstoi in hohem Alter das Kosakenland wieder aufsuchte, das seine Jugend geliebt hatte. Sie schildert mit schlichter Treue die inneren und äußeren Vorgänge während des Doppelverrats des unglücklichen Dschigiten Chadschi Murad, den die grenzenlose Liebe zum Vaterland und zur alten, freien und selbststolzen Sitte der Tschetschenzen in grausamen Tod stürzt. Das wunderbar klangreine und herzlich starke Buch ist auch ganz durchzogen von Gedanken über die Vergänglichkeit des Alltäglichen, es strahlt darin die Einfachheit und klare Lebensführung der Armen und Ungebildeten, während das Leben der Reichen und „Kulturträger" widrig und nichtig erscheint, und doch gehört die Dichtung zum Edelsten, was Tolstoi schrieb.

Digitized by Google

die seit „Sewastopol“ nur den einen „Helden Wahrheit“ kannte, erscheint noch einfacher, wahrer, größer geworden.

Man entdeckt im dritten Band zwei Schilderungen aus dem Dorfleben, die strahlen von lebendiger Farbe und echteste Luft atmen; ein darin vorkommender Ehebruch geht aber ungestraft und ungesühnt vor sich — was nur durch das Datum ihrer Entstehung, 1862, zu erklären ist. Derartiges schrieb Tolstoi nach 1875 nicht mehr, so oft er sich auch dem gleichen Stoffgebiet noch nähern mochte. Nahe berühren sie sich etwa mit der ebenso frischen und wirklichkeitfroh einsetzenden Geschichte des Gutsbesitzers Irtenjew, der nach einem flüchtigen Verhältnis mit einer Bäuerin eine standeswürdige Gattin heimführt, aber nun trotz Liebe und Ehe den Lockungen jener ersten abermals erliegt; mit leidenschaftlicher Kraft legt Tolstoi nunmehr die Gewalt der Reue dar; es überrascht nicht im mindesten, daß sie mit einem Selbstmord endigt („Der Teufel“, Band I, 1889), dessen innere Notwendigkeit also künstlerisch völlig glaubhaft gemacht ist. Vielleicht aber hat der stetig reifende, immer weiter ausschauende Geist des Greises auch in dieser Darbietung, die das Seelische so machtvoll reinigend wirken läßt, doch noch eine dem Christen nicht ziemende Verurteilung des Nächsten gefühlt. Eine seiner letzten Erzählungen, geschrieben 1909, heißt: „Es gibt keine Schuldigen“ (Band II). Auch hier ein Ehebruch, auch hier Landgutstimmung, einfachste Linienführung und ein restloses Überzeugen von der inneren Notwendigkeit des Geschehens. Aber weiter nichts. Richtet nicht!, das war Tolstois schwerstes Gebot; er, der einst die sächsische Prinzessin hart getadelt und dann sich selbst öffentlich um seiner Härte willen verurteilt hatte, er mußte sich schwer durchringen zu dieser Haltung. Denn obwohl ihn seine unvergleichliche Einfühlung befähigte, gewiß mehr als die meisten „alles zu verstehen“, so erschwerte ihm doch die Stärke seiner sittlichen Überzeugtheit, alles zu verzeihen.

Kein Prophet des Glaubens und Glaubenmüssens hat so wie er der menschlichen Schwäche im Gebäude seiner „Lehre“ Bewegungfreiheit gegeben; stets wiederholte er, daß Vollkommenheit auf Erden nicht erreichbar sei, daß aber das Streben nach Vervollkommnung die Gläubigen verbinde, und daß die Erkenntnis des Zieles an sich Glück und Erlösunggefühle verbürge. Ein solches mehr oder minder klares, mehr oder minder umfassendes Erkennen zu schildern, dazu war nun er als Dichter doppelt berufen. Nicht als ob irgendwelche sektenhaft determinierte „Erleuchtung“ oder Bekehrung ihm nötig erschienen wäre, — für Tolstoi war auch in seiner gläubigsten Zeit die Vernunft oberstes Gesetz. Aber das einfache Sich-öffnen dem menschlichen Gefühl des Mitleids, der Augenblick der Erkenntnis des Wesentlichen in uns und Andern, der Augenblick, wo wir im raschen Lauf des Alltags stehenbleiben und dem Antrieb des Gefühls gehorchend sagen: ja, es ist wahr, wir müssen Mitleid haben, wir müssen lieben, was ist dagegen alles andere!: diese Zeiten schienen ihm nun einzig erfüllt von wahrem, echtem Leben, würdig, mit aller Inbrunst nacherlebt und gestaltet zu werden. Und für den hat Tolstois und viele andre Kunst nie gelebt, der sich von diesen wunderbaren Entschleierungen wahrhaftiger Seelenkraft als von „Predigtunwesen“ abwendet. In fünf

Digitized by Google

von den nun veröffentlichten Werken stehen solche Erlebnisse dichterisch im Mittelpunkt. Am meisten überrascht es in dem Roman „Vater Sergius“ (Band II), der Geschichte eines zum Mönch gewordenen Gardeoffiziers. Jahrzehntelang hat dieser in allerlei Lebenslagen, deren heimliche und offne „Versuchungen“ jeder Art Tolstoi hinreißend sinnenmächtig schildert, um ein ruhiges inneres Leben gerungen, ohne die Herrschaft über sich zu gewinnen; endlich flieht er, schon als „Heiliger“, zu einer armen, gedemütigten, zerarbeiteten Jugendfreundin, an ihrem schlichten Leben für die Kinder und Enkel, an ihrer Freundlichkeit und ihrem Genügen sieht er plötzlich, worin er gefehlt hat und wird nun Christ. Grauenhafter sind die Gegensätze in der etwas langen und zerflatternden Geschichte von den vielen Verbrechen und Übeln, die ein „gefälschter Coupon“ (Band I) nach sich zieht. Mit erschütternder Kraft ist darin eine Szene geschildert, wie ein kaltblütiger Mörder ein armes, bescheidenes verdienendes Mädchen umbringt, ihre Augen aber, die ihn stumm und gewaltig ansehen, erwecken sein tiefstes Gefühl. Die seltsame Überschrift „Was ich im Traume sah“ (Band I) trägt die Geschichte von einem stolzen, durch den „Fehltritt“ seiner Tochter in seiner Eigenliebe und seinem Dünkel tief getroffenen Fürsten, der sie später als dürftige Mutter in Armut wiedersieht und in ihrem Anblick erschüttert zusammenbricht (siehe die folgenden Losen Blätter). Wieder ein andres „Sehendwerden“ ist das jenes jungen Verliebten, der den Vater seiner Geliebten mitleidlos eine Spießrutenexekution befehligen sieht und plötzlich den Abstand zwischen sich und der Gesellschaft erkennt, die solche Furchtbarkeiten duldet.

Den Abstand zu sehen und fühlbar zu machen, der Reiche, Gebildete, Müßige von den arbeitenden Millionen trennt, das war endlich Tolstois tägliches Tun. Er hatte noch Leibeigne besessen, war Erbe eines alten Grafennamens und mehrerer Rittergüter, war Offizier und Gesellschaftheld gewesen; er kannte die eine Hälfte der Menschheit, und als sein scharfes Auge nun allmählich das Wesen der andren entdeckte, schuf er bis dahin unerhörte Bilder des Grauens. Auf ihm aber lag von da ab jenes Gefühl bedrückender Verantwortung, dessen Ästhetisierung Karl Nötzel im vorigen Kunstwartheft besprochen hat. Er ästhetisierte es nicht, er nahm die Qual unvermindert auf sich und suchte zu helfen, soweit eines einzelnen Menschen Kräfte reichten. Er schrieb an den Justizminister, an die Öffentlichkeit, an Stolypin, an den Zaren. Vor allem den Zaren, der die größte Macht und Verantwortung trug, suchte seine Phantasie immer wieder auf. „Der junge Zar“ (Band II) ist eine eindringliche Folge von Träumen, worin er den eben zur Regierung Gekommenen das Elend seines Landes schauen läßt, und in den „Aufzeichnungen des Mönches Fjodor Kusnitsch“ (Band III), welcher der in Taganrog 1825 verschwundene Alexander I. gewesen sein soll, geißelt er vom Standpunkt des einfachen Menschentums den Trug und die sittliche Stumpfheit der Fürstenerziehung.

In welchen unlösbaren und fürchterlichen Konflikten Tolstoi selbst nach dem Durchbruch seiner neuen Lebensanschauung lebte, wie einerseits seine Pflichten gegen Frau und Kinder, anderseits die gegen

Digitized by Google

seinen „Gott“ ihn zerrissen, das wird erschütternd Gestalt in den vier Akten des unvollendeten Dramas „Das Licht, das im Dunkel leuchtet“ (Band II). Allerdings, die rein dialogische Darstellung — sie hat Tolstoi und seinem Volk nie recht gelegen — wollte ihm für diese erschütternde und umfassende Aussprache nicht voll ausreichen. Es gibt matte Stellen in dem Werk, und trotz mancher geisterfüllter und vieler hoheitvoller Einzelheiten wirkt es mehr durch die Beziehung auf Tolstoi selbst als durch künstlerische Kraft.* Letztlich zog es Tolstoi mehr und immer wieder zu jener Menschenschicht, deren Unglück und Niedrigkeit er in so unüberwindlichem Gegensatz zum Leben seiner Standesgenossen sah. Er erblickte hier viel weniger Roheit, Dummheit, Trägheit, Plumpheit, Aberglauben und Verlotterung, viel mehr einfaches Menschsein, Liebe, Glauben, Demut, Ergebung und schilderte sie mit der ganzen Hingabe einer tiefen Überzeugung und in der vollen Reinheit, die sein Anschaun allem Menschlichen verlieh; vielleicht sind diese kleinen Geschichten mit den Gestalten aus dem Volke in ihrer ruhigen Herzlichkeit und ihrem stillen Tun und Lassen das Größte was Tolstoi hinterließ: „Aljoscha“ in Band I (siehe die Losen Blätter), „Chodynka“ (Band III) und die kleine tiefbewegte Szene „Er ist an allem Schuld“, worin die menschlich einfache Güte eines bestohlenen Bauern dem ertappten Diebe verzeiht. Wenn schlichte, aber bis ins kleinste Wort in lebensvoller Notwendigkeit leuchtende Kunst monumental ist, dann sind es diese homerischen Szenen, die klar dastehen, wie das einfache Leben durch Jahrtausende war.

Die Schuld des Alkohols — „Er ist an allem Schuld“ — durfte auch der greise Tolstoi nennen, der Menschenschuld nicht mehr richtete. In seinem Todesjahr schrieb er eine Gesellschaftschilderung, die mit den Worten beginnt: „Wie seltsam, wie wunderbar ist doch mein Geschick. Es gibt wohl kaum einen unter der Vergewaltigung und dem üppigen Leben der Reichen leidenden Armen, der all die Unbill und Grausamkeit, die schreckliche Unterdrückung und hochmütige Verhöhnung, die Entrechtung, Verelendung und Demütigung, die das wirklich arbeitende und Werte schaffende Volk von seiten der Reichen zu erdulden hat, auch nur zum hundertsten Teil so deutlich und lebhaft empfände wie ich.“ Immer lebhafter werde ihm, fährt er fort, dies qualvolle Empfinden, aber seine Kraft, sich den Verhältnissen in die er geboren zu entziehen, werde immer geringer. Endlich glaubt er seine Bestimmung darin zu erkennen, daß er das Sein und Treiben beider Hälften der Menschheit so wahrhaftig schildere, wie er nur immer konnte, um den Menschen die Augen zu öffnen.

---

* Schlimmer noch steht es meines Erachtens mit dem verschiedentlich aufgeführten „Lebenden Leichnam“, einem aus zwölf Bildern zusammengesetzten Stück im ersten Band, das gegen die unsittliche „Rechtsprechung“ gerichtet ist, aber offensichtlich nur bis in das Stadium des Notizenhaften reifte. So wirkt es mehr wie ein Kolportageroman mit sentimentalem Einschlag. Tolstoi selbst ließ es absichtlich liegen, — ich meine, man hätte es nicht ans Licht bringen sollen, trotz mancher herzlich bewegter Worte darin.

Digitized by Google

So schwankte er zwischen unvereinbaren Gegensätzen hin und her, und nur der angstvoll wiederholte Satz der Überschrift: „Es gibt keine Schuldigen", rettete ihn vor leidenschaftlichem Richten und Anklagen. Welch ein Weg der Bitterkeit lag zwischen dem Aufdämmern des „Lichtes das im Dunkel leuchtet" (begonnen in den achtziger Jahren) und diesen Worten! Die stark gegensätzliche Schilderung der herrschaftlichen und der bäuerlichen Familie, die ganz einfach, aber unbegreiflich eindringlich wirkt, endet mit den Worten: „Hier die liebe, gute Mutter eines kleinen Mädchens, die ihrer Kleinen die Geschichte des Hundes »Fuchs« vorliest, der mit den Kaninchen Mitleid gehabt hat. Und dieses liebe kleine Mädchen, das im Spazierengehen barfüßige, hungrige Kinder sieht, die grünes Fallobst sammeln, gewöhnt sich daran, in diesen Kindern nicht ihresgleichen zu sehen, sondern eine Art Staffage, die zur Landschaft gehört.

Warum das? . . ."

Über diesem Warum? mag der Zweiundachtzigjährige lange gesonnen haben. Die Art, wie Kinder und deren ursprüngliche Menschlichkeit im Empfinden und Entschließen allmählich durch die Erziehung in Tolstois Sinne: verderbt werden, hat ihn viel beschäftigt. Der zweite Nachlaßband enthält eine Reihe von Dialogen mit Kindern — „Kinderszenen" —, worin die Kleinen ihre unverbildeten Worte des Mitleids, des moralischen Empfindens, des sozialen Denkens und des Staunens über die Ungerechtigkeit der Menschen aussprechen, und ihr Reden von den Erwachsenen belächelt oder beiseitegeschoben wird; mit unendlicher Liebe und zartem Gehör für die ursprünglichen Quellen der Kinderseele ist dies wiedergegeben und das „Warum?" steht ungeschrieben am Ende all dieser Szenen. Auch das letzte was Tolstoi schrieb, am 28. August 1910, war eine „Erzählung für Kinder" (Band II) und von Kindern; unter dem Antrieb eines unmittelbaren Mitleidens geloben zwei kleine Geschwister, so zu leben, „daß es keine Armen mehr gibt". „Und ob sie Wort halten werden, wird die Zukunft lehren," so endet die kleine Geschichte, die mit starken Strichen das willkürliche und unwillkürliche Bestreben der Menschen zeichnet, diese Versprechen von innen her aufzulösen. Wenige Wochen danach entfloh Tolstoi ein letztes Mal seiner unerträglichen Lage, und endlich erfüllte sich sein Wort: ich werde hoch fliegen. Gott half ihm.

Absichtlich ist bisher jede Polemik gegen Tolstois Denken und Schaffen vermieden worden. Scheint es doch immer wieder, daß die europäischen Leser sich in unbegründeter Weise von seinen allgemeinen Meinungen und Bewertungen abstoßen lassen, obwohl auch der Andersdenkende seine Kunst mit aller inneren Hingabe aufnehmen kann. So oft die Rede geht, wie leicht und einfach die Weltanschauung Tolstois zu widerlegen sei, ja wie sie sich eigentlich selbst widerlege, so nachdrücklich ist darauf hinzuweisen, daß nur oberflächliche Kenntnis und leichtfertiges Urteilen zu diesem Ergebnis führen kann. Nachdem die vortrefflichen Ausgaben des Diederichsschen Verlags seine gedankliche ebenso wie früher seine dichterische Lebensarbeit zugänglich gemacht haben, wird der tiefer Eindringende leicht sehen, daß hier

Digitized by Google

nachdrücklichere, menschlich ernstere Arbeit Wortgestalt gefunden hat, als man sie in durchschnittlichen „wissenschaftlichen“ Büchern findet. Im Hintergrunde steht aber natürlich nicht der „Beweis“ für die Richtigkeit der Meinungen, sondern die gewaltige Persönlichkeit Tolstois, die zu „widerlegen“ sinnlos erscheint. Wer sich ihr nähern will, hat außer den Diederichsschen Ausgaben der religiösen und sozial-ethischen Schriften neuerdings noch einen starken Briefband zur Verfügung.* Er ist natürlich reich an liebenswürdigen Zeugnissen von der offenen, leidenschaftlich fühlenden, tatmutigen Natur Tolstois und nicht minder erfüllt von Gedanken aus der Zeit seiner Umwandlung und seiner letzten Entwicklung. Manche der Auseinandersetzungen wirken mit der ganzen Gewalt einer raschen persönlichen Kundgebung, klar, scharf, eindringlich, manche dagegen verworren, hilflos fast. Im ganzen war Tolstoi kein rechter Briefschreiber: es fehlt seiner harten, selbstanalytischen Natur das heiter Plaudersame, die erzählfrohe Weltfreude ebenso wie die vielseitige innere Bezogenheit auf Leid und Freude der Empfänger. Vielleicht allerdings gründet sich dieser Eindruck auch auf die Auswahl der Briefe; sie wird von den Herausgebern nicht begründet, die Ausgabe zeugt leider überhaupt von recht flüchtiger und nicht genügend auf die Bedürfnisse des Lesers bedachter Arbeit. Dennoch ist der Eindruck, den die Sammlung hervorruft, stark und nachhaltig; mag man sich an die stärker subjektiven Jugendbriefe aus den Tagen des Leutnants oder an die abstrakteren Briefe des lehrenden Tolstoi halten, überall weckt seine Hingabe, sein Ernst, seine Wahrhaftigkeit, sein eisernes, schonungloses Ringen nach höheren Stufen der Vollkommenheit Teilnahme, Bewunderung, Ehrfurcht. Warm ist hier der innerste Atemzug dieses langen Lebens zu spüren, der Liebe war, und man begreift unmittelbar, wie sein großer Landsmann Kropotkin ihn „den am meisten geliebten Mann, den in der rührendsten Weise geliebten Mann in der Welt“ nennen konnte.

Wolfgang Schumann

Lose Blätter

Aus Tolstois Briefen

Über Dichter und Dichtungen

(Über Turgenjew)

Überhaupt wundere ich mich stets bei Turgenjew, wie er mit seiner Klugheit und seinem poetischen Feingefühl es nicht versteht, sich von einer banalen Schreibweise fernzuhalten. Besonders viel Triviales steckt in seinen abschreckenden Schilderungen, die an Gogol erinnern. Da ist keine Menschlichkeit, keine Teilnahme mit den Personen zu spüren, sondern der Autor geißelt nur menschliche Schwächen und hat mit ihnen kein Mitleid. Das steht aber in einem krankhaften Widerspruch zu dem Ton und dem Geist des Liberalismus. So etwas ließ man sich in uralten

* „Briefe 1848—1910“, 560 Seiten. Ebenso wie die drei Nachlaßbände im Verlag Ladyschnikow, Berlin, erschienen.

Digitized by Google

Zeiten oder zur Zeit Gogols gefallen. Dabei muß noch gesagt werden: wenn man Gogols unbedeutendste Personen nicht bemitleidet, muß man sie entweder schelten, daß Gott erbarm, oder so über sie lachen, daß man Leibschmerzen bekommt, aber nicht in der Art Turgenjews, der an Schwermut und Dispepsie leidet.

(Vernunft des Herzens)

Ich wollte Ihnen schon längst etwas über den „Dunst“ * schreiben; selbstverständlich ist es dasselbe, was Sie mir schrieben. Das ist ja der Grund, warum wir einander so gern haben, weil wir beide mit der Vernunft des Herzens, wie Sie es nennen, denken. (Nochmals vielen Dank für diesen Brief. Vernunft der Vernunft und Vernunft des Herzens — das hat mir vieles erklärt.) Meine Meinung über den „Dunst“ ist folgende: Die Stärke einer Dichtung liegt vor allem in der Liebe; die Richtung dieser Kraft aber hängt vom Charakter ab; ohne die Macht der Liebe gibt es keine Poesie; eine falsch gerichtete Kraft, ein unangenehmer, schwacher Charakter des Dichters wirkt abstoßend. Im „Dunst“ aber gibt es fast keine Liebe zu irgendeiner Sache, und fast keine Poesie, sondern höchstens etwas wie Vorliebe für einen leichten und koketten Ehebruch, und darum ist das Poetische an dieser Erzählung nur widerlich.

(Darstellung von Gedanken in der Kunst [über Anna Karenina])

Wenn aber kurzsichtige Kritiker glauben, ich hätte nur das schildern wollen, was mir gefällt — etwa wie Oblonski zu Mittag speist und was für Schultern Frau Karenina hat — so irren sie. In allem, oder doch fast in allem, was ich geschrieben habe, werde ich von dem Bedürfnis geleitet, die Gedanken zu sammeln, und zu vereinigen, die in einen festen Zusammenhang gehören, wenn sie ausgedrückt werden wollen, doch jeder Gedanke, der selbständig mit Worten ausgedrückt wird, verliert seinen Sinn und verflacht ungemein, wenn er für sich allein und unabhängig von dem Zusammenhange, in dem er steht, aufgefaßt wird. Der Zusammenhang selbst aber wird, wie ich glaube, nicht wieder durch einen Gedanken hergestellt, sondern durch etwas anderes; es ist unmöglich, die Grundlage dieses Zusammenhanges unmittelbar in Worten auszudrücken, man kann ihn nur mittelbar zum Ausdruck bringen — das heißt in Worten die Gestalten, Szenen und Situationen schildern. Sie wissen dies alles viel besser als ich, diese Frage hat mich doch in der letzten Zeit sehr viel beschäftigt. Einer der stärksten Beweise war für mich die Schilderung des Selbstmordes von Wronski, die Ihnen so gefallen hat. Früher ist mir das noch nie so klar geworden. Das Kapitel, in dem geschildert wird, wie Wronski seine Rolle nach der Zusammenkunft mit dem Gatten auffaßt, war schon längst fertig. Ich hatte schon mit der Korrektur begonnen, da griff Wronski ganz unerwartet, aber auch ganz unvermeidlich zur Pistole. Und nun erweist es sich, daß dies für die weitere Entwicklung organisch notwendig war.

(Die Liebe des Künstlers)

Der Nerv der Kunst liegt in der leidenschaftlichen Liebe des Künstlers zu seinem Gegenstand, und wenn diese vorhanden ist, wird das Kunst-

* Turgenjews soziale Novelle „Dunst“

Digitized by Google

werk stets auch den übrigen Anforderungen — dem Reichtum und der Schönheit — entsprechen. Der Inhalt wird uns befriedigen, weil man keinen geringfügigen Gegenstand leidenschaftlich lieben kann. Und auch die Schönheit wird nicht fehlen, weil der Künstler keine Mühe scheuen wird, um den Inhalt, der ihm lieb und teuer ist, in die schönste Form zu bringen.

Persönliches

(Frühling 1858)

Großmütterchen! Frühling!

Gute Menschen haben es doch herrlich auf der Welt, selbst Leute wie ich haben es gut. Die Natur, die Luft, alles ist voller Hoffnung, durch alles geht ein Ahnen der Zukunft — einer wunderbaren, herrlichen Zukunft ... Zuweilen irrt man sich, und glaubt, daß nicht der Natur allein, sondern auch unser, Glück und Zukunft harren — und dann fühlt man sich wohl. Ich befinde mich jetzt auch in solchem Zustand und beeile mich, mit dem mir eigenen Egoismus, Ihnen nur über Gegenstände zu schreiben, die Interesse für mich haben. Wenn ich meine fünf Sinne beisammen habe, erkenne ich sehr wohl, daß ich nur eine alte, erfrorene und in einer dicken Sauce gekochte Kartoffel bin, aber der Frühling wirkt so stark auf mich, daß ich mich mitten in meinen Träumereien auf dem Gedanken ertappe, ich sei eine Pflanze, die sich erst jetzt entfaltet hat und mit anderen Blumen und Gewächsen still, froh und einfach auf Gottes Erde emporwächst. Und aus diesem Grunde vollzieht sich jetzt in mir eine innere Wandlung, eine Reinigung und ein Prozeß, den niemand begreifen kann, der das nicht selbst empfunden hat. Alles Alte, alle falschen Konventionen, Faulheit, Egoismus und alle Laster, alle verwickelten, unklaren Neigungen und Beziehungen, alles falsche Mitleid schwindet. Sogar die Reue ist fort.

Gebt der seltenen Blume Raum, die schon Knospen ansetzt und mit dem Frühling erblüht. ...

(Tod von Tolstois Bruder)

Ich glaube, Sie wissen bereits, was sich hier ereignet hat. Am 20. September ist er buchstäblich in meinen Armen gestorben. In meinem ganzen Leben hat nichts einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht. Er hatte recht, als er sagte, es gäbe nichts Schlimmeres als den Tod. Denkt man ordentlich darüber nach, daß dies das Ende von allem ist, so gibt es nichts Schlimmeres als das Leben. Wozu sorgt und müht man sich, wenn von der Tatsache, daß Nikolas Nikolajewitsch Tolstoi gelebt hat, für ihn selbst nichts übrigbleibt. Er sagte nicht, daß er sein nahes Ende fühlte, ich weiß aber, daß er jeden Schritt des Todes verfolgte und bestimmt wußte, wie lange er noch zu leben hatte. Einige Minuten vor seinem Tode versank er in leichten Schlummer, aus dem er plötzlich erwachte und voll Entsetzen murmelte: „Was ist denn das?“ Dies war der Augenblick, wo er den Tod erblickte, seine Auflösung in das Nichts fühlte. Aber wenn er schon nirgends einen Halt fand, an was werde ich mich in seiner Lage anklammern können? Ich werde noch weniger haben. Und zweifellos wird kein Mensch, weder ich noch jemand anders, so wie er mit dem Tode ringen. Noch zwei Tage vor dem Tode sagte ich zu ihm: „Soll man dir nicht den Stuhl ins Zimmer stellen?“

Digitized by Google

„Nein," entgegnete er, „ich bin zwar schwach, aber noch nicht so sehr; ich werde mich noch aufraffen."

Er rang bis zum letzten Augenblicke mit dem Tode, besorgte alles selbst, suchte sich zu beschäftigen, schrieb, fragte mich nach meinen Schriften und erteilte mir Ratschläge. Aber, wie mir schien, nicht aus innerem Drange, sondern aus Prinzip. Nur eins bewahrte er sich bis zuletzt — seine Natur. Tags vorher ging er in sein Schlafzimmer, wo er vor Schwäche am offenen Fenster auf sein Bett sank. Als ich eintrat, sagte er mit Tränen in den Augen: „Welchen Genuß habe ich jetzt eine ganze Stunde lang empfunden."

„Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden." Nur das Eine bleibt: die unbestimmte Hoffnung, daß irgendwo in der Natur, in die man als winziger Teil wieder eingeht, etwas übrigbleibt und sich wiederfindet. Alle, die ihn kannten und ihn in seinen letzten Augenblicken sahen, sagen: „Wie wunderbar ruhig und still ist er dahingegangen!" Ich weiß aber, unter welch furchtbaren Qualen er verschied; mir entging kein einziges Gefühl. Tausendmal sagte ich mir: „Laß die Toten ihre Toten begraben", man muß doch seine Kräfte irgendwie verwerten. Man kann den Steinen nicht zureden, nach oben zu fallen, statt nach unten, wohin es sie zieht. Aber Scherze, die einem langweilig geworden sind, kann man nicht lachen. Man kann nicht essen, ohne Lust dazu zu haben. Was soll das alles, wenn morgen die Todesqualen mit all ihren widerwärtigen Lügen und Selbstbetrug beginnen; und wenn das alles mit einem Nichts, mit einer Null für mich endet. Es ist zum Lachen, die Leute sagen: sei nützlich, tugendhaft und glücklich, solange du lebst; du selbst aber, das Glück, die Tugend und der Nutzen bestehen in der Wahrheit. Und die Wahrheit, die ich in 32 Jahren meines Lebens erkannt habe, sagt, daß unsere Lage entsetzlich ist. Nehmt das Leben, wie es ist. Sobald der Mensch die höchste Entwicklungsstufe erklommen hat, sieht er deutlich: alles ist Lug und Trug, und die Wahrheit, die er dennoch über alles liebt, ist entsetzlich. Mit dieser Erkenntnis erwacht er plötzlich und fragt entsetzt, wie der Bruder gefragt hat: „Was geht hier vor?" Natürlich, solange man den Wunsch hat, die Wahrheit kennen zu lernen und zu sagen, strebt man nach ihr. Nur diese Einsicht blieb mir von der sittlichen Welt, darüber komme ich nicht hinaus. Danach allein werde ich auch handeln, aber nicht in der Kunst. Denn Kunst ist Lüge, ich aber kann die schöne Lüge nicht mehr lieben. . . . Den Winter will ich hier verbringen, weil es ganz einerlei ist, wo man lebt.

(Sehnsucht)

Schon seit zwei Tagen grübele ich darüber nach, wie traurig es ist, daß alle Menschen dieser Welt so große Egoisten sind, und daß ich der erste unter ihnen bin. Ich mache niemandem Vorwürfe, und doch glaube ich, daß es sehr schlimm ist; nur in einem Falle gibt es keinen Egoismus: zwischen Mann und Frau, die einander liebhaben. Nun leben wir bald zwei Monate mutterseelenallein mit den Kindern, die doch die größten Egoisten sind, und niemand kümmert sich um uns. In Pirogowo hat man uns vergessen, und wie mir scheint, auch in Moskau. Und ganz allmählich beginnt man selbst, die andern zu vergessen. Ich kann es nicht mit Worten ausdrücken. Du aber bist noch sehr jung, und wirst

Digitized by Google

mich vielleicht verstehen. Mir will das alles nicht aus dem Kopf. Vor allem sind es Fet's, die mich auf diesen Gedanken gebracht haben: wie schön doch das Leben eines Menschen unter Menschen ist, die zu lieben verstehen. Schreib uns — es ist ganz gleich, ob es wahr ist, oder nicht — schreib uns, daß du uns liebst — schreibe es uns zuliebe. Das Hündchen habe ich nur darum so liebgewonnen, weil es kein Egoist ist. Wenn wir doch so zu leben verständen, daß das Glück anderer unser eigenes ausmachte.

(Das Sich-hinein-denken)

Ihr Impuls, mir zu schreiben, war gut, aber nicht von Liebe eingegeben. Ich mache diesen Unterschied zwischen beiden: Ein gutes Gefühl ist dasjenige, das zu anderen Menschen hintreibt, — es kann auch egoistisch und unvernünftig sein: das Gefühl der Liebe aber überträgt das Bewußtsein auf andere Menschen; dieses Gefühl ist stets voll Selbstverleugnung und dem „Sich-in-den-Zustand-eines-anderen-hineindenken" — dieses Gefühl ist stets voll Selbstverleugnung und vernünftig. . . . Für alle Menschen, die die Wahrheit und das Gute suchen, zu denen ich mich rechne, gibt es nichts Teuereres, als wenn anhere uns auf das Abweichen vom wahren Wege, auf Fehler und Sünden aufmerksam machen. Ich bin in letzter Zeit besonders auf diese Hinweise erpicht. Aber sie müssen von Liebe erhellt sein; nicht von Schmeichelei und zärtlichen Worten, sondern von der Liebe, die in die Seele des anderen eindringt und sich in seine Lage versetzt. —

Mag man die gröbsten, von anderen „grausam" genannten Ausdrücke, gebrauchen; mag es Spott und Verachtung regnen, — die durchdringende Kraft der Liebe muß bleiben. Sonst kommt es mir vor, wie wenn jemand bis zum Gürtel in einen Sumpf gesunken ist, und man ihm dann gütigst rät, die Stiefel auszuziehen und schnell davonzulaufen; oder ihm erzählt, wie jemand anders den Sumpf umgangen hat, das heißt man nimmt überhaupt keine Stellung zu seiner Lage. Ich wünsche und rate Ihnen, die Fähigkeit, sich in etwas hineinzudenken und die tief durchdringende Liebe in sich herauszuarbeiten, nicht aber eine gewisse Weichheit und Empfindsamkeit im Verkehr mit anderen, sowie Güte für Liebe zu halten. Liebe ist das Streben des Menschen, sein Bewußtsein zu erweitern und das Bewußtsein eines anderen, aller anderen in sich aufzunehmen. Deswegen hat Johannes auch gesagt, daß Gott die Liebe ist. Das Bewußtsein in allem ist Gott. Wir lieben, wenn wir in die Seele eines anderen eindringen, seine Gefühle haben und ebenso wie er wissen, was ihm teuer ist, worin seine Kraft und seine Schwäche liegt. Wenn man das erreicht — was mit mir bisweilen geschieht —, welche Freiheit, Kraft und Ruhe empfindet man dann.

(Der Mönch zu Optin)

In dem Kloster zu Optin lag während mehr als dreißig Jahren ein gelähmter Mönch, der nur noch die linke Hand bewegen konnte, krank auf dem Fußboden. Der Arzt erklärte, er müsse starke Schmerzen haben, er aber klagte nicht, sondern ließ unter Bekreuzigungen und dankbaren Blicken, die er auf die Heiligenbilder richtete, fortwährend lächelnd erkennen, wie dankbar er Gott und wie froh er über den Lebensfunken sei,

Digitized by Google

der in ihm glomm. Zehntausende von Besuchern kamen ins Kloster, um ihn zu sehen, und es ist schwer, zu ermessen, wieviel Gutes sich von diesem Menschen, der jeder Möglichkeit zur Tätigkeit beraubt war, in der Welt verbreitete. Dieser Mensch hat sicherlich viel mehr Gutes geleistet, als Tausende und Abertausende von gesunden Menschen, welche sich dem Glauben hingeben, daß sie der Welt dienen, wenn sie in verschiedenen Instituten sitzen. Solange noch eine Spur von Leben im Menschen ist, kann er sich vervollkommnen und der Welt dienen; letzteres kann er jedoch nur, wenn er sich vervollkommnet, und dieses wiederum nur, wenn er der Welt dient.

Gedanken

(Geistige Gemeinschaft)

Ob sich zwischen zwei Menschen eine geistige Gemeinschaft herstellt oder nicht, das ist ganz unabhängig von ihrem Willen.

(Das Leben in der Stadt)

Das Schlimmste an der Stadt ist für mich und alle denkenden Menschen, daß man unaufhörlich entweder streiten und falsche Urteile widerlegen, oder ihnen ohne Disput zustimmen muß, was noch widerwärtiger ist. Dieses Streiten und Kämpfen gegen Nichtigkeiten und falsche Behauptungen ist die allermüßigste Beschäftigung, die niemals ein Ende nimmt, weil es unzählige Lügen gibt. Beginnt man aber einmal damit, so bildet man sich bald ein, es sei eine nützliche Tätigkeit, während es den schlimmsten Müßiggang bedeutet. Wenn man nicht disputiert, kann man sich etwas so klar machen, daß jeder Einwand ausgeschlossen ist; das geschieht aber nur in der Stille und Einsamkeit.

Aus den Dichtungen des Nachlasses

[Schluß von „Was ich im Traume sah“: Fürst Michail Iwanowitschs Tochter ist infolge eines Fehltritts fern von ihrem Vater Mutter geworden; zufällig lebt er nun bei seinem Bruder an demselben Ort wie die Verlassene; seine Schwägerin hat dem tief Verletzten nahegelegt, sich mit der Tochter zu versöhnen, und nach langem Zögern kommt er nun dazu.]

Michail Iwanowitsch erwachte früh, ging in das Kabinett seines Bruders, überreichte ihm einen Scheck über den Betrag, den er seiner Tochter anwies, und der ihr in monatlichen Raten ausgezahlt werden sollte, und fragte, wann der Schnellzug nach Petersburg abgehe. Der Zug ging um sieben Uhr abends ab, so daß Michail Iwanowitsch bis dahin noch dinieren konnte. Er trank den Kaffee in Gesellschaft der Schwägerin, die über die für ihn so peinliche Angelegenheit kein Wort mehr sprach und ihn nur schüchtern anblickte, und er entfernte sich, um seinen gewohnten Morgenspaziergang zu machen. Alexandra Dmitrijewna begleitete ihn ins Vorzimmer.

„Gehen Sie in den Stadtpark, Michel, dort ist es sehr schön und überallhin so nahe“, sagte sie, ihm vorwurfsvoll in das finstere Antlitz blickend.

Michail Iwanowitsch befolgte ihren Rat, ging in den Stadtpark,

Digitized by Google

von wo aus es „überallhin so nahe“ war, und dachte voll Ingrimm über die Dummheit und Herzlosigkeit der Frauen nach.

„Sie hat kein Mitleid mit mir“, dachte er mit Bezug auf die Schwägerin. „Sie kann meine Qualen gar nicht verstehen. Und sie?“ — er dachte an seine Tochter — „sie weiß, was das für mich bedeutet, welche Folter das für mich ist! Welch ein furchtbarer Schlag so am Ende des Lebens, das sie mir sicherlich verkürzt hat. Ach, lieber das Ende als diese Qualen! Und alles — um der schönen Augen eines Lumpen willen. Oh!“ stöhnte er laut auf, und eine grenzenlose Wut stieg in ihm bei dem Gedanken an die Gespräche auf, die man in der Stadt führen würde, wenn man von allem erfuhr. Oh, sicherlich wußten schon alle davon! Ein solcher Haß gegen sie erhob sich in ihm, daß er am liebsten ihr sogleich alles gesagt und deutlich vor Augen geführt hätte, was sie getan. Sie hatte ja keine Ahnung davon, was sie begangen. „Von dort ist's überallhin nahe“, dachte er, holte sein Notizbuch aus der Tasche und las ihre Adresse: „Küchenstraße, Abramows Haus, Wjera Iwanowna Silwerstowa.“ Unter diesem Namen lebte sie hier. Er ging bis zum Ausgang der Straße und rief eine Droschke herbei.

„Zu wem wollen Sie, mein Herr?“ fragte die Hebamme Maria Iwanowna, als er den engen Absatz der steilen, übelriechenden Treppe betrat.

„Ist Frau Silwerstowa zu Hause?“

„Wjera Iwanowna? Ja, bitte, treten Sie ein. Sie ist eben hinuntergegangen, zum Krämer nebenan. Sie muß sofort kommen.“

Michail Iwanowitsch folgte der dicken Maria Iwanowna in das kleine Wohnzimmer, und es gab ihm einen Stich ins Herz, als er das widerwärtige, böse Geschrei eines Kindes aus der anstoßenden Kammer vernahm.

Maria Iwanowna entschuldigte sich und ging in die Kammer: er hörte, wie sie das Kind zu beruhigen suchte. Das Geschrei verstummte und sie kehrte in das Zimmer zurück.

„Das ist ihr Kindchen, sie kommt sofort. Wer sind Sie eigentlich?“

„Ein Bekannter. Ich komme aber lieber später.“ Er schickte sich an zu gehen — so entsetzlich war es ihm, ihr Kommen abzuwarten, und so unmöglich schien ihm jede Unterredung mit ihr.

Er hatte kaum kehrtgemacht, als er auf der Treppe leichte, rasche Schritte vernahm und Lisas Stimme erkannte.

„Maria Iwanowna — hat er in meiner Abwesenheit nicht geschrien? Ich . . .“

Sie erblickte plötzlich den Vater. Das Päckchen, das sie in der Hand hielt, fiel zu Boden.

„Vater!“ schrie sie auf und blieb totenblaß und am ganzen Körper zitternd an der Tür stehen.

Er blickte sie an und rührte sich nicht vom Fleck. Sie war abgemagert, die Augen waren größer, die Nase spitzer geworden, die Hände waren dünn und knochig.

Er wußte nicht, was er sagen oder tun sollte. Er hatte alles vergessen, was er vorher über die ihm angetane Schmach gedacht hatte, und ein unsägliches Mitleid erfaßte ihn, als er sie nun vor sich sah, so mager, in der ärmlichen, einfachen Kleidung, mit dem traurigen Gesicht und den flehenden Augen, die auf ihn gerichtet waren.

Digitized by Google

„Vater, vergib!“ sagte sie, sich ihm nähernd.

„Vergib du mir!“ rief er und schluchzte wie ein Kind, ihr Gesicht, ihre Hände küssend und sie mit seinen Tränen netzend.

Das Mitleid mit ihr hatte ihm die Augen über sich selbst geöffnet. Und als er sah, wie er in Wirklichkeit war, begriff er, wie groß seine Schuld, die sein Stolz, seine Kälte und sein Haß verursacht hatte, ihr gegenüber war. Und er war froh darüber, daß er sich schuldig fühlte und nichts zu verzeihen hatte, sondern selbst der Verzeihung bedurfte.

Sie führte ihn in ihre Kammer, erzählte ihm, wie sie lebte, zeigte ihm jedoch nicht das Kind und sprach nichts über die Vergangenheit, denn sie wußte, wie qualvoll das für ihn war. Er sagte ihr, daß sie sich anders einrichten müsse.

„Ja, wenn ich auf dem Lande leben könnte!“ sagte sie.

„Wir wollen das alles überlegen.“

Plötzlich begann im Nebenzimmer das Kind zu weinen. Sie öffnete die Augen weit und blieb, ohne den Blick vom Vater abzuwenden, unschlüssig sitzen.

„Geh, du mußt das Kind stillen“, sagte Michail Iwanowitsch, offenbar mit sich selbst kämpfend, während seine Stirn sich runzelte.

Sie erhob sich und plötzlich kam ihr der wahnsinnige Gedanke, dem, den sie so grenzenlos liebte, jenen zu zeigen, der ihr jetzt teurer war als alles auf der Welt. Doch bevor sie ihren Wunsch noch aussprach, blickte sie den Vater an. Würde er zornig werden oder nicht? Sein Gesicht drückte keinen Zorn, sondern nur tiefen Schmerz aus.

„Geh nur, geh!“ sagte er. „Nun, Gott sei Dank! Ich komme morgen wieder, und dann werden wir einen Entschluß fassen. Leb wohl, mein Herz, leb wohl“ — und wieder konnte er nur mit Mühe den aufsteigenden Knäuel im Halse zurückhalten.

Als Michail Iwanowitsch zum Bruder zurückkehrte, fragte ihn Alexandra Dmitrijewna sogleich:

„Nun, was gibt es Neues?“

„Nichts.“

„Haben Sie sie gesehen?“ fragte sie, denn sie sah es ihm an, daß sich etwas ereignet hatte.

„Ja“, entgegnete er rasch und brach plötzlich in Tränen aus. „Ach, ich bin dumm und alt geworden“, sagte er, nach Fassung ringend.

„Nein — sondern klug, sehr klug!“

Michail Iwanowitsch vergab der Tochter alles und überwand, um dies zu können, alle Furcht vor dem Gerede der Menschen. Er brachte die Tochter zu der Schwester seiner Schwägerin, die auf dem Lande wohnte, besuchte sie dort oft und liebte sie noch herzlicher als früher. Das Kind aber mied er und konnte ihm gegenüber das Gefühl des Abscheus und Ekels nicht unterdrücken. Und das war eine Quelle der Leiden für die Tochter.

Aljoscha „der Topf“

Aljoscha war der jüngste Bruder. Er hatte den Zunamen „der Topf“ erhalten, weil er mit dem Milchtopf, mit dem ihn die Mutter zur Küsterfrau geschickt hatte, gestolpert war und ihn zerschlagen hatte. Die

Digitized by Google

Mutter prügelte ihn dafür, und die Kinder begannen ihn mit dem Topfe zu necken. So blieb der Name „Aljoscha der Topf“ an ihm haften. Aljoscha war klein, mager, tölpelhaft; die Ohren standen ihm wie zwei Flügel vom Kopfe ab, und die Nase war ungewöhnlich groß. Die Kinder neckten ihn: „Aljoscha hat eine Nase wie eine Gurke.“ Das Dorf hatte eine Schule, aber das Lesen machte Aljoscha Mühe, und er hatte auch keine Zeit zum Lernen. Der ältere Bruder diente bei einem Kaufmann in der Stadt, und Aljoscha begann von klein auf dem Vater zu helfen. Er war sechs Jahre alt, als er schon mit den Mädchen zusammen die Schafe und Kühe auf die Weide trieb; als er größer wurde, hütete er Tag und Nacht die Pferde. Mit zwölf Jahren pflügte er das Feld und lenkte den Wagen. Viel Kraft besaß er nicht, aber die Handgriffe hatte er sich wohl angeeignet. Allezeit war er lustig und wohlgemut. Die Kinder verspotteten ihn, aber er schwieg oder lachte dazu. Wenn der Vater ihn schalt, schwieg er gleichfalls und hörte zu. Sobald dann das Geschimpfe zu Ende war, lächelte er und setzte unverzüglich seine Arbeit fort. Aljoscha war neunzehn Jahre alt, als sein Bruder zum Militär ausgehoben wurde. Der Vater bestimmte ihn statt seiner für die Hausknechtsstelle beim Kaufmann. Aljoscha erhielt die alten Stiefel des Bruders, des Vaters Mütze und Wams und wurde in die Stadt gebracht. Er konnte sich nicht satt sehen an der Pracht seiner Kleider, der Kaufmann jedoch war mit seinem Aussehen unzufrieden. „Ich dachte,“ sprach er, Aljoscha musternd, „du würdest mir an Semjons Stelle einen Menschen bringen, und du bringst mir solch einen Rotzbuben her! Was soll ich mit ihm anfangen?“

„Er kann aber alles: anspannen und fahren, wohin er soll, und arbeitet für sein Leben gern. Er sieht nur so mager aus, hat aber Kraft und ist vor allem willig und still.“

„Na, schon gut, ich will zusehen, was ich mit ihm anfange. Laß ihn hier.“

So trat denn Aljoscha beim Kaufmann in Dienst.

Die Familie des Kaufmanns war nicht groß: sie bestand aus der Hausfrau, ihrer alten Mutter, dem ältesten verheirateten Sohne, der eine einfache Erziehung genossen hatte und dem Vater im Geschäfte half, und einem zweiten, gelehrten Sohne, der das Gymnasium beendet und die Universität besucht hatte, jedoch von dort fortgejagt worden war und jetzt zu Hause lebte; endlich war noch eine Tochter da, die das Gymnasium besuchte.

Anfangs gefiel Aljoscha nicht besonders — er war zu sehr Bauer: seine Kleider waren schlecht er hatte keine Manieren, sagte zu allen „du“. Bald aber gewöhnte man sich an ihn. Er verrichtete seine Arbeit noch besser als sein Bruder und tat alles stumm und willig. Man übertrug ihm alle möglichen Arbeiten, und er verrichtete sie gern und rasch und ging ununterbrochen von einer Arbeit zur andern. Wie früher zu Hause, so bürdete man jetzt auch beim Kaufmann Aljoscha alle Arbeiten auf. Je mehr er arbeitete, desto mehr Arbeiten wies man ihm zu. Die Hausfrau, die Tochter, die Söhne, der Kommis, die Köchin — alle schickten ihn bald dahin, bald dorthin und packten ihm die verschiedenartigsten Arbeiten auf. In einem fort hieß es: „Lauf mal dorthin, Bruder!“ oder: „Aljoscha, tu das!“ — „Aljoscha, hast du das vergessen, wie?“ — „Sieh nur zu, Aljoscha, daß du nichts vergißt!“

Digitized by Google

Und Aljoscha lief hin und her, tat alles, was man ihm befahl, vergaß nichts, fand zu allem Zeit und lächelte fortwährend.

Des Bruders Stiefel hatte er bald zerrissen; der Wirt schalt ihn, daß er mit durchlöcherten Stiefeln und nackten Zehen umherlief, und ließ auf dem Markte neue Stiefel für ihn kaufen. Die neuen Stiefel machten nun zwar Aljoscha Freude, aber die Füße waren die alten geblieben, und am Abend schmerzten sie von dem ewigen Herumlaufen, und er ärgerte sich über sie. Aljoscha fürchtete auch, daß der Vater, wenn er in die Stadt kam, um seinen Lohn abzuholen, darüber erbost sein könnte, daß der Kaufmann die Stiefel von seinem Lohne angeschafft hatte.

Aljoscha stand im Winter vor Tagesanbruch auf, zerkleinerte Holz, fegte den Hof, fütterte und tränkte das Pferd und die Kuh. Dann heizte er den Ofen, putzte die Stiefel, stellte die Samoware auf und putzte sie, bis der Kommis ihn rief, er solle die Warenballen wegtragen, oder die Köchin ihm befahl, den Teig zu kneten oder die Kasserollen zu scheuern. Dann schickte man ihn in die Stadt, bald mit einem Briefe, bald um die Tochter aus dem Gymnasium abzuholen oder Baumöl für die Alte zu holen. — „Wo warst du denn so lange, verdammter Kerl?“ schrie ihn bald dieser, bald jener an. Warum sollte man auch selbst gehen? Aljoscha wird schon hinlaufen! „Aljoscha, he, Aljoscha!“ Und Aljoscha lief.

Er frühstückte im Gehen und fand selten Zeit, mit den andern zugleich zu Mittag zu essen. Die Köchin schimpfte ihn aus, weil er nicht zur rechten Zeit kam, er tat ihr aber doch leid, und sie hob stets für ihn etwas Warmes zu Mittag und zum Abend auf. In den Feiertagen, und zumal in den Tagen vor den Festen, war recht viel zu tun. Aljoscha freute sich jedoch auf die Feiertage, weil er dann Trinkgeld bekam. Es war zwar nicht viel, sechzig Kopeken vielleicht kamen zusammen, es war aber doch *sein* Geld. Seinen Lohn bekam er nicht einmal zu sehen. Der Vater kam in die Stadt, hob den Lohn beim Kaufmann ab und schalt Aljoscha nur aus, weil er die Stiefel so schnell zerrissen hatte.

Als er von den Trinkgeldern zwei Rubel zusammengespart hatte, kaufte er sich auf den Rat der Köchin eine gestrickte rote Jacke, und als er sie anzog, konnte er vor lauter Freude den Mund nicht schließen.

Aljoscha sprach wenig, und wenn er etwas sagte, tat er es halb zur Seite gekehrt, mit kurzen, knappen Worten. Befahl man ihm etwas, oder fragte man ihn, ob er dies oder jenes verstehe, so entgegnete er stets, ohne zu zögern: „Man muß alles verstehen“, und machte sich sogleich an die Arbeit.

Gebete kannte er nicht; was die Mutter ihn gelehrt, hatte er vergessen. Dennoch betete er am Morgen wie am Abend — und zwar mit den Händen, indem er sich bekreuzte.

So hatte er anderthalb Jahre gelebt, als sich in der zweiten Hälfte des zweiten Jahres ein ungewöhnliches Ereignis in seinem Leben abspielte. Dieses Ereignis bestand darin, daß er zu seiner Verwunderung erfuhr, daß es zwischen den Menschen außer dem Abhängigkeitsverhältnis auch noch Beziehungen von ganz besonderer Art gab: Beziehungen, bei denen es nicht darauf ankam, dem andern die Stiefel zu putzen, oder ein Paket für ihn wegzutragen, oder den Wagen für ihn anzuspannen, sondern Beziehungen, bei denen einer dem andern ganz aus eignem Antrieb gefällig war und ihn freundlich behandelte — und daß auch er, Aljoscha,

Digitized by Google

von einer solchen Behandlung nicht ausgeschlossen sei. Er sollte dies durch die Köchin erfahren. Ustinja war eine Waise, jung und ebenso arbeitsam wie Aljoscha, und Aljoscha sollte nun zum erstenmal empfinden, daß er — er selbst und nicht seine Dienstleistungen — einem andern Menschen teuer war. Als seine Mutter ihn bemitleidet hatte, fühlte er das nicht; es schien ihm, daß das so sein müsse, es war nicht anders, als wenn er selbst sich bemitleidet hätte. Nun sah er plötzlich, daß Ustinja, obschon sie ihm völlig fremd war, doch Mitgefühl für ihn empfand; sie ließ für ihn Grütze mit Butter im Topf, und wenn er aß, stützte sie das Kinn auf die Hand und sah ihn unverwandt an. Und blickte er dann auf, so lachte sie, und auch er begann zu lachen.

Das war so neu und seltsam, daß Aljoscha erschrak. Er hatte das Gefühl, daß ihn das hindern würde, so weiterzudienen, wie er bisher gedient hatte. Er war aber dennoch froh, und wenn er seine Hosen betrachtete, die von Ustinja geflickt worden waren, schüttelte er den Kopf und lächelte. Gar oft, während der Arbeit oder während einer Besorgung, dachte er an Ustinja und sprach zu sich: „Ja, das ist ein Mädchen, die Ustinja!“

Ustinja half ihm, wo sie nur konnte, und er half ihr seinerseits. Sie erzählte ihm ihr Schicksal, wie sie eine Waise geworden, wie die Tante sie zu sich genommen und in die Stadt gebracht hatte, wie der Kaufmannssohn sie zu einer Dummheit hatte verleiten wollen, und wie sie ihn abgetrumpft hatte. Sie sprach sehr gern, und er hörte ihr gern zu. Er hatte davon gehört, daß es in der Stadt oft vorkomme, daß die dort arbeitenden Bauern sich mit den Köchinnen verheiraten. Einmal fragte ihn Ustinja, ob man ihn bald verheiraten würde. Er sagte, er wisse es nicht, er habe aber keine Lust, eine aus dem Dorfe zu nehmen.

„Hast dir wohl schon eine ausgesucht?“ fragte sie ihn.

„Ich würde dich gern heiraten. Willst du?“

„Sieh mal an — so ein Topf, und wie fein er das gesagt hat!“ rief sie, ihn mit dem Handtuch über den Rücken schlagend. „Warum soll ich nicht wollen?“

In der Butterwoche kam der Alte in die Stadt, um den Lohn abzuholen. Des Kaufmanns Frau hatte erfahren, daß Aljoscha die Absicht habe, Ustinja zu heiraten, was ihr ganz und gar nicht gefiel. „Sie wird schwanger werden, wird ein Kind kriegen, wozu taugt sie dann?“ Und sie sagte es ihrem Manne.

Der Kaufmann zahlte Aljoschas Vater den Lohn aus.

„Na, wie führt sich denn mein Junge auf?“ fragte der Bauer. „Ich sagte Ihnen ja, er ist willig und still.“

„Das ist er wohl, er will aber eine Dummheit begehen. Er will die Köchin heiraten — aber verheiratete Leute werde ich nicht halten. Das taugt für uns nicht.“

„So ein Dummkopf, so ein Dummkopf! Was ihm da eingefallen ist!“ sagte der Vater. „Glaub das nur nicht, ich treib's ihm schon aus dem Kopfe.“

Als der Alte in die Küche kam, setzte er sich an den Tisch und wartete auf den Sohn. Aljoscha hatte Besorgungen zu machen und kam, ganz atemlos vom Laufen, zurück.

„Ich dachte doch, du führst dich hier anständig auf“, sagte der Vater. „Was ist dir denn eingefallen?“

Digitized by Google

„Mir? Gar nichts!“

„Wieso nichts? Du willst ja heiraten! Wenn die Zeit kommt, werde ich dich verheiraten, und zwar mit einer, die ich dir aussuche, und nicht mit einer solchen Schlumpe aus der Stadt.“

Der Vater sprach noch lange auf ihn ein. Aljoscha stand da und seufzte. Als der Vater geendet hatte, lächelte Aljoscha.

„Wie du willst, ich kann's auch lassen“, sagte er.

„Na, siehst du!“

Als der Vater fortgegangen war und er mit Ustinja allein blieb — sie hatte während des Gespräches hinter der Tür gehorcht — sagte er ihr: „Unsre Sache ist nicht zustande gekommen, hast du gehört? Er ist bös geworden, er verbietet es mir!“

Sie weinte still in ihre Schürze hinein.

Aljoscha schnalzte mit der Zunge.

„Ich muß ihm wohl gehorchen. Wir werden es wohl lassen müssen.“

Als die Kaufmannsfrau ihm am Abend befahl, die Fensterläden zu schließen, fragte sie ihn:

„Na, wollt Ihr dem Vater gehorchen und Euch die Dummheit aus dem Kopfe schlagen?“

„Gewiß doch“, sagte Aljoscha. Er lächelte, brach aber gleich darauf in Tränen aus.

Aljoscha sprach fortan mit Ustinja nicht mehr von der Heirat und lebte ganz so wie früher. In der Fastenwoche schickte ihn der Kommis aufs Dach, er solle den Schnee herunterschaufeln. Aljoscha stieg aufs Dach, reinigte es vom Schnee und begann, den an der Dachrinne angefrorenen Schnee abzukratzen. Dabei verlor er das Gleichgewicht und stürzte mit der Schaufel hinunter. Zu seinem Unglück fiel er nicht auf den Schnee im Hofe, sondern auf das eiserne Flurdach. Ustinja lief hinzu, und hinter ihr her die Tochter des Kaufmanns.

„Hast du dir Schaden getan, Aljoscha?“

„Wie soll ich mir denn Schaden tun? Es ist nichts.“

Er wollte aufstehen, vermochte es jedoch nicht und begann zu lächeln. Man trug ihn in die Portierstube. Der Feldscher kam, untersuchte ihn und fragte, wo es ihm weh tue.

„Überall tut es weh, aber das schadet nichts, wenn nur der Wirt nicht böse wird. Man muß wohl dem Vater eine Nachricht schicken.“

Aljoscha lag zwei Tage, und am dritten Tage holte man den Popen.

„Wie, mußt du wirklich sterben?“ fragte ihn Ustinja.

„Was denn sonst? Können wir denn ewig leben? Einmal kommt man eben dran“, sagte Aljoscha rasch, wie immer. „Hab Dank, Ustinja, daß du Mitleid mit mir gehabt hast. Siehst du, es ist doch besser, daß man uns verboten hat zu heiraten. Jetzt wäre das Unglück da — und so ist alles in Ordnung.“

Als der Pope mit ihm betete, folgte er ihm nur mit den Händen und dem Herzen. In seinem Herzen aber lebte der Gedanke: Wenn hier alles gut war, wenn man folgsam war und niemand ein Leid antat, dann wird auch im Jenseits alles gut sein.

Er sprach nur wenig. Nur zu trinken verlangte er und staunte immerfort über irgend etwas.

Staunen lag auf seinem Gesichte, als er sich ausstreckte und starb.

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeineres

Menschen und Einrichtungen

Vom Alten Fritzen-Vierteljahr

möchten wir nicht ohne ein paar Worte scheiden. Daß wir noch immer nicht reif für eine Volksfeier ihm zu Ehren sind, das hat die letzte Zeit bewiesen. Eben dies aber muß jedem bitter sein, der außer dem Modernen auch das Konservative in sich als eine lebendige Macht spürt, die alte Edelheiten ins Neue hinüberbergen möchte.

Wie weit abgerückt scheinen wir von Friedrichs Geist! Eine einzige kleine Gegenüberstellung. Damals: als der Alte in Sanssouci wohnte, ließ er sich so wenig bewachen, daß wohl ein Fremder im Park bis vor seine Tür kam und den König am Schreibtisch arbeiten sah. Heut: das Denkmal Unter den Linden war am Friedrichstage mit Blumen umgeben, zwischen denen standen vier Posten, aber weit noch über diesen Raum hinaus war das Publikum durch einen großen Schutzmannskordon an Friedrichs Ehrentag sogar von seinem Denkmale weggesperrt.

Bei allen amtlichen Veranstaltungen dieses Ehrentags war es ausschließlich der Kriegsherr und der sorgende Monarch, dessen man gedachte. Das versteht sich so lange von selbst, wie es für selbstverständlich gilt, daß amtliche Veranstaltungen ausschließlich die Anschauungen des Hofes zu wahren haben. Erstaunlich scheint mir aber, daß man auch von liberaler Seite Friedrich nur lau gefeiert hat. In der Presse, wie ja gar nicht anders sein kann, bewundernd und mit ästhetischer Freude, aber sehr selten mit jener Liebe, die ihn mit uns noch zusammenhängend fühlt, als Leben von unserm Leben. Das Seltsamste: kein Mensch empfand, daß es eine alte Schuld gegen Friedrich zu tilgen gilt, so lange er statt auf Sanssouci im Gewölbe der Potsdamer Kirche ruht. „Ihm ist das jetzt gleich“ — ja, sicherlich. Den Toten aber sind auch die Monumente „gleich“, die wir ihnen errichten, unsres Kulturgewissens wegen bauen wir sie. Und unser Kulturgewissen sollte nicht ertragen, daß eines großen Friedrichs viermal niedergelegter Wille, auf dessen Ausführung auch er selber unbedingt vertraut hat, für alle Zeit in den Wind geschlagen bleibt, weil derselbe anstandskundige hohe Herr, der seine Mätressen in den Wohnräumen Friedrichs unterbrachte, die Garnisonkirche für „anständiger“ hielt als Sanssouci. Die Wiederherstellung dieses von der Geschichte geheiligten Königsitzes, wie er war, mit Friedrichs Grab, wo er's wollte, *das* hätte eine würdige Gedenkfeier für ihn ergeben. Und obendrein, da sie vor allem ein Ausräumen verlangt hätte, an Geldwert eine „billige“, während wir doch für Theatereien wie die Hohkönigsburg-Restauration Millionen haben. Weder auf der Rechten noch auf der Linken ist solche Tat der Pietät für Europas größtem König auch nur angeregt worden.

Wem die Gedenktage dazu verholfen haben, daß er sich vor all den alten und neuen Büchern Friedrich lebendig gemacht hat, der ist dabei mit einer Seele und mit einem Geist vertraut geworden, die den Wunsch, ihnen nahezusein, fast schmerzend stark machen konnten. Stunden kamen, in denen der Traum, man

Digitized by Google

lebe unter ihm, wie ein höchster Glückstraum erschien. Und doch hätte schwerlich einer unter ihm leben können, der das Fühlen unsrer Tage in sich trug, — auch als Günstling nicht, wenn er vornehmer Gesinnung war, weil er als unwürdig empfunden hätte, nur von der Gnade abhängig zu sein. Wundersam wie bei keinem zweiten freien und weiten Geist wird uns bei Friedrich unmittelbar bewußt, welch ein Unterschied zwischen der höchsten persönlichen Erleuchtung eines einzelnen Menschen hier und den weiter entwickelten Einrichtungen dort besteht. Aber eine Entwicklung der Einrichtungen ist ja nicht möglich, wenn nicht von einzelnen her auch der Geist des Neuen verbreitet wird, durch Arbeit dafür oder durch Beispiel. Joseph wollte reformieren ohne das, Friedrich kannte die Menschen besser.

Mir ist mitunter, als schritte dieser Einsame mit dem, was er dachte und darlebte, noch heute so gewiß *vor* uns, wie die meisten Einrichtungen seiner Zeit *hinter* uns liegen. In diesen Wochen jetzt schien mir's am meisten so. Der Staat feierte ihn mit denselben Gedanken, denselben Worten, mit denen er ihn schon anderthalb Jahrhunderte gefeiert hat. Die Modernen aber sahen immer noch mit gemischten Gefühlen auf ihn, denn wenn er schon auch ihnen ein Großer war, so war er ihnen doch zugleich, peinlicherweise, ein König aus absolutistischer Zeit. So frei sind sie selber noch nicht, um sich mit voller Inbrunst in den Menschen einleben zu können, der, innerlich frei wie einer, mit schier unbegrenzter Überlegenheit über bloße Theorie Verwirklicher des Erreichbaren nach einem Lebensziele hin war, das ihm kein Privatwunsch setzte. Verlören wir denn nicht mit diesem Könige eins der höchsten Vorbilder des allein der Sache dienenden Tatmenschentums überhaupt aus der Geschichte? König oder nicht, wie nebensächlich ist das dabei! Ich meine: die *dritte* Jahrhundertfeier Friedrichs werden unsre Nachkommen rechts und links in anderm und in *einem* Geiste feiern. A

Romandichtung

Literatur

Grundsätzliches und Gelegentliches

Soviel Gescheites schon über den Wert des Romans geschrieben wurde, es führt doch jede neue Betrachtung von Romanen, falls sie überhaupt beachtenswert sind, leicht wieder zu der alten Frage, inwiefern diese schriftstellerische Gattung zur Kunst gehöre.

Beispielsweise findet man unter mehreren Romanbüchern eines, das vom Verfasser ausdrücklich als „Romandichtung" bezeichnet wird; womit also wieder einmal gesagt ist, daß ein Roman an und durch sich selbst nicht zur Dichtkunst (auch nicht etwa zur mangelhaften) gehören müsse. Die anderen Werke derselben Gattung erinnern durch die Vielheit der Unterarten, die sie vertreten, an die Buntheit und Weitläufigkeit des Gebietes und damit an die Schwierigkeit, all seine Erscheinungen unter ein einheitliches Begriffsdach zu bringen.

Bei gegenwärtiger Gelegenheit möchte ich meine Ansicht von der Sache tunlichst in Kürze noch einmal zusammenfassen.

Die bestimmende Form, der Stil, ist für den Roman offenbar das Erzählen. Gegenüber dem Epos, der älteren Erzählungform, deren grundsätzlich künstlerischer Charakter niemals ernstlich angefochten wurde, läßt der Roman sofort den völligen Mangel an äußeren Stilzwangsmitteln und wohl auch die

Digitized by Google

Dehnbarkeit seiner inneren Gesetzesbestimmungen erkennen.

Immerhin ist es schon etwas, daß wir wissen: die Aufgabe heißt hier: erzählen, nicht beschreiben, nicht predigen. Auch nicht singen und nicht im engern dramatischen Sinn darstellen — dies beides jedoch mit Vorbehalt. Der Gegenstand kann die Aufnahme lyrischer und dramatischer Elemente nicht bloß zulassen, sondern sogar fordern. Wie bei jedem guten natürlichen Erzähler zu beobachten ist, schließt das Wesen der Erzählung lyrische Stimmungen und dialogisch unmittelbare Darstellung keineswegs aus. Die Erzählung ist ein viel zu vielseitig, um nicht zu sagen allseitig verwertbares Instrument der Lebenswiedergabe, als daß sie von der intensiveren Darstellung gesteigerter Erlebnisse grundsätzlich ausgeschlossen sein dürfte. Die einzige Voraussetzung bleibt beim Roman, daß dem Ganzen und auch jedem „Buch", Kapitel oder ähnlichen Abschnitt der Charakter des Erzählten in der Hauptsache gewahrt werde.

Dadurch nun, daß der Roman die Stilfessel des Epos: den Vers, also Rhythmus, Reim und gehobene, das ist wirklichkeitentrückte Sprache nicht kennt, dadurch hat er — innerhalb der Verpflichtung zum wesentlich erzählenden Vortrag — die gefährliche Freiheit, äußerlich sich ungehemmt, formlos ausbreiten zu dürfen. Hierin unterscheidet er sich von der Lyrik (selbstverständlich auch von der ungereimten Verslyrik und sogar von der frei rhythmisierten lyrischen Prosa noch) gleichwie von der Dramatik, die sichtlich unter dem Zwang des lückenlos durchzuführenden Dialogs, der Zusammendrängung und der Steigerung steht. Diese äußeren Eigenschaften können letzten Grundes nicht das Entscheidende sein, sie dürfen aber auch nicht unterschätzt werden. Mittel der Form wie diese pflegen ihre zwei Seiten zu haben, nämlich nicht bloß nach außen, sondern auch nach innen sich zu wenden; wie aufs deutlichste das Drama zeigt: das Zusammendrängen und Steigern ist nicht bloß praktisch nötig, sondern auch innerlichst zu vertiefen.

Das naturalistische Drama scheint mir zum Entlastungzeugen für den allzusehr zeitlich bedingten Roman nicht recht berufen zu sein. Ein wahrhaft naturalistisches, das ist formloses Drama ist ein Unding, und diejenigen vermeintlichen Dramen der letzten fünfundzwanzig Jahre, die dem konsequenten Naturalismus am nächsten kommen, sind entweder überhaupt niemals als lebendig anerkannt worden oder bald gestorben, wie ja auch die ganze redlich naturalistische Richtung.

Dessenungeachtet hat derjenige recht, der den Roman nicht eo ipso aus dem Reich der reinen Dichtkunst verbannt sehen will — nur könnte er die Beobachtung nicht widerlegen: „m e h r als die anderen Kunstwerke ist der Roman von Zeitlichem bedingt, von Erdenschwere belastet". Auch im Innern droht dem Roman eine Gefahr, die ihn nicht leicht zum reinen Kunstwerk gedeihen läßt.

Das Erzählen umschließt im Roman (nicht in der „Erzählung" schlechtweg) den chronischen Konflikt des Menschen mit der Welt im überwiegend äußern, irdischen Sinn dieses Wortes; während die (engere, eigentliche) Lyrik den Einklang von Ich und All, die Tragödie den akutgewordenen Konflikt des Menschenwillens mit dem Menschheitkönnen zum reinsten

Digitized by Google

Gegenstand hat. (Unreine Spielarten der Tragödie können sich freilich dem Außenweltlichen des Romans nähern; doch müssen bei der Vergleichung die Grundtypen jeder Gattung nebeneinander gestellt werden.) Für den Kunstwert des Romans wird es demnach vor allem darauf ankommen, daß das Bleibende, das innere Ich, gegenüber dem Zeitlichen, der gegenwärtigen Außenwelt, künstlerisch die Oberhand behalte.

Das erreicht man nicht, indem das Ich diesem Rundherum ängstlich entzogen wird, sondern gerade dadurch, daß dies Äußere als ein Gegenstand der Darstellung herangezogen wird, jedoch durchaus nur als dienender oder vielmehr reizvoll hemmender Gegenstand . . . recht eigentlich im Ursinn des „Gegenstandes“: als Widerstand („der trägen Welt“). Noch ein bißchen technischer ausgedrückt: besagter chronischer Konflikt sollte im Bewußtsein des Romanlesers während des Lesens unaufdringlich-unaufhörlich lebendig bleiben und nicht von der Schilderung, der gestaltenden Beschreibung, geschweige denn von ungestalteter Beschreibung oder Tendenz verdunkelt werden. Wie die Erfahrung täglich neu dartut, kann sowohl das Befolgen wie auch das Umgehen oder Mißachten dieser Grundforderung auf höchst verschiedene Weise vor sich gehen. Daher die vielerlei Unter- und Abarten des Romans.

Die Versuchung zur übermäßigen Schilderung der Umwelt (die ja, wie wir sahen, an sich kein verbotener Gegenstand im Roman ist) lockt den Romanschreiber zumeist mächtig. Das ständige genaue Abwägen zwischen dem Anteil des Ich-Konflikts und dem der Weltschilderung erfordert sehr viel Takt und doppelseitiges Können. Die verhältnismäßig wenigen Möglichkeiten der Abwechslung, die das zeitlos Elementar-Menschliche hergibt, können also gegen die bunte unendliche Menge der äußerlich-wirklichen Erscheinungen nur schwer aufkommen.

Soll man nun darnach etwa ausschließlich „Ichromane“ gelten lassen und alle Romane, die sich stark mit Weltschilderung befassen, als Unkunst verpönen? Soweit braucht man keineswegs zu gehen. „Ichromane“ im engern Sinn, nämlich scheinbar vom Erleber selbst erzählte Romane, können ja von vornherein keine Ausnahmestellung beanspruchen. Ichromane im weitern und tiefern Betracht, nämlich Romane, deren Held eine Einzelseele ist, dürfen allerdings als der dichterisch reinste Romantyp gelten, weil sie die Aufgabe auf die einfachste, seelischste Art anpacken, namentlich wenn sie das Werden einer Seele darstellen, also auch den Gang der Erzählung innig dem des seelischen Einzellebens anschmiegen. Aber das Ich kann sich auch teilen. Das Ich des Verfassers, das unmittelbar im Kunstwerk gar nichts zu sagen hat, könnte sich beispielsweise in zwei Naturen, Mann und Weib, umwandeln, die einander ergänzen und zusammen gegenüber der Außenwelt etwas wie eine Einzelvollseele bilden. Oder es könnte eine ganze Gruppe von Menschen so einheitlich zusammengefaßt oder eine Örtlichkeit, ein Haus, ein Stück Stadt oder Land so eindringlich beseelt werden, daß die Gruppe oder die Örtlichkeit würdig würde, als Ersatz-Ich der Welt entgegengestellt zu werden.

Wenn sich dadurch das Urteil über Kunst und Unkunst des Romans zuvörderst uns nur erschwert, so dürfen wir uns an ein recht

Digitized by Google

simples Kennzeichen halten: nur solange die Empfindung (ohne Verkünstelung) das Verstandesmäßige im Roman beherrscht, solange ist künstlerisches Wesen darinnen möglich; sobald das Verstandesmäßige die Übermacht gewinnt, kann höchstens noch von Mischkunst die Rede sein. So viele Romane unsrer Zeit, die mit Zeitlichem, Verstandesmäßigem schwer beladen sind, dabei aber auf einem Untergrund von gediegener Kultur ruhen und im einzelnen manchen künstlerischen Vorzug bekunden, dürfen als vortreffliche Literaturarbeit der reinen Kunst nahe geachtet werden — angewandte Kunst des Wortes.

Das Werk, das sich selbst als „Romandichtung" vorstellt,* heißt „Die Weltwanderer" (Verlag Wilhelm Baensch in Dresden) und stammt von Karl Gjellerup, dem deutschschreibenden Dänen. Unbedenklich darf von vornherein bestätigt werden, daß dieser Roman wirklich eine Dichtung ist; wiewohl einige Einschränkung hintennach folgen muß.

Ins Morgenland geht's, ins alte Wunderland Indien. Am Hof eines nordindischen Rajahs und drum herum trägt sich die Geschichte zu. Die Zeit ist 1835, aber durch seltsame Verknüpfungen im Geist der Wiedergeburtlehre führen die Geschehnisse weit in die graue Vergangenheit zurück. Ein vornehmer, abenteuerlustiger Brite, dessen Großmutter eine indische Prinzeß war, ein Freund weiland Lord Byrons, lebt dort in guten Beziehungen zum Rajah und zu seinem hochgebildeten Kanzler. Bei ihm wohnt ein echter deutscher Professor, ein bedeutender Sanskritforscher, mit seiner Tochter.

Zwischen dem Briten und der Rani, der Gemahlin des Rajahs, spinnt sich gerade eine Liebschaft an. Im Zusammenhang damit steht eine Verschwörung, durch die der Brite an die Stelle des schwachen Rajahs zu gelangen hofft, während die beteiligten Brahmanen ihn nur als Mittel zum Sturz des edlen Kanzlers und zur Errichtung ihrer eignen Herrschaft benutzen wollen. Die Situation wird weiter dadurch verwickelt, daß die Tochter des Professors den abenteuerlichen Briten liebt und daß viel buddhistische Ethik bedeutsam mitspielt. Eben durch diese zwei Momente aber wird auch alles zu guter Letzt entwirrt. Der Brite muß die tapfere, kluge junge Deutsche (die trotz aller Verliebtheit seine schwachen Verse nicht loben kann) wieder lieben und entsagt im letzten Augenblick dem Verschwörertum. Der weise Buddhist gibt freiwillig das Ministeramt auf und zieht als Pilger in die Ferne, in seinen Gottesfrieden.

Diese ganze Ver- und Abwickelung, die auf drei Bücher verteilt ist, geht innerhalb zweier Tage vor sich. Überaus kunstvoll ist das bewerkstelligt, indem die Vorgeschichte der eigentlichen Romanhandlung bruchstückweise nachgeholt und außerdem ein großes Wiedergeburtmärchen über die ganze Breite der Erzählung verteilt wird. Allzu kunstvoll! müssen wir sagen. Ein derartiges Verfahren widerspricht dem erzählenden Stil; zu fühlbar ist die Möglichkeit naiven Vortrags ausgeschaltet. Schließlich bleibt nur die große Ausführlichkeit des Berichtes und der Wechselreden als unzweifelhaft epische Eigenschaft.

Doch Werke so besondrer Art

* Dieser Aufsatz wurde schon vor mehr als einem Jahr geschrieben.

Digitized by Google

wollen mit besonderm Maßstab gemessen werden. Die innige Verflechtung der neuzeitlichen Handlung mit einer märchenhaft antiken, die mit jener parallel läuft und sich zum Schluß völlig mit ihr vereinigt, gibt dem Ganzen den Charakter eines Märchens. Dann also ein Roman, der Dichtung ist, weil er kein Roman, sondern ein Märchen ist? Das eigentliche Märchen, das von einem dämonischen Schlangenstein und von Leidenschaften und Tugenden der Heldenzeit erzählt, hat jedenfalls viel Schönheit in sich und hätte eine wohlgeschlossene Form, wenn es eben nicht (nachträglich, offenbar!) absichtlich verzettelt worden wäre; nur für den fingierten mündlichen Bericht, in dem wir es vernehmen, mutet es zu detailliert an.

Doch auch der neuindisch-europäische Roman, der den Rahmen bildet, hat seine dichterischen Vorzüge. Er betont durchgehends das Seelische und strebt sichtlich (ein klein wenig zu sichtlich strebend) eine Ich-Entwicklung an. Die Erfindung ist kräftig und farbenecht. Die Unmenge von Zügen kleintechnischer Geschicklichkeit, alswelche mit dem rein Dichterischen nicht viel zu tun hat, stellt nicht des Künstlers Gjellerup einziges oder bestes Können dar, sondern anscheinend nur ein Entgegenkommen gegen den Leser zum Nutzen des ganzen Werks. Die bunte Fülle der Abenteuer, Geheimnisse und Symbole soll ein Gegenspiel bilden zu der schweren, halbdunklen Weisheit Altindiens, die wir so in der Tat, samt etlicher Kenntnis neuindischer Stimmungen, spielend aufnehmen. Alles in allem eine Romandichtung, überreich bis zur Grenze der (innern) Formlosigkeit, aber auf jeden Fall reich genug, verschiedenartigsten Lesern etwas zu bringen.

Scheinbar weltenweit verschieden von Gjellerups „Weltwanderern", doch innerlich — wie auch in den Titeln — ziemlich verwandter Art ist Paul Ilgs Roman „Der Landstörtzer" (Wiegand & Grieben, Berlin). Als Schauplatz der Begebenheiten dient hier die Schweiz von heute, teilweise auch das modernste Berlin. Doch könnte man schon in der gefühlgesättigten und einigermaßen fatalistischen Grundstimmung eine gewisse Ähnlichkeit finden. Deutlicher noch in der entwicklung-psychologischen Absicht und im unstet Abenteuerlichen des Helden, sowie in der Technik: auch „Der Landstörtzer" spielt sich in der Hauptsache innerhalb ganz weniger Tage ab, auch hier ergänzen eingelegte Rückblicke und dabei eine geschlossene Erzählung den Bericht zum Lebensbild. Und hier erscheint dieses überkunstvolle Verfahren nicht minder bedenklich als bei Gjellerup.

Die Lebensgeschichte des deutsch-schweizerischen „Landstörtzers" setzt sich zusammen aus unmittelbaren Mitteilungen des Erzählenden, aus einer (fast die Hälfte des Romanbandes füllenden) Novelle des Landstörtzers selbst, ferner aus einem (wieder viel zu literarisch bewußten und detaillierten) mündlichen Bericht des Erzählenden für des Landstörtzers ehemalige Braut, aus weiteren Aufzeichnungen des Landstörtzers und restlichen Mitteilungen des andern. Setzen wir uns aber über die Methode hinweg, so wird uns das einzelne fast überall dichterisch erfreuen.

Namentlich wirkt die Novelle, „Tobelvolk" genannt, als ein lebensvolles, einheitliches Kunstwerk. Sie schildert Jugend, Jugendliebe und unglückselige Unrast eines

Digitized by Google

Schriftstellers von elender Herkunft, der niemand anders als eben der Landstörtzer ist. Unliebsam fällt dabei nur das eine auf, daß der Held hier stellenweise, objektiv als Objekt psychologischer Betrachtung genommen, sich als recht unangenehmen Feigling und unproblematischen Schwächling entlarvt, während er vorher und nachher wieder als richtiger Held die Sympathien des Verfassers zu haben scheint.

Am Ende war die Novelle zuerst da, und die in Handlung und Ergebnis wenig belangvolle Rahmenerzählung in Stücken schloß sich (wie vielleicht Gjellerups Rahmenroman um sein Märchen) nachträglich drum herum. Jedenfalls tut man wohl daran, wenn man den Blick nicht zu gewissenhaft auf den Helden allein gerichtet hält. Das starke Lebensempfinden, das aus dem Ganzen spricht, die Liebe, von der die Darstellung namentlich des schweizerischen Lebens überall zeugt, das macht den Hauptreiz des Werkes aus. Das arme Volk im „Tobel“ und das behäbige Bürgerhaus am See mit seinen Insassen prägen sich dem Lesergemüt nachdrücklich ein; da ist die Heimatseele der Held, der bessere, geworden. Und so dünkt uns der Roman vom „Landstörtzer“ eine Dichtung, wenn auch keine Romandichtung ohne Fehl. Paul Ilg ist vielleicht mehr Lyriker als Epiker, aber ein Poet ist er.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie „Die Weltwanderer“ beginnt ein Roman des Österreichers Emil Ertl zu spielen: „Freiheit, die ich meine“ (Leipzig, L. Staackmann). Der Höhepunkt, auf dem die Erzählung verweilt, ist das Jahr 1848, daher der Zusatz: „Roman aus dem Sturmjahr.“ Auf den ersten Blick eine Vereinigung des geschichtlichen mit dem „Milieu“-Roman, bei näherem Zuschauen zugleich ein Stück Heimatkunst mit einem Einschlag von Ich-Entwicklung-Roman. Fast scheint es, als hätten wir etwas von der Art, wie sie an dieser Stelle bei der Besprechung von Bruno Willes „Abendburg“ (Kw. XXIII, 13) noch vermißt wurde: „Ein geschichtlicher Roman, der aus der lebendigen, durch den Naturalismus hindurchgeschrittenen Kunst unsrer Gegenwart erwachsen wäre.“

Die Vermischung mehrerer Unterarten ist nur natürlich, sobald man sich vom Roman der Einzelseele abwendet und doch künstlerische Ziele im Roman verfolgt. Der geschichtliche Roman kann sich ja ebensogut wie der Gegenwartroman entweder mehr an das Ich oder mehr an die Umwelt halten. Daß der geschichtliche Roman wieder mehr gepflegt werde, wurde hier schon kürzlich als wünschenswert bezeichnet, der größern Mannigfaltigkeit halber und wegen der Möglichkeit, den Roman so von der platten Wirklichkeitmalerei zur Darstellung größer geschauten Lebens zu steigern. Wobei vorausgesetzt wurde, daß natürlich nicht einfach die platte Malerei auf eine vergangene Wirklichkeit, also auf eine obendrein unsichere, übertragen werde. Denn man kann es nur immer wieder betonen: jeder, auch der geschichtliche Roman wird um so länger dauernden Wert haben, je zeitloser, reinmenschlicher er im Kern ist, während er in allem Außenwerk das wirklich Wesentliche der Epoche geläutert wiedergeben soll.

Emil Ertl fühlt und weiß das alles und sucht den dichterischen Forderungen gerecht zu werden.

Digitized by Google

Wie in seinem Roman von 1809, „Das Blaue Gugucksbaus", nimmt er auch diesmal die Heimat zum Gegenstand seiner Kunst: Wien und insbesondere die Kleinwelt der Wiener Seidenweberei, die sich aus den bescheidenen Zuständen von 1809 mittlerweile hübsch emporgearbeitet hat. Mittelbar oder unmittelbar hat er von Zola gelernt, setzt aber statt des romanischen Massenpathos die süddeutsch-lyrische Heimatliebe. Die Schilderung des Technisch-Gewerblichen verarbeitet er sorgsam, soweit eben möglich, ins Erzählende oder in den Dialog, der in den Dienst der Erzählung gestellt ist. Er bemüht sich, nicht das Mechanische zu schildern, sondern ein Stück Menschentum, dem er sich noch blutsverwandt fühlt.

Völlig „hindurchgegangen" durch den Naturalismus ist Ertl noch nicht. In ihm ist viel Liebe zum Detail der Außenkultur und besonders, scheint's, der vergangenen wienerischen. Die außerordentlichen Detailkenntnisse, die er aus solcher Liebe sich erwarb, hat er gewiß stark gesichtet, allein es blieben ihm doch gelegentlich mehr davon lieb, als sich in unbedingt reine Dichtung verarbeiten ließen. Und indem er von dem bürgerlichen Winkel der Wiener Seidenweber aus die ganze Wiener und österreichische Revolutionszeit lebendig macht, setzt er so ungeheure Stoffmengen in Bewegung, daß er sie unmöglich samt und sonders unter der Herrschaft des Empfindens halten kann.

Einen entschiedenen Fortschritt über den richtigen Naturalismus hinaus finden wir wieder darin, daß Emil Ertl mit seinen beiden Wiener Romanen sich nicht in eine Zustandsschilderung Altwiener Idyllen verlor, sondern beide Male als Mittelpunkt eine große geschichtliche Tatbewegung wählte, worin und wodurch das Umweltliche sein Wesen erst enthüllt.

„Freiheit, die ich meine" will uns denn schließlich als sehr reizvolles Grenzwerk erscheinen: eine Dichtung, die recht gründlich kulturelle und politische Geschichte treibt, trotz aller Begabung fürs Einzelmenschlich-Charakteristische also ein Werk, das rein dichterisch unter einer starken Hemmung stehen muß, das jedoch vom Standpunkt der angewandten literarischen Kunst eine meisterliche Leistung bedeutet.

Wieder eine andere Mischung der Elemente zeigt Oskar Baums Roman „Das Leben im Dunkeln" (Berlin-Charlottenburg, Axel Juncker). Ein Buch vom Leben der Blinden, geschrieben von einem Blinden. Eine Erziehunggeschichte, die schon stofflich unser aller Anteilnahme verdient, bald Rührung, bald Bewunderung für menschliche Erziehungkünste, bald Empörung wider schulmeisterliche Herzensarmut und Begriffsstützigkeit weckt und für jegliche Art Erziehertum nützlich zu lesen ist.

Künstlerisch stellt „Das Leben im Dunkeln" eine Vereinigung von Ichroman und Umweltroman vor. Es hätte eine reine Dichtung werden können, aber wieder einmal war das „Milieu" dem Verfasser zu nah, zu sehr auf der Seele und zu offenbarlich auch für die Öffentlichkeit interessant. Ein fesselndes Zeitbuch ist auch hier das Ergebnis.

Gestehen wir's uns zum Schlusse ruhig: Gute angewandte Kunst auch des Wortes hat im weitern Bereich unsrer Kultur ihre Berechtigung. Das Angebot von Ewigkeitwerken läßt sich ja niemals durch kritisches Gerede erhöhen. Für die Praxis ist es gewiß wichtiger, daß möglichst viele treff-

Digitized by Google

liche Mischstilromane dem massenhaft angebotenen Schund-Mischmasch entgegentreten, als daß etwa eine riesige Leere entstände zwischen solchem Schund und den gar seltenen Prosadichtungen, die es vertragen, durch und durch sub specie aeternitatis betrachtet zu werden. In diesem Gedanken können sich Gegner und Freunde des Romans wohl zusammenfinden.

Willy Rath

Theater

Tolstois „Licht in der Finsternis", Strindbergs „Königin Christine"; Lustspiele, Komödien und Schwänke

Berliner Theater

Über Tolstois literarischen Nachlaß und damit auch über sein Drama „Und das Licht scheinet in der Finsternis" spricht ein eigener Beitrag dieses Heftes, und da bei solchen persönlichen Bekenntnisdichtungen die Bühne nur die Rolle eines zufälligen Vehikels spielt, so findet der Theaterkritiker nur wenig hinzuzusetzen, selbst wenn er die Tragödie in einer so guten Aufführung wie der des Kleinen Theaters unter den Linden mehr erlebt als gesehen hat. Freilich, ganz aus Eignem konnte es die Darstellung dieses Gewissenskampfes zwischen Überzeugung und Verantwortlichkeit nicht bestreiten. Für die beiden Hauptrollen, Nikolaj Iwanowitsch und seine Gattin Maria Iwanowna, mußte es sich die Darsteller in Friedrich Kayßler und Helena Fehdmer von den Reinhardtschen Bühnen ausleihen, wo bezeichnenderweise der schwere Ernst der beiden heutzutage nur zu leicht Urlaub findet. Im übrigen war diese Aufführung, bei der Direktor Barnowsky selbst die Regie führte, eine erfreuliche Bürgschaft für die Erfüllung der Aufgabe, der dieser Theaterleiter im übernächsten Jahre entgegengeht, wenn er an Brahms Stelle das Lessingtheater übernimmt. Die schöne, die erhabene Gerechtigkeit, die der Dichter trotz dem ausgesprochen selbstbiographischen Charakter dieses Stückes allen Nebenpersonen, auch den Widersachern des leidenden Helden angedeihen läßt, strahlte auf die Schauspielkunst über: da war in der ungleichen Umgebung des Grafen, unter den Vertretern der Militär- und Staatsgewalt, ja auch auf der Seite der Geistlichkeit, seiner grimmigsten Feindin, keine einzige Gestalt, die nicht ihr volles rundes Leben und damit ihre menschliche Rechtfertigung gehabt hätte. Und auch dem Publikum stellt die Aufnahme dieses Stückes ein tröstliches Zeugnis aus. So tot und abgetan, wie man manchmal fürchten zu müssen glaubte, ist das Gedanken- und Reflexionsdrama doch noch nicht. Legt nur die Andacht und Inbrunst eines Tolstoi in die Erkenntnisse eures Kopfes und die Bekenntnisse eurer Seele, und ihr werdet Ohren und Herzen genug finden, die euch Hingebung und Gefolgschaft leisten!

Das Bedürfnis solcher Anbetung des Edlen und Hohen ist so stark, daß es einstweilen auch mit Persönlichkeiten vorlieb nimmt, die dem Ideal nur in dunklem und vielfach gebrochenem Drange dienen. August Strindbergs jüngste Genesung aus gefährlicher Krankheit und die Ehrungen, die ihm hernach seine schwedische Heimat bereitete, genügten, um auch bei uns so etwas wie eine Strindberg-Wiederkehr und Strindberg-Rettung heraufzuführen. Die Opferfeuer, die man ihm entzündet, brennen allerdings mit recht verworrener

Digitized by Google

Flamme und geben vorläufig mehr Qualm als Licht und Wärme; unverkennbar aber und Respekt gebietend ist das heiße Verlangen all dieser Gedenkfeiern, durch die jähen Wandlungen und Verzerrungen des flackernden Genies hindurch zu dem Aufrechten und Dauernden zu gelangen, das man hinter ihnen ahnt. Allerlei Anzeichen sprechen dafür, daß er jetzt selbst nach einem Ankerplatz sucht, wo seine Schiffe Ruhe und seine Leidenschaften Besänftigung finden. Mit ihm sucht die deutsche Bühne, und noch einmal, wie schon vor einem Jahrzehnt, naht sie sich seinen historischen Heimatdramen, in der Hoffnung, in diesem Bezirke ein Stück Gottesfrieden nach all dem Lärm und Kampf zu entdecken. Doch ihre Hoffnung wird nur halb erfüllt. Auch die „Königin Christine", dieses um 1904 entstandene Drama, das fünfte in der Reihe der acht historischen Schauspiele, ist nicht mehr als ein schwächliches Gemisch kleinlich zerfasernder Seelenanalyse und vage schweifender Mystik, die ihre Haltlosigkeit vergebens hinter dem täuschenden Programmwort von dem „bewußten Willen in der Weltgeschichte" zu verbergen sucht. Von dem Rückgrat der Geschichte, das diesem reichbelaubten, kühn emporstrebenden, aber unaufhörlich schwankenden Schaft einer durch und durch triebhaften Begabung zum Segen hätte werden können, spürt man nur in den beiden ersten Akten etwas, in denen die Zeit nach Gustav Adolfs Tode kräftig umrissen und der verhängnisvolle Gegensatz zwischen dem soliden, gründlichen Schweden Oxenstjernas und dem luftigen, unterhöhlten und angefressenen Schweden Christinens farbig illustriert wird. Nachher verkrümelt und zerstäubt alles unter den Bohrern und Feilen eines auflösenden Verstandes, dessen Seelenkenntnis man bewundern kann, dessen aufbauende Überzeugungs- und Gestaltungskraft aber von Szene zu Szene mehr in sich zusammenschmilzt. Eine andre Darstellerin, etwa die Bertens in jüngern Jahren, hätte diese an Heldin und Drama gleich gefährlich nagende Zersetzung vielleicht zu dämpfen vermocht — Irene Triesch, die sich das Theater an der Königgrätzer Straße für die Titelrolle vom Lessingtheater geholt hatte — ein jammervoller Zustand, diese ewige plundrige Schauspielerborgerei! — tat aus ihrer zerfasernden Intelligenz heraus alles, um die „große schlimme Christine" in dem kleinen hysterisch unartigen Christel untergehen zu lassen.

Der Rest dieser Wochen war Komödie, Lustspiel und Schwank. Reinhardt feierte seine Heimkehr vom Londoner Weihnachtsmarkt mit der Aufführung der strahlend heiteren Liebeskomödie „Viel Lärm um nichts" und putzte diesen Stern der höchsten Höhe so blank, wie er sich dem elisabethischen England am ersten Tag gezeigt haben mag, hängte aber doch auch wieder allerlei schnörkelhafte, sich selbst parodierende Klunker dran — zum Glück nicht entfernt in der halsbrecherischen Manegemanier, die einst das Zwillingsstück dieser Liebes-, Verleumdungs- und Eifersuchtskomödie, die „Zähmung der Widerspenstigen", beinahe für den Zirkus reif gemacht hätte.

Im Lessingtheater gab es einen neuen Schnitzlerschen Einakter „Komtesse Mizzi", die geistreich schillernde, halb strafende, halb streichelnde Frotzelung einer „unbegebenen" leise angefaulten österreichischen Aristokratin, die sich über alles Familienhafte wunder wie erhaben dünkt, dann aber auf ihre späten

Digitized by Google

Tage dank einem aus der Provinzverborgenheit auftauchenden erwachsenen Sohn doch noch ihren „Familientag“ erleben muß. Wie hier Gott Hymen erst naht, als die Frage der Nachkommenschaft längst in positivem Sinne gelöst ist, so fallen auch in Fritz Friedmann-Frederichs Schwank „Das Familienkind“ (Neues Schauspielhaus) legitime Verlobung und erster offizieller Brautkuß lange hinter Heirat und Taufe: was ein romantischer Seesturm und Schiffbruch vor drei oder vier Jahren schon vor dem lieben Gott und dem ausländischen Standesamt zuwege gebracht hat, das „beichselt“ nun vor Erbtante, Schwager und freiherrlichem Schwiegervater der k. k. Oberleutnant, indem er im Schoße der Familie Apfelstrudel und sonstige Gemütsdinge backt. Damit an dem „Familienhaften“ aber noch nicht genug! Sogar der alte Schwerenöter Richard Alexander macht Miene, ins Land der Tugendsamkeit auszuwandern. Er spielt in seinem Residenztheater Hennequins Schwank „Alles für die Firma“ und läßt sich als Modekünstler Blaise Pessac von einem ebenso ehrsamen wie resoluten Schreibmaschinenfräulein aus einem Don Juan zu einem soliden Bräutigam, Ehegatten und Bürgersmann bekehren. Sein Abschied aus der Blumenstraße ist ja nicht mehr fern; vielleicht sehen wir uns im Königl. Schauspielhaus bei Fulda und Philippi wieder.

Friedrich Düsel

Schanderls „Nachtrab“

Münchner Theater

Noch gar nicht lange ist es her, daß man auf den Lyriker Joseph Schanderl aufmerksam wurde, daß man ihn als eine der kräftigsten und eigenartigsten jüngeren Begabungen anerkannte: und schon drängt es auch ihn zur Bühne. Gleich sein dramatischer Erstling, die dreiaktige Komödie „Nachtrab“ hatte das Glück, den „Neuen Verein“ für sich zu gewinnen, und dieser brachte nun als geschlossene Vorstellung des Münchner Lustspielhauses die Uraufführung heraus. Was man da zu sehen bekam, konnte einigermaßen wundernehmen. Von dem ganz besonderen Naturschwärmer, von dem schwungvollen Pathetiker und verträumten Idealisten Schanderl war da gar nichts zu spüren, ein derber Naturalist zeigte sich, der mehr mit breitbehaglichem Lachen und Schmunzeln als mit dem feindlichen Hohn jener Satire, die der enttäuschte Idealismus am Leben zu üben pflegt, die Fäulnis der modernen Gesellschaft aufdeckt, ganz so wie andere vor ihm. Dabei überraschte Schanderl auch angenehm mit einer Gabe, die ihm als dramatischem Anfänger kaum zuzutrauen war, mit einer respektabeln Fertigkeit natürlicher Menschendarstellung und flotter Dialogführung. Seine Komödie schildert, wie der fesche und strebersche junge Böhme Wenzel Pollak als Gehilfe eines reichsdeutschen Friseurs bei dessen gesamter Damenkundschaft Hahn im Korbe ist, unter anderm gleichzeitig „Bräutigam“ einer Zigarrenverkäuferin und Liebhaber des frühverdorbenen Töchterleins eines Großhändlers. Er diktiert seiner „Braut“, die ihm ein Kind geboren hat, einen Alimentenerpressungsbrief an den als Regierungsassessor sein Leben genießenden Sohn des Großhändlers, der vorübergehend gleichfalls mit ihr zu tun hatte, er weiß ferner dem Großhändler eine so glänzende Meinung von seinen Vorzügen und Fähigkeiten beizubringen, daß dieser ihn mit hübschem Anfangsge-

Digitized by Google

halt und noch hübscheren Aussichten ins Kontor nimmt, und er steigt kühnvermessen ins Einjährigenexamen, um noch nachträglich die wünschenswerte Basis für seine distinguierte Zukunft zu legen, während er mit entsprechend gesteigertem Eifer seine heimliche Liebschaft mit der Tochter des Prinzipals weiterpflegt. Allein das wetterwendische Glück läßt seinen böhmischen Ritter mit einem Male fallen; er saust durchs Examen, und der keineswegs eingeschüchterte Assessor läßt es in der Alimentationssache auf eine gerichtliche Entscheidung ankommen, die Wenzels ganzes erotisches Treiben an den Tag bringt. Der hoffnungsvolle Jüngling wird mit privater Hilfe eines Rechtsanwalts gütlich aus dem Städtchen entfernt, und des Großhändlers Töchterlein eben noch rechtzeitig an einen Rittergutsbesitzer verheiratet. Daß der hilfreiche Rechtsanwalt selbst der Geliebte der Großhändlersgattin ist, vollendet das musterhafte Familienbild.

Wie gesagt: die Dialoge des Stückes sind flott und lebensvoll geschrieben, auch sind seine Gestalten mit resoluter Sicherheit umrissen, und beides bedeutet ohne Zweifel einen ersten Nachweis der Befähigung, für die Bühne zu schreiben. Der Gesamtaufbau freilich läßt innere und äußere Konzentration und Steigerung vermissen, namentlich schädigen dramatisch unfruchtbare Wiederholungen desselben Motivs die Wirkung; und auch in manchen dick auftragenden Übertreibungen zeigt sich noch der Anfänger. Schanderl hatte aber den Beifall der großen Mehrheit auf seiner Seite. Hoffentlich ist seinen nächsten Stücken mehr von dem Aroma seiner Lyrik eigen als dieser im ganzen doch wenig schmackhaften Korruptionsverulkung.

Hanns von Gumppenberg

Altes Ballett und Ausdruckstanz

Ein Wort zu „den Russen"

Das „Kaiserlich Russische Ballett" dehnt jetzt seine Gastspielreisen über Berlin weiter ins Deutsche Reich, das ist der Grund, warum wir gelegentlich seiner an dieser Stelle sprechen wollen. Gelegentlich seiner, nicht „über es". Einzelne Vorführungen besprechen wir ja im Kunstwart nur, wenn sie irgendwie von grundsätzlicher Bedeutung sind, das sind aber die des russischen Balletts nicht. Oder doch? Höchstens insofern, als sie Altes und Neues mischen. Im Verein mit der glänzenden Ausführung trägt vielleicht gerade diese Mischung dazu bei, daß ein Teil auch der ernsteren deutschen Kritik „den Russen" gegenüber verwirrt worden ist. In diesen Kreisen preist man sie, als bewiesen sie eigentlich, daß die neue Bewegung um Reform der Tanzkunst etwas Überflüssiges oder Irrendes sei. Darüber zwei Worte. Unsers Erachtens kann nämlich im Gegenteil die Notwendigkeit einer Tanzkunst-Reform kaum schlagender bewiesen werden, als gerade durch „die Russen".

Halbe Stunden lang bieten sie uns, was wir von großen Hofballetten seit Kindertagen kennen: die überlieferten angeblich phantastischen Grand Opera-Szenerien der Ausstattungsstücke ältester italienisch-französischer Überlieferung, und eine sogenannte Handlung, die höchstens „Motiv", die nur Vorwand ist für die Hauptsache: Zehenlauf-, Hops-, Kreisel- und Lächelakrobatik in bunten Flittern schillernder s. v. v. menschenartiger Figuren

Digitized by Google

und rhythmisch wechselnder Arrangements aus solchen. Ich kann nicht einmal sagen, daß ich das in seiner Art durchaus vollendet fand; eine künstlerisch großzügige Mitverwendung der Farbe, beispielsweise, habe ich nicht bemerkt. Aber bis auf ganz nebensächliche Versager arbeitet hier alles unter außerordentlichem rhythmischen Gefühl, zeigt jede Vorstellung überhaupt jene solide technisch-artistische Arbeit, deren Gaben wir eben als Ausdruck einer solchen stets mit Lust empfinden. Nun aber: Plötzlich löst sich aus dem Puppenspiel eine einzelne Szene (wie die berühmte zwischen der Karsavina und Nijinski im „Karneval"), die Glieder und die Mienen bekommen sozusagen Gehalt, das Ganze wird plötzlich Ausdruck seelischen Erlebens. Nicht reiner Ausdruck eines solchen: die alte Automatik bleibt immer noch dazwischen. Aber wo sich's um heitere, um scherzende Szenen handelt, wirkt sie nunmehr als lustige Stilisierung oder humoristische Zugabe, nicht als Störung. Und das außerordentliche Talent der ersten Mitwirkenden tut das Weitere, die Wirkung stellenweise bis zum Entzücken zu steigern.

Nur bei mir und Leuten, die gleich mir in der „neuen Bewegung" stehn? Das war eben das Interessante: nein. Ganz auffällig, wie zurückhaltend auch das große Publikum bei den Künsteleien blieb und wie warm es sofort wurde, wenn Ausdruckstanz aus ihnen hervortrat. Beifall auf der Szene und überhaupt „rauschenden" Beifall gewann nur Ausdruckstanz. Wäre das schon vor fünfzehn Jahren ebenso gewesen? Ausdrucksszenen gab es auch in den alten Balletten immer da und dort, einfach, weil es eine künstlerische Natur zum Ausdruck drängt, aber nicht sie waren es stets, die am meisten begeisterten, sondern zum mindesten neben ihnen die großen Arrangements. Heute scheint es beinah, als ob der Ausdruckstanz nicht revolutionär, sondern auf revisionistischem Wege allmählich zum allgemeinen Sieg auch auf den Hofbühnen kommen würde. A

Vom deutschen Liedergesang

Der Sinn für den Vortrag volkstümlicher Lieder nimmt in den gebildeten Kreisen erfreulich zu. Namentlich unsre Lautensänger haben wackere Pionierarbeit geleistet, um die Vorurteile zu zerstreuen, die gegen ihre Kunst nicht so sehr in der unverbildeten Bevölkerung, als gerade unter den Artisten und den in ihrer Anschauungsweise befangenen Laien herrschten. Der Musiker sah mit einer gewissen Verachtung auf die Chansonniers herab, wer etwa so naiv war, die Vorträge eines Scholander, Kothe usw. höher zu bewerten, als die Leistungen eines „kunstmäßigen" Liederabends, wurde als ein Mensch von schlechtem Geschmack bedauert. Niemand wollte einsehen, daß bei jener Gattung doch immer etwas Geistiges sich kundgab, während so viele unsrer kunstgerechten Liedersänger in ihrem Tonmaterial, in ihrer Tonbildung steckengeblieben, zur Mitteilung des geistigen Ausdrucks gar nicht erst vordringen. Ist es denn nicht immer nur der Geist, nie die Materie und Dressur, was einen andern Geist anregt und fesselt? Beobachtet man erst, welche raffinierte Kunst die Volksliedsänger aufbieten, um ein Lied im Vortrag zu beleben, wie sie die Vieldeutigkeit der Musik ausnutzen, die Linie der Strophenmelodie wie

Digitized by Google

weichen Ton in der Hand des Bildners formen, um sie dem wechselnden poetischen Inhalt anzupassen, ja um das einzelne pointierte Wort darin zur Geltung zu bringen, so wird man diese Phantasiearbeit, die oft ein Werk des Stegreifeinfalls, der Augenblickslaunen ist, wahrlich nicht mehr gering einschätzen. Darum freute mich's neulich, als mein Nachbar im Scholanderabend, ein Musikus von Beruf, in einer Pause unter dem unmittelbaren Eindruck der Darbietungen meinte: „Wieviel könnten doch unsre Konzertsänger von diesem Mann an liebevollster Ausgestaltung jeder Einzelheit lernen!" Mit der Zeit werden wohl noch viele dahinterkommen.

Ich weiß sehr gut, was man dagegen einwendet. Der Kunstsänger hat vor allem durch die Tonlinie, hat durch den Ausdruck des Tones zu wirken. Zugegeben. Aber muß deshalb das geistige Element so sehr vernachlässigt werden, wie dies gewöhnlich geschieht? Sänger mit schönen Stimmen neigen leider insgemein dazu, die Durchgeistigung des Liedes zu vernachlässigen, sich auf die zündende Kraft ihrer Fermaten und Schwelltöne, oder auf die bezaubernde Wirkung ihrer Piani zu verlassen, während solche mit von Haus aus widerspenstigen Organen unwillkürlich darnach streben, durch „Auffassung" zu ersetzen, was ihnen an natürlichem Wohllaut und Schmelz gebricht. Aber das Publikum hält es meist mit den Stimmisten, es klatscht über Empfindung, Gestaltung, Charakteristik der Intelligenzsänger hinweg sogar dem geistlosesten Laffen, wenn er durch ein Spiel der Natur sein schmetterndes hohes C losknallen kann. Das sind alte, ach, wären es nicht immer noch neue Erfahrungen! Die Zahl der Sänger, die mit schönen und gebildeten Mitteln ein gepflegtes und bedeutendes Vortragstalent verbinden, ist noch heute überaus gering und sie finden sich unter Frauen verhältnismäßig noch öfter als unter den Herren der Schöpfung.

Ich kenne zum Beispiel einen Konzertsänger, dessen Name noch immer zu den gefeiertsten der Gegenwart gehört, was im Hinblick auf seine Gesangstechnik gewiß auch berechtigt erscheint. Aber die ganze Wiedergabe „riecht nach Musik", wie Gluck sagen würde. Von der Schönheit des Gedichtes kommt in seinen Liedern nichts zum Ausdruck. In Strophenliedern befolgt er korrekt und genau alle bei der ersten Strophe vorgeschriebenen Forti und Piani, Steigerungen, Zurückhaltungen und Decrescendi, auch wenn der verschiedene Inhalt der weiteren Strophen des Gedichtes zu einer ganz anderen Abschattung des Vortrags herausfordert. Und das wird dann nicht nur gutgeheißen, sondern als eine Meisterleistung der Interpretation öffentlich und laut gepriesen. Denn der Musikantengeist ist immer noch übermächtig, und die Menschen, welche die Musik als ein Mittel des Ausdrucks in engster Verbindung mit der Dichtung zu genießen verstehen, befinden sich noch immer sehr in der Minderheit. Es ist zuweilen als ob ein Hugo Wolf völlig umsonst gelebt und gelitten hätte.

Durch die ganze Musikgeschichte zieht sich der Kampf zwischen der frischen improvisorischen Spielmannskunst und der zünftigen Pedanterie, die aus dem Büchel musiziert. Unser Volkslied, diese „Lyrik bell' arte" bewahrt noch etwas von dem alten Stegreifcharakter, indem es die Nuancen des Vortrags dem Empfinden des Vortragenden anheimgibt. Johann Sebastian Bach bezeichnet das Tempo noch nicht.

Digitized by Google

Seither haben sich alle großen Meister genötigt gesehen, den Vortrag durch genaue Bezeichnungen und Anweisungen immer mehr bis ins einzelne festzulegen, einerseits, weil ihr Schaffen von vornherein mit ganz bestimmten Abtönungen rechnete, andererseits, weil sie sich immer weniger auf das angeborene Vortragstalent der Ausführenden verlassen konnten. Die rasch auffassenden, impulsiven Italiener gönnen den Improvisationsgaben am meisten Raum. Ihre Kompositionen waren bis tief ins 18. Jahrhundert Skizzen, die der Sänger mit Auszierungen, der Instrumentalist mit ergänzenden Harmonien erst auszustatten hatte, während die Deutschen bereits die vom Komponisten bis in alle Stimmen ausgearbeiteten, buchstäblich zu befolgenden Musiken in Gebrauch hatten. Zuletzt bleibt von der ganzen alten Stegreifherrlichkeit nur die Kadenz in den Klavier- und Violinkonzerten übrig, und Beethoven und Brahms komponieren schließlich auch diese. Heute spielen die Virtuosen auch in den älteren Konzerten keine improvisierten Kadenzen mehr, sondern einstudierte, welche Reinecke oder Joachim usw. ausgearbeitet haben. Die Tendenz, vorsichtig in Noten auszuführen, was man ehedem getrost der Phantasie des Interpreten überließ, geht durch die ganze neuere Entwicklung, so daß der Rückschlag nicht ausbleiben kann. Ein Anzeichen erblicke ich in dem Verfahren unserer Chansonniers und Lautensänger. Der so lange zurückgehaltene Trieb hat sich hier ein Ventil geschaffen, vielleicht stehen wir damit an den Anfängen einer neuen, auf alte Elemente der Kunst zurückgreifenden Epoche. Nicht daß wir *statt* der fertigen „Komposition" je wieder die „Improvisation" bekommen könnten. Genug, wenn *neben* der res facta auch die Stegreifphantasie wieder zu Ehren käme.

Jedenfalls aber gilt die Frage meines Musikus: warum nehmen sich die Kunstsänger kein Beispiel an der Technik der Volkssänger und übertragen das dort zu Lernende, soweit es angeht, nicht in ihre Sphäre? Eher werden wir sogar ein Zuviel in dieser Richtung, deren Grenzen natürlich ein geläuterter Geschmack bestimmen muß, entschuldigen, als diese leblose, öde, kehlkopfmäßige Wiedergabe unsrer alten und neuen Musik uns länger gefallen lassen. Mehr Wortausdruck als jetzt in unsern Konzerten zu finden, müssen wir auch beim Kunstliede verlangen, um der einreißenden Versimpelung zu begegnen.

Die größte Schwierigkeit im Vortrag bereitete von jeher die Ballade. Ist es nicht kennzeichnend, daß die Balladenabende, die noch vor wenigen Jahren regelmäßige und beliebte Erscheinungen des großstädtischen Konzertlebens waren, fast ganz aufhören, daß es wirklich bedeutende Balladensänger kaum mehr gibt? Die Ballade fordert eben jene genaue, bis ins einzelne gehende Differenzierung des Vortrags, die unsrer Sängerwelt allzuviele Kopfarbeit zu bereiten scheint. Wie leicht hingegen werden unsre Lautensänger, auf die ich stets wieder gern hinweise, mit den vielen Strophen einer Volksballade fertig! Wer würde sich getrauen, sie zum Klavier zu singen? Bei dieser Gelegenheit sei auf einen interessanten Versuch hingewiesen, den A. J. Boruttau angestellt hat, indem er eine Anzahl Volksballaden für den Vortrag dergestalt herrichtete, daß er die alte Strophenmelodie beibehält, ihr aber durch Verrückung in andre Tonarten und durch eine charakteristisch wechselnde Begleitung Mannig-

Digitized by Google

faltigkeit und Leben zu geben sucht. Die Notenbeilage dieses Heftes enthält ein Beispiel dieser Art und Weise, die dem Bedürfnis unsrer Zeit nach „Fixierung der Improvisation“ in etwas entgegenkommt.

Es ist der alte Musikantenhochmut, der da glaubt, daß seine Töne himmelhoch über den Worten stehen, daß er sie bequemenfalls fallen lassen oder vergewaltigen dürfe. Ihm verdanken wir auch, daß uns die Konservatorien mit jedem Jahre in sprachlicher Hinsicht schlechter ausgebildete Gesangskräfte herausstellen, Leute, welche — vom Durchleuchten des Geistigen ganz zu schweigen — die Hälfte der Konsonanten verschlucken und sich in einer unmöglichen Vokalisation behagen. Hat doch vor einiger Zeit ein Gesanglehrer allen Ernstes öffentlich behauptet, daß man die deutschen Selbstlauter im Gesang anders, das heißt italienisch aussprechen müsse, um die Töne schulgerecht zu bilden. Nieder mit der Sprache, wenn nur die Schule floriert! Kann solcher Unsinn dem Volke Wagners und Hugo Wolfs ohne Furcht vor einem Hohngelächter unsrer gesamten Kunstwelt gepredigt werden, so brauchen wir uns über das schauderhafte „Deutsch“, das in unsern Konzerten so oft zum besten gegeben wird, nicht zu wundern. Stehen wir wirklich vor der Bankerotterklärung der Gesangspädagogik? Wir haben im Bereich des Liedes von unsern Vätern ein reiches und kostbares Gut ererbt. Erwerben wir es, um es zu besitzen! Richard Batka

Felix Draesekes „Christus“

hat jetzt in Berlin einen außerordentlichen Erfolg errungen — es scheint also, als ob man wirklich auch in weiteren Kreisen noch bei Lebzeiten dieses Meisters seiner Bedeutung gewahr würde! Leider war es nicht möglich, in diesem Hefte noch von dem Berliner Ereignis zu sprechen. Wir holen das nach, möchten aber vorläufig die Leser daran erinnern, daß wir Draesekes Kunst unter anderm in einer Aufsatzreihe von Georg Göhler mit Bildnis und Notenbeispielen (XVI, 11, 20, 23 und XVII, 9 und 10) besprochen haben.

Bildnisse des Rembrandtdeutschen

„Gesichtsforschung gehört auch zur Geschichtsforschung; der Mensch ist so, wie er aussieht: sein und aussehen aber soll er menschlich.“

Rembrandt als Erzieher

Ein treuer Freund, der mich lebend umgibt, blickt mich mit eindringlichen Augen an, ich höre sein herzerfreuendes Lachen, sehe das sich-Röten seiner Wangen und selbst das Blinken seiner Tränen. Tag um Tag vernehme ich seinen kraftvollen behenden Gang, ich fühle seine fest fassende Rechte — ja, ich habe Teil an den tiefsten Regungen einer schönen scheuen Seele und eines lebendig pochenden Herzens. Geht er dahin, so sagt mir nach seinem Hingang ein Bildnis wenig, und wenn ein Tizian ihn malte. ... Wer aber ein bedeutendes, rätselvolles Buch las, dadurch ergriffen, aufgerüttelt, gereift ward und hinter den edlen Gedanken einen starken milden Mann spürte, diesen lieb gewann und doch nur seinen Schatten umfing — dem vermögen die von Meisterhänden nachgeschaffenen Züge eines Schöpfergeistes einen Teil seines Wesens entgegenzutragen. Julius August Langbehn, der nach seinem Erfolg bedachtsam Verborgene, hat beizeiten Sorge getragen, daß sein Abbild erhalten blieb. Drei der deutsche-

Digitized by Google

sten Maler des letzten Menschenalters stellten diesen „Deutschen“ dar. Wie aber entstanden jene denkwürdigen Bildnisse — und wie konnten sie bis auf den heutigen Tag unbekannt bleiben?

Leibls Langbehnbildnis, das oft erwähnte und vermißte, nimmt in dem Werk seines Meisters einen eigenartigen Platz ein und hat seine Geschichte. Gegen Weihnachten 1876 in München begonnen, ward es im Januar 1877 vollendet. Das war um Leibls schaffensfroheste Zeit, wo die „Dorfpolitiker“, der „Jäger“, das „Ungleiche Paar“, wo abwechselnd beste Bauernbilder und Bildnisse entstanden. Die „Dachauerinnen“ lagen hinter ihm, das Kirchenbild stand nahe bevor. Trotzdem Leibl damals so reichgestaltig schuf, schlug er sich mühselig durch. Über Langbehns freundschaftliches Verhältnis zu ihm wird im Lebensbild des Rembrandtdeutschen eingehender zu berichten sein — hier sei nur erwähnt, daß er öffentlich und im gemeinsamen Freundeskreis tapfer für den ihm nahestehenden Künstler eintrat. Er trachtete ihm Aufträge zu verschaffen, seiner Kunst zum Durchbruch zu verhelfen. Zum Dank malte ihn Leibl. Es war dessen erstes Temperabildnis, dem nur noch drei in dieser Technik sich anreihten. Von denen, die es entstehen sahen, wird seine Schönheit in der Anlage, die außerordentliche Sorgfalt der Ausführung gerühmt. Wer die Sprödigkeit der Tempera kennt, findet kaum deutlichere Zeugnisse für Leibls einzige Malergaben, als seine Werke in jener uns neuzeitigen Künstlern so ungewohnten Arbeitsart. Hat ein anderer so durchgefühlte Konturen, so fein abgestufte Schattierungen, solche Tontiefen und Tonzartheiten in dieser Technik erreicht? Als er das Bildnis Langbehns beendigt hatte, war Leibl denn auch ganz entzückt von dem ihm so gefügig gewordenen Material. Er sagte zu Haider: „Jetzt kannst du meine Ölfarben haben, ich male nur mehr Tempera!“ Nach Sperl hatte das Bild damals einen von Guasch erinnernden Farbenreiz. Leibl war zweifelhaft, ob er's firnissen sollte, da ein Überzug den Eindruck einer Temperamalerei oft unberechenbar ändert, diese ohne solchen Schutz aber weniger haltbar ist. Begierig jedoch, die Wirkung zu sehen, fragte er, in Sperls Abwesenheit, Langbehn: „Soll ich's tun?“ Zögernd willigte dieser ein. Da legte Leibl einen dicken Leinölfirnis über die Leinwand. Der hob die Farben fast zu kräftig hervor, war ungleich verteilt und hat das Bild später arg verdunkelt. Langbehn sagte, die ursprüngliche Klar- und Feinheit sei nur dann wieder hervorgekommen, wenn er es lange dem Sonnenlicht ausgesetzt hätte.

Bald nach der Vollendung ward das Porträt als das „eines jungen Mannes“ wiederholt ausgestellt, so in Wien und Stuttgart. Es erregte dort Aufsehen. Doch dann verschwand es mit Langbehn in dessen Zurückgezogenheit. Erfolglos versuchte er in Zeiten der Not es zu verkaufen. Im Jahre 1893 habe ich es zuerst gesehen. Damals sah es trübe aus. Die unverhältnismäßig weit vom Kopf entfernten, aus dem zusammenfließenden Schwarz des Grundes und der Kleidung fast gespenstisch auftauchenden Hände waren beschädigt und firnisbeschmutzt. Leibl hatte die Absicht kundgegeben, diese isoliertstehenden Hände vom Bildnis zu trennen, weil hier, wie öfter bei ihm, jeder Teil schön wirkte, das Ganze jedoch kein ungetrübtes

Digitized by Google

Wohlgefallen weckte. Langbehn war früher nicht darauf eingegangen, entschloß sich aber in den neunziger Jahren, die Lostrennung ausführen zu lassen. Sie erfolgte, ehe das Bild das meinige ward, welches sich gegenwärtig gleich dem Thomaschen „Philosophen mit dem Ei“ in hamburgischem Privatbesitz findet. Nach Langbehns Tod erst ward es, durch Hampke, gereinigt und so gut regeneriert, daß die kühle vornehme Temperafeinheit wieder zur vollen Geltung kam. Und auch die von jeher bestaunte rechte Hand ward schadlos geheilt. Nun ließ sie verstehen, daß Langbehn dafür so lange hatte sitzen müssen. Welch merkwürdiges Seitenstück ist diese aristokratisch gemalte Aristokratenhand zu Leibls bald darnach entstandener bäuerlich meisterlicher „Hand mit der Nelke“. Beide Werke zeigen, wie er seine Darstellungsart dem Darzustellenden anzupassen verstand. Langbehn liebte es, seine Rechte genau so zu halten, wie Leibl sie ehern hinschrieb. Und sie blieb diesem ihrem Abbild sehr ähnlich, solange er lebte.

Eine große Veränderung aber machte sein Kopf durch. Dem, der Langbehn erst nach Erscheinen des Rembrandtbuches kannte, bleibt er im Leiblbildnis noch fern. Seine Münchner Studienfreunde dagegen finden ihren damaligen Kameraden hier völlig wieder. „Es stellte ihn dar, wie er leibte und lebte; es enthielt sozusagen sein ganzes Wesen“ erklärte Dr. Rauert, den Leibl kurz nach Langbehn so meisterhaft malte. Waetzoldt sieht in dieser Wiedergabe des Rembrandtdeutschen nicht mit Unrecht den etwas „überstudierten“ älteren Studenten, zugleich den Typus des deutschen Geistesarbeiters unsrer Tage. Man gewahrt darin, daß Langbehns geistige Erziehung bis in die Hochschulzeit eine gebundene war, daß er in pflichteifriger Durchbringung des Schulstoffes aufwuchs. Bald aber wurde seine Gestalt unter fortwirkendem süddeutschen Einfluß freier, männlicher, statuarischer. Ein voller blonder Bart verbarg das feine Kinn.

Wohl hat Leibl die Züge seines jüngeren Gefährten in der ihm eigenen Formbehandlung nach dem Knappen und Geschnittenen zu künstlerisch verarbeitet und auch die Seele „leiblsch“ fixiert. Langbehn sagte später einmal, Leibl habe hier einen Charakterzug seines Wesens herausgehoben und zum herrschenden Faktor des ganzen Bildes gemacht — es sei dies ein gutes Verfahren, um langweilige Typen im Porträt zu beleben, um edle zu vergeistigen —; er habe als leidenschaftlicher Weidmann Gefallen gefunden an der hier verkörperten „Ruhe des Jägers auf dem Anstand“. Der Vergleich zwischen früheren und späteren Lichtbildern nach Langbehn weist übrigens die gleiche Entwicklung seines Gesichtes vom Kantigen zum Gerundeten auf, die wir im Nebeneinander seiner beiden lebensgroßen Bildnisse von Leibl und Thoma so sehr betont finden.

Zeitlich genau in der Mitte zwischen diesen zwei Gemälden entstand die Kohlezeichnung Karl Haiders, dieses klarsichtigen bayrischen Heimatmalers, der seinen Freund um 1881 porträtierte. Hier steht plötzlich der Mann Langbehn, eben dreißig Jahre zählend, vor uns. So kennen wir seinen Mund, seine Augen, seine Nase — sein offenes Antlitz. Es stört kaum, daß, wie der Künstler selber meinte, die untere Partie etwas breit geriet, daß die Augen ein wenig zu klein wirken zur Größe

Digitized by Google

des Bartes. Es ist ein optisch und seelisch getreues Abbild. „Er steht durch diese Zeichnung heute wieder vor mir", sagte Haiber kürzlich. Leider ist das einst dem Dargestellten übergebene Original verschollen, und eine gut gelungene Profilzeichnung von ihm ist dem Meister abhanden gekommen.* Aber schon die Nachbildung von Haibers schlichten Linien führt auch uns in jene Münchner Jahre, wo in regem Künstlerumgang aus dem klugen Studenten der Archäologie der starke Förderer von Deutschlands Geistesbildung zu erstehen begann.

Leibl wollte ihn noch einmal malen: Flöte blasend, vor einem grünen Kachelofen. Aber leider ward weder dieses noch sein dazumal vom jungen Trübner geplantes Bildnis ausgeführt. Drei Jahre nach Haider aber hat ihn Hans Thoma in seinem Atelier zu Frankfurt verewigt. Langbehn war dorthin gezogen, einzig wegen seines innigen Anteils an diesem Künstler und wegen der hohen Bedeutung, die er gerade ihm für die Entfaltung der deutschen Malerei damals schon beimaß. Durch dieses Beisammensein ward uns eins der merkwürdigsten Bildnisse der Neuzeit beschert. Es ist kühn und klar gedacht, daß ein hervorragender Mann dem Künstler sagt: „So will ich dargestellt werden!" — schön und bescheiden ist es vom malenden Meister, der lebendigen Vorstellung seines Gegenübers zu folgen und ihn uns so zu überliefern, wie er es gewollt hat. Thoma setzte dies Porträt unter seine besten Arbeiten. Behagen, Humor, Weisheit sprechen daraus. Leibl mauerte die Farben kunstvoll nebeneinander, Thoma schmolz sie hier über- und ineinander; so erzielte er ein verhalten goldiges Leuchten des wie in einem Fluß entstandenen Kopfes, der sich von dem wohltuend grünen Grunde abhebt. Langbehn fand den Kopf vortrefflich, aber im übrigen war manches anders geworden als er sich's ausgemalt hatte. Das ist verständlich bei einem „Wunschbildnis".

Mit Recht hat man hingewiesen auf die dieser Darstellung verwandten Gedankenreihen in „Rembrandt als Erzieher". Dort wird die moderne Kleidung als eine Vermummung bezeichnet und Julius Mosen angezogen: „Solange die Deutschen nicht eine breite Brust, helle Augen und elastische Glieder bekommen ..... werden sie auch nicht frei werden, keine Helden und Herolde des warmblütigen Lebens." Dort wird die Körperpflege als Unterbau der sittlichen Wiedergeburt anempfohlen. Und auch das Ei, das der Rembrandtdeutsche fast ein wenig schelmisch emporhält, läßt sich erläutern durch Sätze seines Buches. Kepler und Newton, sagt er, hätten — im Gegensatz zu vielen Vertretern der neueren Wissenschaft — die Welt als ein organisches Ganze, nicht als eine Maschine angesehen, und: „Der Mensch, welcher eine organische Einheit ist, kann auch die Welt nur als eine organische Einheit auffassen, verstehen, erkennen." Das klarste Symbol der organischen Einheit der Natur war ihm das Ei. Er liebte es, dessen wunderbare Wesenheit zur Erläuterung seiner Anschauungen, zu philosophischen Vergleichen heranzuziehen. Ecce signum.

* Weiß vielleicht ein Leser von diesen Werken, so bittet der Schreiber dieser Zeilen um Nachricht darüber nach München 12, Südwestkolonie Großhadern, wo er auch alle den Rembrandtdeutschen angehenden biographischen Mitteilungen dankbar entgegennehmen wird.

Digitized by Google

Die „Lockerung“ der aus Knappheit emporgewachsenen Geistesgestalt Langbehns hat im Bildnis mit dem Ei einen Hochgrad erreicht. Ein Jubel über gewonnene Klärungen klingt hindurch. Er fühlt sich als gerader freier Mensch und tritt uns ganz als solcher entgegen.

Langbehn hatte mit Leibl einmal über die Malkunst Thomas gesprochen. Leibl schätzte sie auch, war aber unruhig darüber geworden, einen Maler anerkennen zu müssen, der *nicht* wie er alla prima malte, *nicht* die realistische Naturwiedergabe als malerisches Grundgesetz gelten ließ, sondern der mit Phantasie und mit Lasuren arbeitete. Da beruhigte ihn eine Formel, die er fand und Langbehn mitteilte: „Der Thoma ist wie ein Flugschütze, ich wie ein Scheibenschütze.“ Wie gut trifft dies die beste Kunst der beiden! Sehen wir doch selbst im Langbehnkopf Leibls das festgebannte Ziel, in dem Thomas die lebendige Bewegtheit eines innerlich und äußerlich wohlgestaltigen Mannes vor uns.

Das *Aufrechterhalten* der eigenen Persönlichkeit ist der Grundzug des deutschen Wesens, meinte der Rembrandtdeutsche. Zweifellos ist dies „Aufrechterhalten“ dasjenige seelische wie körperliche Element, das den drei hier vorgeführten Bildnissen Langbehns trotz ihrer großen Verschiedenheit gemeinsam ist. Ob sie aber nicht nur von seiner Unbeugsamkeit (die gar zur geistigen Gewalttätigkeit werden konnte), sondern auch von seinem gefühlvollen Herzensleben, seinem zarten Kindesempfinden und seiner inbrünstigen Liebe zu Gott dem Beschauer etwas zu berichten vermögen? Dann würden sie dem Andenken dieses einsamen Rufers, dieses heimlichen Herolds, der noch jetzt manches zu künden hat, zwiefach dienen. *Momme Nissen*

Eberleins Nationaldenkmal für Santiago

Es ist diesmal nicht nur schwer, Es ist leider unmöglich, keine Satire zu schreiben.

Daß Gustav Eberlein ein Phidias und ein Praxiteles, ein Michelangelo und Lionardo in einer Person ist, dürfte den Zeitgenossen bekannt sein. Desgleichen: daß er überdies der deutscheste aller lebenden Künstler, daß seine Kunst in ihres Wesens tiefsten Wurzeln echt deutsches Gewächs ist; denn *er* wurde ja gewählt, als es galt, dem deutschesten Musiker das Denkmal im Mittelpunkte der Nation zu setzen, und wieder *er* wurde gewählt, um im fremden Lande auf dem klassischen Boden des Monte Pincio, zu Häupten Michelangelos, die deutsche Kunst zu vertreten.

Die chilenische Republik scheint indessen, so gewiß sie im ersten Punkte wohl ganz unsrer Meinung ist, im zweiten anders zu empfinden, sie scheint den großen Eberlein für einen geistig durchaus internationalen oder auch all- oder übernationalen Künstler zu halten, denn wie hätte sie sonst gerade ihr chilenisches Nationaldenkmal bei ihm bestellt? Wir wollen uns nicht mit Chile streiten, obwohl es ein Leichtes wäre, das spezifisch deutsche Wesen auch dieses herrlichen Denkmals nachzuweisen, das so gewiß als deutsch angesprochen werden muß, wie unsre berühmten Hundertmarkscheine Repräsentanten deutschen Kunstgeistes sind. Nein: geben wir uns restlos der Freude hin, daß deutsche Kunst und Arbeit wieder einmal die Welt erobert haben! Und nebenbei auch, daß die künftige Heimstätte dieses Werkes so weit unterm Horizonte liegt.

Digitized by Google

Zurzeit allerdings befindet sich das Riesenbronzewunderwerk noch auf deutschem Boden, in Friedrichshagen am Müggelsee, auf dem Hofe der Gießerei. Ein Riesenschiff, das heißt natürlich kein moderner Panzer, ein ältliches Fahrzeug, romantisch-sinnig, etwa das, was im Spreedeutsch eine Apfelzille genannt wird, ist bemannt mit sämtlichen Allegorien jenes Landwirtschaft, Bergbau und Handel treibenden Landes in Gestalten, die auch nicht vergessen haben, eine Musterkollektion ihrer Produkte schön an Bord herumzustreuen. Am Steuer sitzt, sinnvoll hinter der edlen pathetischen Gebärde der Allegoriengruppe versteckt, als der alles leitende Geist Merkur mit dem offenen Geldsack; man sieht ihn durch die Beinlücken der Pathetiker nur unvollkommen und tut gut, sich die ganze Sache auch von der Seite zu besehen. Dem Schiff voraus am Vordersteven fliegt die Gestalt der Viktoria, aber hinter dem Ganzen her stürzt mit ausgebreiteten Flügeln ein Geier, — eine in so unmittelbarer Nähe des Handels vielleicht etwas zweideutige Allegorie. Daß es auch sonst drum herum nicht an Lebendigem fehlt, versteht sich: zwei Tritonen, die die Zille treideln, ein paar Seehunde, Fische, Schildkröten und anderes Getier sind malerisch gruppiert. Sollte jemand aus meiner Beschreibung immer noch kein klares Bild des Monstreallegorienriesendenkmals gewonnen haben, so möchte ich noch einmal an die künstlerischen deutschen Geldscheine erinnern. Man denke sich so einen Hundertmarkschein mit dem bekannten melodramatischen Effekt, den wir schon immer an Eberleins Kunst bewunderten, in Plastik umgesetzt, und man hat, ob auch die Einzelheiten anders sind, einen durchaus richtigen Begriff von der Art des Ganzen: es ist geplastiktes (Wert-) Papier.

Der furchtbare — aber sinnige! — Naturalismus des Gedankens erhält seine Krönung dadurch, daß dieses Riesenschiff in ein Riesenbecken gesetzt wird, dessen plätscherndes Wasser die Planken umspült. Daß der technische Geist der Amerikaner die Sache schon so konstruieren wird, daß das Schiff auch wirklich frei auf den Wellen schaukelt, wollen wir hoffen ...

Eberlein ist ein geschickter Künstler. Nur hat er sich hier in zweierlei vergriffen: in den Maßen und im Material. Ja, wenn dieses Kunstwerk die Größe eines Tafelaufsatzes hätte und statt aus Bronze aus — Zinn wäre! Die Gestalt des Handels, die Mittelfigur, bedürfte allerdings einer kleinen Abänderung, sie müßte in pathetisch-aufgereckter Rechten eine Fahne tragen, mit der Inschrift: „Stammtisch."

Wenn Chile sich sein Nationaldenkmal fertig aus Deutschland liefern läßt, könnten wir nicht den Austausch fortsetzen? Goethe und Wagner sind doch auch *international* anerkannte Heroen! Wie, wenn unsre Diplomaten die Republik bestimmen könnten, die Eberleinschen Goethe- und Wagner-Monumente gegen nützliche chilenische Landesprodukte einzutauschen? Erich Vogeler

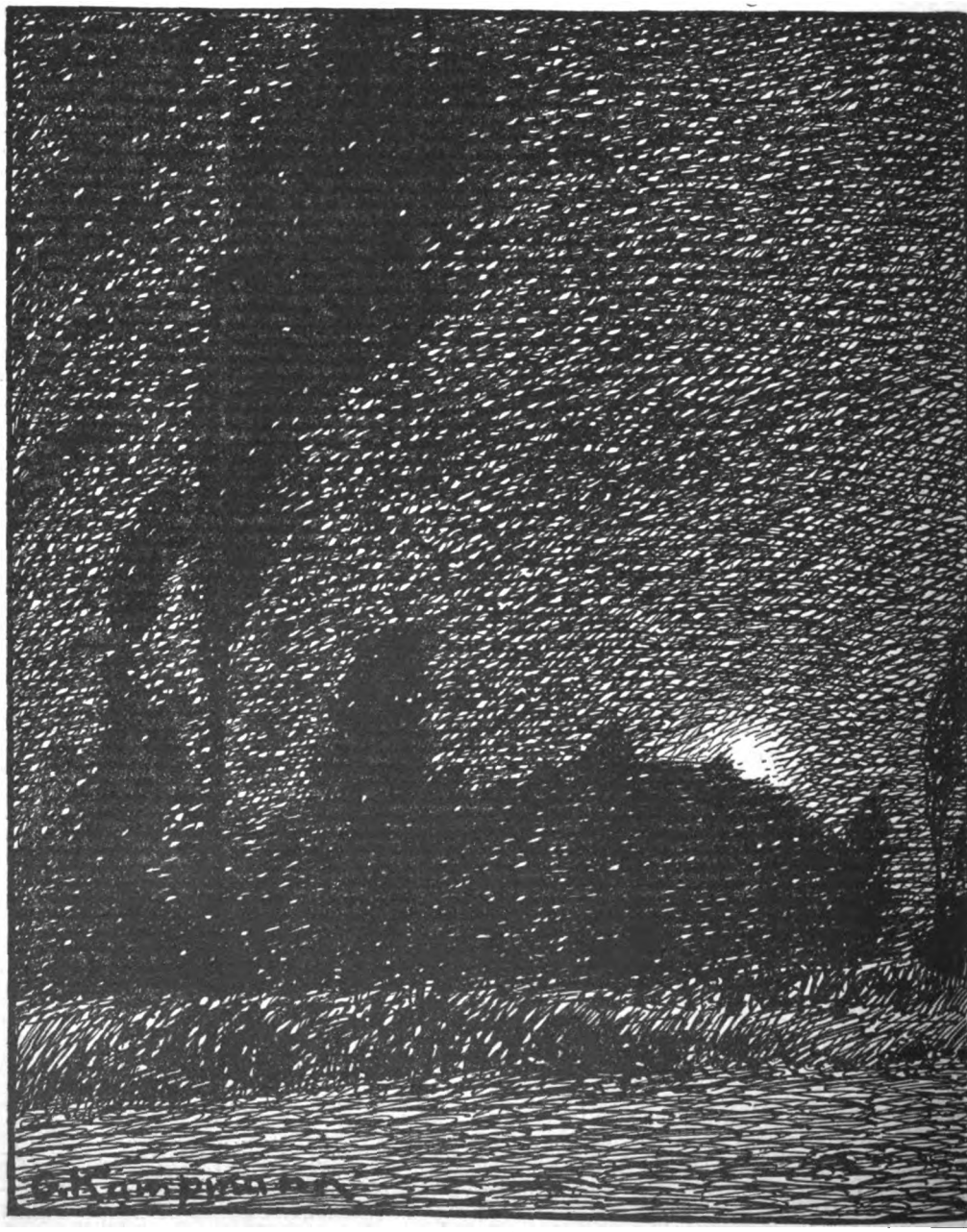
Zeichnung und Griffelkunst

Nicht daß wir über dies Thema heut grundsätzlich oder überhaupt viel sprechen wollten, wir wollen nur zwei Bilder gegenüberstellen, um den im Bildersehen weniger Geübten ein paar *Beispiele* zu bieten. Gustav Kampmanns „Auf-

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

Aus „Kunst und Leben“ 1911 (Berlin, Fritz Heyder)

GUSTAV KAMPMANN

Digitized by Google

Aus „Kunst und Leben" 1910 (Berlin, Fritz Heyder)

AUS DEM KUNSTWART

HUGO L. BRAUNE

Digitized by Google

Digitized by Google

gehender Mond“ ist dem Wesen nach etwas anderes, als Hugo L. Braunes „Kampf auf der Heide“. Also abgesehen vom künstlerischen Wert und abgesehen auch davon, daß Kampmanns Bild reine Federzeichnung ist, während Braune im unteren Teil seines Bildes und stellenweis auch im obern mit dem Messer weiße Stellen aus einem dunkelgetuschten Grunde hob.

Wenn wir Kampmanns Bild aus einiger Entfernung ansehn, bemerken wir sofort, daß es mit engerer oder weiterer Strichlage den Wirklichkeitseindruck dunklerer oder hellerer Flächen nachbildet. Daß sich die „Flächen“ hier doch aus Strichen und ihren Zwischenräumen, aus Weiß und Schwarz zusammensetzen, bringt eine gewollte besondre Wirkung rein optisch hervor: eine Flimmerwirkung, die dem Natureindruck entspricht, wenn „das Licht vertausendfältigt sich entringt den Dunkelheiten“, eine Wirkung, die echt künstlerisch die Technik benutzt. Aber das ändert an der Tatsache nichts, daß mit der Feder versucht ist, in einer, wenn man will impressionistischen Weise ein Naturbild gleichsam zu spiegeln. Kampmanns Werk ist keine Griffelkunst.

Ganz anders Braune. Wir brauchen nur auf seine Wolken zu sehn, um zu wissen, daß er nicht die optische Erscheinung von Wolken sachlich nachbildet, sondern durch Linien, die Bewegungsgefühlen entsprechen, unser Gefühl von Wolkengebilden anregt. Hier ist keine Flächenmodellierung, hier sind in gewissem Sinne symbolische Linien. Wolken, Himmel und Erde sind Resonanz der beiden Reiter. Ob wir auch dieses symbolischen Vergeistigens gar nicht bewußt werden, wir empfinden es doch. Es ist ja erstaunlich, wie willig wir den Andeutungen freier Liniengebung folgen. So willig, daß wir sogar dann noch mitgehn, wenn das Gegebene dem Natureindruck geradezu widerspricht. Strahlen sind in der Wirklichkeit das Hellste, und doch empfinden wir auf tausend Blättern der Griffelkunst schwarze Radienlinien um eine schwarze Kreislinie willig als Sonnenstrahlen um die Sonnenscheibe. Das ist Griffelkunst.

Beide Blätter sind dem von uns wiederholt empfohlenen Heyderschen Kalender „Kunst und Leben“ entnommen. Wir verbinden aber mit dem Abdruck noch einen weitern Zweck. Das wunderschöne Kampmannsche Bild geben wir diesmal in gewöhnlichem Druck, in Heft 7 des vorigen Jahrgangs brachten wir es schon einmal als „Kunstdruck“. Bei beiden ist dieselbe Platte dem Wesen nach genau auf die gleiche Weise gedruckt. Aber das eine Mal mit gewöhnlicher guter Farbe auf gewöhnliches gutes Papier, das erstemal mit einer tonenden Kunstdruckfarbe auf ein erst vor wenigen Jahren erfundenes „Mattkunstdruckpapier“. Uns scheint, an Gegenüberstellungen wie dieser wird recht klar, in wie erfreulicher Weise gewisse modernen Drucktechniken darauf ausgehen, feine Schönheiten der Originaltechniken besser zu vermitteln. Wären wir erst aus dem unglücklichen Buntheitskoller unsrer Farbendruckseuche heraus, so wäre es ein Vergnügen, all die neuen Möglichkeiten in der Praxis zu entwickeln!

Nochmals der Dresdner Theaterplatz

Angewandte Kunst

Das erste, was ich auf die Anregung im 2. Februarhefte hin gehört habe, war merkwürdig genug. Nicht eine Erörterung darüber: „hat der Einsender recht?“, sondern eine darüber: „wer ist er?“

Digitized by Google

„Nach so vielem Planen, Befragen, Verhandeln und endlichem Beschließen ausgezeichneter Sachverständiger kommt irgendwer mit der Behauptung: alle haben sich geirrt! Nun alles bewilligt ist und die Steine schon aufgefahren werden, einer, der behauptet: man ist im Begriff, einen großen Schildbürgerstreich zu tun! Wer ist der Störenfried?“ Daß ich's gleich sage: einer, der durchaus bereit war, mit seinem vollen Namen* auch seinen eigenen bisherigen Irrtum öffentlich zu bekennen und der das nur unterläßt, weil ich ihm dringend dazu riet, damit nicht durch Erörterungen persönlicher Art die sachlichen verwirrt würden. Denn das liegt doch wohl klar: die einzige Frage, auf die es jetzt wirklich ankommt, ist die: wird eins der allerschönsten deutschen Großstadtbilder ohne zwingende Not schwer geschädigt, oder nicht?

Meiner Ansicht nach brauchte sich keiner der früher befragten Herren irgendwie deshalb zu schämen, weil er die entstehende Wirkung nicht vorausgesehen hat. Wer mit Bausachen, insbesondere, wer mit Städtebaufragen viel zu tun hat, weiß, wie oft bei der Vorausberechnung ästhetischer Wirkungen alles Papierne täuscht, und weiß auch, wie selbst die berühmtesten unter den Architekten anderswo mit originalgroßen Kulissen und Gerüsten weit ausgiebiger wirtschaften, als das in Dresden geschehen konnte. Tatsache ist: nach dem Abbruch des alten „italienischen Dörfchens“ hat sich an dieser Stelle eine Platzschönheit gezeigt, die kaum in irgendeiner andern deutschen Stadt ihresgleichen hat. In keiner zweiten sieht man von erhöhter Stelle aus in einen weiten, von außerordentlich schönen Bauten malerisch umgebenen Platz zugleich so hinein und aus etwas erhöhter Lage auf ihn herab, wie von der neuen, höheren Elbbrücke auf den Theaterplatz. Aber auch in umgekehrter Richtung ergibt sich ein ungewöhnliches schönes freies großes Bild mit der geschwungenen Brücke im Mittelgrund. Es gibt auch nur vergleichbar Schönes in ganz Deutschland nicht, es ist nicht nur schön, es ist einzig. Und soll durch ein Kaffeehaus mitten hinein nach dem Platz wie nach der Brücke hin vermauert werden, während ein solches Haus nur ein Stück weiter nach dem Hotel Bellevue gerückt zu werden brauchte, um seine praktischen wie ästhetischen Zwecke zugleich zu erfüllen und nicht zu schädigen!

Nicht wir „fordern“, sondern die Sache will das Folgende:

Man sistiere sofort den Bau des Kaffeehauses und befrage dieselben Männer, die man früher gefragt hat, noch einmal: ratet ihr nach eigenem Augenschein auch bei dem Sachverhalt, der sich jetzt ergeben hat, zu dem Errichten dieses Gebäudes an dieser Stelle? Tun sie das nicht, so ist mit einer mäßigen Zubuße an Geld und Zeit, die in gar keinem Verhältnis zur Wichtigkeit der Sache steht, jetzt noch leicht zu helfen. Bleiben sie aber bei ihrem früheren Rat, wohl, so übernehmen sie die Verantwortung für das, was sich ergeben wird. A

* Übrigens nicht Baurat Gräbner. Ich selbst war seit vorigem Frühling nicht in Dresden und sah die Stelle erst Ende Januar wieder. A

Digitized by Google

Zu A. E. Brinckmanns „Deutscher Stadtbaukunst in der Vergangenheit“*

Wenn man beobachtet, wie Kunstgeschichte gelernt und gelehrt wird, dann scheinen sich zwei Richtungen immer deutlicher voneinander abzusondern. Man könnte sie die subjektive und die objektive nennen. Die dritte Art, die man kurzweg die schlechte nennen könnte, weil sie trockene Historie mit Anekdoten zu würzen sucht, soll hier unerwähnt bleiben.

Die subjektive Lehrweise berauscht sich und ihre Hörer an der Schönheit der vorüberziehenden Bilder. Sie behandelt die Kunst zart wie eine Blume, fast gläubig, mystisch wie ein Heiligtum. Man könnte diese Lehrweise auch die weibliche nennen. Solche Stunden sind, wenn sie gut sind, oft in hohem Grade stimmungsvoll.

Die objektive Lehrweise, man könnte sie auch die männliche nennen, ist die seltenere unter den guten. Sie faßt ihre Sache kräftig an, wie ein erfahrener Gärtner ja auch mit den zartesten Pflanzen unsentimental umgeht. War die erste Art mehr ideenreich, seelenvoll, geistig, so geht diese mehr zünftig vor. Das Handwerkliche, Technische, ist der Ausgangspunkt der Betrachtung, und aus diesem Rohmaterial baut sich nun Stein auf Stein. Wir sehen die Elemente künstlerischer Wirkung, die Laute und Konsonanten der Kunstsprache und ihrer Dialekte. Wir sehen wie der Architekt, der Bildhauer, der Maler, der Zeichner, Radierer und Kupferstecher sprechen muß je nach seinen Mitteln, und was und wie er es sagen kann. Wir stehen bei jeder dieser Künste gleichsam in einem anderen begrenzten Raum, aber in jedem dieser Räume spielt und leuchtet wenn auch mit besonderem Schein doch das Leben der ganzen Welt. Und so kommt es, daß bei dieser kühl-sachlichen, handwerklichen „Traktierung“ der Kunstgeschichte sich am Ende doch eine Stimmung auslöst, die wie schwerer errungen, so auch tiefer und dauernder ist als die der ersten Lehrweise. Hinter dem Werk schaut schärfer und wirklicher der Charakterkopf des Meisters hervor, und über diesem ragt eine längst vergangene Wirklichkeit fast greifbar, eben die Wirklichkeit, deren knorrige oder gewaltige oder liebliche Schriftzüge Gegenstand der Betrachtung waren.

Wer Heinrich Wölfflin länger hörte, der weiß, daß er der Hauptvertreter dieser zweiten, härteren Lehrweise ist, die nicht philologisch-historisch, sondern unmittelbar künstlerisch ihre Schlüsse zieht und der Kunstgeschichte ganz neue Ausblicke öffnet. Der wird aber auch den lebhaften Wunsch haben, daß dieser Lehrer Schule mache zur breiteren Bearbeitung eines Gebietes, auf dem noch außerordentlich viel zu tun ist.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, aus welchem wir Text- und Bildproben beifügen, ist ein Schüler dieser Richtung, der es verstanden hat, in selbständiger Weise ein neues Gebiet für sie zu erobern: den Städtebau. Hier sind endlich einmal über dem „Geschmack“ stehende, feste Grundsätze der kritischen Betrachtung, die nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die praktische Bautätigkeit Wert haben.

Hoffen wir, daß viele Architek-

* Frankfurt a. M., Verlag Heinrich Keller

Digitized by Google

ten durch dieses Bändchen angeregt werden, ihre Einzelwerke auch im Zusammenhang mit der Umgebung und dem ganzen Stadtbild zu empfinden, zu entwerfen und — auszuführen.

G. Langen

Beispiel und Gegenbeispiel

Gesellschaft

In dem schönen Brinckmannschen Buche „Deutsche Stadtbaukunst", das wir gleichzeitig empfehlen, steht an einer Stelle zu lesen, es sei in diesem Buche „vermieden worden, mit Beispiel und Gegenbeispiel zu arbeiten", einer „Manier", die „meist ungerecht war und durch häufige Anwendung geschmacklos wurde". Schultze-Naumburg wird das dem Verfasser nicht übelnehmen. Aber die Äußerung ist so, wie sie hier gegeben wird, ohne jede Bemerkung über die bahnbrechenden Vorgänger, bezeichnend dafür, wie wenig mitunter die Jüngeren die Arbeitsbedingungen der Älteren kennen.

Gewiß: *jetzt* ist jene „Manier" fast immer entbehrlich, sie wird auch von Schultze-Naumburg kaum noch verwendet. Sie ist überall entbehrlich *geworden*, wo über die einfachsten Grundlagen solcher „Kulturarbeiten" eine gemeinsame Meinung der Gebildeten *hergestellt* ist. Aber *um* sie herzustellen, war Beispiel und Gegenbeispiel vollkommen unentbehrlich. Nur das unmittelbare Nebeneinanderstellen, nur das Vergleichen von Bild mit Bild konnte „die Augen aufknöpfen", und bei schwer zu öffnenden auch nur die Wahl *krasser* Gegenbeispiele. Wenn seinerzeit Fritz Stahl der ersten Schultze-Naumburgschen Sammlung von Beispielen und Gegenbeispielen eine „Millionenverbreitung" wünschte, so gab er damit nur der Stimmung Ausdruck, die uns alle beseelte: *das* ist das Mittel, mit dem wir weite Kreise umstimmen werden. Und wenn heut ein Buch wie das Brinckmannsche hoffentlich überall guten Boden finden wird, wenn es *wirken* kann, so dankt es dies nicht zum kleinsten Teile eben der von ihm so fürnehm abgewiesenen „Manier". A

„Weiter-Stiftungen" der Nobelpreisträger

Ostwald hat für seine Lieblingsschöpfung, die „Brücke", 100 000 Mark aus dem ihm zugewendeten Nobelpreise gestiftet. Schön, daß er's tat, aber erstaunlich, daß er mit solcher Handlung unter den Nobelpreisträgern so einsam steht. Die Kritik und der moralische Druck im einzelnen Falle ist, das versteht sich, stets ausgeschlossen, wo Handlungen durchaus freiwilligen Charakter tragen sollen und tragen müssen. Zudem: das Leben bedeutender Gelehrter ist kein Geldmacher-Leben, und der Nobelpreis ist, als ein Dankpreis, an erster Stelle dazu da, von ihnen und ihrem Hause Sorgen fernzuhalten. Wenn aber ein „Weiterstiften" *so* selten ist, so fällt das bei der schon stattlichen Zahl wohlhabender Nobelpreisträger *doch* auf, so lange noch gilt, daß dem bedeutenden Gelehrten nichts mehr am Herzen liegt, als die Förderung seiner Lebensarbeit. Es brauchte keiner so reichlich abzugeben, wie Ostwald, aber mit, sagen wir: 20 oder 30 vom Hundert, könnten wohl wirklich mehr Nobelpreisträger gute Kulturziele unterstützen, die in der Richtung ihrer Lebensarbeit liegen.

Genie stellenfrei

Eine kleine nagelneue Annonce aus einer großen Zeitung:

Digitized by Google

Genie

20j. Kaufmann, 2 J. Reisend. u. Geschäftsführ., sucht ev. ähnl. Post. Gefl. Off. usw.

Eine „Moltkenatur", die sich indessen statt auf den blutigen Schlachtfeldern der Soldaten auf den blumigen des Büchermarkts betätigt, vergnügte erst kürzlich die Leute. Wer sich die Mühe gäbe, auf derlei zu achten, fänd es aber jetzt recht häufig. Was ist das Neue daran? Früher pries der stellensuchende Jüngling seine Kenntnisse, seinen Fleiß, seinen guten Willen, heute seine Begabung. „Ich bin ein Schuft? Na . . . Ich bin dumm? Herr, Sie werden beleidigend", das ist letzten Endes die Weltanschauung aller dieser Prächtigen.

Wirkt das Referendum auch konservativ?

Wenige Tage nachdem das deutsche Volk seinen neugewählten Abgeordneten auf Grund augenblicklicher Konstellationen für fünf lange Jahre Blankovollmacht gab, traten die Schweizer zur Urne, um über ein Kranken- und Unfallversicherungsgesetz abzustimmen. Die Geschichte dieses Gesetzes ist besonders geeignet, die Wirksamkeit des Referendums zu beleuchten. Unter dem starken Eindruck der reichsdeutschen Sozialgesetzgebung der achtziger Jahre hatte das schweizerische Volk 1890 einen Verfassungsartikel angenommen, in welchem die Regelung der Sozialversicherung in die Kompetenz des Bundes bezogen wurde. Damit hatten der Bundesrat und die eidgenössischen Räte die Kompetenz zur Ausarbeitung eines Versicherungsgesetzes erhalten. Im Mai 1900 kam dieses Gesetz zur Volksabstimmung. Der Entwurf hatte zwei erhebliche Fehler: Einerseits war die Unfallversicherungsanstalt als rein staatliche Anstalt gedacht, in deren Verwaltung weder Arbeiter noch Unternehmer ausschlaggebend sein sollten, und dann sollten die bestehenden und zum Teil großartigen Krankenkassen ihre Selbständigkeit aufgeben, um der Staatsunterstützung teilhaftig zu werden. So befriedigte der Gesetzvorschlag weder die Arbeiter noch die Unternehmer, da er beiden im Unfallversicherungsbetrieb zu wenig Kompetenzen gab, und er befriedigte insbesondere die bestehenden Krankenkassen nicht. Aus politischen Gründen hatte sich jedoch eine Mehrheit für das Gesetz in den Räten gefunden, denn alle seine Mängel waren Produkte parlamentarischer Kompromisse. Die sachlich-nüchterne Nachprüfung des parlamentarisch-kompromißlichen Erzeugnisses, an dem niemand eine Freude hatte, bewog nun entgegen dem Parlamente die Bürgschaft, mit einem Mehr von 341 419 gegen 148 035 Stimmen das Gesetz zu verwerfen. In rein parlamentarischen Ländern würde ein derartiges Gesetz in Kraft getreten sein.

Im Februar 1912 kam ein neues Gesetz über die gleiche Materie vor das Volk. An Stelle der staatlichen Unfallversicherungsanstalt trat nun eine Genossenschaft mit Staatsunterstützung und Monopol, eine Genossenschaft, in deren Verwaltungsrat Arbeiter und Unternehmer vertreten sind. An Stelle einer Bevormundung der Krankenkassen trat eine Subvention bei geordneter Kassenführung und bei Verbürgung gewisser Mindestleistungen. Niemand ist gezwungen, einer Kasse anzugehören. Das neue Gesetz war im Nationalrat mit einer geradezu überwältigenden Mehrheit aller Parteien angenommen worden. Die Führer aller Parteien von

Vom Recht

Digitized by Google

der katholischen Rechten über Liberale, Demokraten, Sozialisten bis zu den welschen Anarchisten traten für das Gesetz ein und zwar unter großem Aufwand agitatorischer Energie. In einem parlamentarischen Staate mit einer parteipolitisch orientierten Bürgerschaft wäre in dem einmütigen Einstehen aller Parteien die absolute Bürgschaft für die Annahme des Gesetzes gewährleistet. Anders in dem sachpolitisch orientierten Volke eines Referendumstaates. Hier stand das Ergebnis der Abstimmung bis zur letzten Stunde in Zweifel. Die gleichen Bürger, die bei Wahlen ihren politischen Führern Vollmacht geben, sehen sich bei Abstimmungen nicht die Männer an, die im Parlament für das Gesetz stimmten, sondern das Gesetz selbst. Das Gesetz ist zwar angenommen worden, aber nur mit einem geringen Mehr, nämlich mit rund 280 000 Ja gegen rund 230 000 Nein. Die Bauern sind den Bauernführern, die ihnen handelspolitisch wert sind, in dieser Sache nicht gefolgt. Die Arbeiter der Tabakindustrie, die die Einführung des Monopols fürchten, wenn die Regierung neue finanzielle Lasten übernimmt, haben gleichfalls gegen ihre gewerkschaftlichen und sozialistischen Führer mit Nein gestimmt. Dagegen hat der Kanton Neuenburg dem Gesetze viel mehr Stimmen gebracht, als nach der Stellung der politischen Vertreter dieses Landes zu erwarten war. In großen Teilen des Landes hat gerade der Konservativismus gesiegt, auch in proletarischen Landesteilen, wie im außerrhodischen Appenzell.

Das Referendum verhindert, daß parlamentarische Kompromisse aus fraktionspolitischen, also aus außersachlichen Gründen Gesetz werden. Es erzieht in eminenter Weise zur Beschäftigung mit den Fragen selbst. Es orientiert den politischen Sinn der Bevölkerung sachpolitisch und nicht parteipolitisch. Aber das hat noch weitere Folgen. Das Volk wird bei jeder bedeutenden Abstimmung anders geschichtet, und weil dann nicht Partei gegen Partei steht, wird die Bildung unüberbrückbarer sozialer Klüfte verhindert. Man geht hier zusammen und dort in verschiedener Richtung, man lernt begreifen, daß der Genosse von heut kein minderwertiger Mensch zu sein braucht, wenn er morgen unser Gegner ist. Im Referendumsstaat bildet sich eine Art politischen Anstandes, wie ihn der ausländische Beobachter bei deutschen Wahlkämpfen leider häufig vermißt. Die Kultureinheit eines Volkes wird durch reine Fraktionspolitik geschädigt, durch die Sachpolitik des Referendums gefördert. Eben weil es allein die Sache des einzelnen Gesetzes zur Entscheidung stellt, kann es, wie das schweizerische Beispiel beweist, geradesogut konservativ wie fortschrittlich wirken.

L. W. G.

Heilerziehung statt Strafe

Zur Alkoholbekämpfung

Wenn irgend jemand, nehmen wir an ein Arbeiter, sich eine vorübergehende Unzurechnungsfähigkeit antrinkt und im „Dusel" dann eine Missetat begeht, so wird er nach dem geltenden Recht zu soundso viel Tagen oder Wochen verurteilt. Ein Strafausschließungsgrund ist nur „sinnlose Trunkenheit", das soll heißen: völlige Dispositionsunfähigkeit. Wer soll die feststellen? Der Schutzmann? Irgendein zufällig Anwesender? Vielleicht gar der Gastwirt?

Digitized by Google

Heute könnte man den Schluß einer „bezüglichen“ Gerichtsverhandlung schematisch so darstellen:

Richter: Angeklagter A., es ist durch die Aussage von einwandfreien Zeugen festgestellt, daß Sie während der Nacht zum Sonntag in der X-Straße gelärmt und den Sie zur Ruhe mahnenden Schutzmann beleidigt haben; es ist weiter festgestellt, daß Sie sich der Festnahme widersetzten, den Helm zu Boden warfen und den Beamten blutig schlugen; es ist schließlich festgestellt, daß Sie wohl angetrunken, aber nicht so stark betrunken waren, daß der vom Verteidiger geltend gemachte Strafausschließungsgrund zutreffend wäre. Auf Grund der §§ Xyz verurteilt Sie das Gericht wegen Ruhestörung, wörtlicher und tätlicher Wachebeleidigung und Widerstand gegen die Staatsgewalt zu X Wochen Gefängnis. Nehmen Sie die Strafe an?

Angeklagter: Ich muß wohl. Aber was geschieht während der Haft mit meiner Frau und den vier Kindern?

Richter: Das ist nicht Sache des Gerichts, das hätten Sie sich früher überlegen sollen.

Wir befürworten die Einführung der bedingten Verurteilung für solche Fälle. Nach Inkrafttreten eines solchen Gesetzes würde die Verhandlung ungefähr so schließen:

Richter: Angeklagter A., usw.

Angeklagter: Was geschieht aber mit meiner Frau und meinen Kindern?

Richter: Auf Grund des Gesetzes vom 1. Juli 1912 mache ich Ihnen folgenden Vorschlag: Geben Sie in Gegenwart der Gerichtsbeamten ehrenwörtlich und schriftlich das Versprechen, von jetzt ab ein volles Jahr hindurch keinerlei alkoholische Getränke zu genießen. Ist das Schriftstück unterfertigt, so wird der Strafvollzug vorläufig ausgesetzt. Ein Fürsorgebeamter wird sich überzeugen, ob Sie das Versprechen genau einhalten. Monatlich einmal kommen Sie mit Frau und Kindern in mein Bureau. Nach Ablauf des Jahres wird die nicht vollzogene Strafverfügung aus den Registern gestrichen und Sie stehen dann unbescholten da. Brechen Sie das Ehrenwort, so wird die Strafe sofort vollzogen. Vollzogen wird sie auch, wenn Sie zwar im Punkte Alkohol festbleiben, aber mit dem Gesetze in Konflikt kommen.

Ist das kein Hirngespinst? In Amerika ist das Prinzip der „Bedingten Verurteilung für Trinker“ (nach dem Polizeirichter James Pollard das Pollard-System genannt) bereits erprobt, und in drei kleinen Bundesstaaten Deutschlands ist es zur Probe eingeführt. Wie wäre es, wenn dieses System auch in Preußen probeweise zugelassen würde, um im neuen Strafgesetze Platz zu finden? Dann würde einmal die Gerichtsbarkeit nicht der Vergeltung, der Rache, sondern wirklich der Besserung dienen.

Artur Baran

Vom Kaiserhoch

Zu den Tagesereignissen

Also: Wenn der Sozialdemokrat sich bereit erklärt, nicht nur die staatsrechtlichen, sondern auch die höfischen Verpflichtungen eines Präsidialamtes auf sich zu nehmen, dann will man mit sich reden lassen, dann kann man ihm auch aus den Mittelparteien Stimmen geben.

Ich glaube nicht, daß viele Erscheinungen den Tiefstand unsres Sinns für Ausdruckskultur noch deutlicher zeigen, als dieses Ergebnis von soundso viel Erörterungen.

Nehmen wir an, die Sozialdemokraten sagten: „Ja, wir gehen

Digitized by Google

auf diese Bedingungen ein, Herr Scheidemann oder wer's ist wird das Kaiserhoch ausbringen." Man stimmt also für ihn, und er bringt es aus. Wie würde das im Reichstage wirken? Entweder als eine unwürdige Heuchelei, die jedem ehrlichen Monarchisten das Blut in den Kopf triebe. Oder, vielleicht noch schlimmer, als ein satirischer Hohn mit dem Hintergedanken: „Warum soll ich den Kaiser nicht leben lassen? Der hat ja schon soundso oft wider Willen für die Roten agitiert!"

Das weiß man natürlich. Und also macht man den Sozialdemokraten Vorschläge, deren Ablehnung man als selbstverständlich ansieht, um dann eben diese Ablehnung als sogenannten Grund für ihre Nichtwahl ins Präsidium zu benutzen!

Wenn die Konservativen keinen Republikaner im Präsidium wollen, so fragt sich, ob sie hier, wo nur das Wahlrecht die Berechtigung der Vertreter festsetzt, der stärksten Partei gegenüber ein inneres Recht dazu haben. Aber unzweifelhaft ist ihr Verhalten klar und offen und schon deshalb würdiger und wünschenswerter, als ein Schein-Anerbieten von Schein-Bedingungen.

Nochmals: vom Stimmen für den Sozialdemokraten

Der Beitrag im zehnten Heft „Warum sie für den Sozialdemokraten stimmten" hat eine ganze Anzahl von Einsendungen zur Folge gehabt, ein deutscher Minister schickt uns sogar eine hübsche selbstverfaßte Fabel, aus der zu ersehen, wie übel solche Mitläufer handelten. Alle diese Einsender beachteten nicht, daß wir den betreffenden Beitrag ja gar nicht zur Diskussion gestellt, daß wir ihn laut den unmißverständlichen Worten seiner Einleitung nur wiedergegeben hatten, um *Einblicke in den Geist* eines Mannes zu ermöglichen, „der seine nationale Gesinnung in vieljähriger Arbeit vollkommen einwandfrei bewiesen und *doch* den Sozialdemokraten gewählt hat". Das schien mir wünschenswert angesichts der erstaunlichen Verständnislosigkeit für *Andersdenkende* und damit auch der irrtümlichen Auffassung der geistigen Bewegungen und ihrer Niederschläge in den Wahlen. *Hier* klären zu helfen, ist ganz eigentlich Aufgabe der Ausdruckskultur und also auch Aufgabe unsres Blattes. Die Frage jedoch, ob jener Mann *recht* tat, wenn er für den Sozialdemokraten stimmte, gehört ins Gebiet der materiellen Erörterungen, wie sie für Politisches *außerhalb* unsres Arbeitfeldes bleibt und weiter bleiben muß. A

Heer und Flotte

Den Schund aus den Kasernen!

Eine Bitte

Der Dürerbund ist für „Kasernen-Kultur" schon oft „mobil gemacht" worden, und der Kunstwart hat bekanntlich auch schon ein paarmal über solche geschrieben. Wer meint, unsre Offiziere seien dafür nicht zu haben, kennt weder die vom Landheer noch die von der Flotte recht, auch das können wir aus Erfahrungen bestätigen. Trotzdem geht's langsam vorwärts, zum Seufzen langsam. Unsern Beobachtungen nach liegt das zu sehr großem Teil an den obern Instanzen, die meinen zu oft: „die gute Gesinnung" tu es allein. Das wissen die Geschäftsleute, und so schmuggeln sie mit obrigkeitlicher Empfehlung und $66^2/_3$ bis 75 vom Hundert Profit den fürchterlichsten Schund

Digitized by Google

unter patriotisch gestreiftem Domino ein. Die hohen Vorgesetzten sollten sich über zweierlei klar werden. Erstens: es ist nicht nur eine Militärfrage, ob die Soldaten geistig mit Schund gefüttert werden oder mit Gutem, denn das wirkt über ihre Dienstzeit hinaus, es ist jedenfalls nur insofern eine Heeresfrage, wie das Heer überhaupt, das doch, gottlob, als Körper- und Geisteserziehung auch über die Dienstzeit hinaus wirkt. Zweitens aber: jegliche Tendenzbeigabe ist zum mindesten dann ganz bestimmt von Übel, wenn sie sich nach der Dienstzeit nicht sicher aufrechthalten läßt. Denn wenn die Tendenz später entwertet wird, so wird sehr leicht im Bewußtsein des Mannes alles mit entwertet, was mit ihr verbunden war. Eine Erwägung, die den weitschauenden Politiker gerade heutzutag gegen die Tendenz-Beimengungen skeptisch machen könnte, auch wenn er weit zur Rechten steht.

Drei Fragen der „Kasernen-Kultur" berührten jetzt wieder mehrere Offiziere in Zuschriften an uns. Wir drucken aus einer ein paar Absätze ab.

„Erstens einmal in bezug auf Bilder:

Wir werden jährlich, mit Genehmigung unserer höheren Behörden, mit einer Unmenge von Bildern überschüttet, als Verkaufsangebot gewisser Firmen und Geschäftsleute. Diese Bilder, von Mitgliedern des Königshauses, und auch andre, taugen meistens nichts und sind dabei unverhältnismäßig teuer; besonders wenn man einen Vergleich zwischen ihnen und den Bildern des Kunstwarts zieht. Wir müssen sie herumreichen, denn ihre Weitergabe geschieht mit höherer Genehmigung, und so geht eine Flut wenig guter Bilder ins Volk hinein. Neulich aber riß mir die Geduld, als, gleichfalls mit höherer Erlaubnis, Bilder angeboten wurden, die an Form und Farbe vor Geschmacklosigkeit und Unschönheit geradezu schrien. Ein solches nennt sich: »Erinnerung an meine Dienstzeit« und führt, auf einer, mit einem Kranz bunter Gegenstände umrahmten Fläche, drei Gestalten vor: eine im Ausgeh-, die zweite im Dienst-, die dritte im Paradeanzug. Allen dreien fehlen die Köpfe: die werden nachher, nach Lichtbildern, aufgeklebt! So ein Bild kostet eine Mark! Der alte Jahrgang kauft sie bei uns nicht mehr, dessen Geschmack ist schon besser geworden, der jüngere nimmt sie aber mit Begeisterung, schickt sie nach Hause und läßt sie dort aufhängen. Da warten sie dann, bis die Köpfe, nach der Entlassung des Besitzers, eingeklebt werden.

Zweitens in bezug auf Lieder. Es fehlt ein Soldatenliederbuch, es gibt kein gutes. Einige alte Soldatenlieder und einige Volkslieder läßt man einüben, das ist aber nicht genug, der Mann will Abwechslung haben. Singen tut uns aber not, bei den heutzutage so gesteigerten Marschleistungen doppelt. Was sich einbürgert, ist meist schauerlich, und doch werden auch gute Lieder gern gesungen.

Drittens in bezug auf Kaisers Geburtstag. Was wird da den Leuten an Militär-Humoresken und Couplets aus Mangel an Besserem geboten! Ich habe einmal Joseph Heiderich spielen lassen, das erschütterte an dem frohen Tage zu sehr, ein andermal die Torgauer Heide. Jetzt stehn wir wieder vor den Vorbereitungen zu jenem wichtigen Tage, und ich suche schon lange vergebens nach Sachen, die ich meinen Leuten, zu ihrem Nutz und Frommen, bieten kann."

Der Dürerbund will nun sehn,

Digitized by Google

was er tun kann. Er hat die Bearbeitung eines Soldaten-Liederbuchs, die Anregung oder Herausgabe von Soldaten-Bildern und auch die Beschaffung von guten Sachen für Soldatenhefte auf sein Programm gesetzt. Ein „Heb mich auf“ für Soldaten steht schon lange darauf. So könnte man zunächst einmal das Geschäftemachen von diesen Kulturarbeiten fernhalten. Aber so hilfsbereit zahlreiche Offiziere sind, die Meinungen gehen immer noch unter ihnen selbst in wesentlichen Punkten so auseinander, daß wir über manches einzelne noch nicht klar sind. Wir bitten deshalb alle Sachverständigen, insbesondere also deutsche Offiziere, um Ratschläge, die je willkommener sind, je mehr sie ins Einzelne gehn. Zuschriften sind erbeten unter der Aberschrift: „Dürerbund (i. S. Kasernen-Kultur). Dresden-Blasewitz.“

Mann und Weib

Frauenleben und Berufsarbeit

Die Berufszählung von 1907 hat uns die Gewißheit gebracht, daß die Erwerbsarbeit des weiblichen Geschlechts zugenommen hat, während sich der Durchschnitt der Eheschließungen nahezu auf gleicher Höhe hielt. Die Mehrzahl sieht nun die Schwierigkeit unter solchen Umständen in der Frage: Wie schaffen wir Arbeitsgelegenheiten für die stets wachsende Zahl? Verschiebt sich nicht der Wettbewerb zwischen den Geschlechtern bis zum brutalen Wettstreit? Und muß nicht dabei das Weib als der muskelschwächere Teil unterliegen?

Diese Fragen sind schwerwiegend, das wird niemand bestreiten. Aber an die eigentliche Schwierigkeit reichen sie nicht heran, nicht bis dahin, wo die Tochter an einen Scheideweg gerät. Was wir meinen, zeigt am leichtesten ein Vergleich mit der männlichen Jugend. Die Fragen: Wo schaffen wir genügend Arbeitsgelegenheit? und wie vermeiden wir den allzu scharfen Wettbewerb? — diese Fragen müssen auch die Söhne stellen. Aber hier trägt die Sache doch ein andres Gesicht. Der junge Mann überlegt, entscheidet sich für einen Beruf und ergreift ihn auf Lebenszeit. Tut er das frühzeitig, so wird von diesem Augenblicke an der Beruf fest ins Auge gefaßt und die ganze Vorbildung daraufhin zugeschnitten. Auf gebahnten Wegen wird er sicher zum Ziel geführt. Die Fälle, wo der junge Mann umsattelt, bilden Ausnahmen. Das Durchschnittslos ist ein Vorwärtskommen oder ein Aufsteigen wie andre und mit andern, und ein Vorwärtskommen, bei dem Übung und Erfahrung bedeutsam mitwirken. Welcher Lehrer, Arzt, Richter, Ingenieur, Techniker möchte mit vierzig Jahren die Erfahrungen seines Berufslebens missen? Wohl kennt er Zeiten der Unlust, wohl türmen sich Schwierigkeiten oder Verdrießlichkeiten in und außer dem Berufsleben bis zur drückenden Last — aber die Zeiten gehen vorüber, bessere Tage kommen, die Wogen des Lebensstromes glätten sich. Der Beruf hat den Mann schließlich über Wasser gehalten, der Beruf ist das Gewicht an der Uhr, das den Gang regelt, ist der Handleiter, an dem rauhe Strecken sicher gestiegen werden. Auf der Höhe des Lebens — nicht erst im Alter — lohnt die Berufsarbeit durch erworbene Sicherheit, Erfahrung, Geschicklichkeit. An dieser festen Berufsunterlage rüttelt nur eigene Schuld, bei schweren äußern Schicksalsschlägen bewährt sie erst recht die tragende Kraft, am meisten aber, wenn der Berufsarbeiter glitt. Rechts und links hat er Gefährten, Berufsgenossen, zu deren

Digitized by Google

Gemeinschaft er gehört, Vorgesetzte, die ihn kennen, die an seiner Lebensführung interessiert sind, Untergebene, von denen er sich beobachtet weiß. Nur durch einen gewaltsamen Schnitt, durch Austritt oder Tod scheidet er vor der Zeit aus dem Beruf, der ihn nährt, beschäftigt, trägt bis ans Ende. Sein Leben ist nach menschlichem Ermessen gesichert. Auch der Wunsch, eine Häuslichkeit zu haben, eine Familie zu gründen, ändert an der festen Grundlage nichts. Im Gegenteil: der Beruf ist, wenn wir von der Arbeiterklasse absehen, durchschnittlich die Vorbedingung der Familiengründung, die Liebe zur Erwählten ist ein Sporn zu doppelter Anstrengung, die Familiengründung ist die Frucht seiner Arbeit, seiner Tüchtigkeit im Beruf. Je tüchtiger im Beruf, um so leichter und eher ein Heim. Und nun entwickelt sich zwischen Familienheim und Berufstüchtigkeit eine lebendige, tiefgreifende Wechselwirkung. Das Heim wird der Jungbrunnen, Jungbrunnen der Körperkraft, des Gemüts, der geistigen Spannkraft, des seelischen Gleichgewichts. Damit ist der große Wurf des Erdenlebens gelungen. Das Leben des Mannes ist wie ein Baum geworden, der breit sich zur Krone wölbt, aber unverrückt mit fester Wurzel in der Berufsarbeit gegründet steht.

Diese Krönung des Mannes-lebens hat zur Voraussetzung, daß ein Weib eingewilligt hat, seine „Krone“ zu werden. Aber diese seine Erwählte war durch die Schulentlassung auch — gerade wie er — vor den dunklen Vorhang der Zukunft gestellt worden und hatte gefragt: Was ist für mich dahinter? Die Eltern hatten gefragt: Was wird aus der Tochter? Sie hatten mit der Tochter überlegt, ihre Anlagen erwogen, ihre Wünsche geprüft, und dann war die Berufswahl erfolgt. Ist es für immer? fragt sich im stillen Mutter und Tochter. Und die Antwort heißt: Vielleicht! Hier gehen die Wünsche schon einen andern Weg wie beim Sohne: Vielleicht ist's doch nicht für immer! Wenn sie sich nun verheiraten sollte? Ja, dann würde sie den Beruf aufgeben! Aber wird sie sich verheiraten? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Könnte ich doch einen Blick in die Zukunft tun, seufzt manche Mutter, und manches Mädchen denkt: Wüßte ich doch, ob mir der Hausmutterberuf beschieden sein wird oder nicht! Wüßte ich, daß ich mich verheiraten würde, so würde ich diesen Beruf nicht wählen, sondern jenen.

Die Fragenden könnten sich leicht einen beherzigenswerten Wink holen. Nicht bei der — Kartenschlägerin, deren Geschäft in großen Städten immer noch dank vor allem der weiblichen Jugend als ihrer Kundschaft blüht, aber bei der Statistik. Wir wissen zahlenmäßig, daß die große Mehrzahl der Mädchen heiratet, daß es nur etwa elf vom Hundert sind, die schließlich ledig bleiben. Aber — und hier kommen wir auf den entscheidenden Punkt, auf die Schwierigkeit des Frauenlebens — ebenso klar sagt uns die Statistik, daß die Ehe für das weibliche Geschlecht nicht als der Beruf oder die Versorgung auf Lebenszeit angesehen werden kann. Bis zum 24. Jahr hat noch nicht die Hälfte, nach dem 50. Jahr hat nicht mehr die Hälfte einen ehelichen Versorger. Nur während rund zwanzig Jahren — in den Altersstufen von 25 bis 45 — ist die Masse des weiblichen Geschlechts durch den Eheberuf ausgefüllt. Vorher und nachher ist die absolute Mehrheit

Digitized by Google

auf sich gestellt. Diese Zwiespältigkeit im Frauenleben ist die eigentliche Schwierigkeit. Wüßten wir vorher, welche Mädchen zu den U v. H. gehören, die nicht heiraten, so wäre die Sachlage nicht schwierig. Sie würden einen Beruf ergreifen wie der Mann, endgültig, für immer, sie würden ihre Kraft auf ihn sammeln und aller Wahrscheinlichkeit nach durch Konzentration, Erfahrung und Übung zu ausgezeichneten Leistungen kommen, während wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, die Heiratsmöglichkeit die Konzentration beeinträchtigt. Wüßten wir anderseits bestimmt, welche Mädchen sich verheiraten und zwar ohne zu verwitwen, so könnten wir auch für diese eine einseitig-starke Vorbildung schaffen, indem wir ausschließlich hauswirtschaftlich-pädagogische Berufskenntnisse anstrebten. Da aber vor jedem Frauenleben das große Fragezeichen steht, ist es eine Forderung der Vernunft, die Tochter für Selbständigkeit und Gebundensein, für Erwerbstätigkeit und Eheberuf tüchtig zu machen.

Wird diese Gewißheit Gemeingut, so wird die Frage entschieden sein: Soll ich meine Tochter auf einen Erwerbsberuf vorbereiten, den sie vielleicht bald verläßt, oder auf den Hausmutterberuf, den sie vielleicht nie erreicht? Die Entscheidung kann nur lauten: Für beides, ähnlich wie der Mann seinen Zivilberuf erwählt und doch auch Soldat ist. Da nun der Erwerbsberuf die längere Vorbereitung erfordert, so muß den Eltern dringend ans Herz gelegt werden, ihren Töchtern das Opfer einer gründlichen Ausbildung zu bringen. Was immer sie als Berufsarbeit wählen — sie sollen es gründlich treiben, und der Segen wird nicht ausbleiben. Die Zucht des Willens und des Geistes, die jedwede gründliche Ausbildung mit sich bringt, erlöst sie von dem Dilettantismus, von dem Fluch der unbefriedigten Halbheit, dem zwecklosen Zwitterdasein, hilft den Charakteransätzen der Persönlichkeit zum Durchbruch und macht das junge Mädchen auch für den Hausmutterberuf sittlich tüchtiger, diesen verantwortungsvollsten und vielseitigsten von allen. Die unerläßlichen technischen Fertigkeiten und Vorkenntnisse für den Hausmutterberuf werden die jungen Mädchen ja nun bald systematisch in der Schule und Fortbildungsschule erwerben können. Und später auch in dem weiblichen Dienstjahr, das die Zukunft uns wohl sicher beschert, sobald erst die Einsicht durchgedrungen ist, daß die Vorbereitung auf den hausmütterlichen Beruf nicht allen Zufälligkeiten überlassen werden darf. Hätten Frauen an entscheidender Stelle über die Mädchenerziehung mitzusprechen, wir hätten schon das weibliche Dienstjahr. Aber Männer allein entscheiden, und Männer gewinnen schwer einen Einblick in die Art der Hausmutterarbeit, was aus der Beschaffenheit dieser Arbeit zu erklären ist. Je tüchtiger die Mutter arbeitet, je sorgfältiger ihre Aufmerksamkeit tausend Kleinigkeiten umfaßt, ihre schöpferische Kraft diese tausend Atome zu einem Ganzen fügt, um so glatter wickelt das häusliche Leben sich ab. Um so mehr erweckt diese schwierige Leistung aber auch die Täuschung eines selbstverständlichen Herganges. Das schöne Familienheim, die Kunstleistung der Frau, hat mit allen echten Kunstwerken gemeinsam, daß der Schein besteht, als könne es nicht anders sein. Doch fängt man an, dem Mahnworte der Frau etwas mehr Beachtung zu schenken, und so wird auch der Tag kommen, wo das deutsche Mädchen aller sozialen Schichten dem Hausmutterberuf seinen

Digitized by Google

Tribut methodisch zahlen und das weibliche Dienstjahr in Küche, Krankenzimmer und Kinderstube durchmachen wird. Tritt dazu eine fachliche Berufsvorbereitung, lernt das junge Mädchen eine Arbeit fachmäßig-gründlich, sei es zu des Lebens Unterhalt oder Inhalt, so werden wir die Erziehung zur Lebenstüchtigkeit für unsre weibliche Jugend in gute Wege geleitet haben.

Elisabeth Gnauck-Kühne

Dieser Aufsatz, der die weibliche Berufsarbeit im Gegensatz zur männlichen kennzeichnen wollte, mußte die Vorzüge des männlichen Berufslebens möglichst scharf beleuchten. Doch darf ein Mann wohl darauf hinweisen, daß hier vielleicht jener Schimmer hereinspielt, der das nur Erstrebte, das noch nicht Erlebte zu verschönern pflegt.

So selten der Mann seinen vollen Beruf, sein Amt wird missen wollen, so klar ist es ihm doch auch: ein großer Teil der heutigen Berufe hemmt die persönliche Entwicklung statt sie zu fördern. Sehr viel von der heute geleisteten Berufsarbeit geht darin auf, Organisationsformen, die das moderne wirtschaftliche Leben oder der Staat braucht, aufrechtzuerhalten, verhältnismäßig wenige Arbeit ist unmittelbar produktiv. Man braucht dabei nicht einmal an den Beamten zu denken, der tagaus tagein Tabellen nachprüft oder sonst einer immer wiederkehrenden Tätigkeit obliegt. Leider sind heutzutage nur ganz wenige Berufe so, daß eine Persönlichkeit in ihnen sich vielseitig entfalten kann. Vielmehr suchen heute unzählbar viele den eigentlichen Inhalt ihres persönlichen Lebens außerhalb des Berufs. Oder aber sie halten, wenn sie ganz darin aufgehen müssen, sich selbst nicht für „ganze Menschen“ — und sind es auch recht oft nicht.

Man mag diesen Zustand noch so sehr beklagen, rechnen müssen vorläufig auch die Frauen damit. Sie sind heutzutage tatsächlich oft geradezu die Hüterinnen des persönlichen Lebens, in ihnen hat sich vielfach am reinsten jene Vollmenschlichkeit erhalten, die Hedda Gabler so gierig und richtunglos sucht, um all dem Fachmenschentum zu entrinnen. Kein Zweifel: durch manche Berufsarbeit und durch die Ausbildung dazu sehen wir jetzt schon das Menschentum in der Frau gesteigert und bereichert. Aber ebenso deutlich bringt jetzt schon manche hochgespannte Berufstätigkeit unter den Frauen einseitige, persönlichkeitarme „Fachmenschen“ hervor. Die Gefahr, daß sie mit einem wahllosen Hineindrängen in alle Berufe zahlreicher werden, ist klar.

Sollen also die Frauen in ihrem Streben nach Berufsausbildung gehemmt werden? Der voranstehende Aufsatz wie so viele Tatsachen des heutigen Lebens zeigen, wie verfehlt das wäre. Notwendig aber erscheint es, einer Begeisterung für die Formen der heutigen männlichen Erwerbsarbeit, die da und dort bei der Berufsberatung der jungen Mädchen aufkommen will, vorzubeugen. Es wäre recht freudig zu begrüßen, wenn wir etwas wie eine völlig objektive, auf Statistik und sozialpsychologische Untersuchungen wissenschaftlich gegründete Berufskunde bekämen. Ansätze zu ihr sind ja da. Je verwickelter durch die fortschreitende Arbeitsteilung die Fragen werden, je nötiger wäre sie. Sie hätte neben der rein praktischen Beurteilung der Berufe, nach Gehalt, Aussichten, Vorbildungsdauer, Stärke

Digitized by Google

der Konkurrenz usw., auch die Wechselwirkung zwischen Beruf und Persönlichkeit zu berücksichtigen, die besonderen Forderungen, die an Eignung und Begabung gestellt, wie die Entwicklungshemmungen, die erfahrungsgemäß häufig beobachtet werden.

Dabei würde sich vermutlich herausstellen, daß manche von den Frauen zurzeit noch sehnsüchtig erstrebte Berufe ein Danaergeschenk für die meisten unter ihnen würden. So vor allem die meisten ausgesprochenen Beamtenstellungen, die viel unpersönliche Teiltätigkeit erfordern. Viel Kraft aber, die vorläufig noch darauf verwendet wird, männliche Berufe zu erobern, könnte mit Erfolg auf neue Berufe verwendet werden, wie ihrer ja schon eine ganze Anzahl entstanden sind. Man denke nur an die großen Bereiche der sozialen Hilfsarbeit.

H. Ullmann

Wann sind Sie geboren, Fräulein?

Bildung und Schule

Ich schlage im neuen „Kürschner" die erste Seite auf und lese: „Ebensowenig konnte auf die von einigen Schriftstellerinnen oft mit Leidenschaftlichkeit verlangte Unterdrückung ihres Geburtsjahres eingegangen werden, da dieses zur Vollständigkeit der biographischen Angaben erforderlich ist."

Wie ist mir denn? leben wir nicht im Zeitalter der Frauenbewegung? Daß Schriftstellerinnen etwas von den Grundlagen dieser Bewegung wissen, darf man doch erwarten, nicht wahr? Gibt es wirklich Damen, die in einem Atemzuge „Gleiche Rechte!" verlangen und die Beachtung einer faden, abgelebten Galanterie?

Das Ding ist leider nicht nur lächerlich. Das „verschämte ältere Fräulein" in den „Fliegenden Blättern", eine hinterpommerische Tante — falls die mit einem Schlag verstummen, wenn man sie nach ihrem Alter frägt, schön, denen verzeiht man das ja in Gottesnamen. Aber Aufgeklärten, die am sausenden Webstuhl der Zeit sitzen und mitweben wollen, den weiblichen Rittern vom Geiste kann man so was unsäglich Lächerliches nicht verzeihen. Sie diskreditieren den ehrlichen Kampf ihrer Schwestern um Befreiung und um gleiche Rechte. „Da seht ihr nun," sagen die Spötter, „wie reif eure geistigen Führerinnen sind!"

Aber das stimmt nicht. Führerinnen mögen sie wohl sein, aber was solche Damen führen können, ist keine Frauen-, ist höchstens eine Damenbewegung. Der überlassen wir neidlos diese „Schriftstellerinnen" mit der zarten „Altersfürsorge", sie und die Damenbewegung sind einander wert. F. Zürcher

Grundsätzliches über Volksschulgesetzgebung

Gelegentlich des sächsischen Volksschulgesetzes

Die Aufgabe der Volksschule ist vor allem deshalb anders geworden, weil sie für breite Kreise des Volkes heute manche Aufgabe übernehmen muß, die früher von andern Faktoren gelöst wurde. Man braucht nur an die äußeren und inneren Veränderungen des Familienlebens zu denken, um das zu verstehen. Der erzieherische Einfluß der Familie ist außerordentlich eingeschränkt worden; zunächst vor allem dadurch, daß die Arbeitstätte des Mannes für zahllose Berufe — keineswegs bloß für die Fabrikarbeiter — von der Familienwohnstätte getrennt wor-

Digitized by Google

den ist, dann aber auch durch die erhöhten Ansprüche der Öffentlichkeit an den Mann und Familienvater. Dieser Zustand steigert sich zum schweren Übelstande, wenn auch die Mutter noch dem Erwerbe außerhalb des Hauses nachgehen muß. Auch die Werkstatterziehung war — wenn auch nicht immer anmutig und zartfühlend — von starker Wirkung. Ja, auch die Öffentlichkeit als solche stand früher dem Kinde und dem Halberwachsenen erzieherisch anders gegenüber als heute. Mit diesen Tatsachen, die man begrüßen oder beklagen kann, hat die öffentlich organisierte Erziehung zu rechnen. Schon daraus geht hervor, daß die Aufgabe der Volksschule vor allem nach der Seite der Erziehung gewachsen ist, daß in viel stärkerem Maße als bisher der erziehliche Einfluß der Schule betont werden muß. Und nur um weniges braucht man tiefer zu blicken, um zu erkennen, daß eins der allerwichtigsten Erziehungmittel — nämlich die Arbeit — aus dem Erziehungplane für unsre Jugend nahezu geschwunden oder doch in ihrem Einfluß wesentlich geschmälert worden ist. Was erziehliche Kinderarbeit ist, und welche Bedeutung sie hat, kann hier nicht untersucht werden; jedenfalls ist einer der ärmsten Menschen der, der den Segen der Arbeit, in gewissem Umfange auch der körperlichen, nicht hat kennen lernen. In irgendwelcher Form muß die Arbeit Erziehungmittel bleiben oder wieder werden. Eine erziehliche Kinderarbeit zu organisieren, wäre eine der bedeutsamsten pädagogischen Maßnahmen. Und von diesem Gesichtspunkte aus muß das Bestreben der praktischen Schulmänner gewürdigt werden, der Schularbeit mehr als bisher den Charakter wirklichen Arbeitens, produktiver Tätigkeit, die Form des schaffenden Lernens zu geben.

Es ist mehr als eine bloße methodische Schrulle, die Arbeitschule in diesem Sinne zu fordern; es ist eine grundsätzliche, in den tatsächlichen Verhältnissen aufs tiefste begründete Forderung. Wird sie durchgeführt, so gibt sich die Volkschule ein eignes inneres Gesetz.

Ein eignes Gesetz, das die Volkschule löst von den Irrtümern ihrer inneren Entwicklung, von Irrtümern, die zum Teil in ihrer Entstehunggeschichte begründet liegen. Die Volkschule hat zwei Wurzeln; sie ist zum Teil aus den einfachen Schulen hervorgegangen, die den Kindern das Lesen, Schreiben und Rechnen und den Katechismus beizubringen hatten; zum Teil aber auch aus Lateinschulen. Von diesen, und damit von den höheren Schulen, hat sie die wichtigsten Leitgedanken für den Aufbau des Lehrplans entnommen. Was aber für die höhere Schule richtig ist, wird in der Volkschule zum Fehler: die Herrschaft des wissenschaftlichen Systems. Diese zu brechen, wird die Hauptaufgabe einer inneren Schulreform sein. Die Volkschule will jetzt die sogenannten Elemente eines wissenschaftlichen Systems geben und gibt tatsächlich einen recht dünnen Aufguß davon. Dieser aber bedeutet nicht Bildung. Bildung, wie bescheiden sie auch sei, muß Grundlage einer Lebens- und Weltanschauung sein können. Das ist auch von der Volkschulbildung zu fordern. Die hier sich bildende Lebensanschauung kann nur eine volkstümliche sein. Darum ist das Ziel der Volkschule eine volkstümliche Bildung. Der Begriff des Volkstümlichen hat zunächst etwas Unbestimmtes, Schwankendes

Digitized by Google

an sich; er wird aber sofort bestimmter, wenn man das Volkstümliche als eine Mittelstufe zwischen dem Kindlichnaiven auf der einen und dem Wissenschaftlichen und Künstlerischen auf der andern Seite ansieht. Das volkstümliche Denken und der volkstümliche Ausdruck sind gefühlsmäßig deutlich als solche zu erkennen; wissenschaftlich beschrieben sind sie noch nicht. Eins aber hat die wissenschaftliche Untersuchung der Seelenentwicklung festgestellt, dies nämlich, daß diejenige Art vorzustellen, zu denken und sich auszudrücken, die hier als volkstümlich bezeichnet wird, eine deutlich gekennzeichnete Entwicklungstufe jedes normalen Seelenlebens ist. Das Kindlichnaive kennen wir alle; daß es aber in jeder Entwicklung eine vorwissenschaftliche Stufe des Denkens und eine vorkünstlerische Stufe des Ausdruckslebens gibt, wird viel zu wenig beachtet, wird vielleicht gerade in unsern höheren Bildungsanstalten zum Nachteile der Jugend übersehen. Die Volksschule aber hat es erkannt, daß sie es zunächst mit dem naiven Kinde, dann aber mit dem Knaben und dem Mädchen zu tun hat, der in eine volkstümliche Lebensauffassung hineinzuführen ist. Damit werden die Ziele der Volksschule nach mancher Richtung hin einfacher, dafür wird hoffentlich ihre Wirkung tiefer.

Diese Erkenntnis ist so wichtig, daß sie in einem neuen Volksschulgesetze zum Ausdruck kommen muß. Denn dieses will ja die Aufgabe der Volksschule bestimmen. Zugleich gibt es die „Lehr- oder Unterrichtsgegenstände“, die „Lehrfächer“ an. Für das volkstümliche Denken ist aber die systematische Aufteilung der Kenntnisse und Fertigkeiten in Fächer, die den Wissenschaften oder den Künsten entsprechen, durchaus etwas Sekundäres. Die wissenschaftlichen Lehrfächer sind aus verschiedenen Arten zu denken hervorgegangen, aus Denkformen, die auch im vorwissenschaftlichen Denken vorhanden sind, hier aber in weitgehender Verschmelzung. Das volkstümliche Denken ist anschaulich, sinnlich; es gruppiert deshalb auch nach anschaulichen, nicht nach systematischen Gesichtspunkten. Und solche Gruppierungen bietet ihm das Natur- und Menschenleben in reichster Zahl. Das Feld, die Wiese, der Wald, der Teich; die Wohnung, die Kleidung, die Ernährung, der Kleinverkehr; die Familie, die Gemeinde, die Heimat, „mein“ Beruf: das sind Gruppenbildungen volkstümlichen Denkens. Manche wissenschaftlichen Lehrfächer, zum Beispiel die Mathematik, die Logik, lösen sich auf der Stufe, um die es sich handelt, auf in planmäßige, auf Einsicht zu gründende Übungen. Noch auffälliger ist dies für die Ausdrucksformen; gegen die Sünde, den Kindern fertige Formen für ihren Ausdruck in Wort und Schrift, Zeichnung und stoffliche Darstellung zu geben, Formen, die womöglich noch nach Kunst aussehen sollen, haben tüchtige Schulmänner seit Jahren mit Erfolg gekämpft. Ein neues Schulgesetz darf nicht durch systematische Aufzählung einer Reihe von Fächern eine naturgemäße Stoffgruppierung unmöglich machen. Es soll natürlich auch nicht irgendeine der verschiedenen denkbaren Anordnungen vorschreiben, sondern in diesem wichtigen Punkte der inneren Entwicklung der Schule möglichst freie Bahn lassen.

Die volkstümliche Lebensanschau-

Digitized by Google

ung und das volkstümliche Denken haben noch ein Kennzeichen, das für die Arbeit der Volksschule sehr bedeutsam ist, das ist der Anteil des Gefühlsmäßigen. Das wissenschaftliche Denken schaltet diesen möglichst aus; aber große Regionen des volkstümlichen Denkens sind vorwiegend gefühlsmäßig bestimmt. Natürlich darf es den wissenschaftlichen Ergebnissen nicht widersprechen, aber der wissenschaftlichen Beweisführung ist es verschlossen. Der Gefühlsanteil wird im Schulunterrichte geradezu betont werden müssen, um ihn recht wirksam zu machen. So führt die Heimatkunde zur Heimatliebe, die Vaterlandskunde zur Vaterlandsliebe, die Geschichtskenntnis zur nationalen Begeisterung, die Naturkunde zur sinnigen Naturbetrachtung. So erhält vor allem das Schöne den ihm gebührenden Platz in der Schule, nicht als fremdartiges Anhängsel, sondern als notwendiger Bestandteil; Dichtung und Bildwerk fügen sich der Betrachtung ein. Und damit ist nicht ein Wunsch von Schwärmern erfüllt, sondern eine Notwendigkeit. Denn unserm Volke ist die Erziehung zu einem edlen Genusse ebenso nötig wie das tägliche Brot. Sie ist es um so mehr, je mehr sich die Arbeitsformen mechanisieren und je mehr sie an Persönlichkeitswerten verlieren. Der Begriff des Volkstümlichen ist somit ein tief begründeter Bestandteil des Zieles der Volksschule.

Gibt man aber der Volksschule eine nur ihr eigentümliche, für Volk und Leben so bedeutungsvolle Aufgabe, dann macht man sie selbständig. Und eine neue Gesetzgebung muß dies auch äußerlich zur Geltung bringen. Die Volksschule muß eingefügt werden in die Reihe der Staatsveranstaltungen, die die geistigen Staatszwecke zu fördern haben. Der Erziehunggedanke muß in noch höherem Maße als bisher Bestandteil des Staatsgedankens werden. Es ist Pflicht und Recht des Staates, Schulen zu gründen und zu erhalten. Wenn er, das Bestehende fortführend, dies den Gemeinden überläßt oder überträgt, so ist dies natürlich kein Widerspruch; denn die Gemeinden sind ja die lebendigen Organe des Staates. Und dieser wird durch die Schulgesetzgebung und durch die Schulaufsicht dafür sorgen, daß die Interessen des Staates immer gewahrt bleiben. Er wird durch das Gesetz bestimmte Mindestforderungen stellen, die natürlich nach den örtlichen Verhältnissen und nach der Leistungsfähigkeit der Gemeinden gesteigert werden können; er wird zum Beispiel festsetzen, wieviel Kinder höchstens in einer Klasse sitzen dürfen, wieviel Stunden jede Klasse mindestens haben muß, welche Lehrgebiete und welche Übungen zu betreiben sind. Freilich muß er die Gemeinden in gewissem Umfange für ihre Schulleistungen entschädigen durch Geldzuschüsse.

Bisher hatte die Kirche einen weitgehenden Einfluß auf die Volksschule. Dies folgt auch aus der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Schule. Das sächsische Volksschulgesetz vom Jahre 1873 hat die staatliche und fachmännische Schulaufsicht in der mittleren Instanz gebracht, indem es an die Stelle der kirchlichen Kreisorgane die staatlichen Bezirksschulinspektoren setzte; es beließ aber die sogenannte Ortsschulaufsicht in den meisten, vor allem den kleineren Gemeinden noch den Geistlichen. Aber auch dort schränkte es die Rechte der Kirche ein, indem es für gegliedertere

Digitized by Google

Schulen das Schuldirektorat einführte. Diesen Lösungsvorgang muß das neue sächsische Gesetz zu Ende führen; die geistliche Ortsschulaufsicht wird beseitigt werden. Auch die Geistlichen selbst weinen ihr keine Träne nach. Aber der kirchliche Gedanke hat sich bisher in einer anderen Hinsicht geltend gemacht, in der eine Änderung viel wichtiger ist, als in der Aufsichtsfrage. Das ist die Auflösung der bürgerlichen Gemeinden in konfessionell getrennte Schulgemeinden. Die Trennung selbst ist allerdings nur in 21 sächsischen Schulgemeinden tatsächlich durchgeführt. Aber sie ist in allen Orten möglich, sobald nur die Zahl der Einwohner einer konfessionellen Minderheit so groß ist, daß sie eine Schule, wenn auch nur eine zweiklassige Schule mit einem Lehrer, gründen können. Grundsätzlich ist also jede Schulgemeinde, auch diejenige, die sich mit der bürgerlichen Gemeinde bis auf 10 oder 12 Andersgläubige deckt, konfessionell. Damit ist und bleibt die Schule eine Einrichtung, auf die kirchliche Gesichtspunkte angewendet werden. Das bewahren hieße die Selbständigkeit der Schule als einer Staatsveranstaltung an einem entscheidenden Punkte preisgeben. Die Frage ist auch praktisch ungemein wichtig, sofern es sich nämlich um das Eigentumsrecht an den Schulgebäuden und an den Schulgrundstücken handelt. Der dem sächsischen Landtage vorgelegte Gesetzentwurf will die Schulgemeinde durchweg zur Besitzerin dieser Gebäude und Grundstücke machen. Das ist folgerichtig. Aber die Schulgemeinde ist ja zugleich die konfessionelle kirchliche Gemeinschaft, und wenigstens für die Minderheiten würde damit tatsächlich die Kirche die Besitzerin der Schule. Zu welchen Streitigkeiten dies führen müßte, wenn einmal Staat und Kirche, bürgerliche und Kirchgemeinde sich tatsächlich trennen würden, das ist kaum abzusehen. Die Frage der konfessionell getrennten Schulgemeinden ist demnach auch eine Frage des Besitzes und der Macht.

Sie wird aber sehr oft als eine rein religiöse Angelegenheit behandelt. Das erschwert die Verhandlungen. Es kommt dann zu meist unfruchtbaren Auseinandersetzungen über Weltanschauungen, wodurch der Streitpunkt völlig verschoben wird. Denn die Frage, ob die Schule selbst konfessionell sein soll oder nicht, hat mit dem jetzt Erörterten nichts oder nur wenig zu tun; auch die bürgerliche Gemeinde könnte ja durch das Gesetz veranlaßt werden, konfessionell getrennte Volksschulen einzurichten. In der Tat wird das von manchem gefordert, der für die bürgerliche Gemeinde als Schulgemeinde eintritt. Und doch ist auch diese Forderung nicht richtig. Der religiöse, kirchlich-konfessionelle Gesichtspunkt ist natürlich für die Aufgabe der Volksschule nicht bedeutungslos; er darf aber eben nur dort geltend gemacht werden, wo er wesentlich ist, und das ist der Fall bei der Entscheidung über den Religionsunterricht. Dort soll er gelten; man müßte denn den Religionsunterricht durch einen Moralunterricht ersetzen wollen. Das kann aber die Volksschule — wenigstens ist das die in Deutschland bei weitem vorherrschende Meinung — nicht wünschen. Religionsunterricht wird für jetzt wenigstens konfessionell gefärbt sein. Ein überkonfessioneller christlicher Religionsunterricht ist doch wohl nur in der Theorie vorhanden; ein Katholik wird immer anders die Religion lehren als ein Protestant. Der Religionsunterricht ist also der

Digitized by Google

Konfession entsprechend zu erteilen. Daß er auf pädagogischer Grundlage aufgebaut werden, immer das Kind als Kind im Auge behalten, sich frei vom Dogmatismus und vom theologischen System halten muß, folgt aus dem, was zu Anfang dieser Ausführungen gesagt wurde. Darauf kann hier nicht weiter eingegangen werden, eine so große Rolle die Frage auch in den bisherigen öffentlichen Erörterungen gespielt hat. Im Religionsunterrichte werden also die Kinder der Konfession nach voneinander getrennt.

Ist nun eine solche Schule konfessionslos? Sie wird es sein in solchen Fällen, in denen die Konfessionen in annähernd gleicher Stärke in einer Gemeinde vorhanden sind. Sie wird es nicht zu sein brauchen dort, wo die Gemeinde vorwiegend oder ausschließlich einer Konfession angehört. Und das ist im Königreich Sachsen der Fall; denn dessen Bevölkerung ist zu nahezu 95 v. H. evangelisch. Die sächsische Gemeindeschule wird also mit verschwindenden Ausnahmen evangelischen Charakter tragen. Dies kommt vor allem darin zum Ausdruck, daß die Lehrer der evangelischen Konfession angehören und von ihnen zu fordern ist, daß sie gut evangelische Männer sind. Gerade das schließt die Forderung ein, daß sie den Kindern der Minderheit gegenüber taktvoll verfahren und alles vermeiden, was deren religiöses Empfinden verletzen könnte. Die Schule soll dem konfessionellen Frieden und nicht dem Hader dienen.

Die Volksschule der bürgerlichen Gemeinde soll auch die Kinder nicht nach dem Stande und dem Besitze der Eltern voneinander trennen, soll vielmehr eine allgemeine Schule sein. Gegen die allgemeine Volksschule werden vielerlei, auch beachtenswerte Einwendungen erhoben, und es wird manches Elternpaar ein Opfer kosten, ihr Kind ihr anzuvertrauen; aber unser Gemeinschaftsleben fordert eben Opfer; dafür gibt es ja auch so manch Wertvolles, was die Standesabsonderung nicht entfernt geben kann. Hemmnisse und Gefahren muß eben eine gute Schule zu beseitigen wissen. Jedenfalls muß die Volksschule als öffentliche, staatliche Einrichtung sozial ausgleichenden, vereinigenden Charakter tragen. Sie muß natürlich auch weitergehenden Bildungsbedürfnissen Rechnung tragen. Das ist aber auch in der allgemeinen Volksschule möglich, deren innere Ausgestaltung und Gliederung nicht nach dem Schulgelde, sondern nach dem Erzieherwillen einsichtiger Eltern und nach Neigungen und Begabungen der Kinder sich richten muß.

Die mehr technischen Fragen der neuen Schulgesetzgebung können hier natürlich nicht breit erörtert werden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die Rechte des Staates und die Rechte der Gemeinde klar und scharf gegeneinander abgegrenzt werden müssen. Das ist jetzt nicht durchaus der Fall. Es ist den Gemeinden soweit wie möglich das Recht der Selbstverwaltung zuzugestehen, mehr als bisher; anderseits soll der staatliche Aufsichtsbeamte auch nicht ein Strohmann sein, soll er nicht bloß den Schuldienst, sondern auch die Leistungen der Gemeinde auf dem Gebiete der Schule, die man als Schulpflege bezeichnen möchte, überwachen. Daß durch ein neues Volksschulgesetz auch die Stellung des Volksschullehrers berührt und geändert wird, versteht sich von selbst. Die sächsische Lehrerschaft, die mit ungeheuerm Fleiß, mit warmem Herzen und starkem Mut ihre Wün-

Digitized by Google

sche für die Volksschule ausgearbeitet und aufgestellt hat, hat natürlich auch eine Anzahl Wünsche für sich ausgesprochen. Ob und wie weit sie erfüllt werden, hängt davon ab, welche Mittel für das Volksschulwesen noch flüssig gemacht werden können. Die Schulfragen sind eben auch Geldfragen; sie werden leider von vielen, auch maßgebenden Leuten, lediglich als solche betrachtet. Die wichtigste aller Fragen ist aber für den Lehrer natürlich die seiner amtlichen Würdigung. Ob Verständnis und Vertrauen ihm durch das neue Gesetz eine kleine Erhöhung seiner Stellung bringt, das ist die bange Frage. Der Lehrer möchte, daß seine Arbeit in erster Linie auf seine eigene Verantwortung gestellt, daß die Ortsschulaufsicht beseitigt und an deren Stelle die staatliche Aufsicht gesetzt werde, daß er in dem Schuldirektor nicht den vorgesetzten Beamten, sondern, wie es einst war, den mit der Leitung betrauten Ersten seinesgleichen sehen könne, daß er auch nicht unter, sondern neben dem örtlichen Schulverwaltungsorgane, zu dem er selbst gehören soll, stehe. Die Lehrerschaft will die Gewähr geben, dieses Vertrauen zu rechtfertigen; sie möchte zugleich, daß der Erfolg gesichert werde durch eine noch bessere Vorbildung, durch eine noch strengere Auswahl und daß Ungeeignete und räudige Schafe ausgeschaltet werden durch ein gerechtes, aber im Interesse der Schule sicher funktionierendes Strafverfahren.

Der Schulgesetzentwurf bringt noch mancherlei Andres und Wichtiges; er führt die Hilfsschule gesetzlich ein, erweitert die Aufgabe der Fortbildungsschule für Knaben, verlangt die Fortbildungsschule für Mädchen und mancherlei anderes, Dinge, die hier nicht weiter besprochen werden sollen. Eine Kritik des Entwurfes im allgemeinen sollte in dem Voranstehenden nicht gegeben werden; die Verhandlungen werden ja gewiß noch manches daran ändern. Und vom vollendeten Werke können wir hoffentlich Gutes berichten. Richard Seyfert

Das Dorfkasino

Wie die Schule und die Kirche, so gehört auch noch ein drittes ins Dorf: das Jugendheim. Ein wirtliches Dach für die, die den Kinderschuhen und dem Schulzwang entwachsen sind, der Führung und Wegweisung aber noch nicht entraten können, eine Stätte der guten Geselligkeit und der zwanglosen Anregung und Fortbildung gerade im stillen Dorfe. Die Schulräume taugen dafür nicht recht. Da ist den eben flügge Gewordenen die Luft noch zu dumpf. Und das Gasthaus, der Dorfkrug? In die Dorfschenke gehört unsre heranwachsende Jugend nicht! Sie bedarf eines besondern Heims. Daß Gedanken wie diese keine Utopie bedeuten, zeigte in einer lebensvollen Schilderung auf der diesjährigen Hauptversammlung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege der Pfarrer Pietryga aus Schreibersdorf im oberschlesischen Kreis Neustadt, an dem von ihm mit den bescheidensten Mitteln vor einem Jahrzehnt ins Leben gerufenen Dorfkasino. So bezeichnet sein Begründer die Heimstatt der Dorfjugend. Eine schlichte Stube mit einfachen Tischen und Holzbänken ist zu diesem Zwecke gemütlich hergerichtet und mit Bildern, einer kleinen Bücherei, Zeitschriften und Tageszeitungen, Musikinstrumenten und Unterhaltungsspielen ausgestattet. Hier finden regelmäßige Zusammenkünfte der Burschen und Mädchen statt. Kurze Vorträge, Besprechungen, etwa über

Digitized by Google

ein schönes Buch, über ein Bild, auch über praktische Fälle des Lebens wechseln mit heitern Spielen und sinniger Fröhlichkeit. Auch Kurse für Buchführung, über hauswirtschaftliche Unterweisung und anderes mehr sind durch das Kasino ins Leben gerufen. Handarbeiten und Hausfleiß werden durch kleine Ausstellungen belebt und gepflegt, Lichtbilder vorgeführt, Elternabende eingerichtet und Lehrausflüge unternommen, etwa um der Jugend Einblick in die gewerbliche Arbeit zu verschaffen. Aber auch die Pflege edlerer Geselligkeit hat im Dorfkasino ihre Statt, Kirmes und Karneval werden in ihrem Geiste mitgemacht. Und der Geist des Kasinos wirkt natürlich in die Dorfgemeinde geistig und gemütlich zurück. Ludwig Maaß

Geschenke zur Einsegnung

Das Fest der Einsegnung zur Kirche und zum Leben empfängt seinen Inhalt nicht wie etwa das Weihnachtsfest durch die Geschichte, sondern es wird von jedem, der da eingesegnet wird, gefeiert als ein Abschnitt seines eigenen Lebens. Er übernimmt von nun an in gewissem Sinne mehr Verantwortung für sich selbst. Diese Eigenart des Festes bringt es mit sich, daß auch der Gabentisch am Palmsonntag eine andere Bedeutung erhält als der am Heiligen Abend. Zu Weihnachten wollen wir mit unsern Geschenken vor allem eins: Freude machen. Das Geschenk zur Einsegnung will freilich auch erfreuen, aber nur so, wie schließlich alles Schenken von dieser Absicht getragen ist. Darüber hinaus dient es einem besonderen Zwecke, der eben durch die Einsegnung bestimmt wird: es soll zugleich etwas bedeuten für das Leben des Beschenkten, es soll für ihn von bleibendem Werte sein. Was nur dem Spiel oder flüchtiger Freude dient, erscheint als zu leicht, das Geschenk, und sei es noch so unscheinbar, soll innerlich etwas wiegen. Im besten Fall: es soll ein Schatz fürs ganze Leben sein, im schlechtesten: es soll immer noch so sein, daß es für den Beschenkten von dauerndem Nutzen ist. Dazu ist gar nicht nötig, daß er sofort eine Verwendung dafür hat. Es ist also bei einem Buche oder Bilde nicht nötig, daß er es schon als Vierzehnjähriger ganz begreift. Aber sicher muß sein, daß er es einmal brauchen und verstehen wird, daß es ihm einmal irgendwie im Leben helfen wird.

Daraus geht hervor, daß man nicht durchaus nur etwas „Frommes“ schenken müsse. Gewiß, die Einsegnung ist ein kirchliches Fest. Deshalb wird man darauf halten, daß bei diesem Feste die Religion als Lebensmacht gewürdigt werde. Aber es würde geradezu ungesund sein, darüber das Weltliche zu vergessen. Früher pflegte man, soweit es sich nicht gerade um Gegenstände des praktischen Gebrauches handelte, besonders nach religiöser Literatur und Kunst zu greifen. In den letzten Jahren ist das bei weitem nicht mehr so ausschließlich der Fall, aber die religiösen Sachen beherrschen zur Zeit der Einsegnung noch immer die Auslagen der Buchhändler vorwiegend. Das Gesangbuch ist noch immer das häufigste Geschenk. Sein Inhalt ist für die einzelnen Landesteile vorgeschrieben, daran läßt sich nichts ändern. Aber gegen die krasse Geschmacklosigkeit der Einbände sollten sich die Käufer kräftiger wehren als bisher. So große Fortschritte wir auf dem Gebiet der Büchereinbände seit zwei Jahrzehnten gemacht haben, bei den

Unter uns

Digitized by Google

Gesangbüchern ist davon am wenigsten zu spüren. Findet man im Buchladen nichts anderes als schwarzes Leder oder schwarzen Kaliko mit Goldpressung und Goldschnitt, so erwerbe man das Buch lieber roh oder geheftet und besorge sich einen der Teubnerschen Einbände dazu oder lasse das Buch vom Buchbinder nach eigenen Weisungen binden. Zum Gesangbuch gehört die Bibel. Die kann man mit dem alten Luthertext jetzt in einer Anzahl schöner Ausgaben haben. Von den neuen Bibelübersetzungen, welche die Ergebnisse der modernen Textkritik berücksichtigen, ist in erster Linie zu nennen die von Kautzsch und Weizsäcker (Mohr, Tübingen). Unsre gebildeten Familien sollten sich aber heute an dem Bibeltext allein nicht mehr genügen lassen, denn wenn ein Buch Erläuterungen braucht, so ist es die Bibel. Und unsre Theologie hat erläuternde Ausgaben geschaffen, welche die weiteste Verbreitung verdienen. Für die altgläubige Richtung kommt in Betracht das „Neue Testament" von Bernhard Weiß (Hinrichs, Leipzig, 12 Mk.), für die sogenannte liberale die von dessen Sohn Johannes Weiß herausgegebenen „Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt" (Vandenhoeck & Ruprecht, 17 Mk.). Im gleichen Verlag erscheinen jetzt in ähnlicher Weise die „Schriften des Alten Testaments".

Andachtsbücher zu schenken, davon ist man mehr und mehr zurückgekommen, und mit Recht. Die Jugend liest nicht gern Predigten, weder kurze noch lange, und für später — in einer Zeit tiefgreifender religiöser Wandlungen veralten erbauliche Betrachtungen gar leicht. Mir ist von allen solchen Sammlungen die liebste Naumanns „Gotteshilfe" (Vandenhoeck & Ruprecht, 6 Mk.). Das Buch gibt über den Unterschied der „Richtungen" hinweg tiefe Anregungen allen, denen Religion etwas ist, es wird noch lange lebendig sein. Gottfried Traubs kurze, kraftvolle Andachten (Aus suchender Seele, Buchverlag der Hilfe, 4 Mk.) ragen durch ihre ethische Eindringlichkeit hervor, der Altgläubige aber vermißt in ihnen gewisse Seiten der Religiosität, die ihm besonders wertvoll erscheinen. Weit häufiger als erbauliche und anregende Schriften kommen zu Ostergeschenken die Werke unsrer großen religiösen Lehrer und Erzieher in Betracht. Augustins Bekenntnisse ganz zu lesen, ist nicht jedermanns Sache; die gekürzte Übersetzung von Else Pfleiderer aber sollte man kennen (Vandenhoeck & Ruprecht). Daß Luther in den Bibliotheken und Gelehrtenstuben den Schlaf der Jahrhunderte schläft, ist ein Schade für die evangelische Kirche, für unsre Sprache und für unser ganzes Volkstum. Wieviel mehr würde es „eine Lust zu leben" sein, wenn Luthers „Zorn der freien Rede" noch heute die Herzen empörte und den Willen stählte mit der herben Kraft seiner ehernen Sätze. Daß er doch wieder lebendig würde! Neben der großen zehnbändigen Luther-Ausgabe von Köstlin (Heinsius Nachf., 35.60 Mk.) gibt es eine einbändige Auswahl zu 4 Mk. von Boehmer (Deutsche Verlagsanstalt) und eine zweibändige von Neubauer (Waisenhaus, Halle, 5.60 Mk. geheftet). Aber „die" Luther-Ausgabe, die das deutsche Haus braucht, es dürften auch alte Holzschnitte darin sein, die gibt es immer noch nicht. Schleiermacher, der die alten Formen der Religion mit dem Geiste des philosophischen Idealismus er-

Digitized by Google

füllte, kann man nur denen schenken, die wissenschaftliche Bildung erhalten werden — es läge aber im Interesse der protestantischen Kirche, daß man ihn wenigstens in diesen Kreisen besser kennte. Vor allem verdienen zwei Schriften von ihm Verbreitung: die Reden über die Religion (beste Ausgabe die von Otto bei Vandenhoeck & Ruprecht, 2 Mk.) und Monologen (beste Ausgabe von Schiele in der Philosophischen Bibliothek, 1.90 Mk.). Schleiermachers herrliche Briefe jedoch sollten in allen gebildeten protestantischen Familien eine Stätte haben. Vorzüglich ist die Auswahl von Rade bei Diederichs (6 Mk.).

Früher wurde zur Zeit der Einsegnung eine gewaltige Menge religiöser Lyrik umgesetzt, aber freilich so gut wie nie gelesen. Glücklicherweise verschwinden die „christlichen Vergißmeinnichte“ und die kitschigen Anthologien allmählich. In den letzten Jahren haben sich ein paar ernsthaftere Sammlungen an ihre Stelle gesetzt. Am reichhaltigsten ist der „Heilige Garten“ von Rudolf Günther (Salzer, Heilbronn, 3 Mk.). Das Buch zeigt in der Form stark den Einfluß des „Hausbuchs deutscher Lyrik“, das ja auch seinerseits in diesen Tagen sehr viel verschenkt wird. Knodts Sammlung „Die Gott suchen“ (Beck, München) will einen Überblick über die Entwicklung der religiösen Stimmung in der Dichtung geben, leidet aber unter dem formalen Grundsatz, von jedem aufgenommenen Dichter, sei er bedeutend oder unbedeutend, immer nur ein Gedicht zu bringen. Ein abgerundetes kleines Werk ist Martin Langs „Dom“ (Moerike, München, 2 Mk.), es ist durchweht von einheitlichem Geist: kraftvolle gotische Gottinnigkeit. Für den, der Luthers Kirchenlieder im Urtext lesen will, sei hingewiesen auf die Ausgabe in Lietzmanns „Kleinen Texten“, die geheftet nur 60 Pfg. kostet. Paul Gerhardts Lieder gibt es in mehreren guten Ausgaben. Wir erinnern an die Auswahl mit Bildern von Rudolf Schäfer bei Schloeßmann in Hamburg (5 Mk., und Auszug als Volksausgabe für 60 Pfg.).

Die Einsegnung bedeutet über die kirchliche Feier hinaus den Eintritt ins Leben oder wenigstens eine höhere Anteilnahme an Dingen, die jenseit des engen Kreises der Familie liegen. Auch diese weltliche Seite des Festes wird ja in den Geschenken zum Ausdruck gebracht. Als Führer ins Leben bieten sich an die beiden Bände „Schaffen und Schauen“ (Teubner, Leipzig, je 5 Mk.). Jeder Band ist in sich abgeschlossen. Der erste führt ein in den mächtigen Bau unsres Staates, unsrer Volkswirtschaft und des öffentlichen Lebens, der zweite in die großen Fragen des menschlichen Daseins. Man wird mit einzelnen Ausführungen dieses oder jenes Verfassers nicht einverstanden sein, aber das Werk als Ganzes ist empfehlenswert. Geben diese Bücher praktische Belehrung, so will ein anderes in Form einer Anthologie von Poesie und Prosa auf die Gesinnung wirken: „Im Wanderschritt des Lebens“ (Voigtländer, Leipzig, 5 Mk.). Auswahl und Anordnung sind recht glücklich. Für den jungen Handwerker hat Höfle im katholischen Volksvereinsverlag München-Gladbach einen ausgezeichneten, interkonfessionellen „Handwerkerkompaß“ (75 Pfg.) herausgegeben. Als „Mitgabe für die Lehrzeit“ ist sehr geeignet: Lange, „Werde ein Mann“ (Spamer, Leipzig, 2 Mk.).

Digitized by Google

Staatsbürgerliche und geographische Werke über Deutschland sollten bei der Auswahl der Geschenke mehr berücksichtigt werden, als üblich ist. Wir erwähnen nur: Pohlmanns Laienbrevier der Nationalökonomie (Voigtländer, 2.40 Mk.) und Ratzels Deutschland (Reimer, Berlin, 3.60 Mk.). Und warum schenkt man dem jungen Staatsbürger nicht ein Bürgerliches Gesetzbuch oder die deutsche Reichsverfassung, Bücher, die er später doch zur Hand haben muß?

Die Einsegnung bietet ja gerade eine gute Gelegenheit dafür, Werke zu verschenken, die man oft gebraucht und oft vermißt, da man nie „dazu kommt", sie sich zu erwerben. Ich denke dabei an gute Lexika, an sprachliche sowohl wie an solche für einzelne Wissenschaften, vor allem aber an Kartenwerke. Der Andreesche oder Stielersche Handatlas dürfte nicht nur große, sondern auch dauernde Freude erregen. Für kleinere Verhältnisse reicht ein Auszug aus dem Andree, der Volks- und Familienatlas von Velhagen und Klasing (12.50 Mk.). Leider wird seine Brauchbarkeit durch das Fehlen eines Ortsregisters eingeschränkt. — Allgemeine Literatur- und Kunstgeschichten sollte man nur denen schenken, die sich einmal mit dem Studium dieser Gebiete näher befassen wollen. Es ist eine irrige Meinung, daß der, welcher lediglich nach erhöhtem Kunstgenuß strebt, von solch einer „Geschichte", und sei sie noch so gut, irgendwelchen wirklichen Nutzen habe.

Klassikerausgaben aber gehören zweifellos zu den gehaltvollsten Geschenken. Wer Rücksicht auf das Alter des Beschenkten nehmen will, wird zunächst nach Uhland oder Schiller greifen. Körner sollte allmählich durch Ernst Moritz Arndt verdrängt werden. Goethe, der in jede Bücherei gehört, wird immer willkommen sein. Man sollte aber dabei Goethes Gespräche mit Eckermann nicht so oft vergessen, von denen eine sehr schöne billige Ausgabe zu 5 Mk. im Inselverlag erschienen ist. Matthias Claudius verdient mehr Aufmerksamkeit, als ihm meist zuteil wird. Es gibt eine gute Auswahl mit prächtigen Bildern von Rudolf Schäfer für 5 Mk.: „Vom Wandsbecker Boten" (Schloeßmann, Hamburg).

Wer religiöse Bilder schenken will, sei hiermit auf die neuen Michelangelo-Mappen des Kunstwarts hingewiesen. Auch die Mappen mit Bildern von Ludwig Richter, Steinhausen, Uhde kommen in Betracht. Eins aber sollte man häufiger tun: aus der Fülle billiger guter Kunstblätter, die jetzt zu haben sind, selbst eine Sammlung zusammenstellen und vom Buchbinder eine Mappe dazu anfertigen lassen. Man gewinnt selbst etwas bei dieser angenehmen Arbeit und macht andern eine ganz persönliche Freude damit: steckt doch etwas vom Geist des Gebers darin.

Diese knappen Anregungen mögen einstweilen genügen. Auf viele Einzelfragen wird der Literarische Ratgeber des Dürerbundes Antwort geben. Wir hoffen, die längst beabsichtigte Liste von Geschenken zur Einsegnung im nächsten Jahre endlich herausbringen zu können. Der Dürerbund beschäftigt sich ja besonders gern mit „Geschenkkultur". Er bittet auch seine Volkskalender „Gesundbrunnen" und sein „Heb mich auf!" recht oft den jungen Leuten mit auf den Gabentisch zu legen.

Wilhelm Stapel

Digitized by Google

Wach bleiben

Das Menschenleben ist eine fortgehende Schule. Der Staatsmann wie der Bauer muß jeden Morgen die Erfahrungen von gestern sammeln, das Verbrauchte umwenden und erneuern; unsre Seele muß, wenn sie nicht verkommen will, jeden Tag ihre Wäsche wechseln. Der moralische Mensch hat so gut seine Respiration wie der physische, und nur durch diese bleiben wir lebendig. Wir bleiben nicht gut, wenn wir nicht immer besser zu werden trachten, und zu diesem Zwecke bedarf es nicht einmal des Gedankens der Unsterblichkeit; schon für diese sechzig oder siebenzig Jahre müssen wir immerwährend wach sein, wenn wir für ihre Dauer glücklich, das heißt gut bleiben wollen.

Gottfried Keller

Unsre Bilder und Noten

Wenn wir heute auch nur ein Bildnis des bis zu seinem Tode „verschollen“ gewesenen Rembrandtdeutschen als das erste weitergeben könnten, das von diesem so tausendfach besprochenen Manne überhaupt in die Öffentlichkeit kommt, so wäre das schon eine merkwürdige Sache. Aber wir können dank seinem Freunde und Kunstgenossen Momme Nissen heute drei Bildnisse Langbehns und eines seiner Hand veröffentlichen. Damit zugleich aber kommen zwei bisher vermißte Werke des großen Leibl und ein verlorenes von Karl Haider zum ersten Male aus dem Verborgenen ans Licht, während man von Thomas „Philosophen mit dem Ei“ nicht wußte, daß es Langbehn darstellt. Ich glaube, die Leser verstehen, wenn wir uns unter diesen besonderen Umständen kunstkritischer Betrachtungen über diese Werke heute enthalten, um nur die Worte der Pietät wirken zu lassen, mit denen Nissen diese Schätze darbietet. Die Reproduktion war teilweise sehr schwierig, weil wir nur bei dem Thomaschen Bildnis und bei Leibls Hand nach den Originalen arbeiten konnten. Von Haiders Zeichnung ist nur eine Photographie erhalten, während sich der Eigentümer des Leiblschen Bildnisses von ihm nicht trennen wollte. Die drei Blätter nach Leibl und Thoma sind in Gravüre hergestellt.

Zu den Bildern nach Kampmann und Braune ist kein Begleittext an dieser Stelle nötig, weil sie in dem besondern Beitrag „Zeichnung und Griffelkunst“ besprochen werden.

Die Beilage mit Bildern über Städtebau begleitet ebenfalls einen Rundschauaufsatz.

Bis in die graue Zeitenferne zurück reichen Balladen, die Verbrechen besingen, die in ihren psychologischen Gründen geheimnisvoll, die Phantasie des Volkes erregten und beschäftigten. Heute weiß man, daß es sich um krankhafte, sogenannte perverse Anlagen des Seelenlebens handelt. Eine solche uralte Sage vom Frauentöter ist bei allen germanischen Stämmen verbreitet. Bei den Normannen und Nordfranzosen ist er als „Blaubart“ bekannt. Bei den Niederländern heißt er Halewyn, bei den Deutschen meist Ulrich, Ullinger oder Alleger. Er ist ein Ritter, der mit zauberischem Sang edle Jungfrauen betört, sie zur Flucht aus dem Vaterhaus verlockt oder mit ihnen Hochzeit macht, um sie dann im Walde zu töten. In andern Fassungen weiß ihm die Jungfrau im

Digitized by Google

letzten Augenblick durch eine List zu entrinnen. Die hier gegebene Fassung stammt aus Siebenbürgen. Einzelne Stellen des Textes bedürfen der Erklärung. Strophe 6 scheint verderbt zu sein. Vielleicht stand ursprünglich „Stab“ statt „Pfahl“ als Reim auf „Grab“, doch ist auch bloße Assonanz im Volkslied nicht ausgeschlossen. Thorenburg ist der Sitz der siebenbürgischen Wojwoden. Man hat also die Rheinsage in Siebenbürgen lokalisiert. Strophe 8 „Gehren“ erklärt Böhme als einen Bestandteil der männlichen Kleidung im Mittelalter. Es kann aber auch die Mehrzahl von „Gehr“ = Speer gemeint sein. Strophe 9 fehlen die beiden letzten Verse der Strophe, die zur Wahrung des Zusammenhanges aus der Situation heraus ergänzt wurde. Die allerletzte Zeile des Liedes lautet im Original: „Es tut auch recht zur Sühne gut.“ Der Bearbeiter hat diesen Satz im Sinne schärfer zugespitzt, als ein reuiges Schuldbekenntnis des Unholds. Über den musikalischen Teil der Bearbeitung möge der Aufsatz „Vom deutschen Liedergesang“ nachgelesen werden. Die Figurationen von der zweiten Strophe an sind natürlich sehr diskret zu behandeln. Erst mit dem Maße, wie die Spannung wächst, nimmt auch das Klavier an den Geschehnissen gesteigerten Anteil. Die wuchtigen Unisonogänge der zehnten Strophe sollen den Eindruck eines furchtbaren, haarsträubenden Vorgangs hervorrufen.

Zum freundlichen Ausgang bietet unsre Notenbeilage fünf der Wildbacher Ländler von Franz Schubert. Erhalten hat sich bloß die Melodie der Primgeige. Das Ganze war ursprünglich wohl für zwei Violinen und Baß geschrieben (Datum: 13. Feber 1816) und wurde vom Komponisten vermutlich im Herbst 1827 der Familie Pachler geschenkt, die ihn auf ihrem Schloßgut Wildbach damals beherbergte. Die Einrichtung für Violine mit Klavier hat Paul Ottenheimer eigens für den Kunstwart besorgt. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

WILHELM LEIBL: LANGBEHNS HAND

Digitized by Google

Digitized by Google

KARL HAIDER

AUS DEM KUNSTWART

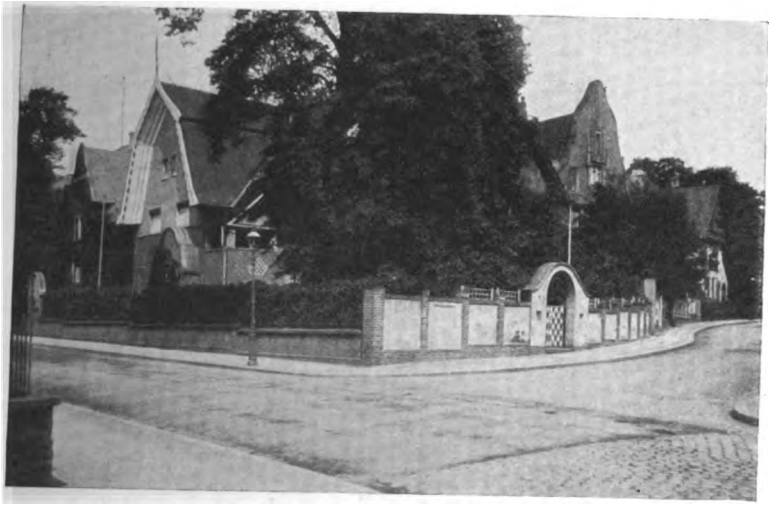
Digitized by Google

LIBRARY
OF TH
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

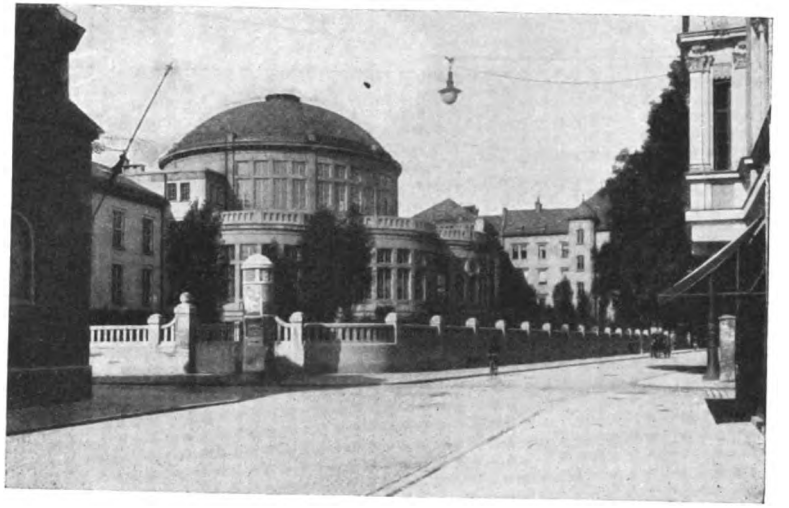
Digitized by Google

Nördlingen, Schäfflersmarkt mit Georgskirche. Die Schönheit der Situation beruht hier einzig in ihren köstlichen „Relationen“. Wodurch werten sich hier die Grössenverhältnisse des Flächenbildes um in Grössenverhältnisse der Tiefe? Die Fenster der Häuser sind von fast einheitlicher Ausmessung, der Masstab im Vordergrund ist so der gleiche wie im Mittelgrund, das dreigeschossige Haus wächst in seinem Grösseneindruck über die vorderen zweigeschossigen. Dann ist das Deckungsmaterial der Dächer, die alle eine annähernd gleiche Winkelneigung haben, einheitlich. So vermag das Auge nach dem immer feiner werdenden Liniennetz dieser Dachflächen ihre Entfernung abzuschätzen und damit auch ihre wirkliche Grösse. Es läuft von kleinen Dachflächen in die Tiefe über immer grössere, bis es schliesslich auf dem überragenden Dache der Georgskirche ausruht. Man nimmt endlich die Baukörper der zwei- und vierachsigen, mit vielen Querbändern geteilten Häuschen auf und wird überwältigt von der Masse des Turmes, der in strebenden Abschnitten knapp gegliedert hochsteigt.

Digitized by Google

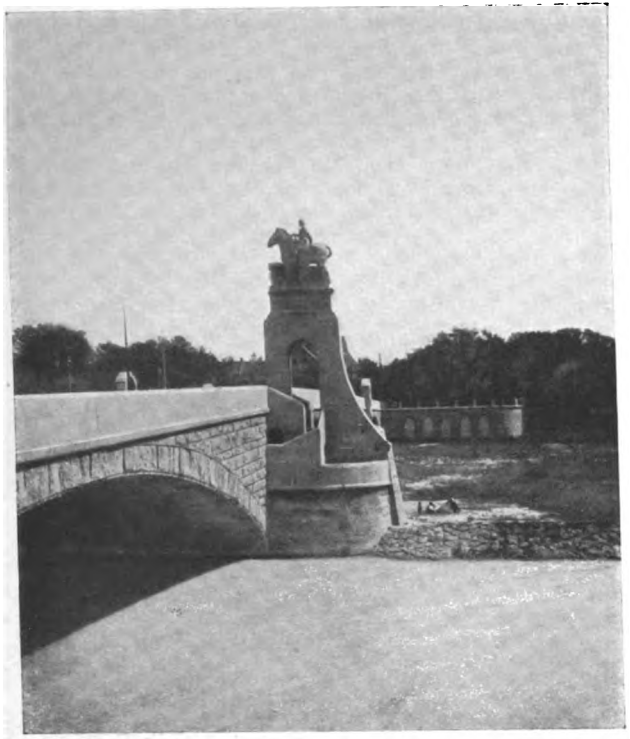


Darmstadt, Aus der Künstlerkolonie. Der Gartenmauer in der Theaterstrasse von Würzburg wird hiermit eine Garteneinfassung gegenübergestellt, die sich pretentiös als künstlerische Leistung gibt. Man wende nicht ein, dass es sich um offene Bebauung handele, bei welcher der Gartenmauer eine ganz andere Aufgabe zufalle. So eng ist der Vergleich nicht zu nehmen. Hier soll nur gezeigt werden, wie Zerfahrenheit und Zusammenhanglosigkeit der einzelnen Häuser in der Umrahmung des Grundstückes sich ausdrücken, so dass eine grössere Einheitswirkung unmöglich wird: Individualismus bis ins letzte auf Kosten der Gesamtheit. Die Zaunbildung in der Darmstädter Künstlerkolonie gibt ein Beispiel für die übliche Einfriedigung der Vorgärten.



München, Neue Anatomie. Nicht die einheitliche Bepflanzung der Vorgärten ist notwendig, wohl aber gegen die Strasse ihre gleichmässige gut sehbare Einzäunung, denn diese soll als äusserste Grenze das Grundstück zusammenhalten und absetzen gegen den Strassenraum. Wie leicht das zu erreichen ist, in München. Trotzdem das ausdrucksvolle Gebäude von der Strasse zurückgezogen ist, wird die Einheit des Grundstückes gewahrt, die Strasse gegen das Gebäude abgesetzt Die ungewöhnliche Klarheit solcher Verhältnisse tut unserem Raumempfinden ausserordentlich wohl. Die Bilder rechts und links bieten zugleich ein Beispiel der Klärung der architektonischen Absichten seit dem Darmstädter „Dokument deutscher Kunst".

Digitized by Google



München, Wittelsbacher Brücke. Brücken eignen sich vortrefflich für Monumentplastik, insbesondere für Reiterdenkmale, deren Flankenansichten die sprechendsten sind. Hier sind Brücke und Monument, obgleich der Sockel sehr mächtig erscheint und die erleichternde Bogendurchbrechung nicht immer wirksam ist, trefflich zusammen empfunden.

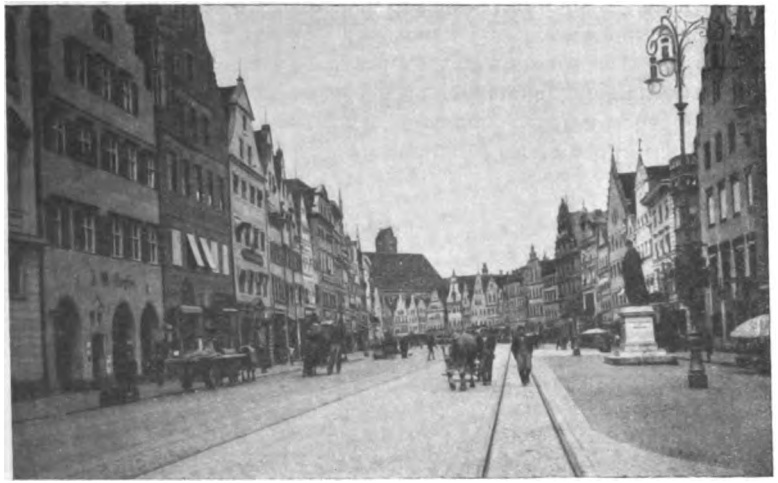
Rothenburg o. d. T., Marktplatz nach einem Gemälde von Herlin 1466. Eine alte Ansicht des Marktplatzes von Rothenburg zeigt den Platz vor Erbauung des neuen Rathauses. Dieser breite, mit sichtlicher Freude dargestellte Ausblick, ebenso die breit einmündende Herrengasse lassen erkennen, dass man sich um die Geschlossenheit der Wandungen damals noch nicht bemühte, der Raumeindruck wird nur durch die bedeutenden Architekturen zusammengehalten. „Die bewundernswerte Fähigkeit der alten Stadtbaukunst zeigt sich nun darin, dass sie jedes Neue in die bestehende Situation ohne Dissonanz einzufügen versteht, dass sie sicherstes Gefühl für die zeitliche Form und ihre Konsequenzen im einzelnen besitzt und sie mit dem Vorhandenen zusammenwägt.“ Der Neubau des Rathauses (erst 1575) stellt das Uebergewicht dieses Platzes über die andern der Stadt fest.

Digitized by Google

Berlin, Ansicht des Domes vom Platz am Opernhaus. Wieder hat unsre Zeit durch einen grossen Bau den architektonischen Zusammenhang gesprengt. Der neue Dom verweigert die Verpflichtungen, denen jedes neue Gebäude seiner Umgebung gegenüber sich zu unterziehen hat, wenn diese Umgebung wertvoll ist. Hier sind die Proportionen und das Zusammenmass der besten Bauten von Schlüter und Schinkel, die Berlin besitzt, für immer zerstört. Ueberdies zeigt der Blick auf den Dom vom Opernhause her, hier, wo die Lage nach einem achsialen Durchblick geradezu drängte, dass für die eigene Wirkung des Doms einfachste Grundforderungen nicht beachtet sind und dass seine Ansicht mit — einer Bedürfnisanstalt, einer Anschlagsäule und einer Sodawasserbude verstellt ist. Man hat das gefühlt und neuerlich durch Anlage einer unterirdischen Latrine eine Verbesserung vorgenommen, aber doch nicht den Mut gehabt, wenigstens mit diesen Dingen gänzlich aufzuräumen.

Regensburg, Alter Kornmarkt. Umgekehrt lassen sich durch massvolle Flächenbehandlung die verschiedensten Architekturen in ihrer Wirkung zu einer raumumschliessenden Platzwandung zusammenziehen. Als Beispiel dafür sei der Alte Kornmarkt (jetzt Moltkeplatz) von Regensburg abgebildet. Der Römerturm passt sich völlig in die Wandung ein, die Neubauten rechter Hand sind gut zugefügt, wie denn die heutige Stadtbaukunst Bayerns sich durch ihre ruhige und besonnene Art in Deutschland auszeichnet. Ist der Platzraum einmal bis zu einer gewissen Zone durch die rahmenden Architekturen gebunden, so wirkt es nur erfrischend, wenn wie hier an einer Stelle die gleichmässige Umrisslinie nach oben durchbrochen ist.

Digitized by Google



Landshut in Bayern, Altstadt. „Die einfassenden Giebelhäuser zerlegen die Wandung in lauter kleine Abschnitte, deren Wirkung durch bunte Farbigkeit noch gesteigert wird. Trotzdem vermögen sie den Raum zusammenzuhalten, denn die Häuserfluchten, die Zackung ihrer Silhouette ist bei aller Unruhe gleichmässig, es gibt keine Stellen in ihr, die das Auge ablenken und verwirren, und gern lässt es sich von dieser lustigen Bewegung in die Tiefe führen.“ Der Reiz der Strassenkrümmung (im Gegensatz zur nüchternen Geraden) ist hier evident. „Die Raumwirkung ist eine breite, behäbige, da die Tiefe sich für das Auge verkürzt und die höheren Bauten an beiden Enden (Kirche und Turm) sie noch zusammenschieben. Ein Teil der Strasse zeigt Laubengänge. Die einmündenden Gässchen sind schmal und gegen die Hauptstrasse mit einem Schwibbogen abgeschlossen, der zunächst konstruktiv als Verstrebung zwischen den gegenüberliegenden Häusern gedacht ist, dann zum Zusammenschluss der Fassadenfolge beiträgt.“

Ludwigsburg, Hintere Schlosstrasse. Die absichtliche Lockerung des Blocks führte früher nie so weit, ihn zu sprengen. In der Hintern Schlosstrasse von Ludwigsburg gegenüber dem Schlossgarten (und dies landschaftliche Moment ist für die freiere Entfaltung von Bedeutung) wechseln die Haushöhen, die Fluchtlinie zeigt Einsprünge, welche Vorgärten ergeben, die Einheit des Stils, nicht nur wie in mittelalterlichen Städten die Einheitlichkeit des Materials, bindet den Komplex vollkommen in sich. Nur zwei Formen treten stark in Erscheinung, der geschlossene Unterbau und das Mansardendach, ein Reichtum von selbst gut im einzelnen genutzten Details würde die Geschlossenheit der Wirkung lösen.

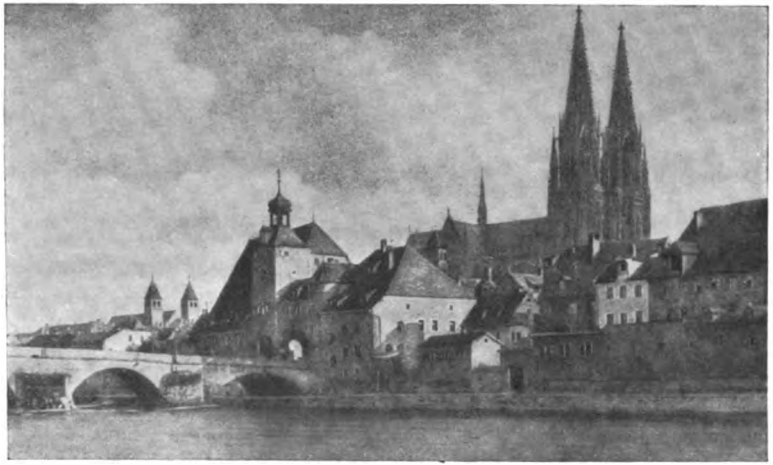
Digitized by Google

Würzburg, Theaterstrasse. Gleiche Verhältnisse und Dachbildungen, aber wechselndes Einzelwerk, das in seiner reicheren Behandlung den ersten Bau linker Hand als den bedeutenderen charakterisiert. Eine Gartenmauer, über die Wogen von Ranken wilden Weines fluten, führt als Abschluss das Simsband des ersten Geschosses durch und verbindet so innig die benachbarten Bauten. Der offene Zwischenraum lässt in der Perspektive das folgende Haus hervortreten, dessen Wirkung die Plastik seiner Erscheinung verstärkt. Ein leichter Knick dort, wo eine Strasse einmündet und ein Bruch natürlich wird, dann die Weiterführung des gleichen Motivs. Diese gleichmässige Behandlung der einzelnen Baublöcke erreicht für den Strassenraum eine wundervolle Einheitlichkeit. In dem Wirrwarr unserer Städte verlangt das Auge geradezu nach einer solchen, denn erst so zur Ruhe kommend, beginnt es die Feinheiten des architektonischen Zusammenhanges zu geniessen, Feinheiten, welche weit die lärmenden Effekte übertreffen, die es in modernen Strassen verarbeiten muss.

Bamberg, Regnitz mit alter Brücke. „Es schien infolge der gedrängten Umbauung des Brückenkopfes, dadurch, dass die Häuser tiefer wie das Brückenniveau wurzelten, wie wenn diese sich ihre Arme über den dahingleitenden Fluss entgegenstreckten."

Digitized by Google

Metz, Dom von der Mosel gesehn. Gegensätze räumlicher Masse sind in der Wirkung von Grössenverhältnissen die stärksten. Hier spricht nicht nur die Fläche in einzelnen Zonen hintereinander, nicht nur die gegen den Himmel sich zeichnende Silhouette, sondern die volle Wucht der Baumasse. Das kristallinische Gebilde des Metzer Domes steht, vom jenseitigen Moselufer gesehen, durch Flächen- und Farbenwirkung in eindrücklichem Gegensatz zu den Häusern längs des Ufers; doch erst der Vergleich der kubischen Verhältnisse, dieser vielen kleinen weissen Würfel, mit den entwickelteren, abgestrebten Massen des Domes, gibt seiner Erscheinung die überragende Bedeutung. — Es ist notwendig, dass Architekt und Publikum aufhören, den einzelnen Bau als ein in sich abgeschlossenes Gebilde zu betrachten. Jeder Bau hat eine Verpflichtung gegen seine Umgebung, gegen die gesamte Stadt, wie der einzelne gegen seine Familie.



Regensburg, Stadtsilhouette. „Die geringe Ausdehnung der alten Stadt lässt es zu, dass ihre Einheitlichkeit auch nach aussen in Erscheinung tritt in der geschlossenen Linie ihrer Silhouette, die die moderne Stadt verloren hat. Das Verlangen nach Grösse mancher Bauformen zu dieser Zeit wie der Kirchtürme erklärt sich zum Teil aus ihrer Wertung im Silhouettenbild. Wie sehr man die Erscheinung der Stadt als weittragendes Silhouettenbild schätzte, das bezeugen die vielen Stadtansichten auf Tafelbildern, während Ansichten der inneren Stadt in der deutschen Malerei selten sind."

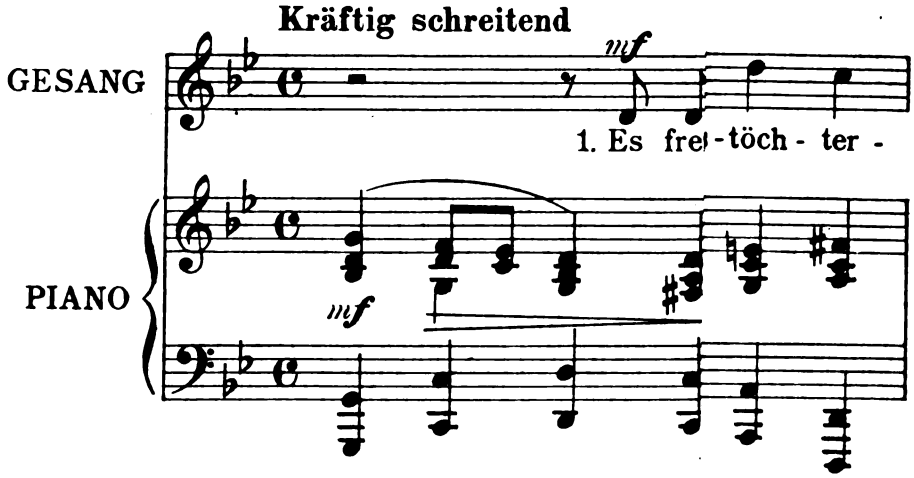
Digitized by Google

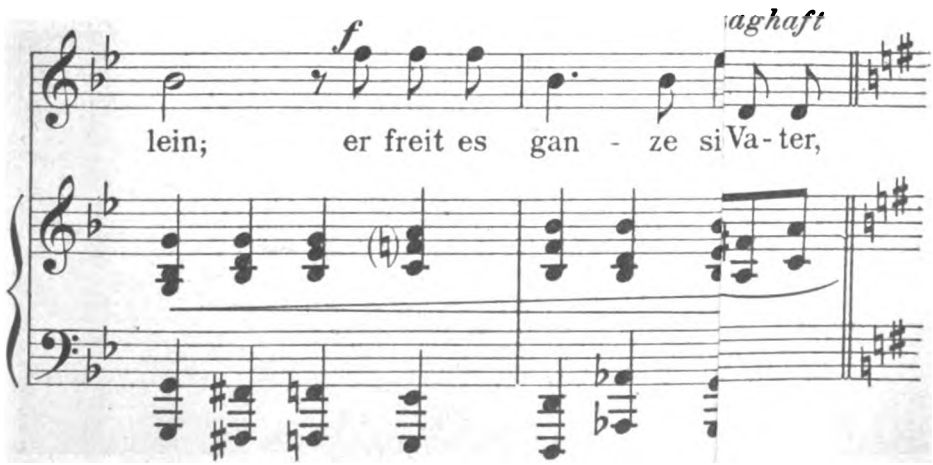
Dresden, Rampische Strasse. „Das Eckhaus, der harmonische Abschluss der Häuserzeile und gegen einen offenen Platz gehend die Frontansicht des ganzen Blocks, ohne jeden Aufwand sich darstellend. Unsere Zeit kommt kaum über stete Wiederholung eines Kuppelbaues hinaus, mit dessen Effekt man sparsam umgehen, ihn nicht an Strassenzeilen verschwenden sollte. Die Erscheinung der prachtvollen Kuppel der Frauenkirche ist so eindrucksvoll, weil ihr keine Konkurrenz gemacht wird, sie über einem ruhigen Sockel von Häusern schwebt."

Digitized by Google

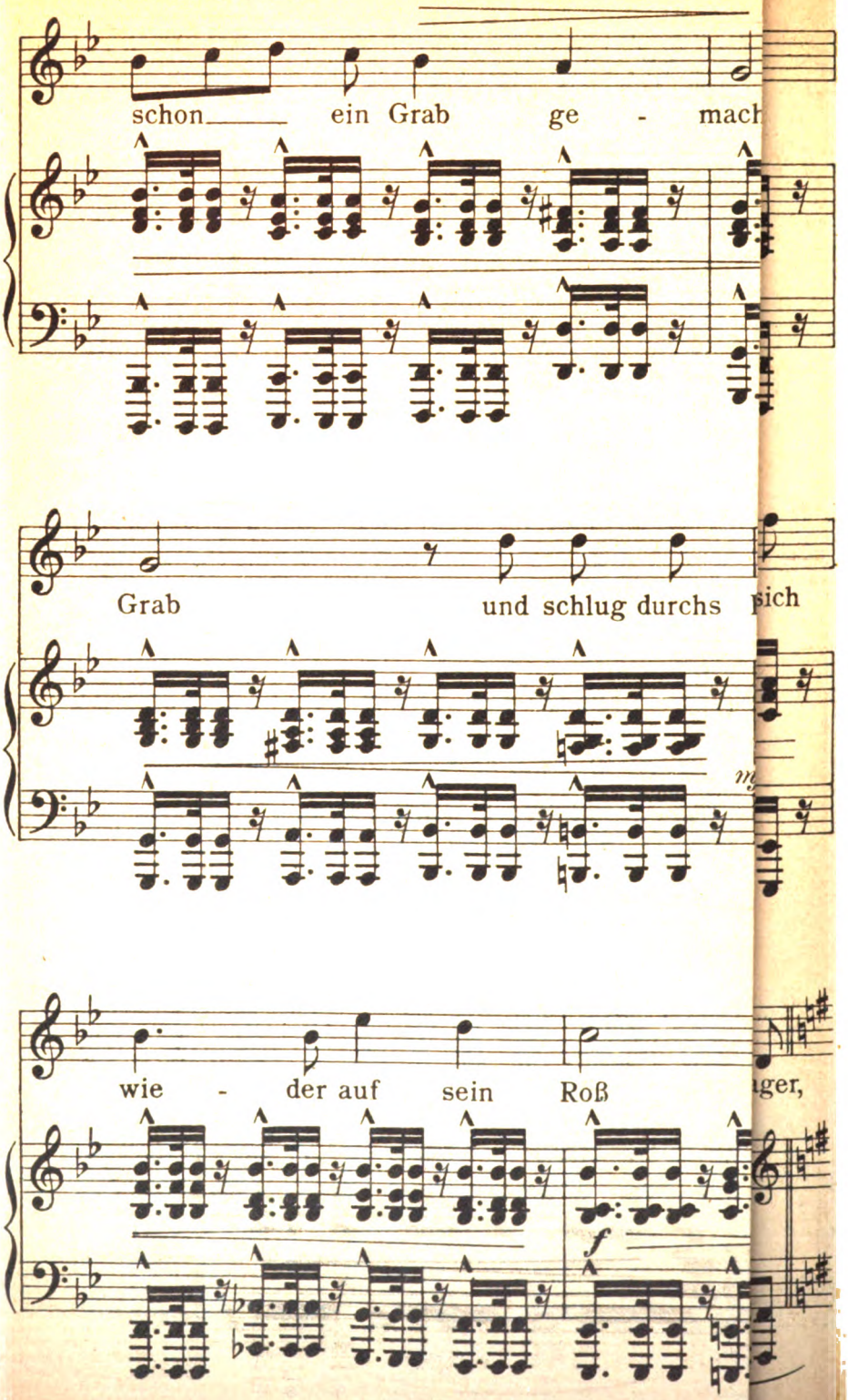
Mein

rbeitet von
ulius Boruttau

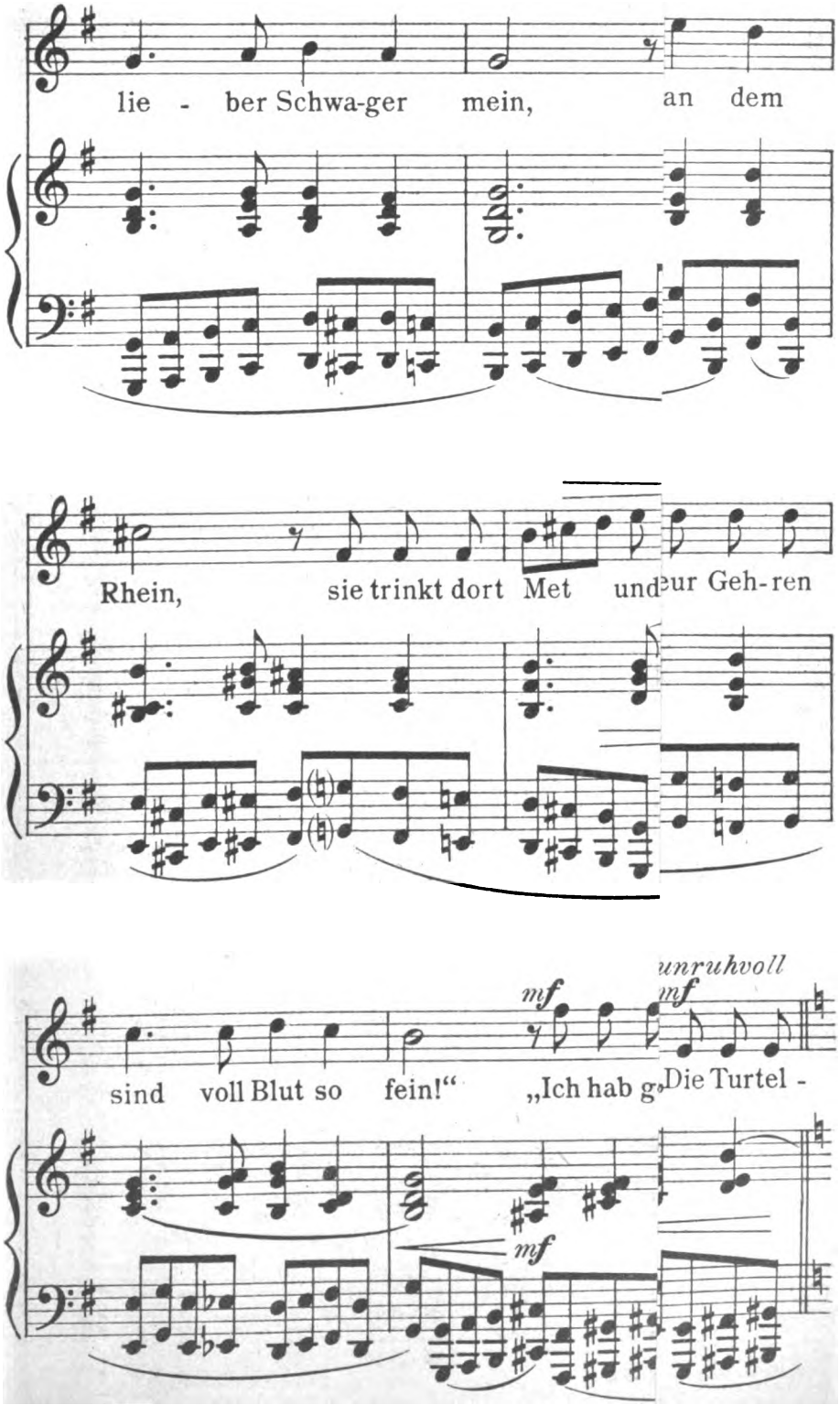




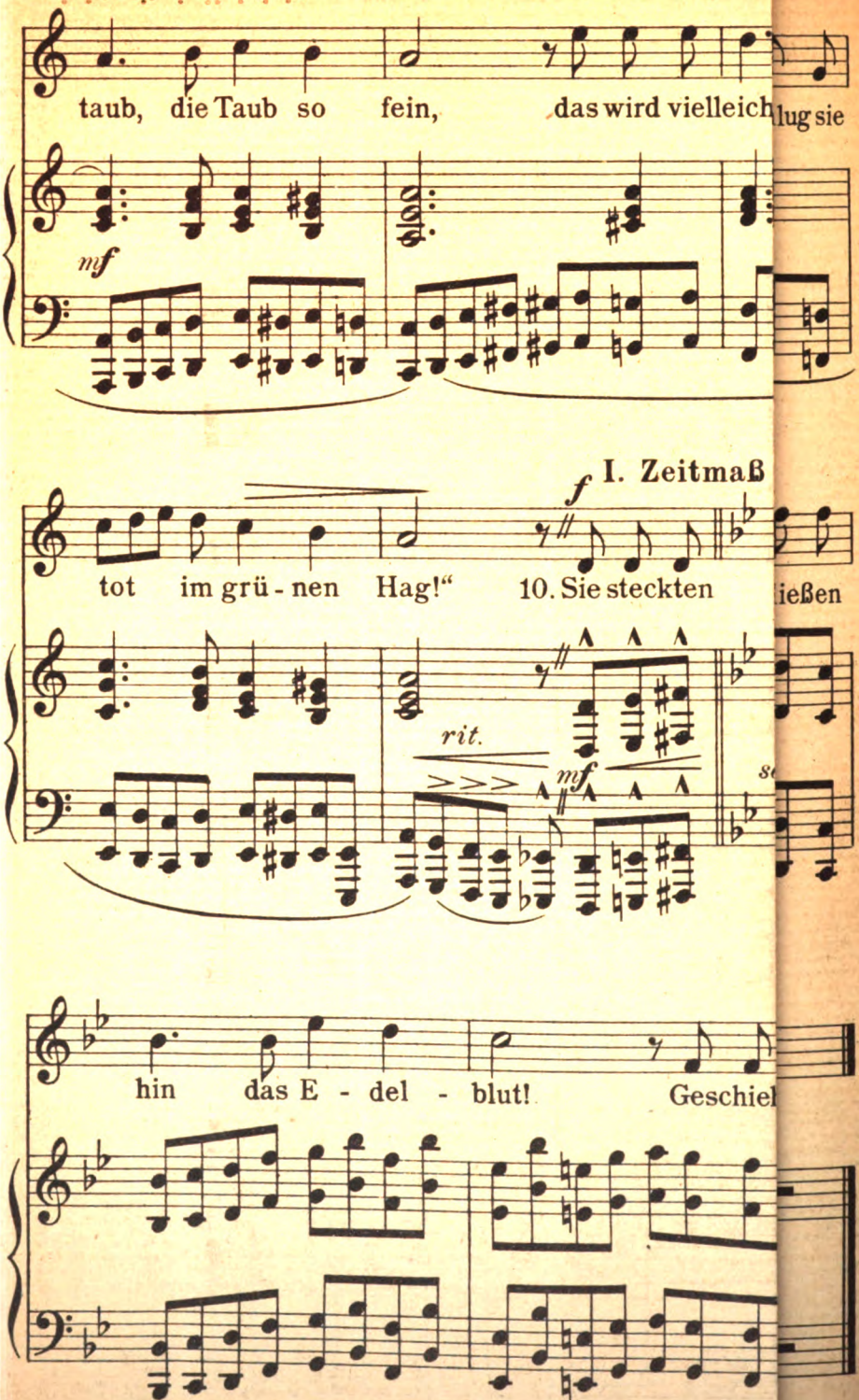
Digitized by Google



Digitized by Google



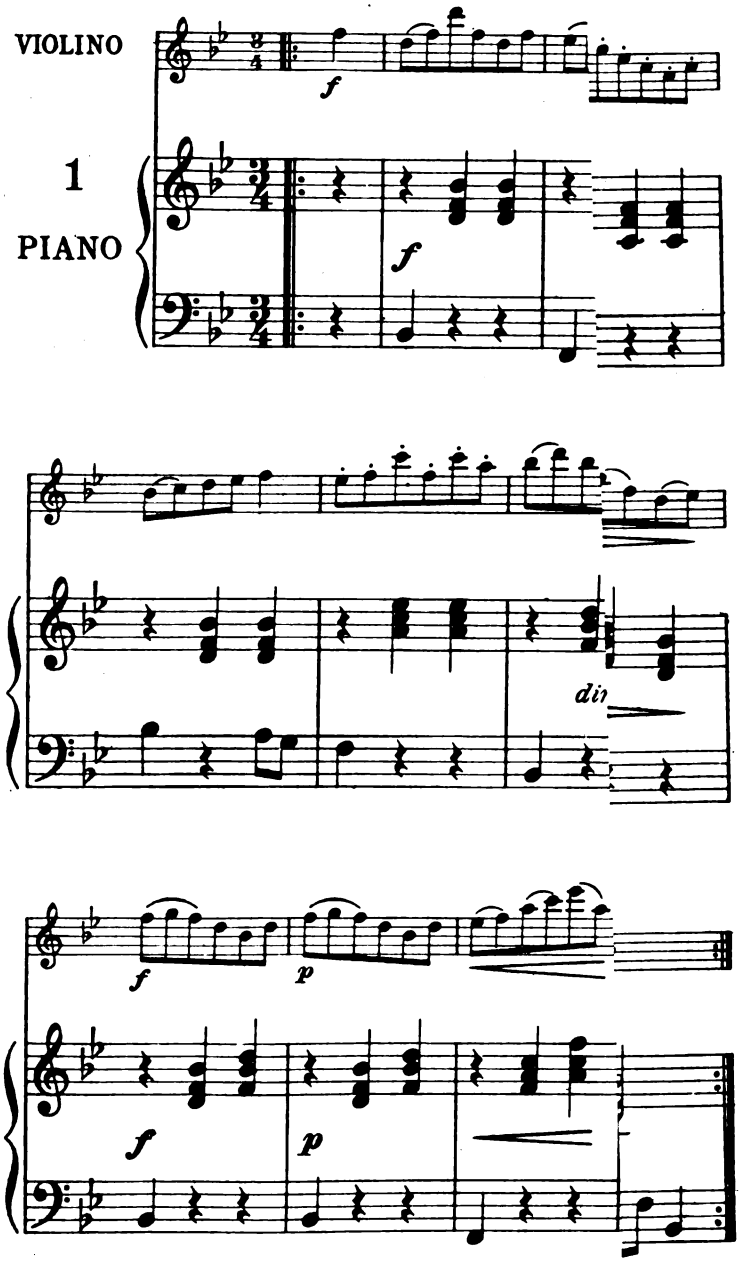
Digitized by Google



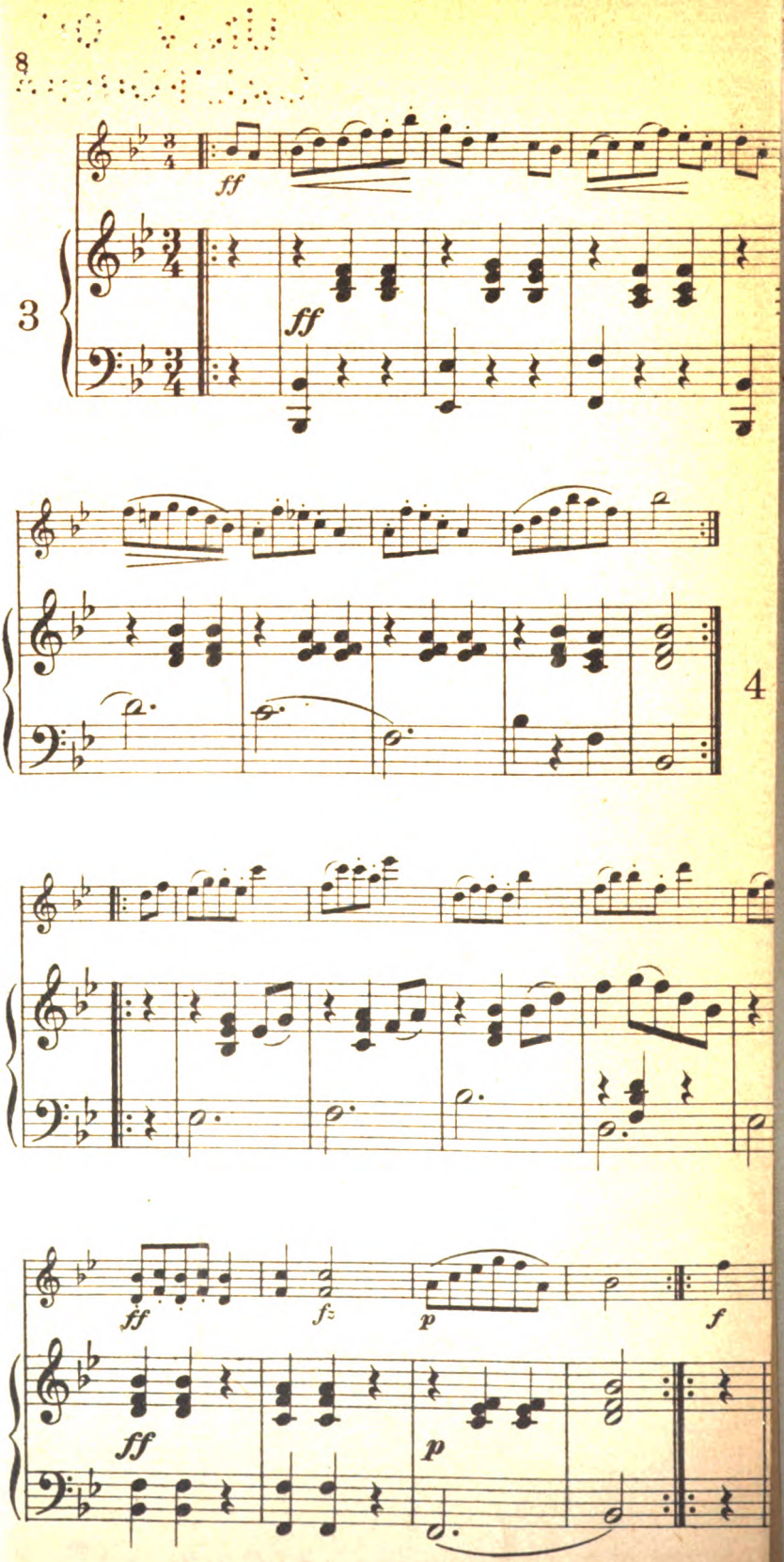
Digitized by Google

FRANZ SCHUBERT

DLER
NHEIMER



Digitized by Google



Digitized by Google